Schellings Werke

THE
SANDFORD FLEMING
LIBRARY
BAPTIST · DIVINITY · SCHOOL · BERKELEY
EIMI TOU ΘΕΟΥ ΜΟΣΧΟΥ
EX LIBRIS

BBDA

Schellings Werke

Münchner Jubiläumsdruck

Vierter Ergänzungsband

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/schellingswerke0004sche

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von

Schellings Werke

Nach der Originalausgabe
in neuer Anordnung herausgegeben

von

Manfred Schröter

Vierter Ergänzungsband

Persönliches, Nachlaß
1810-1850

C. H. Beck und R. Oldenbourg
München 1959

B
2853
A2
1927
suppl.
v.4

Photomechanische Reproduktion Ernst Wartelsteiner, München

BERKELEY BAPTIST DIVINITY SCHOOL
SANDFORD FLEMING LIBRARY

Inhaltsverzeichnis

des vierten Ergänzungsbandes

Seite

Vorwort von K. F. A. Schelling zum IX. (Orig.) Band VII

Anmerkungen zu den Gottheiten von Samothrake 1

Kleinere Aufsätze aus dem handschriftlichen Nachlaß 56

Clara oder über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch. Fragment 103

Spicilegium observationum in novissimam Arnobii editionem (Aus dem handschriftlichen Nachlaß) 213

Abhandlungen philologischen und mythologischen Inhalts. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß)

a) Ueber eine Stelle des Lucretius 263

b) Ueber eine Stelle Platons 273

c) Ueber eine Stelle im Homerischen Hymnus an Demeter 284

d) Ueber die arabischen Namen des Dionysos 288

e) Ueber das Alter kyklopischer Bauwerke in Griechenland 296

Reden in den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in München. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß)

a) Antrittsrede als Vorstand der Akademie der Wissenschaften . . 315

b) Eröffnungsworte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 29. März 1828 337

c) Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie am 27. März 1829 340

d) Aus einem Vortrag am Abend des Ludwigstages 1829 354

e) Aus dem Vortrag am einundsiebzigsten Jahrestag der Akademie 356

f) Schlußwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1830 359

g) Rede zum zweiundsiebzigsten Jahrestag der Akademie am 28. März 1831 361

h) Ueber Faradays Entdeckung, Rede am 28. März 1832 375

i) Vorwort zur öffentlichen Sitzung am 25. August 1832 389

45306

k) Rede zum fünfundsiebzigsten Jahrestag der Akademie am 26. März 1834 392
l) Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1834 403
m) Aus dem Schlußvortrag am 77. Jahrestag der Akademie, 28. März 1836 406
n) Eröffnungsrede in der Sitzung der Akademie am 25. August 1836 410
o) Aus dem Vortrag am 78. Jahrestag der Akademie 28. März 1837 413
p) Einleitungs- und Schlußworte zur öffentlichen Sitzung am 25. August 1838 416
q) Worte in der öffentlichen Sitzung am 27. März 1839 420
r) Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie am 24. Aug. 1839 423
s) Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1840 426
t) Eröffnungsrede zur Sitzung der Akademie am 24. August 1840 430
u) Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 27. März 1841 437

Vorrede zu einer philosophischen Schrift des Hrn. Victor Cousin . . 445

Worte zum Andenken des Freiherrn von Moll und Sylvestre de Sacys 469

Vorwort zu H. Steffens nachgelassenen Schriften 475

Vorbemerkungen zu der Frage über den Ursprung der Sprache. (Aus dem handschriftlichen Nachlaß) 503

Epigrammata. Gedichte und metrische Uebersetzungen. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß) 511

Vorwort des Herausgebers.

Der gegenwärtige Band bietet einen mannichfaltigen Inhalt von bisher entweder nicht oder nur wenig bekannten Produktionen Schellings dar. Zu den ersteren gehört das Gespräch über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt, von welchem, da sich im Manuscript kein Datum findet, nicht genau zu sagen ist, wann es entstanden sey. Wahrscheinlich in der Zeit von 1816 bis 1817. Nach den am Schluß des Manuscripts hinzugefügten Notizen war dieser kleinen Schrift eine künftige weitere Ausbildung zugedacht, es lag im Plan, vier Gespräche sich folgen zu lassen, entsprechend den vier Jahrszeiten; wobei das bereits Ausgearbeitete den Stoff der zwei ersten Gespräche (Herbst und Winter) enthalten und einiges in demselben, namentlich das über philosophische Gespräche S. 68 ff. Gesagte, viel weiter ausgeführt werden sollte.

Zu dem philosophisch Neuen in diesem Bande gehört ferner ein Vortrag in Erlangen, enthaltend eine der philosophischen Entwicklung selbst vorausgeschickte allgemeine Theorie der Philosophie. Die Vorlesung, aus welcher dieses Prolegomen genommen ist, vollständig drucken zu lassen, wäre zwar nicht unmöglich gewesen, schien mir aber weniger für diese Gesammtausgabe passend, als etwa für den Zweck einer ganz speciellen Darlegung der allmählichen Gestaltung des am Ende hervorgetretenen Systems. Ueber eben diese Vorlesung berichtet Platen in seinem Tagebuch und erwähnt des Eindrucks, den besonders eine S. 217 dieses Bandes vorkommende Stelle auf die Zuhörer gemacht habe.

Die kritische Arbeit über den Kirchenscribenten Arnobius in die Werke aufzunehmen, konnte schon deßhalb nicht ungeeignet erscheinen, weil sie, wie der Verfasser selbst (S. 266) sagt, mit seinen sonstigen, mythologischer Forschungen wegen unternommenen Studien zusammenhängt und insofern mit zu den Documenten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gehört. Außerdem aber liefert sie einen Beitrag zur Herstellung und zum Verständniß mancher Stellen eines Schriftstellers, von welchem bis heute anerkannt ist, daß er nicht aufgehört hat der Verbesserungen ex ingenio zu bedürfen. Einige von den Conjekturen sind durch ihr Zusammentreffen mit neuerdings aufgestellten in ihrem Werth bestätigt worden. Schelling hatte sich seiner Anmerkungen zum Arnobius auch später noch angenommen und den Wunsch gehabt, daß sie bei einer neuen Ausgabe desselben benutzt würden. Das lateinische Epigramm an F. A. Wolf S. 267, Anm. bezieht sich auf eine Aeußerung in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, S. 77 (Band V, S. 246).

Unter den Abhandlungen philologischen und mythologischen Inhalts, welche sich an die letztgenannte Arbeit anschließen, befinden sich die im Vorwort zur Philosophie der Mythologie, 2. Abth., Bd. 2, S. VIII erwähnten.

Die in den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in München von 1827 an gehaltenen größeren und kleineren Reden sind am Schluß dieses Bandes zusammengestellt worden, obgleich ein Theil derselben über den Zeitraum, welchen dieser Band umfaßt, hinausreicht.

Eßlingen, im Februar 1861.

K. F. A. Schelling.

Ueber die Gottheiten von Samothrake.

Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der bayerschen Akademie der Wissenschaften am Namenstage des Königs den 12. October 1815.

(Beilage zu den Weltaltern.)

Die Abhandlung selbst ist im Vierten Hauptband enthalten

Anmerkungen.

Jeder, der nicht Fremdling ist in Forschungen dieser Art, wird, auch unversichert, von selbst glauben, leichter und angenehmer hätte der Verfasser den Stoff der folgenden Anmerkungen in den Text selbst verarbeitet, als nun von ihm ausgeschieden. Aber etymologische Forschungen, und solche, bei denen es auf Vergleichung von Stellen und Worten alter Schriftsteller ankommt, eignen sich nicht für einen öffentlichen Vortrag, zumal vor gemischten Zuhörern. Den aus der Sonderung entstandenen Nachtheilen mußte also der Verfasser sich unterwerfen. Zuerst dem, daß manche Behauptung geradezu aufgestellt worden, die allmählich eingeleitet und aus den einzelnen hieher verwiesenen Untersuchungen Schritt für Schritt entwickelt leichter Eingang finden konnte. Sodann daß die Anmerkungen den Text überschwellen, ja mitunter wohl sich ganz unabhängig von ihm zu machen scheinen. In Bezug auf solche Fälle bemerke ich daher, daß manches angeführt werden mußte, das nicht der einzelnen Erklärung, sondern dem ganzen System von Erklärung zur Stütze dient, das hier zuerst angewendet worden. Einiges mußte insofern über den Text hinaus zu gehen scheinen, das doch wirklich nöthig ist, ihn zu begründen. Wer daher über das Ganze der Ansicht urtheilen will, wird um so weniger umhin können, den Anmerkungen ein eignes Studium zu widmen. Wenn auf die sprachlichen Erörterungen fast zu ängstlicher Fleiß verwendet scheinen sollte, so ist dem Verf. angenehmer, deßhalb getadelt als wegen des Gegentheils gelobt zu werden; denn solche Untersuchungen, wenn nicht mit Strenge und oft peinlicher Sorgfalt getrieben, sind gar nichts.

1) Samothrace — attollitur. Plin. N. Hist. IV, 23 p. 214 ed. Hard. Heutzutag Samothraki: den Mündungen des Hebrus und Lyſſus gegenüber, nahe am Eingang des Melaniſchen Meerbuſens. Als älterer Name ſoll nach Scholl. Apoll. Arg. v. 917 Leukoſia von Ariſtoteles erwähnt werden *ἐν τῇ Σαμοθράκης πολιτείᾳ*; als ſolchen geben nebſt Pauſanias Achaic. L. IV, p. 530 ed. Kuhn mehrere andere auch Dardania an. Ueber die Urſachen des angeblich ſpäteren Namens Samos finden ſich abweichende Erklärungen, die ſich zum Theil ſchon durch die homeriſche Erwähnung widerlegen. Das Wahrſcheinlichſte hat Strabo geſehen, Geogr. L. X, p. 457 ed. Paris., von der Höhe ihrer Berge haben dieſe ſowohl als die beiden anderen Samos den Namen erhalten, *ἐπειδὴ Σάμους ἐκάλουν τὰ ὕψη*. Er mochte dabei an *σῆμα* dor. *σᾶμα* denken: Bochart, Geogr. S. L. I, c. 8 leitet dieſelbe Bedeutung wahrſcheinlicher aus morgenländiſchen Wurzeln ab. Vergl. die Meinung einiger Ausleger zu Genes. 11, 4 und Münters Erklärung einer Inſchrift, die auf die Samothrak. Geh. Bezug hat, Kopenh. 1810. S. 29. Demnach würde der Name Samos ſchon den Zeiten angehören, da Phönikier dieſe Meere durchſchifften, und nur der Zuſatz thrakiſche das Spätere ſeyn, das zuſammengezogene Samothrake, das Homer noch nicht kennt (ſ. die Bemerkung in Hesych. II, p. 1148 ed. Alb. und Virgils Ausdruck: Threiciamque Samon, quae nunc Samothracia fertur) das Allerſpäteſte. Dieß iſt die Meinung der im Text ausgedrückten Stelle des Strabo in Exc. L. VII extr. *ἐκαλεῖτο δὲ ἡ Σαμοθράκη Σάμος πρίν*. Der Grund des Namens Leukoſia mag auf ſich beruhen, wie des auffallenderen Melite (Malta), den Strabo nennt X, p. 472; Dardania (nämlich insula) iſt aber ſo wenig Name als Electria (tellus) bei Val. Flacc. Arg. II, 431 und hiernach zu beurtheilen Plinius l. c. Callimachus eam antiquo nomine Dardaniam vocat.

2) So meinte namentlich Strato, bei Strab. Geogr. I, p. 49. Die Anſchwellung ſey durch die einſtrömenden Flüſſe nach und nach bewirkt worden.

3) Der Beiname des Erderſchütterers, den Poſeidaon in den

homeriſchen Gedichten führt, und die fortdauernden Wirkungen des unterirdiſchen Feuers in jenen Gewäſſern machen eine ſolche Verbindung glaublich. Seit Menſchengedenken (ohngefähr 237 J. v. C. G.) wurde durch daſſelbe Therasia von Thera getrennt, kurz darauf zwiſchen beiden die neue Inſul Hiera (die heilige; nach Choiseul-Gouffier jetzt die große Cammeni) unter einer bis nach Rhodos verſpürten, vielen Städten Aſiens verderblichen Erſchütterung emporgehoben, und dieſer 46 J. v. C. G. die neue Inſel Thia (die göttliche) hinzugefügt, Plin. IV, 23 p. 213; im Anfang des 16ten folgte die kleine Cammeni, im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde in derſelben Gegend eine neue Inſul von 5 Meilen im Umfang, mit Erdbeben, unterirdiſchem Donner und Feuer emporgetrieben. Davon Choiseul-Gouffier Voy. pitt. de la Gr. T. I. Missions du Levant T. II.

4) Damals als große Strecken Aſiens für immer, andere für eine Zeitlang bedeckt worden, ſey'n, ſo erzählten die Einwohner, auch die Niederungen Samothrakes überſchwemmt worden; auf den höchſten Berggipfeln haben ſie unter ſteten Gelübden gegen die vaterländiſchen Götter Hülfe geſucht. Noch ſtehen, ſetzt Diod. Sic. V, 47 p. 357 ed. Wessel.-Bip. hinzu, im Umfang der ganzen Inſul Altäre, welche die Grenzen der damaligen Gefahr und der Rettung bezeichnen.

5) Vel importuosissima omnium. Plin. p. 214. Daraus macht Sainte-Croix, Recherches sur les mystères du paganisme, p. 32: „absolument sans port“ (wahrſcheinlich den Zuſatz zu erhöhen: la superstition seule engageoit à y aborder), gleich unverträglich mit dem Superlativ, und mit Liv. Hist. XLV, 6: Demetrium est portus in promontorio quodam Samothracae (im Norden der Inſul, meint Choiseul-Gouffier T. II, p. 123, wo er noch Spuren des Cerestempels zu erkennen glaubte) und Plut. in Vit. Paul. Aem. c. 26.

6) Dieß zeigt der homeriſche Ausdruck: ἐπ' ἀκροτάτης κορυφῆς Σάμου ὑλήεσσης Il. XIII, 12, der ſchon erwähnte des Plinius: S. attollitur monte Saoce decem millia passuum altitudinis, auch daß er Name dieſes Bergs (Σαωκίς) als Name der ganzen Inſul galt, Hesych. hac v. p. 1161. Zu wenig iſt uns übrigens von der Natur-

geſchichte Samothrakes bekannt. Ob das den Kabiren und der Hekate beſonders heilige Zerynthium antrum auf der Inſul ſelbſt oder an der Küſte von Thracien lag, iſt ungewiß, denn auch einige Städte des feſten Landes und ihre Gebiete gehörten zu Samothrakien. Lucret VI, 1042. 44: Exsultare etiam Samothracia ferrea vidi — — lapis hic Magnes cum subditus esset. Ob bloß aus ſamothrakiſchen Bergwerken (der Inſul oder des feſten Landes) gewonnenes Eiſen gemeint iſt, oder Idole, wie Turneb. Adv. L. 20, c. 2 will, oder (wahrſcheinlicher) eiſerne Ringe, Amulete, Talismane (an Bouſſolen wird niemand denken), die von dort kamen, iſt nicht ganz zu entſcheiden.

7) Aber nicht achtlos lauſchte der Erderſchüttrer Poſeidon,
Denn er ſaß, anſtaunend den Kampf und die Waffen-Entſcheidung,
Hoch auf dem oberſten Gipfel der grün-umwaldeten Samos
Thrakias, dort erſchien mit allen Höh'n ihm der Ida,
Auch erſchien ihm Priamos Stadt und der Danaer Schiffe.
Il. 13, 10. ff. nach Voß.

8) Diod. Sic. I, 49. p. 362. 63.

9) Auf die ſogenannte Beichte wird daraus geſchloſſen, daß keiner einen Götter-Ausſpruch erhalten konnte, ohne die unrechtmäßigſte Handlung ſeines Lebens bekannt zu haben, wie von Lyſander gefordert wurde, Plutarch. Apophth. Lac. Opp. ed. Wytt. Oxon. I, p. 639. Aber eben dieſe Frage zeigt, daß es Verbrechen gab, die nicht erlaubten, ſich den Göttern zu nähern. Hesych. II, p. 293 ſagt unbeſtimmt: *Κοίης ἱερεὺς Καβείρων, ὁ καθαίρων φονέα*, aber alle Umſtände, beſonders die Eleuſiniſche Strenge, laſſen vermuthen, daß nur unverſchuldeter Mord der Verſöhnung fähig war.

10) Sacram hanc insulam et augusti totam atque inviolati soli esse, ſagt der Römer L. Atilius in der Anrede an die Samothrakier, Liv. l. cit. Sogar der Name bedeute *ἱερὰν νῆσον*, iſt eine von Diodor III, p. 324 erwähnte Meinung.

11) Diod. L. V, c. 49 extr. Ap. Arg. I, 915 ss. Orph. Arg. 465. Von Odyſſeus ſ. Schol. Ap. l. c.

12) Jambl. in Vit. Pyth. c. 28.

13) Plutarch, vit. Al. c. 2, erwähnt ausdrücklich, daß diese Frau ihr ganzes Leben der orphischen und bacchischen Begeisterung ergeben gewesen, ja sogar zu den Klodonen und Mimallonen gehört habe (s. von diesen Creuzers Symbolik und Mythologie Th. III, S. 208 ff.). Ich weiß nicht, ob die Vermuthung schon geäußert worden, daß dieser von der Mutter auf den Sohn, ihm unbewußt, übertragene dionysische Anhauch es war, der den trunkenen Jüngling über den Indus führte.

14) Samothrace, quae libera. Plin. l. c. Der höchste Priester scheint sich als Herr des Landes betragen zu haben, „Obvius — terris adytisque Sacerdos Excipit" Val. Fl. II, 437. 38. Auch der Ausdruck des Livius: Theondam, qui summus magistratus apud eos erat (regem ipsi adpellant) deutet dahin.

15) Liv. l. c. Plutarch, Paul. Aem. c. 26 in., sagt ausdrücklich, den Schutz des Asyls (ἀσυλίαν) habe Cn. Octavius ihm gelassen, nur vom Meer und der Entweichung ihn abgeschnitten.

16) Tacit. Ann. II, 53 extr. Die Verfolgung des Mithridates versäumte über der Einweihung in Samothrake der römische Befehlshaber Voconius, Plut. in Luc. c. 13. Mehr in Forschungs- als Einweihungs-Absichten hatte sich dort auch der große Gelehrte M. Terentius Varro umgesehen, Anm. 112.

17) Plinius in der unten (Anm. 46) angeführten Stelle.

18) Dahin gehört der Dienst der Knaben am Altar, die Einweihung auch der Kinder, Donat. ad Terent. Phorm. Act. 1. Sc. 1: Terentius Apollodorum sequitur, apud quem legitur, in insula Samothrace a certo tempore pueros initiatos. Vgl. Meursii Eleus. Opp. II, p. 502.

19) Münter setzt die auf samothrakische Weihen sich beziehende Inschrift mit guten Gründen ans Ende des zweiten oder ins dritte Jahrhundert. Die unbedingte Aufhebung der Mysterien überhaupt erfolgte bekanntlich erst unter Theodosius, Sainte-Croix p. 501.

20) Dasselbe äußert Choiseul-Gouffier II, p. 123.

21) Schol. Apoll. Arg. v. 917.

22) Ob zufällig oder aus irgend einem Grund setzt Creuzer II, 294

den Axiokersos vor der Axiokersa. Kaum erkennt man noch die Stelle bei Sainte-Croix p. 27. In der Hauptsache ist sie oben nach den Pariser Scholien gegeben, welche zeigen, daß auch die Auslegung der Namen des alten Geschichtschreibers ist, nicht des Scholiasten. Ueber den Geschichtschreiber Mnaseas sind ausführliche Nachweisungen in Gerh. Voss. de Hist. gr. Opp. IV, p. 96 b, die auch in Bezug auf die gegenwärtige Untersuchung verfolgt zu werden verdienen.

23) Den Verfasser der Recherches sur les Cabires in den Mém. de l'Ac. des Inscr. T. XXVII, obwohl dessen Erklärungen aus dem Griechischen auch Sainte-Croix p. 27 wiederholt, wird niemand zählen; der würde selbst dem Herodot widersprechen, welcher versichert, alle griechischen Götternamen, mit wenigen Ausnahmen, kommen von den Barbaren her.

24) Zoëga de Or. et Usu Obelisc. p. 220 Not.

25) Die Argonauten bei beiden Dichtern suchen die samothracischen Weihen, um glücklicher zu schiffen, lästig wär' über eine so bekannte Sache Stellen zu häufen. Personen, die Stürmen entkamen, hingen in S. Votivtafeln auf, wie das bei andern Gelegenheiten oft wiederholte Wort des Diagoras zeigt, dem man auch Schuld gibt, die kabirischen Geheimnisse veröffentlicht zu haben, Cic. d. n. D. III, 37.

26) S. Münters ang. Schr. S. 14 vgl. mit Jacobs über die Memnonien, Denkschr. der Akad. 1809. S. 18.

27) Auf Thasos, der Samothrake nordwestlich zunächst liegenden Insul, sah Herodot einen Tempel des Herakles, erbaut von den nach der entführten Europa ausgegangenen Phönikiern, „wohl fünf Menschenalter vor dem griechischen Herakles, des Amphitryons Sohn", L. II, c. 44, dort bewunderte er noch die Goldbergwerke, welche die Phönikier unter Thasos, von dem die Insul benannt wurde, zuerst eröffnet hatten, L. VI, c. 47.

28) L. III, c. 37.

29) Die Unsicherheit etymologischer Erklärungen, zumal der Götternamen, kommt hauptsächlich davon, daß jede Gottheit gar mancher und sehr verschiedener Eigenschaften fähig ist. Es müßte sonderbar zugehen, wenn die Etymologie nicht irgend eine Bedeutung jedes Namens heraus-

zubringen wüßte, die mit irgend einer Eigenschaft der Gottheit übereinstimmte. Nöthig vor allem also ist, daß der Forschende den Grundbegriff einer Gottheit, gleichsam die Wurzel aller ihrer Eigenschaften, kenne: sonst werden ihm vielleicht Herleitungen in Menge zuströmen, deren keine eine eigentliche Ueberzeugung mit sich führt, indeß er die wahre, auch wie sie ihm gleichsam von selbst sich darbietet, vorübergeht, weil ihm für den daraus sich ergebenden Sinn der Begriff mangelt. Diese Grundbegriffe werden aber nur durch die Stelle bestimmt, welche jede Gottheit im allgemeinen Götterſystem einnimmt: wer also von diesem nicht wenigstens die Grundzüge erkennt, würde nur rathen und aufs gerathewohl versuchen, aber ohne zu irgend einer Gewißheit zu gelangen, noch häufigen Fehlgriffen zu entgehen. So wenn Bochart den Namen Axieros aus dem hebräischen אחזי ארץ, Achsi-Eres, Mein ist die Erde, erklärt, so ist dieß freilich leicht genug, aber im Grunde sind wir damit nicht mehr gefördert, als der Grieche, wenn er in seiner *Δημήτηρ* eine *Γημήτηρ*, Erdmutter, suchte. Ceres ist wohl auch die Mutter Erde, aber dieß ist ein abgeleiteter, nicht der ursprüngliche Begriff. Begnügt man sich aber vollends mit allgemeinen Begriffen, wie magnipotens, perfecte sapiens u. ähnl., wo ist noch einige Sicherheit der Erklärung, wo noch eine Spur der Bestimmtheit und Schärfe, die wir in allen Begriffen des Alterthums antreffen? Daß man die Sprache, in welcher etymologisirt wird, nicht bloß aus Wörterbüchern, sondern aus den Quellen und von den ersten Wurzeln her kenne, sollte sich von selbst verstehen. Aber auch damit ist nicht auszureichen, ohne die noch feinere Kenntniß dessen, was die Grammatiker die proprietatem verborum nennen; denn es kann manchem Wort eine Bedeutung sehr zufällig oder doch nicht in dieser besondern Beziehung zukommen, in welcher sie ihm der gegenwärtigen Erklärung nach beigelegt wird. Nützlich, ja nöthig wird auch dem etymologischen Erklärer von Götternamen seyn, auf die Analogie der Eigennamen in derselben Sprache zu achten, aus der erklärt wird. Inwiefern ich nun selbst diesen Voraussetzungen und Forderungen in den folgenden Erklärungs-Versuchen genügt, mögen Kenner beurtheilen.

30) Bochart Geogr. S. L. I, c. 12 erklärt dieses Wort aus dem hebräischen אחז, wobei er für sich hat, daß es wirklich zur Zusammensetzung von Namen gebraucht worden, wie in Achasias 1 Reg. 22, 40. Wäre von Einem Namen die Rede, so möchte es hingehen, aber für drei ist der Begriff zu beschränkt. Weit eigentlicher scheint das Wort אחש, welches in Verbindung mit dem Namen jenes alttestamentlichen Perserkönigs Achas-Weros Esth. 1, 1, aber auch in andern Zusammensetzungen, wie in אחשדרפנים Esth. 8, 9 und ibid. v. 10 אחשתרנים, vorkommt, wo es nur eine Bezeichnung des Amts, der Würde oder der Trefflichkeit überhaupt seyn kann. Man beruft sich deßhalb auf das persische آخش, dignitas, majestas, wobei es denn wohl vorerst bleiben mag.

31) Die hebräische Wurzel ירש hat zwar gewöhnlich die Bedeutung des Besitzens (zumal durch Erbschaft); auch diese wäre nicht zu verschmähen. Allein die Stellen Prov. 20, 13. 30, 9, wo es den Gegensatz vom Sattseyn bildet, Gen. 45, 11, wo das Passivum die Bedeutung hat: durch Mangel verzehrt werden, sind hinlängliche Beweise, daß es die Bedeutung der verwandten Wurzel רוש (wovon רוש paupertas, egestas) theilt, und der Begriff des Mangels, des Hungers der erste ist, dem der des Ansichziehens, Festhaltens, Besitzergreifens erst folgt. Hebräisch geschrieben würde demnach der Name אַחְשֵׁרוֹשׁ heißen, welches nach der bei Uebertragung von Eigennamen immer beobachteten gelinderen Aussprache buchstäblich Achsieros lautete. Und so wär' es denn am Ende wohl gar der Name Achas-Weros selbst, nur nach einer andern Mundart. Lud. de Dieu in Annot. ad Esth. 1, 1 wollte diesen aus dem schon angeführten persischen آخش und dem Wörtchen وِر erklären, das im Persischen bedeute, was im Arabischen ذو, also dominus majestatis; vielleicht vergaß er in dem Augenblick, daß er ein hebräisches Wort vor sich hatte, denn die Endsylbe os mit Hyde Hist. rel. vet. Pers. (Ed. Ox. 2dae) p. 43 wirklich für die ins Hebräische aufgenommene griechische Endigung zu halten, wird schwerlich jemand geneigt seyn. Andere nicht genügendere

Erklärungen wird man in Simonis Onomast. V. T. p. 579 finden. Die Sylbe os gehört unſtreitig zur Wurzel und dieſe kann nur וַרַשׁ ſeyn, gleich dem arab. وَرِشَ concupivit, avidus fuit, avide voravit aliquid de cibo. Die andere Bedeutung von יָרַשׁ possedit, findet ſich nach einer ſehr gewöhnlichen Theilung in der anderen entſprechenden Wurzel وَرِثَ. Die beiden Namen ſind alſo gleichbedeutend und יְרוּשׁ dieſelbe Form mit וְרוּשׁ. Eine dritte auf die Wurzel רוּשׁ deutende Form iſt das abgekürzte אַחַשְׁרוֹשׁ Esth. 10, 1. Zum Namen eines Perſerkönigs konnte das Wort ohne Rückſicht auf ſeine Bedeutung eben dadurch werden, daß es Name einer Gottheit war, denn von Göttern nahmen die Perſerkönige häufig ihre Namen an, ſ. Golius ad Alferg. El. astr. p. 21. Herbelot Bibl. or. voc. Baharam. Aber wie? von einer weiblichen Gottheit ein männlicher Königsname! Warum nicht? Zunächſt wegen der Geſchlechts-Zweideutigkeit aller Gottheiten, vermöge der weibliche Gottheiten wohl auch männlich gedacht wurden. Man erinnere ſich an den cypriſchen Ἀφρόδιτος, Creuzer I, 350, den altitaliſchen Almus Venus, Creuzer II, 431, den Münzkennern nicht fremden Deus Lunus, und, was hieher vielleicht die nächſte Beziehung hat, den Cerus manus der ſaliariſchen Gedichte, der als männlicher Stellvertreter der weiblichen Ceres nicht zu verkennen iſt. Joseph. contr. Ap. L. I, p. 449 ed. Haverc. erwähnt unter den Königen von Tyrus einen Astartus, was wohl nicht ſtatt Abdastartus ſeyn kann, da ein anderer dieſes Namens kurz zuvor erwähnt wird. Wie aber ein in den kabiriſchen Myſterien gebräuchlicher Göttername Name eines Perſerkönigs ſeyn konnte, dieſe Frage gehört in ein ganz anderes Gebiet von Unterſuchung. Vgl. inzwiſchen die 113te Anm.

32) Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung gewiß folgende Genealogie von Begriffen in der hebräiſchen Sprache. אבה desideravit, concupivit, אב, pater (alſo die väterliche, urhebende Kraft), אביון, pauper, egenus. Daß wir in der von Ἄξιερος gegebenen Erklärung vom Begriff des Hungers unmittelbar zu dem der (ſchmachtenden) Sehnſucht übergehen, kann dem nicht auffallen, der weiß, daß unſer jetzt edleres deutſches Schmachten urſprünglich (wie noch im Niederdeutſchen und in

einigen Zusammensetzungen) mit Hungern ganz gleichbedeutend war, und Schmacht (ein altes Wort) Hunger ist. S. Adelung.

33) S. Grotius de ver. rel. chr. L. I, §. 16 not. 15. Solche Völker waren außer den Morgenländern die alten Deutschen, die gallischen und die slavischen Völkerschaften. Von den Athenern s. Aul. Gell. III, 2.

34) Pausan. Arcad. VIII. 9 p. 216: *Μαντινεῦσι δέ ἐστι — καὶ Δήμητρος καὶ Κόρης ἱερόν. πῦρ δε ἐνταῦθα καίουσι, ποιούμενοι φροντίδα, μὴ λάθῃ σφίσιν ἀποσβεσθέν.* Pindar Nem. XI, 7 nennt die Hestia *πρῶταν Θεῶν*, doch nur wie es scheint in Bezug auf die Trankopfer, nach dem vom Schol. angeführten Sophokleischen Bruchstück *ὦ πρῶρᾳ* (*πρώτα*) *λοιβῆς Ἑστία*, womit Cic. de n. D. II, 27 zu vergleichen ist und Schol. Aristoph. Vesp. 842 *Ἐν ταῖς σπονδαῖς ἀφ' Ἑστίας ἄρχονται.* Aber eben dieses, daß ihr in den Prytaneen und auch sonst die Trankopfer zuerst ausgegossen worden, deutet wie die so allgemeine Redensart *ἀφ' Ἑστίας* (vom ersten Anfang) dahin, daß ihr Begriff mit dem der ältesten Natur vermischt war.

35) Hymn. in Cer. v. 122, wo Wolf mit sicherem Gefühle jetzt *Δηώ* wiederhergestellt hat. Kein erfreulicher Name wie der von Ruhnkenius vorgeschlagene *Δωρίς* (die Geberin) oder in demselben Sinn das von einigen beibehaltene *Δώς* kann dort stehen, so wenig als ein bekannter oder völlig erdichteter. *Δηώ* war der geheime Name der Ceres, der in Demeter verborgen war. Daß Deo für Devo ist, wie Dia für Diva, kann mit Sicherheit angenommen werden.

36) Von דוה languit, woher דָּוֹת (das der zischenden Aussprache des ת final. zufolge mit *Δώς* ganz gleichlautete, wenn diese Form nur sonst beglaubigt wäre) languor, praesertim muliebris und דַּוַי languor ex morbo. Ganz entsprechend unserem deutschen Sucht, wovon Wachter Gloss. germ. „Sucht a) morbus v. c. Mondsucht, Fallsucht. b) affectus gravior totum hominem instar morbi occupans. Tales sunt omnes cupiditates". *Πόθῳ μινύθουσα* heißt die der Tochter beraubte Ceres Hymn. v. 305., die von Sehnsucht

ſchmachtende, denn ſchmachten iſt consumi, tabescere, sive inedia, sive siti, sive desiderio, Wachter Gloss. h. v. Die Etymologie von טוב, bonus, die Ignarra ad hymn. 122 verſucht, entbehrt nach der frühern Bemerkung (35) aller Wahrſcheinlichkeit.

37) Herodot. II, 123.

38) *Τοὺς νεκροὺς Ἀθηναῖοι Δημητρείους ἐκάλουν τὸ παλαιόν.* Plut. de fac. in o. l. Opp. IV, p. 546.

39) Nämlich אוֹבוֹת; eine Bedeutung, die der Genealogie Anm. 32 noch beigefügt werden kann.

40) — — — neque enim Cereremque Famemque
Fata coire sinunt. —

Ovid. Met. VIII, 785.

41) Aeschyl. Eum. 145 *γραῖαι δαίμονες* oppos. *τῷ νέῳ θεῷ* (dem Apollo) ib. und *τοῖς νεωτέροις θεοῖς* v. 157.

42) *Βούβρωστις* Callim. Hymn. in Cer. v. 103. vergl. Iliad. XXIV, 532, wo Heyne (VIII, 707) „Famem suum fanum habuisse memini lectum“. Daß der Name Eryſichthon ſelbſt bedeutend iſt und vielleicht an die gleiche Wurzel mit Αχieros erinnert, wollen wir nicht einmal behaupten.

43) Zenob. Cent. II, Prov. VI: *ἄπληστος πίθος λέγεται οὗτος ἐν ᾅδου εἶναι οὐδέποτε πληρούμενος, πάσχουσι δὲ περὶ αὐτὸν αἱ τῶν ἀμυήτων ψυχαί.* Die Töchter des Danaus ſollen die Thesmophorien aus Aegypten gebracht und darin die Pelasgiſchen Weiber unterrichtet haben, Herodot. II, 171.

44) Excerpt. ex Damasc. de princ. in Wolfii anecd. graec. T. III, p. 259: *Σιδώνιοι δὲ κατὰ τὸν αὐτὸν συγγραφέα (Εὔδημον) πρὸ πάντων Χρόνον ὑποτίθενται, καὶ ΠΟΘΟΝ καὶ Ὁμίχλην.* Die Zeit hat hier offenbar dieſelbe Bedeutung wie Zeruané akherené, die Zeit ohne Grenzen, im Parſiſchen Syſtem. Weil die Götter in einer Folge hervortreten, ſind ſie ſelber nur Kinder der allgewaltigen Zeit. Nach einem merkwürdigen Bruchſtück ebenfalls bei Damasc. l. c. wurde dieſe Zeit ohne Grenzen als das an ſich

Gleichgültige (Indifferente) betrachtet, das eben darum alles ist; obwohl als solches nur mit dem Verstand, nur im Denken zu fassen (dieß ist der Sinn des *τὸ νοητὸν ἅπαν καὶ τὸ ἡνώμενον*, welches in der Folge durch *ἡ ἀδιάκριτος φύσις* vollkommen erklärt wird). Aber diese selbe Zeit ist in ihrem Wirken das Setzende aller Verschiedenheit, oder, wie es in einer persischen Urschrift ausgedrückt wird: „der wahre Schöpfer ist die Zeit, die keine Schranken kennt, nichts über sich hat, keine Wurzel, ewig gewesen ist und ewig seyn wird". S. Zend-Aveſta von Kleuker Th. III, S. 55 Anm. In unserer Sprache also würden wir sagen: die Zeit ohne Grenze ist das, in welchem nach alter Parsen-Lehre die Einheit und die Verschiedenheit selbst als Eins gesetzt sind. Darnach muß erklärt werden, wenn das Hervortreten der Verschiedenheit in jener Stelle als eine *διάκρισις* erklärt wird, *ἐξ οὗ* (*τοῦ ἡνωμένου*) *διακρι-θῆναι* (*φασὶ*) *καὶ θεὸν ἀγαθὸν καὶ δαίμονα κακὸν ἢ φῶς καὶ σκότος πρὸ τούτων* (scil. *δαιμόνων ὄντα*). Daß diese Zeit ohne Grenzen kein summus Deus ist, wird jedermann, der den Begriff versteht, mit Tychsen, Comment. Soc. Gott. Vol. XI, p. 130, gegen Anquetil und Kleuker behaupten. Selbst ein principium superius kann sie nicht heißen, denn sie geht durch alles hindurch. Aber die bloße Ewigkeit, was man nach jetzigen Schulbegriffen so nennt, ist sie doch auch nicht, so wenig als der Satz: „Ormusd und Ahriman, beide gab die grenzenlose Zeit", nur so viel heißen kann: „Beide sind oder waren von aller Ewigkeit".

45) Euseb. Praep. ev. L. II, c. 10 ineunt. *Σύγκρασις* durch Mischung übersetzt, erweckt leicht einen falschen Begriff. Ich übersetzte es: Zusammenziehung, in dem Sinn, wie zwei Vocale zusammengezogen werden. Auch Verschmelzung wäre gut; das Wort bedeutet überhaupt eine Verbindung, in der das eine durch das andere gemäßigt wird, temperamentum. Ob *Πόθος* für *Ἔρως* gehalten werden könne, s. Anm. 47. Im Phönicischen war es sicher kein von אהב, das nur lieben bedeutet, sondern ein von אָוָה oder אָבָה abgeleitetes Wort, das hier durch *Πόθος* ausgedrückt wird. Vgl. über die eigentliche Bedeutung dieses Worts Anm. 36.

46) Is fecit Venerem et POTHON et Phaëthontem, qui Samothrace sanctissimis caerimoniis coluntur. H. N. L. XXXVI, c. 4 p. 727.

47) Weil Varro die dem Kabirenſyſtem zu Grunde liegende Zweiheit als Coelum et Terra anſieht, glaubt Sainte-Croix l. c. p. 29 aus Phaethon den Himmel machen zu können, oder (was doch ſo einerlei nicht iſt) la lumière, qui l'éclaire, dieſes ſey dann (warum?) Axieros, Venus ſey Axiokerſa und Pothon (Pothos) oder Cupido der junge Cadmillus. Vorſichtiger drückt ſich Creuzer aus II, 303: „Auf jeden Fall war wohl Phaethon kein anderer als der Lichtbringer Axieros (Phthas, Hephäſtos), und Pothos war der dienende Dämon Eros, wie ihn auch Platon kennt". Geſetzt ſelbſt, der Pothos wäre Eros, ſo würde er, weil Ἔρως oder nach der alten Form Ἔρος doch am Ende von derſelben Herkunft mit Ἀξίερος ſeyn möchte, immer natürlicher in dieſem Namen als in Kadmilos geſucht. Inſoweit iſt die Bedeutung von Ἔρως, Cupido, nur eine Beſtätigung der von Ἀξίερος gegebenen Erklärung; die Begriffe des Sehnens, Verlangens, Begehrens ſind die einzigen, welche bei übrigens ſo verſchiedenen Gottheiten den Gleichlaut der Namen erklären können. Aber dem Sprachgebrauch nach iſt Πόθος ſehr beſtimmt von Ἔρως unterſchieden. Den eigentlichen Begriff des erſten zeigt die obige Anführung aus Hymn. in Cer. und eine größere Zahl von Nachweiſungen bei Creuzer. ad Plotin. de pulcrit. p. 213. Πόθος iſt Sehnſucht nach einem verlorenen oder doch jetzt abweſenden Gut. Wie Πόθος ſich auf Vergangenheit bezieht, ſo Ἵμερος auf das Gegenwärtige, Anweſende (ſ. Plat. in Cratyl. p. 304 Bip.); Ἔρως iſt das erſte Entbrennen, die Begierde, die dem Beſitz vorausgeht, alſo nach dem noch Zukünftigen ſtrebt (vgl. den Sprachgebrauch in Plat. Sympos. ὁρᾶτε εἰ τούτου ἐρᾶτε, p. 208 Bip. u. a.), darum paßt der Begriff Πόθος unter den ſamothrakiſchen Gottheiten nur auf Ceres, denn ſie allein ſchmachtet oder ſehnt ſich nach einem Verlorenen, es ſey nun die Tochter oder vielmehr der Gott, den ſie wie Iſis ſucht. Jedes Sehnen irgend einer Natur, auch dieſes erſte und uranfängliche deutet nach alter Lehre auf ein vormaliges Eins-

geweſenſeyn mit dem, wornach ſie ſich ſehnet (vgl. die auch von Creuzer angef. Worte des Ariſtophanes in Plat. Sympos. p. 204). Auch jene erſte Natur iſt nur durch eine vorhergegangene Scheidung in jenen Zuſtand der Einſamkeit, alſo des Mangels, der Bedürftigkeit, geſetzt worden, in dem ſie als Sehnſucht erſcheint. Aber nicht weniger im Kunſtbegriffe war *Πόθος* von *Ἔρως* unterſchieden. Wenn auch nach Creuzers Bemerkung (ad Plot. p. 214) ſpäterer Sprachgebrauch den Unterſchied weniger genau beobachtet haben ſollte, ſo hatte der ſamothrakiſche Pothos des Skopas ſeinen Namen vom Urſprung her, und damals gewiß war mit Pothos ein ganz anderer Kunſtbegriff verbunden als mit *Ἔρως*. Beweis die Erzählung des Pauſanias, Attic. C. XLIII, p. 105. In Megara ſah man von der Hand deſſelben Skopas drei Werke, Eros, Himeros und Pothos, von denen geſagt wird: *εἴδη διαφορά ἐστι κατὰ ταὐτὰ τοῖς ὀνόμασι καὶ τὰ ἔργα σφίσιν*, eine Brachylogie, die nur ſo aufzulöſen iſt: „Es ſind Geſtalten, verſchieden (gebildet) nach den einem jeden zukommenden Werken, die ſich ihren Namen gleich und auch ſo (verſchieden) wie dieſe verhalten". Die in den drei Geſtalten gedachte Fortſchreitung konnte keine andere ſeyn, als die oben angegeben worden. Beweis genug, daß die drei keine bloßen Eroten oder Cupidines waren, die der tändelnde Geſchmack auch da ſieht, wo ſie nicht ſind. Die dritte Geſtalt, die nach dem verlorenen Gegenſtand ſchmachtende Sehnſucht, kann man ſich auch hier kaum anders als weiblich denken. Dem ſey wie ihm wolle, verſchieden waren übrigens die beiden Reihen. Der von Plinius erwähnte Pothos bildete mit Phaethon und Venus gerade ebenſo eine plaſtiſche Trilogie, wie der von Pauſanias mit Himeros und Eros ein zuſammengehöriges Ganze ausmachte. Der Pothos bei Plinius wird beſtimmt durch die Vorſtellungen der Venus und des Phaethon, ſamothrakiſcher Gottheiten, mit denen er ein Ganzes bildet; der bei Pauſanias durch Himeros und Eros, mit denen er Einen Kunſtkreis erfüllt. Die Trilogie bei Pauſanias ſcheint, ganz aus dem Geiſte des Meiſters gekommen, ein künſtleriſch-freies Spiel geweſen zu ſeyn, ob ihn gleich vielleicht nicht der ſpitzfindige Gedanke, die Abſtufungen einer bloßen Empfindung darzuſtellen, ſondern

etwas Poetiſcheres und Symboliſcheres begeiſterte. In der andern hatte er ſich freiwillig an etwas Gegebenes gebunden, er wollte nicht eine Venus überhaupt, ſondern eine Venus mit der beſtimmten Vorſtellung der ſamothrakiſchen, ſo nicht einen Pothos überhaupt, ſondern die Gottheit bilden, welche in Samothrake als Sehnſucht verehrt wurde. So weit alſo, aber gewiß nicht weiter, waren die beiden Pothos verſchieden.

48) Ceres nämlich iſt das hebr. חרש, Kersa nur das chald. הרשא. Daß Ceres nichts anderes als das hebr. Cheres iſt, läßt ſich kaum bezweifeln, wenn man auch nur die gewöhnliche Bedeutung dieſes Worts und der davon abſtammenden kennt, חָרַשׁ aravit, חֹרֶשׁ sata, Es. 17, 9. arab. حَرْثٌ, cultura fundi, aratio, satio, ager, satum. Wer die ſonſt verſuchten Ableitungen kennen lernen will, findet ſie in Villoison Eclaircissements zu Sainte-Croix p. 523, bei Ignarra ad hymn. Cer. 122, auch bei Creuzer IV, 338, der eine morgenländiſche Wurzel erwartet für Ceres, ſo wie für das alte nach Varro für creo gebrauchte cereo, wovon Cerus manus, das Feſtus durch creator bonus erklärt.

49) Spanhem. ad Call. hymn. in Cer. 113. Creuzer IV, 10. 236. 253. Bei Euripides, Phoen. 689, heißen Ceres und Proſerpina die *διώνυμοι θεαί*.

50) Dieſe den aramäiſchen Mundarten ganz gewöhnliche Bedeutung des Worts חרש wurde bei den bisherigen Anwendungen auf Erklärung des Ceresnamens überſehen, vielleicht weil ſie im Hebräiſchen ſeltener iſt, denn daß ſie auch dieſer Mundart nicht fehlt, zeigt Esai. 3, 3, und der Name Thal der Charaſim Neh. 11, 35. 1 Par. 4, 14, wo beigeſetzt wird, „denn ſie waren Charaſim", d. h. Zauberer (ſ. Sim. Onom. p. 166), etwa wie die wegen Wahrſagekunſt berühmten Einwohner von Telmeſſos und die wegen Zauberei berüchtigten Männer und Weiber Theſſaliens. Aus Esr. 2, 59. Neh. 7, 61 lernen wir den Namen eines Orts טל הרשא kennen in Chaldäa, wo auch der mit Axieros gleichlautende Name vorkommt (Dan. 9, 1). Gewöhnlich

erklärt man Tumulus arationis, sehr flach; ich zweifle nicht, daß חרשא hier Eigenname und zwar einer Gottheit ist. Wie der Begriff des Ackerbaus und des Zaubers sowohl in jenem Wort als im Begriff der Ceres zusammenhange, leidet noch eine tiefere Erforschung.

51) Ovid. Fast. VI, 295 ss. Auch in einem Tempel des Peloponnes, Paus. Cor. c. 35 in. Dieß hinderte nicht Bilder der Vesta außer ihrem Tempel.

52) Creuzer III, 455 ff. 533 ff. IV, 247. u. a.

53) Die ursprüngliche Bedeutung des Worts Magia, Magus, ist verloren. Die persische Sprache selbst hat kein Wort, von dem ihr مغ oder موغ abstammen könnte, daher es Hyde für radical erklärt. Ebenso gut könnte aber geschlossen werden, es sey ein der persischen Sprache selbst ursprünglich fremdes Wort. Die arabische mag ihr مَجَّسَ, magum effecit, genommen haben, wo sie will, so zeigt es, wie leicht in morgenländischen Sprachen bei fremden Wörtern die Wurzelbuchstaben sich ändern. Die indische Maja, welche durchaus nichts anderes ist als Zauberin (praestigiatrix), und zwar in demselben Sinn wie Persephone, wird im Persischen مایه geschrieben. S. Langlès Notes zu Recherches Asiat. T. I, p. 219. Hierin also könnte die Hinweisung auf die wahre Bedeutung des Worts liegen.

54) Creuzer IV, 13.

55) Der Beweis hievon wird für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

56) Arnkiel's cimbrische Heyden-Religion I, S. 62: „Alle Zauberey hat in der nordischen Welt von ihm (Othin) ihren Ursprung u. s. w." Aus Snoro Sturles. Chron. Norwag. Ebendas. S. 61 heißt es: „Wenn seine Völker in Nöthen und Gefährlichkeiten waren zu Wasser oder zu Lande, riefen sie seinen Namen an und vermeinten Hülfe von ihm zu haben; deßwegen war er all' ihr Trost". Wegen der Freja, frie, fri, bedarf es nicht einmal der Erinnerung an die persischen Peris (پری) oder Feen.

57) Die Einerleiheit von Osiris und Dionysos weiß jeder aus

Herodot und Plutarch. Die Aehnlichkeit der Züge in den Erzählungen von Osiris und Othin muß jedem auffallen, der auch nur den Anfang von Plut. de Is. et Os. c. 13, liest: „Osiris, wird erzählt, habe gleich zuerst die Aegypter von der thierischen Lebensweise befreit, indem er ihnen die Früchte gezeigt, Gesetze gegeben und die Götter ehren gelehrt. Darauf habe er das ganze Land, dessen Sitten zu mildern, durchzogen, am wenigsten der Waffen sich bedienend, sondern die meisten mit Ueberredung, Wort, allerlei Art Gesang und Tonkunst gesänftiget". Von Othin sagt Arnkiel S. 63. 62: „Dieß alles hat er ausgerichtet durch Reim und Gedichte, welche Galdrer oder Schaldrer heißen. Daher die Asiatischen Schaldmeister und Runmeister genannt worden. Was er redete, brachte er reimweis für, nach der Dichter Kunst, also daß man ihm mit Lust zuhörete". Zur Vermeidung jedes Mißverstands bemerke ich, daß Odin mit Wodan nicht Einer ist. Diesen bezeichnet der über die Urzeiten unseres Volks glaubwürdigste Schriftsteller Tacitus mit Recht durch den Merkur.

58) *Ἅιδης καὶ Διόνυσος ὁ αὐτός.* Plut. de I. et O. c. 28, p. 333.

59) Ib. c. 79: *ἄρχει* (Herodot. II, 123: *ἀρχηγετεύει*) *καὶ βασιλεύει τῶν τεθνηκότων.*

60) „Auch das, was die jetzigen Priester mit heiliger Scheu und Umhüllung und Vorsicht äußern, dieser Gott sey Herrscher der Todten und eben der, der bei den Griechen Hades und Pluton genannt wird, stört, weil unvollkommen gewußt, die Mehresten, welche meinen, in und unter der Erde wohne wahrhaft jener heilige Osiris. Aber dieser ist weit von der Erde entfernt, unbefleckt und rein von jeder des Untergangs und Todes empfänglichen Natur". Ebendas.

61) *Εὐψύχει μετὰ τοῦ Ὀσίριδος.* S. Zoëga de obel. p. 305. Dagegen: Fahr' zu Oden! ist eine nordische Verwünschung. Arnkiel S. 66.

62) Creuzer III, 396.

63) Plut. de I. et O. c. 27, p. 333.

64) Es versteht sich, daß das Letzte unsere Meinung ist. Axiokersa

und Axiokersos erbauen zusammen das Weltall durch einen doppelten Zauber, da der spätere den frühern nicht aufhebt oder vernichtet, sondern überwindet. Dem wäre so, auch wenn der Name blos den allgemeinen Begriff des Zauberers ausdrückte. Doch ist zu vermuthen, nicht Kersos, sondern Kersor sey das ursprüngliche, wie Amilcar im Griechischen *Ἀμίλκας* lautet, und Barthélemy, Reflexions sur quelques monumens Phéniciens (Mém. de l'Ac. des Inscr. T. XXX, pag. 410) bemerkt: Les Grecs paroissent avoir terminé en *ος* les noms phéniciens, qui terminoient en *ορ*, par la même raison, que les mots Lacedémoniens terminés en *ορ*, avoient chez les autres peuples de la Grèce une terminaison en *ος*, *Τιμόθεορ*, *Τιμόθεος*, *Μιλήσιορ*, *Μιλήσιος* etc. Der Name *Κέρσορ* aber, oder *Κερσώρ*, würde an den *Χρυσώρ* des Sanchuniathon erinnern, von dem gesagt wird, er sey der Hephästos, Euseb. Pr. ev. L. I, p. 35 C. Das Letzte nun dürfte nicht irren. Denn die ersten Kabiren alle sind Hephäste (s. §. 12. des Textes und die dazu gehörigen Anm.). Ueberdieß wird hinzugesetzt: *λόγους ἀσκῆσαι* (*τὸν Χρυσὼρ*) *καὶ ἐπῳδὰς καὶ μαντείας*, wodurch er wieder zum Zauberer wird und Eigenschaften erhält, die dem gewöhnlich sogenannten Hephästos nicht zukommen. Daß er dennoch durch Hephästos erklärt wird, zeigt auf die wahre Bedeutung. Er ist der Feuer-Gott, denn auf jeden Fall hat er mit Feuer zu thun. Er heißt Hephästos, wie der ägyptische Phthas, auch bei Eusebius, III, 11, p. 115, und bei Suidas, T. III, p. 615 voc. *Φθᾶς*, für Vulcan ausgegeben wird, obgleich derselbe Suidas, voc. *Ἀφθάς* T. I, p. 396, richtiger und unstreitig aus irgend einer alten Quelle sagt: *Ἀφθάς. Ὁ Διόνυσος. τὸ ἀ ἐπιτατικόν. — — καὶ παροιμία· Ὁ Ἀφθάς σοι λελάληκεν. ἦν δὲ χρησμολόγος.* Auch er (Phthas) ist nur Hephästos, inwiefern das männliche oder eröffnende, aufschließende Feuer. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient, auch nach Akerblads Widerspruch, was Sylvestre de Sacy, Lettre au sujet de l'Inscription Egyptienne du monument trouvé à Rosette p. 22 ss., behauptet, auf der Inschrift werde Hephästos von Phthas unterschieden, dieser Name sey nicht dem Vulcan

eigen, ſondern Name aller Götter (oder doch gewiß mehrerer); und wenn nach der Bemerkung deſſelben ſcharfſinnigen Gelehrten das Σ am Ende nicht zum altägyptiſchen Wort gehört und der wahre Name, wie in der griechiſchen Inſchrift, ΦΘΑ lautete, ſo dürfte ſich ſtatt der mißlungenen ägyptiſchen Etymologien von Jablonski und La Croze vielleicht eine hebräiſche anbieten. Nach derſelben wäre φθά der Eröffner (פֹּתֵחַ), eine Bedeutung, die mit allen ſeinen Eigenſchaften übereinſtimmen würde. Dieſes nun auch darum, weil Zoega u. a. in Axieros dieſen vermeinten höchſten Gott des ägyptiſchen Syſtems ſehen wollten! Dem ſey wie ihm wolle, auf Feuer bezieht ſich der Name Χρυσώρ, und ſo hat wohl Bochart G. S. L. II, c. 2 ganz richtig ins Phönikiſche zurück überſetzt; nach ihm iſt Chrysor חרש אור. Da aber חרש im Sinn von fabricare tranſitive Bedeutung hat und das eigentliche Wort für Bearbeitung von Metallen iſt (Genes. 4, 22), ſo würde חרש אור kaum etwas anderes bedeuten können, als der das Feuer ſelbſt hämmert. Wahrſcheinlicher alſo, daß das Wort in dieſem Namen ſeine andere Bedeutung, des Beſchwörens, hat. Aber auch ſo den Namen recht zu verſtehen, würde eine Kenntniß erfordert, der geheimeren, auch den Hebräern bekannten, Feuerlehre. Das Wort Ur (wovon unſer Ur in Ur-Bild u. ähnl.) iſt durchaus verborgeneren Sinns; es iſt nicht das äußere Feuer (das אֵשׁ heißt), ſondern das innere, gleichſam was im Feuer das Feuer iſt: in ſolchem Verhältniß ſtehen אור und אש zuſammen Es. 50, 11. Doch kann, das Wort im angegebenen Sinn genommen, חרש אור kaum etwas anderes heißen als Feuer-Beſchwörer, Beſänftiger, incantator ignis. Die tranſitive Bedeutung des Worts in dieſem Sinn iſt zwar durch keine mir bekannte Stelle erweislich, aber שחר, welches nach der in den morgenländiſchen Sprachen ſo häufigen Metathesis daſſelbe mit חרש iſt, hat wenigſtens im arabiſchen سحر tranſitive Bedeutung im Sinn von incantare. So in Geograph. Nub. bei Bochart. Hieroz. II, 386. يسحرون الحيوان الضار incantant animalia noxia; vergl. die von Castell. Lex. heptagl. II, 1508 angef. Stellen des Koran. Dann wäre ja jener Chores-Ur, Chrysor oder Kersor auch dem Namen

nach gleichbedeutend mit dem Oser-Es, Osiris; ein Name, den man nach so vielen meist auf höchst allgemeine Begriffe hinauslaufenden Erklärungen sehr geneigt seyn könnte für אסר אש oder nach der wahrscheinlich älteren Schreibung אסר איש Feuer-Bändiger, Feuer-Beschwörer zu erklären. Denn die morgenländischen Wörter, die sign. ligandi, haben meist auch sign. incantandi; wegen אסר s. Targ. Jon. Deut. 18, 11, wo חֹבֵר חָבֶר durch מְחַבְּרִין וְאָסְרִין הֲוִין übersetzt wird. Dieser Erklärung des Osiris-Namens kommt die bekannte von Barthelemy sinnreich erklärte phönikisch-griechische Inschrift von Malta gewissermaßen zu statten. S. die Abbildung Pl. I, p. 424, in Mém. de l'Ac. des Inscr., T. XXX. Dort entspricht lin. 2 dem griechischen *Διονύσιος* das phönik. עבד אסר, Diener Osers, ohngefähr wie auf dem von Akerblad, Comm. Gott. Vol. XIV, bekannt gemachten Stein Heliodorus durch Diener der Sonne ausgedrückt ist. Von der andern Seite wird ein Theil der Erklärung durch sie zweifelhaft, da Osiris blos als Oser genommen und is als griechische Endigung behandelt ist. Eine andere phönikische Inschrift, die des Basreliefs von Carpentras, enthält dreimal den Namen Osiris, und zwar jedesmal אוסרי Oseri, cum Jod quasi gentilitio, wie in dem hier ganz analogen יְהֹעֲנִי; daß אוסירי geschrieben seyn, ist bloßes Vorgeben von Hug, über den Mythus der alten Welt S. 62 Anm., die Inschrift und Barthélemy, Mém. de l'Ac. d. Inscr. XXXII, p. 728, weiß nichts davon. Auch diese Inschrift führt daher auf Oser zurück und schneidet nur die Möglichkeit ab, auch etwa אָסַר zu lesen, was einerlei Form wäre mit Kabir. Nehmen wir also Oser, Oseri als das Richtige an, so hindert nichts, dieß Wort auch so, schlechthin gesetzt, durch Beschwörer, Bezauberer zu erklären, zumal das hinzudenkliche Hauptwort wieder von derselben Wurzel und der vollständige Ausdruck אֹסֵר אָסָר seyn könnte, ligans ligationem (das letzte Wort im Sinn des griech. *κατάδεσμος*), wie חֹבֵר חָבֶר Deut. 18, 11, welches die samaritanische Uebersetzung wirklich durch אסר אסר ausdrückt. Und wenn jemand damit das Etruscische Aesar in Verbindung setzt, „quod AESAR Etrusca lingua Deus vocaretur“, Sueton. in Oct. p. 229

Wolf., könnte man's eben auch nicht unbedingt tadeln. So möchte man sich denn auch für Ἀξιόκερσος mit dem einfachen חרש begnügen. Er wäre fast wörtlich jener Cerus manus Anm. 31 oder Creator bonus; חרש bliebe in seiner gewöhnlichen Bedeutung als fabricator (Demiurg), die indeß den Begriff von magus nicht ausschließt, so wenig חרשה in der Bedeutung von maga, praestigiatrix den von fabricatrix (rerum natura, Lactant. Epit. 68) ausschließt. Eine Frage ist, wie weit man das Ansehn der beiden Inschriften gelten läßt. Bei der von Malta würde etwas auch darauf ankommen, ob es eingeborne Tyrier sind, deren Namen ins Griechische, oder geborne Griechen, deren Namen ins Phönikische übersetzt worden. Verschiedne Umstände sprechen für das Erste. Dann wär' es eigentlich nur der griechische Uebersetzer, der den Namen Abdasar durch Διονύσιος erklärt hätte. Andere Bewandtniß hat es mit der von Carpentras, dort ist Oseri als Name des Gottes Osiris nicht zu verkennen, das Basrelief selbst enthält ägyptische Vorstellungen, unter diesen den Osiris. Seine Herkunft, ob aus Aegypten selbst oder aus irgend einer der phönikischen Niederlassungen, ist unbekannt, wie sein Alter. Aus welcher Zeit es aber sey, beweist es doch nur, daß man damals den Osiris-Namen durch Oseri vollkommen ausdrücken zu können meinte. Wird nun dieser Schreibung Urkundlichkeit zugestanden, so muß man eben dieselbe auch für die Ableitung von אסר zugeben, und so wäre Oser oder Oseri doch nur der kürzere Name; Χρυσώρ und Κερσώρ der vollständigere. Denn was die Wahrscheinlichkeit der zuerst gegebenen Erklärung noch erhält, ist ein anderer aus der Kosmogonie des Phönikers Mochos angeführter Name, Χουσωρός, den entweder dieser selbst oder doch Damascius als den ersten Eröffner, ἀνοιγέα πρῶτον, erklärt, Wolf anecd. gr. III, 260. Hier hätten wir also zum drittenmal jenes bedeutende Or; der seltsamste Zufall müßte walten, wenn nur zufälliger Weise dieses Wort auch wieder den Feuer-Bändiger bedeutete, von dem chald. חוס, eigentlich propitium, clementem esse, wovon חָאֵס, dessen sich die chaldäische Uebersetzung für das hebräische מְכַבֶּה bedient, in der bedeutenden Stelle Jer. 4, 4: „daß nicht mein

Zorn entbrenne und kein Besänftiger sey" ולא יהי חאם, und in demselben Sinn Jer. 7, 20. Es. 1, 30. Vgl. Buxtorf. lex. chald. talm. p. 721. Noch seltsamer, wenn sich zu diesem *Χρυσώρ*, *Κερσώρ*, *Χουσώρ*, endlich noch Dionysos selbst, mit der gleichen Bedeutung gesellte! Doch davon jetzt nicht. Creuzer IV, 75 Anm. hat schon den *Χουσωρός* mit dem *Χρυσώρ* zusammenzubringen gesucht, so wie mit dem hesiodischen Chrysaor und dem Adj. *χρυσάορος*, das als Beiwort der Ceres Hymn. v. 4 auf keinen Fall so schnell als von Ruhnkenius u. a. verworfen werden sollte und auch von Wolf beibehalten ist. Weder der Ceres, noch (was häufiger) dem Apollo, Il. V, 509. XV. 256, der so viel mit Dionysos gemein hat, noch dem Orpheus (bei Pindar in Villois. Schol. ad L. Il. prox. cit.) will es nach der aus griechischer Etymologie genommenen Erklärung „der mit goldenem Schwert" recht zusagen. Es ist eines der alten Wörter, die an die Griechen ohne Kenntniß ihres wahren Sinns gekommen waren, und wurde nur in Folge von Ueberlieferung mit gewissen Gottheiten verbunden. Doch genug der sprachlichen Untersuchungen, um endlich zu fragen, wie denn Dionysos oder Osiris Feuerbeschwörer, Feuerbesänftiger heißen könne, und wie damit der Begriff eines ersten Eröffners zusammenhange? Statt jeder tiefer eingehenden philosophischen Erläuterung stehe hier der uralte Lehrsatz: „*Κόσμος — — πῦρ ἀείζωον, ἁπτόμενον μέτρα* (Euseb. *μέτρῳ*) *καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα*", Heracl. ap. Clem. Alex. Strom. V, p. 711 ed. Potter. „Die Welt ein ewig lebendes Feuer, das in Pausen (so erkläre ich *μέτρα* subint. *κατά*) entbrennt und gelöscht wird". Eine Kraft also, die es entzündet (das ist Ceres, Isis, Persephone oder wie man sonst die erste Natur nenne), eine, die es löscht (vgl. Anm. 66), besänftiget und dadurch erster Eröffner der Natur wird, sie in mildes Leben und sanfte Leiblichkeit aufschließend, diese ist Osiris oder Dionysos. *Τοῦ πυρὸς κατασβεννυμένου κοσμοποιεῖσθαι τὰ πάντα* sagten Heraklit und Hippasos (Plut. de pl. phil. Opp. IV, 355. Euseb. pr. ev. p. 749), darum war auch Dionysos (Anm. 80) Demiurg.

65) *Εὐεργέτης*, *ἀγαθοποιός* heißt Osiris bei Plut. p. 317.

Derſelbe c. 42 ſagt, Oſiris bedeute zwar ſehr vieles, aber doch vorzüglich *κράτος εὐεργετοῦν* (nach Markland's Verbeſſ.) *καὶ ἀγαθοποιόν.*

66) Id. c. 33. Sanchuniathon bei Euseb. p. 35 ſagt: *καλεῖσθαι αὐτὸν καὶ Διαμίχιον*, welches Creuzer IV, 75 durch Jovem penetralem erklärt. Hellanicus wollte den Namen als *Ὑσιρις* gehört haben, von der Befeuchtung, und Hyes ſey Dionyſos genannt worden, *ὡς κύριος τῆς ὑγρᾶς φύσεως*, ſagt Plut. c. 34. Eben dieſes Amt des Feuer-Löſchenden übt er auch im andern Leben. Daher jener fromme Wunſch auf Grabmälern: Oſiris gebe dir das kühle Waſſer! Vgl. Luc. 16, 24. Auch dort iſt er der beſeligende Gott, weil durch ihn das Feuer jener unauslöſchlichen Sucht geſtillt wird, mit dem die Seelen der Ungeweihten erfüllt ſind.

67) Sainte-Croix p. 27. 28: une quatrième divinité Cadmillus prit encore place parmi elles, mais il n'eut que le dernier rang. Noch beſſer ein anderer in den Mém. de l'Ac. des Inscr. T. XXVII, p. 14: qui n'était employé, qu'à exécuter les ordres des trois autres. Creuzer, da ihm Axieros die höchſte Gottheit iſt, muß im Ganzen damit einſtimmen, doch ſucht er II, 297. ff. andere Verknüpfungen, deren Abſicht faſt ſcheint dem Kadmilos eine andere Bedeutung als die des Hermes zu verſchaffen (vgl. S. 317), welches auch wohl ſeyn müßte, wenn er der den drei andern Untergeordnete wäre.

68) Hymn. in Cer. 336.

69) Casmillus nominatur in Samothraces mysteriis Dius quidam administer Diis magneis. De lingu. lat. L. VI, p. 88 ed. Bip.

70) — — — — superis Deorum
Gratus et imis.

Horat. Od. I, 10 extr.

71) Ganz unnöthig iſt Bocharts Erklärung G. S. L. I, p. 395 aus רוּם und der vom Arabiſchen hergeholten Bedeutung ministrare. *Κάδμιλος* iſt ganz einfach קַדְמִיאֵל von קדמי, prior, antecedens. Der Name Kadmiel, ebenſo geſchrieben, kommt in den ſpäteren Büchern des A. T. und zwar als Name eines Prieſters, eines

Leviten vor. S. Esr. 2, 40. 3, 9. Neh. 7, 43, al. Sicher bedeutet er nicht, wie gewöhnlich erklärt wird (ſ. Simonis p. 509, denn Hiller. Onom. Sacr. mußte ich leider bei dieſer ganzen Arbeit entbehren), quem Deus beneficiis praevenit, ſondern einen, der „vor Gott ſteht" (denn ſo wird der Begriff von ministrare ausgedrückt, z. B. Gen. 18, 8, wo Abraham als ein wahrer Camillus vor den drei Männern ſteht, vergl. Neh. 12, 44. Jer. 52, 12 und das röm. praeminister (Deorum Macr. Sat. I, 8), welches denſelben Nebenbegriff ausdrückt), oder einen, der „Herold, Bote, Verkünder Gottes iſt", (wovon in der folg. Anm.) oder „der das Angeſicht Gottes ſieht", denn mit dieſer Redensart wurden Ministri (auch der Könige) allgemein bezeichnet. Vgl. die ſelbſt für die Etymologie des Worts nicht unwichtige Stelle Esth. 1, 10. Die chaldäiſche Ueberſetzung des A. T. befleißiget ſich מִן קֳדָם יְיָ zu ſagen, wo im Hebräiſchen blos ſteht מיהוה. S. Buxt. Lex. p. 1970. Selbſt die etruſciſche Zuſammenziehung (Camillus) iſt hebräiſch und beſonders dem hieroſolymitaniſchen Dialekt des Chaldäiſchen eigen. Dort wird allgemein für קדם und קדמי bloß קם und קמי gebraucht, ſ. Buxt. 1971. Hebräiſch iſt die Zuſammenziehung, denn ſie findet ſich im Namen Kemuel Gen. 22, 21. 1 Par. 27, 17, der gewiß unrecht durch grex Dei (Sim. p. 509) erklärt wird, er iſt ſtatt Kemiel, wie Genes. 32, 30. 31. Peniel und Penuel unmittelbar hinter einander verwechſelt werden, und dieſes ſtatt Kadmiel.

72) Der מלאך הפנים Es. 63, 9, auch מלאך יהוה ſchlechthin Exod. 23, 20 sq. Eine ausführliche Erklärung dieſes Begriffs findet ſich im erſten Theil der Weltalter [1]. Wen muß es nicht verwundern, dieſes Verhältniß durch die ganze heilige Geſchichte beobachtet zu ſehen, wie wenn Aaron Moſis Mund, alſo recht eigentlich ſein Mercur (ἡγούμενος τοῦ λόγου, Act. 14, 12) wird, Chriſto Johannes vorangeht, ihm den Weg bahnend, daher von einem Kirchenvater (Tertull. de orat. 1), der wahrſcheinlich auf den Begriff des Camillus (ſ. Anm. 71) anſpielt, praeminister domini genannt. Was im A. T.

[1] Vgl. oben S. 272 ff. D. H.

der Engel des Angeſichts, was in den griechiſchen Geheimlehren der Kadmilos, in etruſciſcher Religion Hermes-Camillus iſt, das iſt der ſpäteren jüdiſchen Philoſophie der Metatron, ein ſonderbarer Name, von dem vielleicht bei anderer Gelegenheit! Er iſt der vornehmſte Engel und ebenſo erhaben über alle Engel, d. h. alle Naturen, die nur Boten, Werkzeuge der höchſten Gottheit ſind, als nach unſerer Anſicht der Kadmilos über die erſten Kabiren. Er heißt auch der Bote, der Geſandte, שליח, Eiſenmengers entdecktes Judenthum Th. II, S. 395, er iſt auch der „Fürſt des Angeſichts", der immer das Angeſicht ſieht des gebenedeieten Königs, daſ. S. 396. Von demſelben ſagen ſie, er ſey זקן und נער, zugleich alt und jung, er iſt alt, als einer, der auffährt über die Himmel zum Thron der Herrlichkeit, jung, wenn er in die Welt der Formirung zurückkommt, d. h. Dienſte als Camillus verrichtet, ebend. S. 397. Der etruſciſche Camillus war bekanntlich ein Knabe. „Der Metatron, ſagt ein jüdiſches Buch, wird Naar, d. i. ein Knabe, genannt, weil er vor der Schechinah (der göttlichen Majeſtät) eines Knaben Dienſte verſieht", ebend. Die Etruſker haben ihre Vorſtellung nicht von dieſen ſpäteren Juden, dieſe die ihrige ebenſo wenig von den Etruskern. Die gemeinſchaftliche Quelle iſt Prov. 8, 30, wenn man אמון richtig überſetzt; ſo wie ebendaſ. v. 22 der Grund liegt vom Metatron als „Anfang der Wege Gottes", Eiſenm. l. c., und von Hermes als Gott der Wege.

73) Nicht blos interpres, ſondern augur, quasi divinator Dei. Es. 3, 2 ſteht קסם neben נביא. Iſt es wahr, wie erzählt wird (Plut. pl. phil. L. II in.), daß Pythagoras zuerſt den Inbegriff aller Dinge κόσμος genannt, ſo ſieht es zweideutig aus um die gewöhnliche Erklärung dieſes Worts. Nach der Urlehre, aus deren Quellen Pythagoras ſchöpfte, iſt die ganze Welt nur ein Kesem, ein augurium Dei. Ich bemerke, daß Kasmilos auch wohl noch in anderer Beziehung augur Dei heißen kann; doch dieß iſt tieferer Erforſchung, und das Verhältniß des Vorangehens bleibt dabei daſſelbe. Die Herleitung von Kasmilos aus קַסְמִיאֵל gibt ſchon Bochart, Hieroz. II, 36. Wenn aber Münter in der angef. Abh. für die phönikiſche Erklärung von

Kasmilos, dagegen für die ägyptische Erklärung der drei ersten Gottheiten spricht, so wäre unstreitig folgerichtiger zu schließen, daß, weil Kadmilos, Kasmilos, Camillus unwidersprechlich und unbestreitbar hebräische Wörter sind, die andern, derselben Lehre und demselben Geheimdienst angehörigen, auch aus dieser Sprache seyn müssen. Freilich meint Münter, aber ohne allen Grund, die drei ersten Kabiren seyen aus Aegypten gekommen, der vierte erst von den Phönikern eingeführt worden. Sainte-Croix dagegen hält gerade den Kadmilos für ägyptisch. Bemerkenswerth ist noch, daß von allen griechischen Völkerschaften gerade die Böotier den Hermes Kadmilos nannten, dieselbe Völkerschaft, unter der (s. Larcher zu Herod. II, 49) die Nachkommen des Tyriers Kadmos und der Phöniker lebten, die dorthin mit ihm gekommen waren. Auch bloß Kadmos heißt oft der Kadmilos.

74) So erklärt sich Creuzer, Symb. und Myth. II, 333. Es scheint diesem ausgezeichneten Werk überhaupt nicht vortheilhaft zu seyn, daß zufolge einer sehr particularen philosophischen Ansicht, die man am Ende des vierten Theils entwickelt findet, und die dem Christenthum, wie dem Alterthum, nur gewaltthätig aufzudringen ist, allen Erklärungen die Emanations-Theorie zu Grunde gelegt worden. Indeß kann diese Ansicht als etwas Fremdartiges rein abgeschieden werden von dem Werk, dessen unschätzbares Verdienst, durch höhere Ideen im Verein mit umfassender Gelehrsamkeit den Weg für eine tiefere Erkenntniß der ganzen Mythologie gebrochen zu haben, dadurch unangetastet bleibt. Insbesondere halte ich für recht, hier zu erwähnen, was eigentlich früher hätte erwähnt werden sollen, daß Creuzer durch das Licht, in welches er die Ceres- und Proserpina-Lehre gesetzt, die ersten Mittel zu der Ansicht gegeben, die in gegenwärtiger Abhandlung entwickelt wird. Er hat, besonders IV, §. 39, unwiderleglich dargethan, daß Ceres das erste der Wesen ist, und dieser Lehrsatz, recht verstanden, das erste Wesen nämlich nicht mit Creuzer zugleich für das oberste, sondern als das allem zu Grunde liegende genommen, ist das Fundament, auf welchem dieses Erklärungssystem ruht. Wenn daher derselbe geistvolle Gelehrte in Erklärung der samothrakischen Geheimnisse Zoëga nachgibt, und mit

ihm Axieros für die höchste Gottheit des ägyptischen Systems hält, so streitet dieß gegen die Analogie der von ihm selbst anderwärts aufgestellten mythologischen Grundsätze.

75) Daher auch die Einschränkung a. a. O. „Dieses Hervorgehen und Zurückkehren aus Einem Wesen und in dasselbe ward ohne Zweifel dem Gebildeteren als Grundlehre vorgetragen, die freilich der rohe Pelasger nicht zu fassen im Stande war. Ihm gab man dafür eine Reihe von Sterngöttern und ihnen entsprechende Baetylien, Idole von der Sternenkraft influirt und magisch wirksam u. s. w."

76) Creuzer II, 321.

77) Der mögliche Einwurf, daß Dionysos als höherer Demiurg dem Hephästos entgegengesetzt wird (Creuzer III, 414) und doch nach obiger Ansicht selbst ein Hephästos ist, wird sich durch Anm. 80 erledigen.

78) Creuzer am eben angef. Ort.

79) *Τὰς ἐγκοσμίους ἕδρας.* Ebenderf. ebendas. aus Procl. in Plat. Theol. VI, 22.

80) Aber auch Dionysos ist Demiurg, und zwar der den Hephästos gewissermaßen überwindende Demiurg, der die Schöpfung aus den Banden der Nothwendigkeit erlöst und in freie Mannichfaltigkeit auseinander setzt. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich schon durch die allgemeine Bemerkung, daß ein Wesen oder Princip, das höher steht als ein anderes und insofern sein Gegensatz (sein Ueberwindendes) ist, dennoch gegen ein noch höheres mit jenem zu Einer Gattung gehören kann. Für solche, die aus Andeutungen ein Ganzes verstehen, sey Folgendes! Auch Zeus ist wieder Dionysos, wie ja auch mitunter ausdrücklich gelehrt wurde (S. die Anführungen von Creuzer III, 397 vgl. mit 416). Nämlich Zeus verhält sich zu den drei ersten Potenzen wieder, wie sich die zweite zu der ersten verhält. Ich sage zu den drei ersten, obschon wir bisher vier zählten. Denn tiefer angesehen ist Ceres keine arithmetische Zahl. Sie ist die Mutter der Zahlen, die intelligible Dyas, mit der nach Pythagoreer-Lehre die Monas alle wirklichen Zahlen erzeugt. Persephone ist die erste Zahl (*πρωτόγονος*), die arithmetische Eins. Also Zeus verhält sich zu 1. 2. 3 wieder, wie sich

2 zu 1 verhält, und umgekehrt 2 verhält sich zu 1 nicht anders, als sich 4 zu 1. 2. 3 verhält. Des Zeus Zahl ist immer die vierte Zahl. Außerdem aber kehrt Dionysos noch einmal in höherer Potenz zurück. Axiokersos ist Dionysos in der tiefsten Potenz.

81) *Ἐν δὲ τοῖς κατ᾽ Ἐλευσῖνα μυστηρίοις ὁ μὲν Ἱεροφάντης εἰς εἰκόνα τοῦ Δημιουργοῦ ἐνσκευάζεται — — ὁ δὲ Ἱεροκήρυξ Ἑρμοῦ.* Eus. pr. ev. III, p. 117. Auch Samothrake hatte seinen Hierophanten. Er hieß *Κόης*, *Κοίης*. Bochart, G. S. p. 397 leitet es, nicht eben unwahrscheinlich, von כהן ab. Da indeß der Hierophant von Eleusis auch *προφήτης* hieß (von *τελετῶν κατάρχουσι προφήταις* wird auch Euseb. l. c. p. 39 C. gesprochen), so halte ich für wahrscheinlicher, daß das Wort so viel als חֹזֶה, Seher, ist, welches griechisch wohl nur durch *Κόης* oder *Κοίης* auszudrücken war. Das Wort scheint weniger allgemein als נביא; dieses drückt die Eigenschaft, jenes das Amt aus (s. 2 Sam. 24, 11. 1 Par. 21, 9. 25, 5), und von dem ist hier die Rede.

82) Plut. in Num. c. 7. extr.: *τὸν ὑπηρετοῦντα τῷ ἱερῷ* (aber Reiske schon verbessert *ἱερεῖ*) *τοῦ Διὸς ἀμφιθαλῆ παῖδα λέγεσθαι κάμιλλον, ὡς καὶ τον Ἑρμῆν οὕτως ἔνιοι τῶν Ἑλλήνων ἀπὸ τῆς διακονίας προσηγόρευον.* Damit übereinstimmend Macr. Sat. III, 8: „Romani pueros puellasve nobiles et investes Camillos et Camillas appellant, flaminicarum et flaminum praeministros“. Daher ist Festus de Verb. sign. p. 149 ed. in us. D.: „Flaminius Camillus puer dicebatur ingenuus patrimus et matrimus, qui Flamini Diali ad sacra praeministrabat“, nicht so zu verstehen, als wolle er nur das Beiwort Flaminius erklären; sondern der dem Jupiters-Priester dienende Knabe hieß ursprünglich und vorzugsweise Camillus. Daß er *ἀμφιθαλής* seyn mußte, ein Knabe, deß beide Eltern lebten, war nicht weniger bedeutend.

83) — — — — commune profundis
Et superis numen, qui fas per limen utrumque
Solus habes geminoque facis commercia mundo.
Claudian de R. Pr. I, 89 ss.

84) Merkwürdig genug bricht der Geschichtschreiber Mnaseas schon mit Dionysos ab, sey es, daß er selbst keine höhere Weihe empfangen, sey es, was wahrscheinlicher, daß heilige Scheu ihn zurückhielt, das letzte Geheimniß auszusprechen. Einige, sagt der Scholiast, setzen den vierten hinzu. Nicht alle also gelangten bis zu dieser Zahl (des Kadmilos), mit der sich der Sinn des Ganzen erst aufschloß. Ueber diese Zahl hinaus führt kein Schriftsteller die Reihe; nur außer der Ordnung, einzeln werden Zeus, Venus, Apollo u. a. genannt. Um so natürlicher ist, den bei dem alten Scholiasten mit Kadmilos abreißenden Faden durch andere Bruchstücke fortzusetzen, die sich unter den Trümmern phönikischer Kosmogonien finden. Es kann um so weniger nöthig seyn, die Streitfrage über die Aechtheit oder Unächtheit dieser Bruchstücke aufzunehmen, da man ohnedieß von beiden Seiten her angefangen, in den Mittelweg einzulenken. Doch ist vielleicht folgende Bemerkung an ihrer Stelle. Sanchuniathon erklärt sich als Feind jeder tieferen, wie er sie nennt, allegorischen, oder wie man heutzutage sagen würde, mystischen Bedeutung, als Eiferer für den rohen buchstäblichen Verstand der alten Göttergeschichten, die bei ihm völlig verwildert erscheinen. So roh und ohne alle Ahndung tieferen Verstands treiben sich in seinem wunderlichen Chaos auch die Trümmer um, von denen wir hier reden wollen. Ein Betrug, wie ihn Mosheim dachte, und mit solchem Zweck, hätte sich mit solchen Einschiebseln schwerlich Genüge gethan. Nachdem also Sanchuniathon von den Korybanten und Kabiren gesprochen, fährt er fort: „Zur Zeit derselben ward geboren ein gewisser Eljun mit Namen, der Höchste". Durch leichte Aenderung wäre der Sinn herauszubringen: Nach denselben; aber es ist für unsern Zweck unnöthig; um so mehr, da man diesem Bruchstück, wenn keinen höheren Ursprung zugestehen, doch in dem Mythus von der durch die Kureten und Korybanten (auch merkwürdig!) bewachten Geburt des Zeus seine Wurzel anweisen könnte. Eljun ist der wirkliche Name des höchsten Gottes Genes. 14, 18, deß Priester jener aus dem Dunkel der Urzeit wunderbar hervortretende Malki-Sedek ist, Name des Gottes, der „Himmel und Erde" (so wurde ja auch die kabirische Zweiheit

ausgedrückt) beſitzet, alſo des Weltherrn, des Demiurgen. Darf man die vorzüglich von Creuzer geltend gemachte Bemerkung auch hier anwenden, daß der Prieſter den Gott vorſtellt und auch wohl deſſen Namen trägt, ſo iſt Malki-Sedek der Name des höchſten Gottes ſelbſt, wofür auch ſpricht, daß ſchon die älteſten jüdiſchen Schriften, die hierin ſicher Ueberlieferungen folgten, z. B. das Buch Sohar, Sepher Jetzira, Bereſit Rabba (ſ. Boch. G. S. p. 707), den Namen Zeus durch צדק, Sedek, ausdrücken. Jeder mit hebräiſchem Sprachgebrauch Bekannte weiß aber, daß Malki-Sedek nichts anderes bedeutet als der vollkommene König, der vollendete Herrſcher, alſo eben das, was 1 Tim. 6, 15 ὁ μακάριος (auch dieß im Sinn von vollendet) καὶ μόνος δυνάστης, ὁ βασιλεὺς τῶν βασιλευόντων καὶ κύριος τῶν κυριευόντων heißt. Die anderen, nächſt ihm vollkommenſten, Naturen, herrſchen zwar auch, aber ſie herrſchen nur als Werkzeuge; wie Diener eines irdiſchen Königes, nicht als Selbſtherrſcher, ſondern als Stellvertreter. Zu dem allem kommt Folgendes. Die ſieben Söhne Sydyks (bei Damaſcius Sadiks) heißen urkundlich die Kabiren, Euseb. p. 39. Der Sinn iſt hier derſelbe, wie wenn die erſten (unterſten) Kabiren Söhne des Hephäſtos heißen. Nämlich ſie alle zuſammen ſind nur Sydyk, der eine vollendete Herrſcher lebt nur in ihnen, ſie ſind nur gleichſam die einzelnen Glieder des Einen; die den Vater verwirklichenden und ſichtbar machenden Kräfte, die inſofern auch in der Offenbarung oder Sichtbarkeit ihm vorangehen. Denn irren würde ſich, wer aus dieſem Verhältniß etwas für die Vorſtellung der Emanation ſchließen wollte; es gilt hier, was ein in Bentl. Ep. crit. ad. Mill. subj. Hist. chr. Joh. Mal. p. 81 angeführter χρησμός in anderer Beziehung ſagt: ὁ παλαιὸς νέος καὶ ὁ νέος ἀρχαῖος, ὁ πατὴρ γόνος καὶ ὁ γόνος πατὴρ. Sind alſo die Kabiren Söhne Sydyks und war deſſelben Sydyks (Sedeks) Prieſter jener König von Salem, ſo wäre vielleicht erlaubt zu ſagen, dieſer Malki-Sedek war der erſte bekannte Kabir (ſo hießen ja auch die Prieſter und Geweihte), dem das Syſtem bis in die vierte Zahl eröffnet war, das im Lauf der Zeiten zu vollendeter Klarheit bis in die Sieben- ja in die Achtzahl aufgeſchloſſen werden

ſollte. Doch nur zweifelnd dürfen dieſe älteſten Verbindungen angedeutet werden. Zu ſichtlich, um vom beſonnenſten Forſcher ganz von der Hand gewieſen zu werden, ſind jene Anzeigen doch auch wieder zu ſchwach, um eine eigentliche Behauptung auf ſie zu gründen. Eine größere, in weiterem Umfang und von andern Seiten her geführte Unterſuchung könnte jedoch ihre Kraft verſtärken.

85) Von einem ſolchen Syſtem ſagten dann auch wohl im Alterthum ſchon diejenigen, die es nicht bis zum Ende fortdachten oder verſtanden, es ſey nur Naturphiloſophie. So Cicero de nat. D. I, 42: Praetereo Samothraciam eaque

— — quae Lemni
Nocturno aditu occulta coluntur
Silvestribus sepibus densa.

Quibus explicatis ad rationemque revocatis rerum magis natura cognoscitur quam Deorum. Sainte-Croix p. 356: „Clément d'Alexandrie avoue, que l'Epoptie étoit une espèce de physiologie“, dazu Strom. IV, p. 164. Aber dieſe Stelle ſagt etwas ganz anderes, nämlich: „die dem Kanon der Wahrheit (der chriſtlichen Lehre) gemäße Naturphiloſophie (Phyſiologie), eine Ueberlieferung höherer Erkenntniß, eher aber eine Epoptie zu nennen, fängt von der kosmogoniſchen Art der Unterſuchung an, und ſteigt von da zu derjenigen auf, die göttliche Dinge betrifft“.

86) Sainte-Croix p. 355.

87) Die Freigebigkeit mit den Erklärungen durch Betrug, Prieſtergaukelei u. ſ. w. iſt gewiß bezeichnend für die letzte Zeit. Der Lüge werden Kräfte zugetraut, die man kaum der Wahrheit zuſchreibt. So blödſinnig auch war das Alterthum nicht, wenn es gleich nicht mit vermeinter Schlauheit überall Täuſchung witterte. Wenn nicht im Heidenthum etwas ſehr Ernſtliches und mehr, als man denkt, Wirkliches lag, wie konnte der Monotheismus ſo lange Zeit brauchen, ſeiner Meiſter zu werden? Erweiterte Erfahrung, die von Zeit zu Zeit manches begreifen lehrt, was unbegreiflich ſchien, ertheilte ſchon Warnungen

genug. Die neuste betrifft die tönende Memnonssäule. Mancherlei Thatsachen, z. B. das periodische Aufhören und Wiederkommen des Tons, auch daß offenbar mehrere solcher tönenden Säulen waren, Umstände, die kürzlich Jacobs in der ang. Abh. mit scharfsichtiger Gewandtheit zusammengestellt, hinderten nicht, Priesteranstalt dabei zu vermuthen. Nun kommen die gewiß unverdächtigen Franzosen, und siehe noch jetzt tönen beim Aufgang der Sonne die Granit-Blöcke des thebäischen Thals.

88) *Οἶδα ἐγὼ καὶ Πλάτωνα προσμαρτυροῦντα Ἡρακλείτῳ, γράφοντι. Ἓν τὸ σοφὸν, μοῦνον λέγεσθαι οὐκ ἐθέλει, καὶ ἐθέλει Ζηνὸς ὄνομα.* Clem. Al. Strom. L. V, p. 718. Vgl. Voß zu Virgils Landbau S. 808. Mahommedanisch darf der Monotheismus wohl heißen, der nur Einer Persönlichkeit oder einer ganz einfachen Kraft den Namen Gott zugesteht. Daß er nicht neutestamentlich, bedarf keines Beweises; daß auch nicht alttestamentlich, darüber s. Weltalter 1ster Theil [oben S. 272 ff.].

89) Vgl. Creuzer Vorr. zu IV, S. IV. Gefallen ist wohl dieses System weniger durch sich selbst als durch die abgeschmackten Anwendungen, eines Huetius z. B.

90) Ich sage: eines wissenschaftlichen Systems, nicht eines bloß instinktmäßigen Erkennens, etwa in Visionen oder im Hellsehen oder auf andere ähnliche Arten, die man sich heutzutag ausdenkt, da einige geradezu der Wissenschaft entsagen, andere wo möglich ein Wissen ohne Wissenschaft aufbringen möchten. Da übrigens das Daseyn eines solchen Ursystems, das, älter als alle schriftlichen Denkmäler, die gemeinschaftliche Quelle aller religiösen Lehren und Vorstellungen ist, im Text nicht eigentlich behauptet, sondern nur als eine Möglichkeit hingestellt wird, so wird es wohl verstattet seyn, dieser Anführung wegen auf künftige, nicht einen Theil betreffende, sondern es selbst (das Ursystem) in seiner Ganzheit herzustellen suchende Forschungen zu verweisen, nach deren Mittheilung dann gegen die Annahme sich erklären mag, wer sie nicht als die wahrscheinlichste erkennen zu müssen glaubt.

91) Ohngefähr wie alle Kraft und Herrlichkeit des neueren

Europas aus den germaniſchen Völkern, mit denen die Pelasger überhaupt manche Züge gemein haben; ihre Wanderungen und die Urtheile, die von ſpäteren Geſchichtsforſchern über beide ergangen (ſ. unter andern Larcher Chronol., Herodote T. VII, p. 277), ſind nicht die ſtärkſten derſelben.

92) L. II, c. 52 extr.

93) *Δοκέω δ' ὧν μάλιστα ἀπ' Αἰγύπτου ἀπῖχθαι.* II, 50.

94) Daß die Namen der meiſten Götter nach Griechenland aus Aegypten gekommen ſeyen, kann ohnehin nicht buchſtäblich genommen werden. Vielleicht wenn Herodots Kenntniſſe weiter ſich ausdehnten, weit entfernt die griechiſchen Götternamen aus Aegypten abzuleiten, zweifelte er, ob die ägyptiſchen ſelbſt ägyptiſchen Urſprungs ſeyen. Von Oſiris war ſchon die Rede. Wer ſich noch mehr überzeugen will, ſehe die ebenſo ungewiſſen als flachen Erklärungen an, die von ägyptiſchen Götternamen aus der koptiſchen Sprache ſeit Kirchers Zeiten, von Jablonsky, Georgii (Alphab. Tibet.), Zoëga und andern, gegeben worden ſind. Wie unnütz alſo muß es erſcheinen, ägyptiſche Etymologien noch weiter, auch auf griechiſche Namen, auszudehnen! Hievon nur Ein Beiſpiel an dem orphiſchen Erikapäos. Ehmals wollte man in ihm durch kabbaliſtiſche Rechnung den Schem hamphorasch (Jehovah-Namen) finden; das nennt Bentley ep. ad. Mill. p. 4 mit Recht aniles Cabbalistarum fabulas. Aber nun kam das ägyptiſche Vorurtheil. Münter allein in der ang. Abh. S. 34 Anm. gibt zwei Erklärungen. Noch mehrere kann man bei Creuzer III, 388 angeführt finden. Bentley, der den Namen doch nicht los werden kann und p. 90 zum zweitenmal auf ihn zurückkommt, begnügt ſich zu bemerken, die Sylbe *κεπ* (nach der Lesart *Ἡρικεπαῖος*) könne nimmermehr weder griechiſch noch lateiniſch ſeyn. Darum habe er wohl gethan, den ineptis plerumque et cassis Etymologiis (nämlich aus griechiſcher Sprache) nicht nachzugehen; ſchwören wolle er, daß ſelbſt Orpheus keine anzugeben wüßte. Ohne ſich zu vermeſſen, könnte man dagegen ſchwören, eine (freilich nicht griechiſche) Etymologie anzugeben, die der unvergleichliche

Bentley ſelbſt, wenn er von den Todten wiederkäme, als die wahre erkennen würde. Doch erwarte man darum nichts Außerordentliches, ſondern nur etwas ganz Leichtes und Einfaches. Das Wort *Ἠικαπαῖος* iſt nicht mehr noch weniger als das hebräiſche אֶרֶךְ אַפַּיִם (Erec-Apaim), das Exod. 34, 6 und anderwärts als Name oder Prädicat des wahren Gottes vorkommt, oder, damit es noch ähnlicher ſei, nach der chaldäiſchen Form (ſ. Buxt. Lex. p. 216) ארך אפין (Erik-Apain), welches den Langmüthigen, Mitleidigen, der weiten Herzens iſt, bedeutet. Und das iſt er ja, der Erikapäos, der mit Dionyſos (ſ. Anm. 65) ſo viel Aehnlichkeit hat (*αὐτὸς δὲ ὁ Διόνυσος*, ſagt Proclus cit. ad Orph. fragm. ed. Gesn. = Herm. p. 466) *καὶ Φάνης καὶ Ἠικαπαῖος συνεχῶς ὀνομάζεται*), der Lebensgeber (*ζωοδοτήρ*, Malal. Hist. chron. p. 91), der weitherzige Gott, im Gegenſatz mit dem engherzigen, der das Leben vielmehr verſchließt, hindert. Es iſt den Helleniſten zu verzeihen, wenn ſie, immer die griechiſchen Herleitungen im Auge, den Etymologien nicht hold ſind; auch Ruhnkenius hat ſich nicht [nur] Einmal ſtark darüber erklärt. Doch ſollte man nicht alle und aus jeder Sprache verſchmähen, denn z. B. weder in kritiſcher noch in hiſtoriſcher Beziehung kann es unwichtig ſeyn, zu wiſſen, daß der orphiſche Erikapäos hebräiſch oder altteſtamentlich iſt. Doch dieſer Name iſt ja bloß orphiſch und beweist alſo nichts für ägyptiſche! Nun höre man Plut. de Is. et Os. p. 359. *Τὸ δὲ ἕτερον ὄνομα τοῦ θεοῦ (τοῦ Ὀσίριδος) τὸν ΟΜΦΙΝ εὐεργέτην ὁ Ἑρμαῖός φησι δηλοῦν ἑρμηνευόμενον.* Omphis alſo ein zweiter Name des Oſiris? Hier weiß ſogar Jablonski keinen Rath. Die Stelle muß verdorben ſeyn, gewiß hat Plutarch *Ῥόμφιν* geſchrieben, denn nur für ein ſolches Wort läßt ſich aus dem Koptiſchen die Bedeutung des Wohlthuenden herbeiſchaffen, Vocc. aeg. in Opusc. ed. te Water I, p. 184. Wenn man aber weiß, daß daſſelbe Wort, aus dem oben der Erikapäos erklärt worden, auch (oder vielmehr urſprünglich) ארך אנפין (erik-anphin) geſchrieben wurde, ſo wird man durch die ſehr natürliche Abkürzung nicht nur den Namen, ſondern auch die Bedeutung: der Wohlthätige, erklärt finden. Wir könnten nun noch weiter gehen; denn jener

Erik-appin verlangt ja auch seinen Gegensatz, einen engherzigen Gott; es scheint nicht schwer zu sagen, in welchem Namen dieser zu finden ist; aber dieß mag einstweilen hinreichen, nur aufmerksam zu machen. Der Zweifel, der in Ansehung der ägyptischen Götternamen geäußert worden, dürfte mit der Zeit wohl auch in Ansehung der indischen laut werden; versteht sich der bedeutendsten. Daß ein Volk die Namen der Götter, die es nicht selbst erfunden, nicht zu verändern gewagt, ist bei weitem mehr als das Gegentheil wahrscheinlich. Auch an die Namen war ein Zauber geknüpft, und was der allgemeine Aberglaube von Beschwörungsformeln hält, daß sie nur in der Sprache wirken, in welcher sie überliefert worden, galt wohl auch von Götter-Namen. So behielt Samothrake mit dem alten Dienst nicht nur die alten Namen, sondern auch in heiligen Gebräuchen gewisse Ausdrücke einer eignen alten Sprache (παλαιᾶς ἰδίας διαλέκτου) bis auf Diodors von Sicilien Zeiten, der diese Wörter zwar von den Autochthonen der Insul herleiten will (L. V, p. 357), die aber alle wahrscheinlich von der Art des Worts κοίης waren (Anmerk. 81). So behielt Eleusis die fremdlautende Entlassungsformul, so die Sabazien ihr Hyes Attes! näherliegender Vergleichungen nicht zu gedenken! Doch wozu auch nur dieses, da das Beispiel der beweglichen Griechen allein entscheidend ist, die selbst im freien dichterischen Gebrauch die Namen beibehielten, von denen Herodot (weit bestimmter davon redend als von der ägyptischen Herkunft) sich durch seine Untersuchungen überzeugt zu haben versichert, daß sie mit wenigen Ausnahmen (die auch nicht einmal alle Ausnahmen sind) den Griechen von den Barbaren gekommen.

95) Herodot. L. II, 49 extr.

96) L. II, c. 51.

97) Münter l. c. p. 30. Creuzer II, 285 ff. Jacobs über die Menm. Anm. 63.

98) L. III, c. 37.

99) Euseb. pr. ev. p. 38: „Saturn gab dem Poseidon und den Kabiren die Stadt Berÿth zum Sitz". Es ist dieß die einzige mir bekannte Stelle, wo Poseidon und die Kabiren zusammen, aber unter-

ſchieden, genannt werden. Nämlich Poſeidon iſt der Kabiren, oder vielmehr ſie ſind des Poſeidon Gegenſatz. Er iſt das blindlings Auseinanderwollende, Spaltende, Zertrennende; ſie das Zuſammenhaltende. Hephäſtos hält den Poſeidon bewältigt, ihn ſelbſt überwindet wieder ein anderer, der inſofern κύριος τῆς ὑγρᾶς φύσεως (Anm. 66), aber in einem ganz andern Sinn iſt, als der zerſtörende Poſeidon. Spuren genug dieſes Gegenſatzes gibt der XXI. Geſang der Ilias. Gerade die Verbindung des Poſeidon und der Kabiren in jener Stelle iſt der Beweis der Urkundlichkeit der Angabe. Man erinnere ſich, was Herodot eben auch über Poſeidon ſagt. Nach dieſer Anſicht möchte auch was §. 5 in. des Textes erwähnt iſt, noch eine tiefere Deutung zulaſſen. Inſofern ſchiene mir die Bochartiſche Erklärung von Patäken noch immer vorzuziehen, wenn man als den Grundbegriff von בטח (wohl nicht unrichtig) firmus fuit, firmiter innixus est annähme. Patäken wären alsdann die feſtmachenden, die ſichern Grund gebenden; Gegenſatz von instabilis tellus, innabilis unda.

100) Gutberleth Diss. de Mysteriis Deorum Cabirorum, insert. ej. Opusc. Franeck. 1704. et Poleni Suppl. ad Thes. antt. Gr. et R. T. II, p. 824. Dieſer überſetzt πυγμαίου ἀνδρὸς μίμησιν durch fortis et robusti viri imaginem, ein Sprachgebrauch, für den er nichts anzuführen weiß, als Ez. 27, 11 nach der griechiſchen Ueberſetzung des Aquila, wo πυγμαῖοι, meint er, dem Zuſammenhang nach nur ſtarke Männer bedeuten könne.

101) Creuzer, Dionysus p. 133 ss.

102) Tu, genitor, cape sacra manu patriosque Penates.

Aen. II, 717.

103) S. die 72. Anm.

104) Wachter, Gloss. Germ. II, pag. 1989: Zwerg (Anglosax. dwerg, dweorh, Franc. duverch), Daemon silvestris montes et saxa inhabitans, vocem compellantibus reddens, et nescio quae arma fabricans, secundum Mythologiam Islandorum, cui nomen Edda. Verel. in Jnd. duergur et in plural. duergar, semidaemones, rupicolae, arte fabrili mirabiles. Gudmundo

Andreae in explicatione Voluspæ Stroph. VII. dwergi sic dicuntur a θεοῦ ἔργον; warum nicht geradezu von θεουργός? Ueber die Bergmännlein, Wichtlein u. s. w. läßt sich der wackere G. Agricola (s. über ihn v. Goethe's Farbenlehre II, S. 237) in der Abh. De Animantibus subterraneis (De re metall. libri XII, p. 491) deutsch übersetzt also vernehmen: „Von andern werden sie (die die Griechen Cobalos nennen) Bergmännlein genannt nach ihrem gewöhnlichen Leibesmaß, denn sie erschienen wie Zwerge dreier Spannen hoch, und zwar wie alte Männlein (seneciones), gekleidet wie die Bergleute, in einem gekappten Hemd und mit einem um die Lenden herabhangenden Schurzleder (wie Kabiren auf Münzen; Kabiren-Hammer und Schlägel fehlt in andern Beschreibungen auch nicht). Diese pflegen den Erzgräbern keinen Schaden zu thun, sondern schweifen herum in den Schachten und Gängen und scheinen alle möglichen Arbeiten vorzunehmen, da sie doch nichts thun. Bisweilen werfen sie die Arbeiter mit Steinchen, verletzen sie jedoch nie, wenn sie nicht gereizt und in ihrer Gaukel-Arbeit gestört werden. Weßhalb die Bergleute durch sie von der Arbeit nicht abgeschreckt, sondern als durch ein gutes Zeichen aufgemuntert werden, desto hurtiger und eifriger drauf zu setzen und stärker zu arbeiten". Auch aus Theophr. Paracelsus wäre viel von den Pygmaeis anzuführen, das er doch wohl nicht bloß aus seinem Gehirn, sondern aus gemeiner Volkssage genommen. Ob er ihnen gleich manches Böse nachsagt, rühmt er sie doch auch wieder als solche, „die oft unsre Warner, Wächter und Beschützer sind in großen Nöthen, helfen oft einem außer Gefängniß und dergleichen Hülfe mehr". Den böhmischen Gebirgsbewohnern kommen sie bis in die Häuser als wahre lares familiares oder lemures, daß man sie unter der Erde kann hämmern und schmieden hören, deßhalb heißen sie dort und in angrenzenden deutschen Ländern auch Hausschmiede. S. Balbin. Misc. hist. Boh. L. I, p. 45. In dieselbe Classe gehören die ebenfalls von Agricola p. 492 erwähnten daemones, qui quotidie partem laboris perficiunt, curant jumenta, et quos, quia generi humano sunt aut saltem esse videntur amici, Germani Gutelos appellant (Χρηστοί heißen

auch die Kabiren, Macrob. III, 4; vielleicht auch jene altteſt. Penaten die Theraphim, nach dem arab. ترف). Aus einem alten Wörterbuch führt Scherz, Gloss. Germ. med. aev. II, pag. 2011 an: „wichtelein, wichte, schretlein penates“. Die ſanftmüthigen heißen vorzugsweiſe Kobeln, Kobolde, ein Wort, das ſchon Agricola und nach ihm Wachter u. a. vom griech. *Κόβαλος* herleiten. Nun ſagt Is. Vossius ad Hesych. voc. *Κάβαρνοι* not. 12. „*Κάβαρνοι*, *Κάβειροι*, *Κόβαροι*, *Κόβαλοι* (wohl auch das bei Heſych. gleich darauf folgende *κόβειρος*) ejusdem omnia videntur naturae“. Bei den unzähligen Beiſpielen der Verwechſelung von R und L iſt nicht zu zweifeln, daß *κόβαλοι* für *κόβαροι* geſetzt wird; und daß dieß mit *κάβειρος* einerlei Etymon habe, iſt ebenſowenig zweifelhaft. Hierdurch iſt alſo die in den Vorſtellungen nachgewieſene Verbindung auch in den Namen aufgezeigt. Oft genug während dieſer Unterſuchung hat ſich der ebenſo nahe als tief eingreifende Bezug zwiſchen den Kabiren und den Laren und Manen dargeboten (vgl. Arnob. adv. Gent. III, p. 124 ed. Lugd. Bat.), aber wir mußten uns einſchränken.

105) Die Spur einer ſolchen Vorſtellung könnte man in dem Namen Anaces (*Ἄνακες*) ſuchen wollen; denn wie dem auch ſey, die einzig wahrſcheinliche Erklärung dieſes erſt ſpäter in Anactes verwandelten Worts (ſ. Cic. de n. D. III, 21) liegt in den Enakim der Vorzeit, Deut. 1, 28. In der nordiſchen Fabel und Dichtkunſt finden ſich meiſt, wo Rieſen, auch Zwerge. Wer denkt nicht an das „viel ſtarke Gezwerg“, das zugleich mit den Nibelungen-Recken der Schätze und Burgen hütet und dem nebſt großer Stärke Zauberkraft inwohnt?

106) *Πυγμαῖος* wird von *πυγμή*, einer Fauſt hoch, erklärt. *Δάκτυλοι* ſind Finger.

107) Söhne Sydyks (Anm. 84) und Dios-Kuren iſt einerlei Name. Aber derſelbe Name iſt ja noch urkundlicher in jenen בני האלהים Gen. 6 vorhanden (daß darunter Söhne des höchſten Gottes gemeint ſind, zeigt das ה emphat. vor אלהים). Von dieſen erzählt das älteſte Geſchichtswerk: „Und die Söhne Gottes ſahen die Töchter der Menſchen, daß ſie ſchön waren, und nahmen ſich zu Weibern, die

ihnen gefielen", worauf in demselben Zusammenhang folgt: „In jenen Tagen waren Nephilim (Riesen) auf der Erde, zumal nachdem die Söhne Gottes sich mit den Menschentöchtern verbanden und sich Kinder zeugten. Dieß sind die Gewaltigen, die Männer des Namens (die Berühmten) von Urzeiten der Welt her". Es ist doch etwas ganz Wunderbares um diese Stelle, mag sie nun für mythisches Bruchstück nach der beliebten Weise oder für Geschichte genommen werden. Will man nicht den ungereimten jüdischen Fabeln Glauben beimessen, so kann man בני האלהים nur von Verehrern des wahren Gottes erklären, die gleichsam als abgesondert von den übrigen Menschen und als ein eignes Geschlecht vorgestellt werden. Es waren also so zu reden die Eingeweihten der ersten und ältesten Mysterien; von Anfang an war etwas abgeschlossen, nur einem Theil des Menschengeschlechts vertraut, das sich erst allmählich wie von einem Mittelpunkt aus verbreiten sollte. Ist es nicht auffallend, daß aller höhere und bessere Glaube gleich anfänglich in Griechenland und sonst unter der Form von Geheimlehren auftritt? Augenblickliche und örtliche Ursachen lassen sich doch nicht immer und überall denken, sondern das Geheimniß, die Abgeschlossenheit schien, gleich ursprünglich und vom Anfang her, zugleich mit der Sache selbst gegeben. Söhne des höchsten Gottes wurden jene Inhaber der ältesten Geheimlehre, wie die in ihrem Ursprung offenbar menschlichen Zwillinge Dios-Kuren wurden und zuletzt selbst unter die Kabiren übergingen. Von diesen höheren Naturen stammen die ersten menschlichen Heroen, die Nephilim (Niflungen?), die gewaltig waren, solange sie lebten und noch in der Unterwelt (Niffelheim der altnordischen Mythologie?) groß und berühmt sind, s. Es. 14, 9. Jeder mag suchen diese wunderbaren Anzeigen so gut er kann weiter zu verknüpfen, aber sehr natürlich ist doch, sich nach einer Erklärung der so allgemeinen Mysterien-Form schon in den ältesten Zeiten umzusehen. Was war auch die strenge Absonderung des jüdischen Volks anders als eine den Mysterien ähnliche Anstalt, nur daß sie nicht zwischen Menschen desselben Volks, sondern zwischen einem Volk und allen übrigen eine Scheidewand zog? Erst das Christenthum sollte alle Schranken aufheben.

108) Nämlich aus dem hebr. כַּבִּיר, mächtig, stark. Der für diese Erklärung Stimmenden ist eine große Anzahl, Scaliger ad Varr. und ad chron. Euseb. Gerh. Voss. de Idolol. p. 173. Bochart G. S. Grotius in Schol. ad Matth. 4, 24. Selden de Diis Syris Synt. II. p. 287. 361. Marsham canon. chron. p. 35. Gutberleth l. c. und alle Neuern. Die Hauptzweifel gegen diese Erklärung sind, daß die unbedingte Bedeutung von mächtig, wenigstens ohne das Arabische zu Hülfe zu nehmen, nicht erweislich ist; überall scheint es nur den Begriff des durch Ueberfluß Mächtigen und Starken anzudeuten, s. Job. 31, 25. 8, 2. Entscheidender ist die vermißte proprietas verbi, indem es von göttlicher Stärke und Größe niemals gebraucht wird. Man könnte das verwandte גבר zu Hülfe nehmen, wovon גִּבּוֹר in der Zusammensetzung mit אֵל gebraucht wird; Gebhurah ist eine von den Eigenschaften Gottes 1 Par. 29, 11 und eine der zehen Sephiroth; 2 Sam. 22, 11 übersetzt Targ. Jon. die Worte (Jehovah fährt) auf dem Cherub durch בגבורותיה, entweder nach dem Sinn oder zufolge des syrischen ܦܪܘܟܐ, das ein Wörterbuch durch fortis, validus erklärt. Allein das Wort, das eigentlich dem Kabir entsprechen sollte, Gebhir, hat keine Beziehung auf göttliche Kraft. Spencer. de leg. vet. Hebr. ritualibus II, p. 848 erinnert bei den Cherubim an die Kabiren; das Gemeinschaftliche scheint ihm die Stärke. Es ließen sich aber wohl nähere Beziehungen auffinden. Wie sie auch immer gestaltet seyn mochten, jene räthselhaften Wesen, beschrieben werden sie als Gestalten, über denen der höchste Gott ruht, s. 1 Sam. 4, 4, also als untergeordnete Wesen, als Camille, wenn man sie menschlich nehmen wollte, denen jedoch ebenfalls mächtige Kräfte inwohnen. Auf den ungefähren Gleichlaut wird sich niemand berufen wollen; der erinnerte eher an die nächsten Verwandten der Kabiren, die Korybanten; ein Name, der nicht leicht anderen als morgenländischen Ursprungs seyn kann.

109) In Augurum libris Divi potes sunt, in Samothrace *θεοὶ δυνατοί*. Varro de l. l. L. IV. Vgl. Cassius Hemina bei Macr. Sat. III, 4; eine Menge Inschriften, wovon einige bei Gutberleth.

110) Auffallend ist immer die Wortverbindung Aen. III, 12:

— — — feror exul in altum
Cum sociis, natoque, Penatibus *et* Magnis Dîs.

Das et declarative genommen ist matt. Es bleibt nichts übrig, als Penates für die den großen Göttern Vorangehenden (insofern von ihnen Unzertrennlichen, aber doch Verschiedenen) zu nehmen, womit auch die allein wahrscheinliche Etymologie (s. Anm. 72) übereinstimmt.

111) Der Hauptbeweis dieser Behauptung liegt in den Namen und der Aufeinanderfolge. Daß sie aber allgemein für zauberkräftige Naturen angesehen worden, dafür nur einige Nachweisungen! Unmittelbare Abkömmlinge der Kabiren, Korybanten oder Samothraker (dieß nimmt er alles für gleichbedeutend) sind nach Sanchuniathon, Euseb. p. 36, die die Kenntniß der Kräuter, Heilung giftiger Bisse und die Beschwörungen zuerst erfunden. Strabo L. X, p. 466 sagt, nach einigen seyen die Korybanten, die Kabiren, die Idäischen Daktylen und die Telchinen einerlei, nach andern Verwandte und nur durch geringe Unterschiede voneinander getrennt. Von den Idäischen Daktylen aber sagt Schol. Apoll. Paris. L. I, v. 1131: *γόητες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς;* und auch hier war Zauber und Gegenzauber. Nämlich die linken, wie Pherekydes lehrte, waren unter ihnen die *γόητες*, die den Zauber knüpfenden, die rechten aber die den Zauber lösenden. Einige lehrten, die rechten (Finger, Daktylen) seyen männlich, die linken weiblich. Von denselben sagt der euhemerisirende Diod. Sic. V, p. 392, da sie Zauberer gewesen, haben sie sich der Beschwörungen, Einweihungen und Geheimlehren beflissen und auf Samothrake verweilend die Einwohner durch dieß alles in nicht geringes Erstaunen gesetzt, fast gleichlautend mit manchen Erzählungen von Othin und seinen Gesellen. — Ueber die Zauberkräfte der Telchinen s. Diod. V, c. 55 Strab. XIV, p. 653 extr. Hesych. h. v. u. a.

112) Schon wegen dieses erwiesenen Grundbegriffes (der ihrer Natur nach Untrennlichen) war von der vermeinten Entdeckung verschiedener Epochen in der Geschichte des samothrakischen Dienstes kein Gebrauch

zu machen. Sainte-Croix p. 28 ss. behauptet, es seyen in S. nur zwei Gottheiten verehrt worden (Himmel und Erde); darauf seyen ägyptische und phönikische Vorstellungen hinzugekommen; hierauf habe man angefangen, die alten samothrakischen Gottheiten mit den griechischen zu verwechseln, aus der einen sey Ceres geworden, aus der andern Proserpina, aus der dritten Pluton, aus der vierten, erst von Aegypten hergekommenen, Mercur: eine dritte Epoche will er aus der Stelle des Plinius (Anm. 46) herausbringen. Das Gelindeste, was sich darüber sagen läßt, ist, daß es lauter willkürliche und unerwiesene Vorstellungen sind. Er versichert zwar: „Diodore nous dit en termes claires, que le culte de Samothrace fut restauré, mais que les raisons de cet événement n'étoient connues, que des seuls adeptes", und dazu Diod. L. V, c. 49. Wahrscheinlich ist die Stelle c. 48 gemeint (*Δία — παραδεῖξαν αὐτῷ (τῷ Ἰασίονι) τὴν τῶν μυστηρίων τελετήν, πάλαι μὲν οὖσαν ἐν τῇ νήσῳ, τότε δέ πως παραδοθεῖσαν, ὧν* (sc. *μυστηρίων*) *οὐ θέμις ἀκοῦσαι πλὴν τῶν μεμυημένων*, wo die lat. Uebersetzung hat: ritus antea quidem in insula receptos, sed tum traditione renovatos. Ebensowenig zu benutzen war der Heyneſche Fund, Exc. IX. ad Aen. II: „quae, ut simpliciora, ita probabiliora habeo, haec sunt, magnas intercessisse mutationes harum religionum; ab initio fuisse Coelum et Terram; postea accessisse duos alios: nunc quatuor ista numina, domesticis nominibus insignita (der Schol. des Ap. nennt sie noch mit ihren ältesten Namen), interpretatione varia ad diversos Deos Graecorum referri coepisse: igitur in illis memorari videas Cererem et Proserpinam, Haden et Mercurium, ab aliis Bacchum et Jovem; etiam Vulcanum in iis quaesitum, item Cybelen; nec improbabile fit, adscita fuisse haec ipsa sacra seriori aetate"; also im Grunde eben das, was Sainte-Croix. Dieses atomistische Verfahren, etwas, das als ein Ganzes nicht begreiflich scheint, durch Zusammenstückelung zu erklären, sollte sich wenigstens immer auf gründliche Beweise stützen. Aber wenn Athenion z. B., bei Schol. Ap. l. c., von nur zwei Kabiren spricht, geschieht es auf eine Art, die zeigt, daß er vom Eigentlichen

nicht redet oder es nicht kannte, die zwei Kabiren sind ihm Jasion und Dardanos. Und doch führt ihn Sainte-Croix als Gewährsmann dafür an, daß nur zwei Gottheiten gewesen. Sind Jasion und Dardanos vielleicht auch Coelum und Terra? Höchst lehrreich dagegen sind Varros Aeußerungen, aus denen, weil leichthin gelesenen oder wenigstens mißverstandenen, eigentlich zuerst jene Meinung aufgebracht worden, in S. habe man anfänglich nur zwei Gottheiten verehrt. So lautet die Hauptstelle im Zusammenhang L. IV, p. 17: Immortalia et mortalia expediam, ita ut prius, quod ad Deos pertinet, dicam. (Aus dieser praefatio erhellt, daß die zunächst folgenden Worte eigne Philosophie des Varro sind.) Principes Dei Coelum et Terra. Hi Dei iidem, qui in Aegypto Serapis et Isis et iste Harpocrates digito (qui) significat (hier wird den zweien gleich eine dritte beigesellt; ob diese Worte der Vers eines Dichters, etwa des Lucilius, sind, oder eigne des Varro, ist gleichgültig — iidem), qui sunt Taautes et Astarte apud Phoenicas, ut îdem principes in Latio, Saturnus et Ops. Terra enim et Coelum, ut Samothracum initia docent, sunt Dei magni et hi, quos (modo) dixi multeis nominibus. Nam neque, quas Ambracia (so hat die römische Handschrift; vulg. Samothracia, offenbar gegen den Zusammenhang, der auch Scaligers Imbrasia zurückweist) ante portas statuit duas virileis species aheneas, Dei magni, neque, ut volgus putat, hi Samothraces Dii, qui Castor et Pollux; sed hi (scil. Samothraces Dii sunt) mas et femina (also verschieden von jenen in Ambracia zu sehenden zwei männlichen Gestalten), et hi (s. iidem), quos augurum libri scriptos habent sic: Divi potes, et sunt (scil. hi, potes dicti) pro illeis, qui in Samothrace *θεοὶ δυνατοί*. Haec duo, coelum et terra, quod Anima et Corpus, Humidum et Frigidum". Die recht gelesene Stelle sagt offenbar nur dieses: Himmel und Erde sind die ersten, alles anfangenden, Gottheiten; diese werden in Aegypten durch Serapis und Isis, in Phönikien durch Astarte und Taaut, in Samothrakien ebenfalls durch eine männliche und weibliche Gottheit repräsentirt. Varro sagt also nicht einmal, die Zweizahl sey die älteste Form der

Lehre (Creuzer II, 291 Anm.), sondern nur die principes Dei seyen zwei; gesetzt, es war wirklich seine Absicht, alle Gottheiten auf eine ihnen zu Grunde liegende Zweiheit philosophisch zurückzuführen, so ist doch zwischen zwei ersten oder allen zu Grunde liegenden Gottheiten und zwischen zwei zuerst allein angenommenen ein deutlicher Unterschied. Daß die gegebene Erklärung von principibus Deis (anfangenden Gottheiten) nicht aus der Luft gegriffen ist, erhellt aus folgenden auch für sich merkwürdigen Stellen, und die manchem auch neuerlich kund gewordenen Mißverstand heilsame Arznei seyn könnten. „Saturnus unus est de principibus Deis“ (apud August. de Civ. Dei L. VII, c. 9). „Saturnus pater a Jove filio est superatus“ (l. c. 19). „Juppiter Deus est habens potestatem causarum, quibus aliquid fit in mundo. Ei praeponitur Janus, quoniam penes Janum sunt prima, penes Jovem summa. Merito ergo rex omnium Juppiter habetur. Prima enim *vincuntur* a summis, quia, licet prima *praecedant* tempore, summa *superant* dignitate“. ib. c. 19. Zu vergleichen ist damit der Ausdruck Jovis consiliarii et principes in den unten Anm. 115 angef. Worten. Diese letzten Stellen des römischen Gelehrten möchten wohl auch Licht geben, inwiefern einige wie Schol. Apoll. l. c. erwähnt, sagen konnten, es gebe vorzugsweise (so muß wohl *πρότερον* übersetzt werden, wenn man es nicht auf *φασί* bezieht) nur zwei Kabiren, Zeus, den älteren, und Dionysos, den jüngeren (von beiden); die einzige Stelle, die man für die ursprüngliche Zweizahl, doch nicht von Coelum und Terra, anführen könnte. Die dieß sagten, (es waren nur einige) hatten aus dem Tiefsten geschöpft. Hier kann nämlich nicht der erste Dionysos (s. Anm. 80), sondern nur der höchste gemeint seyn, dem selbst Zeus vorangeht. So ließ sich wohl sagen: es gebe eigentlich nur zwei Kabiren; denn diese zwei waren die höchsten, auf die alles hinausging, die gleichsam allein übrig blieben, a quibus, mit Varro zu reden, reliqui omnes superabantur. Aus den zuletzt angeführten Stellen des Varro folgt wohl auch, daß wenigstens in dem Buch (de Diis select.), aus dem sie genommen sind, mit principibus oder primis

Diis zugleich höhere, jene, wie er sagt, überwindende, anerkannt waren, es folgt also, daß er die Reihe fortgesetzt dachte und nicht einmal in seiner Philosophie bei der Zweizahl stehen blieb. Hinwiederum konnte ihn diese Fortsetzung nicht hindern, doch wieder alles (die ganze Reihe) auf den Grundgegensatz von Männlichem und Weiblichem dualistisch zurückzuleiten. Denn alle Philosophie wird auf eine solche allem zu Grunde liegende Zweiheit geführt, ohne darum zu behaupten, daß nur zwei Wesen seyen. Auch nennt er anderwärts (Augustin. l. c. c. 27) Coelum et Terram nur die duo principia Deorum, und Augustinus sagt von ihm nur (c. eod. in.): „Vir doctissimus et acutissimus Varro hos omnes Deos in coelum et terram redigere ac referre conatur". Er macht ihm dort (p. 62 in. ed. Paris.) den, jedoch wahrscheinlich auf Mißverstand beruhenden, Vorwurf: istum in libro selectorum Deorum rationem illam trium (nicht duorum) Deorum, quibus quasi cuncta complexus est, perdidisse. Dieß bezieht sich auf folgende Ansicht, die wir ebenfalls durch Augustinus (ebendas.) als Varronisch kennen, und die sich mit dem Gedanken, alles auf eine Zweiheit zurückzuleiten, gar wohl verträgt. „Ducitur (Varro) quadam ratione verosimili, coelum esse quod faciat, terram quae patiatur, et ideo illi masculinam vim tribuit, huic femininam. — — Hic etiam Samothracum nobilia mysteria in superiore libro sic interpretatur, eaque se, quae nec suis nota sunt, scribendo expositurum eisque missurum quasi religiosissime pollicetur. Dicit enim, se ibi multis indiciis collegisse in simulacris, aliud significare coelum, aliud terram, aliud exempla rerum, quas Plato appellat Ideas". Hier behauptet Varro entschieden die Drei- nicht die Zweizahl in den samothrakischen Vorstellungen. Es leidet auch keinen Zweifel, daß aus den angegebenen drei Grundbegriffen die ganze Reihe zu entwickeln, oder umgekehrt, die ganze Folge der Zahlen auf die Dreiheit zurückzubringen ist (redigenda, wie es oben ausgedrückt wurde). Nämlich alle kabirischen Wesen sind nur fortdauernde Steigerungen, so daß dieselbe Zahl oder Persönlichkeit in verschiedenen Potenzen wiederkehrt, alle Zahlen demnach auf gewisse, und zwar unstreitig drei, Grundzahlen zurückkommen. So

iſt jene Dreiheit das (wie er ſich ausdrückt) de quo, das a quo und das secundum quod aliquid fiat, offenbar eben die Reihe, welche die drei erſten ſamothrakiſchen Gottheiten wirklich bilden. Demeter-Perſephone (in der wahren Zählung gelten beide nur für Eins) iſt das de quo, Dionyſos das a quo, Kadmilos das secundum quod aliquid fit, und der unbefangene Forſcher wird gerne geſtehen, daß die Varroniſche Auslegung für das Ganze unſerer Anſicht keine geringe Beſtätigung iſt. Jene allen zu Grunde liegende Dreizahl kann indeß fortſchreitend ſich wiederholen, und ſo wie die Drei Perſephone, Dionyſos, Kadmilos ſeyn können, ſo können ſie auch Juno, Jupiter, Minerva ſeyn, wie ſie Varro gleich nach der eben angeführten Stelle erklärt. Varros Aeußerungen verdienten wohl dieſe ausführliche Erörterung. Was ein ſolcher Mann, der Gelehrteſte nicht nur ſeines Volks, ſondern vieler Zeiten, und der an Ort und Stelle, bei noch beſtehendem ſamothrakiſchem Dienſt, alles aufs genaueſte erforſcht hatte, über Sinn und Bedeutung deſſelben urtheilte, das iſt wohl auch jetzt noch entſcheidend. Zugleich wird dieſes hinreichen zum Beweis, daß die Angabe, es ſeyen von Anfang nur zwei Kabiren geweſen und die andern erſt in der Folge zufällig dazugekommen, alles geſchichtlichen Grundes ermangelt, daß alſo nicht einmal nöthig iſt, deßhalb an das übrigens ſehr Wahrſcheinliche zu erinnern, daß nicht allen alle Zahlen (oder Grade) mitgetheilt und vielen vielleicht wirklich nur zwei Perſönlichkeiten bekannt wurden. Aber der das Syſtem zuerſt beſaß, mußte es ganz beſitzen, durch Zuſammenſtückelung konnte es nimmer entſtehen. Die Kabirenreihe bildet eine unauflösliche Folge, ſie iſt ein ſeiner Natur nach untheilbares Syſtem.

113) Dieſe Wurzel iſt חבר, consociavit, conjunxit se. Davon חֲבֵרִים socii, und zwar mit dem beſtimmten Begriff, daß mehrere wie Ein Mann ſind. So die entſcheidende Stelle Jud. 20, 11. כאיש אחד חברים. Dieſes iſt die gewöhnliche Form. Aber auch חבירים kommt vor, in einer gleich anzuführenden Stelle. Den beiden Formen ſcheint die doppelte griechiſche Schreibung, *κάβειροι* (Caberi; in gedruckten Büchern ſieht man wohl auch *καβήρους*) und *κάβιροι* zu entſprechen. Es wäre daran genug, aber folgende Stelle eines jüdiſchen

Buchs beweist noch auf ganz besondere Weise die Eigentlichkeit des Ausdrucks; vom Metatron, den wir schon als den kabbalistischen Kadmilos kennen gelernt, heißt es (Eisenm. entd. Jud. II, S. 401) הנער מטטרון שהוא גבוה מחביריו תק שנה, „der Knabe Metatron, der 500 Jahr (auch dieser Ausdruck nicht unbedeutend) höher ist als seine Chabbirim, d. h. als seine Genossen, Gesellen". Kaum enthält man sich an die sächsische Abschwörungsformel zu denken, in Eccard. monum. catech. p. 78: „end eo forsacho — — Woden end Saxn-Ote, ende allen unholdum, the hira genotas sint", allen Unholden, die ihre Genossen sind. Ich weiß nicht, welche Meinung gerade in Lehrbüchern oder andern nach herrschenden Ansichten eingerichteten Schriften über die jüdische Philosophie oder Kabbala angenommen ist; aber so viel getraue ich aus noch ziemlich oberflächlicher Bekanntschaft mit derselben zu beweisen, daß sie Trümmer und Ueberbleibsel enthält, sehr entstellte, wenn man will, aber doch Ueberbleibsel jenes Ursystems, das der Schlüssel aller religiösen Systeme ist, und daß die Juden nicht ganz unwahr reden, wenn sie die Kabbala für Ueberlieferung einer Lehre ausgeben, die außer der in den schriftlichen Urkunden vorhandenen, geoffenbarten (eben darum offenbaren), als umfassenderes, aber geheimes, nicht allgemein mitgetheiltes noch mittheilbares, System vorhanden war. Sehr erwünscht muß daher dem Kenner die eben von Wien kommende Ankündigung eines hebräisch-rabbinischen Werks erscheinen, das alle Lehrmeinungen des Ben Jochoi, Verfassers des ebenso berühmten als wichtigen Werkes Sohar, aus den Quellen zu sammeln verspricht. Möchte ein jüdischer oder anderer Gelehrter Unterstützung genug finden, den ganzen Sohar herauszugeben und auch andere Quellen zu öffnen! Es ist fast traurig zu sehen, wie man auch in diesen Forschungen von den wahren Quellen so ganz sich abgewendet hat. In Aegyptens selbst dunkeln und unenträthselbaren Hieroglyphen hat man den Schlüssel alter Religionen suchen wollen, jetzt ist von nichts als Indiens Sprache und Weisheit die Rede; aber die hebräische Sprache und Schriften, zuvörderst des A. T., in welcher die Wurzeln der Lehre und selbst der Sprache aller alten religiösen Systeme bis ins Einzelnste deutlich

erkennbar sind, liegen unerforscht. Sehr zu wünschen ist, daß diese ehrwürdigsten Denkmäler bald aus den Händen bloßer Theologen in die der reinen Geschichtforscher übergehen, da sie hoffen dürften, dieselbe unbefangene Würdigung zu erfahren, und als Quellen doch wenigstens ebenso viel zu gelten als die Homerischen Gedichte oder Herodots Erzählungen. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß der rein geschichtliche Forscher und der Theolog nicht in Einer Person vereiniget seyn könne. In diesem muß doch zuletzt alles zusammentreffen. Aber vorerst wird es schwer halten, obwohl man anfängt allgemein einzusehen, daß Dogmen mit Gewalt hinein und sie mit Gewalt heraus erklären, in der wahren Schätzung keinen Unterschied macht, nur daß das Letzte, wie alles bloß negative Verfahren, viel eher zur Unduldsamkeit und zur Seichtigkeit führt, als das erste, welches wenigstens ein positiv verbindendes, Zusammenhang suchendes Bestreben ist. Der Name Kabir, oder eigentlich Chabir ist ein alttestamentliches Wort, das zugleich untheilbare Verbindung und magische Verkettung ausdrückt. Das bekannte חֹבֵר חָבֶר Deut. 18, 11 heißt, wörtlich und barbarisch übersetzt, nectens nexum, consocians consociationem, aber der Sinn ist, magicam exercens artem, incantator; daher auch חֲבָרִים schlechtweg incantationes, Es. 47, 9. 12. Diese mit dem Wort חבר חבר verbundene Bedeutung läßt sich nicht denken ohne eine Vorstellung, ähnlich oder gleich der, die dem System der Kabiren zu Grunde liegt. Bei den vielen Bemühungen, die Bedeutung des Kabiren-Namens zu enträthseln, mußte wohl auch einer oder der andere auf jene Wurzel fallen. Der Erste, soviel ich weiß, Anton. Astorius in Diss. de Diis Cabiris, Venet. 1703., insert. Poleni Suppl. etc. T. II, p. 873 ss. Er begnügt sich aber §. XI mit der Bedeutung von Zauberern, die חברים heißen, quia se jungunt daemonibus, und beweist dann mit Anwendung der Anm. 111 erwähnten Stellen, doch nicht ohne manche Verworrenheit, die Kabiren seyen (weder die Penates Dii, noch Dämonen, noch Naturgottheiten im Varronischen Sinn, sondern) bloße menschliche Zauberer gewesen, welche den Menschen zuerst den Götter- und Dämonendienst, die Mittel sie zu gewinnen und zu zwingen gelehrt haben, darauf aber

ſelbſt für Götter gehalten worden ſeyen. Dem Adr. Reland, Diss. de Diis Cab. in ej. Dissertt. misc. I, pag. 191 ss., war bei Durchleſung der Schrift von Aſtori eingefallen, daß man Cabiri nach jenem hebräiſchen Wort wohl auch durch juncti, socii, überſetzen könne, wobei ſich ihm gleich die Dioskuren, *Δίδυμοι*, Gemini, socialia sidera, glücklich anboten. Aber bald ſtörte dieß Glück, daß außer den Dioskuren auch Ceres, Proſerpina, Pluto, Mercur Kabiren ſind; es wird ein Verſuch gemacht, auch in dieſen etwas zu finden, wodurch ſie socii ſind, es findet ſich, daß ſie alle *θεοὶ χθόνιοι* ſind und mit den Todten beſchäftiget, aber auch Zeus und nach Dionys. Hal. Arch. I, 3 auch Apollo ſind Kabiren, hier hört alſo die Erklärung auf, von der zugeſtanden wird, ſie tauge nur, wenn man ſich mit einem für die Dioskuren und jene Deos inferos zugleich paſſenden Etymon begnügen wolle, für alle aber paſſe גבירים, denn das drücke Deos potes aus. Sehr natürlich wäre die Erwartung, Spuren des Kabirennamens auch in andern morgenländiſchen Sprachen zu finden. Zunächſt bietet ſich an, was Buxt. Lex. chald. talm. p. 704 erwähnt. „In Talmud saepe vocantur Sacerdotes Persarum חברים, vel Persae in genere ita vocantur, ut in Jevammoth fol. 63, 2. Ad Ps. 14. „dicit stultus in corde suo“ R. Jochanan dixit אלה חברים Isti sunt Chaverim. Gloss. חברים, i. e. Persae impii, qui non agnoscunt gloriam Israëlitarum. — — Dixit R. Immi ad R. Levi: Ostende mihi Persas; dixit: Similes sunt exercitibus (?צבאות) domus Israëlis: ostende mihi הברין; dixit: Similes sunt Angelis vastatoribus etc. Baal Arach scribit: Persae vocabant Sacrificulos sive Sacerdotes חברים et fuerunt isti חברים pessimi graviterque affligentes Israëlem“. Eben dahin gehört, was Hyde H. r. v. P. p. 365 anführt: Origenes contra Celsum meminit *Περσῶν ἢ Καβείρων*. Wie man nun in jenen Chabherin, welche die Perſer ſelbſt und ihre Prieſter ſeyn ſollen, nicht umhin kann, die jetzt noch ſo genannten Ghebern zu erkennen, ſo muß auch wohl dieſer Name zuletzt mit dem Kabirennamen einer und derſelbe ſeyn. Ganz eigen iſt die von Creuzer II, 287 aus Foucher sur la rel. des Perses, Ac.

des Inscr. T. XXIX und Anh. zum Zend-Aveſta I, 217 angeführte Meinung: Kabiren ſeyen nichts als Gabirim, ſtarke Männer; Menſchen oder Götter, die mit Schmieden und Bearbeiten der Metalle ſich abgeben. Nach der Parſiſchen Feuerreligion waren die Schmiede unrein, weil ſie das Feuer entweihten. Daher der verächtliche Begriff, der mit dem Wort Ghebr verbunden war und bis auf den heutigen Tag im ganzen Morgenlande fortdauert. Alſo Ghebern ſind eigentlich Schmiede, die das Feuer verunreinigen, und mit dieſem Namen werden eben die belegt, welche der alten Parſenlehre treu das Feuer heilig halten und anbeten, und die ihnen dieſen verächtlichen Namen beilegen, ſind die muhammedaniſchen Perſer, die alſo wohl das Feuer für heilig achten! Oder werden die Anbeter des reinen Feuers, bloß um ſie zu ärgern, Schmiede genannt, welche ausgeſuchte Bosheit! Erträglicher drückt ſich Hyde aus: Alterum a Mahommedanis (et ante eos ab aliis) hinc populi (veterum Persarum reliquiis) impingitur Epitheton Ghebr s. Guebr, i. e. in genere Infideles, in specie Ignicolae. Er ſcheint doch anzunehmen, daß die altgläubigen Parſen nicht von den Muhammedanern erſt den Namen erhalten. Doch weil er heutzutag eine nachtheilige Bedeutung hat, glaubt er den Namen von jeher verächtlich gebraucht. Da aber das Wort گبر nach muhammedaniſch-perſiſchen Wörterbüchern nichts anderes als eben ignicola bedeutet, ſo kann es wohl im Munde der Muhammedaner verächtlich, den Parſis ſelbſt nur ehrenwerth ſeyn. Unſtreitig iſt es ihr uralter Name, der in der perſiſchen Sprache ſo wenig als غبر ein Etymon hat, alſo auf einen auswärtigen Urſprung hindeutet, der nirgends als in חבר zu finden iſt. Eine Religion des Feuers und der Feuermagie iſt auch der Kabirismus, der jedoch in Perſien verſchiedene Umwandelungen erlitt, bis er durch die letzte von Zoroaſter unternommene ſich in das Licht- und Feuergeſetz Ormusd's verlor. Der ſonſt unter den Türken auch für Juden und Chriſten gebräuchliche Name Gaur hat mit dem der Ghebern nichts gemein, er iſt verdorben aus Kafur, Plural. von كافر, infidelis, ſ. Langlès zu Chardin Voy. en P. VIII, p. 356 not. Unter den Handſchriften des Musei Borgiani befindet ſich die Ueberſetzung eines

indiſchen Buchs, Mulpanci genannt, welches der Ueberſetzer P. Marco a Tumba durch libro della radice o libro del fondamento erklärt; in dieſem ſoll der beſondere Lehrbegriff der cabiriſtiſchen Sekte Indiens enthalten ſeyn. S. P. Paulini a St. Barth. Mus. Borg. Vel. Codd. Mss. p. 158. Eine deutſche Ueberſetzung des erſten Geſangs, vom Herrn Biſchof Münter mitgetheilt, findet ſich im III. Band der Fundgruben des Orients. Es iſt aber nicht viel mehr daraus abzunehmen, als was ſchon Georgii, Alph. Tibet. p. 98, ſagt: „Brahmanes Cabiritarum Verbo vim creandi tribuunt“ und P. Marco bei Paulin. p. 161: Li Cabiristi non credono altro Dio, che la virtù generativa, che dicono essere in ogni cosa del mondo. Von Lehrſätzen, die eine beſondere Verwandtſchaft mit dem Kabirenſyſtem beurkundeten, keine Spur! Da nun auch vom P. Paulino p. 159 der indiſche Name durch Cabì vel Cavì ausgedrückt wird, ſo kann nur ein indiſch Gelehrter wiſſen, inwiefern daraus Cabiriten oder eine Cabiriſtiſche Sekte Indiens gemacht werden kann. Das ſanskredamiſche Cavì oder Cabì bedeutet nach P. Paul. ſo viel als homo doctus, poëta, und dann ferner theologus, sapiens. Damit würde die Talmudiſche Bedeutung von חבר übereinſtimmen, Buxt. p. 703. 704: „Doctoribus Hebraeorum priscis dicebatur חבר Magister s. Rabbi recens creatus — sed generaliter etiam idem quod תלמיד חכם, Doctor s. sapiens. Hinc in libro Cosri sapiens ille, qui Regi Persarum interroganti respondet, vocatur חבר“; auch das arab. خبر scivit, cognovit, wovon خبير sciens, gnarus, ſelbſt in der Bedeutung von omniscius, qui et praeterita et futura novit, der alle Dinge im Zuſammenhang kennt, Beiwort von Gott. Indiſch-Gelehrte mögen Aufſchluß geben, inwiefern das indiſche Cabì oder Cavì wirklich einen Bezug zu dieſem Worte hat.

114) Hieraus erhellt wenigſtens, wie ungewiß es iſt, daß dieſe senatores Deorum, wie ſie bei Mart. Cap. de nupt. Phil. L. I, p. 16 genannt werden, die zwölf Götter der bekannten Verſe des Ennius (Apul. de deo Socr. p. 225) ſeyen.

115) Arnob. adv. Gent. III, p. 123: Varro, qui sunt introrsus atque in intimis penetralibus coeli, Deos esse censet, quos loquimur

(nämlich) Penates, denn von diesen ist im ganzen Zusammenhang die Rede), nec eorum numerum nec nomina sciri. Hos Consentes et Complices Etrusci ajunt et nominant, quod unâ oriantur et occidant unâ; sex mares et totidem feminas, nominibus ignotis et memorationis parcissimae; sed eos summi Jovis consiliarios et principes existimari. Die Bedeutung von complices ist klar, wie die von consentes, man mag nun dieß auf consentire beziehen oder von consum ableiten, wie praesentes von praesum. Die Lesart memorationis parcissimae hat eine Handschrift für sich. S. Coll. Var. lectt. subj. ed. cit. Das aus der römischen Ausg. und der ihr zu Grunde gelegten Hdſ. aufgenommene miserationis ist hier sinnlos. Sonst findet sich das Wort Consentes nur in Inschriften, z. B. Jovi O. M. ceterisque Dîs consentibus, auch Mercurio Consenti bei Maffei p. 238. Im Werk de re rust. I, 1 unterscheidet Varro Deos consentes urbanos, quorum imagines (Romae) ad .forum auratae stant, von den consentibus rusticis, deren aber fünf männliche, sieben weibliche sind; offenbar jedoch nur Nachbildungen jener ursprünglichen. Daß die Dii Consentes nicht mit den selectis einerlei waren, erhellt aus Aug. de civ. D. IV, 23: Quis enim ferat, quod neque inter Deos consentes, quos dicunt in consilium Jovis adhiberi, nec inter Deos, quos Selectos vocant, Felicitas constituta sit. Auch für den Begriff: Senatores, consiliarii, ist חברים der eigentliche Ausdruck. Auf hebräisch-samaritanischen Münzen heißen die Glieder des dem Hoheprieſter beigegebenen hohen Raths (des Synedrii) seine חברים. S. u. a. Tychsen in Commentt. Gott. XI, 155.

116) Vgl. oben Anm. 31.

117) Hiebei muß nämlich Jupiter in doppelter Beziehung gedacht werden, einmal, sofern er selbst einer der sieben, dann sofern Zeus, wie die Orphiker sagen, der Anfang, Zeus das Mittel und Zeus das Ende ist.

118) Also im Grunde, wenn man die gehörige Unterscheidung hinzudenkt, wie Elohim in der Mehrzahl mit dem Zeitwort in der Einzahl verbunden wird [1].

[1] Vgl. Weltalter, oben S. 273 D. H.

119) Ἧς στρατιῆς εἶς εἰμι, λαχὼν θεὸν ἡγεμονῆα, bei Münter S. 8. Darum hießen die samothrakischen Geheimnisse vorzugsweise ἄρρητα, die unzerreißbaren. Orph. Argon. 464. 465:

ζαθεὴν Σαμοθρήκην

Ἔνθα καὶ ὄρκια φρικτὰ θεῶν, ἄρρητα βροτοῖσιν,

wo Brunck ad Apoll. I, 917 und nach ihm Hermann erstens sehr unnöthig ὄρκια in das gewöhnliche ὄργια, zweitens ἄρρητα in ἄῤῥητα verwandelt und so gerade die eigenthümliche Farbe in diesen Stellen verwischt haben. Schon daß sie ungewöhnlicher, also die schwerere Lesart ist, sollte die hergebrachte schützen; welcher Abschreiber wäre wohl unwissend genug, daß ihm nicht für ὄρκια, ὄργια, für ἄρρητα, ἄῤῥητα einfiele, welcher gelehrt genug, um sich das Gegentheil einfallen zu lassen? Ὄρκια subint. ἱερά heißen die kabirischen Weihen ihrer Eigenthümlichkeit wegen; sie waren Aufnahme in den Bund der Götter (man denke nur immer an den alt- und neutestamentlichen Begriff dieses Worts, Berith hieß ihr ältester Sitz in Phönikien). Auf einen Bund deuteten auch die Binden (ταινίαι), das Abzeichen der Eingeweihten, Schol. Ap. l. c. Wie hier, ist auch Ap. I, 917 ἄρρητα das eigenthümliche Wort.

120) Plat. in Phaed. p. 77. 177 Bip.

121) In zwei Schaaren sind aber gesondert die Seelen der Todten,
Eine, die unstet irret umher auf der Erde, die andre,
Welche den Reigen beginnt mit den leuchtenden Himmelsgestirnen,
Diesem Heere bin ich gesellt, denn der Gott war mein Führer.
Samothr. Inschr. nach Münter.

122) Eckhel Doctr. Num. Vet. III, p. 375 ss.

Kleinere Aufsätze

vom Jahr 1811.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Ueber das sogenannte Wetterschießen.

(Aus einem Brief[1].)

München, den 29. März 1811.

In der gestrigen öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften hörte ich Herrn Kanonikus und Professor Imhof eine Abhandlung über das sogenannte Wetterschießen vorlesen, welche dem Vernehmen nach auch in die Denkschriften der Akademie aufgenommen werden soll. In mehreren Landgerichten Bayerns ist, wie in andern Gebirgsgegenden, zum Theil auch außer Deutschland, die uralte Gewohnheit, heranziehende Gewitter mit Schießen aus Böllern und in deren Ermanglung auch aus kleinem Gewehr zu empfangen. Das Volk dieser Gegenden ist größtentheils von der Wirksamkeit dieses Mittels entweder zu Vertreibung oder doch zu Minderung des Gewitters und Verhütung des Hagels überzeugt. Da aus dieser Ursache mehrere Gegenden Bayerns, früherer Verbote ohnerachtet, auf dem sogenannten Wetterschießen bestanden, andere angrenzende Gebiete aber, die es unterließen, sich beschwerten, daß auf diese Art die Gewitter ihnen zugetrieben würden: so ertheilte die bayerische Regierung Herrn Kanonikus Imhof, Mitglied der Akademie im Fache der Physik, den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Untersuchung dieses theils für die Naturlehre

[1] Dieser Aufsatz sollte, wie man aus S. 434 entnehmen kann, als Correspondenz in ein Blatt eingerückt werden, es scheint aber nicht geschehen zu seyn.
D. H.

theils in Bezug auf die allgemeine Meinung des Landmannes in vielen Gegenden nicht unwichtigen Gegenstandes.

Herr Imhof schloß gleich anfangs die Wirkung, welche große und anhaltende Kanonaden auf die Witterung haben können, von seiner Untersuchung aus; vielleicht weil ihm bekannt war, wie häufig man bei Manövers, Gefechten und andern Gelegenheiten, wo viel und wiederholt Geschütz abgefeuert wird, eine darauffolgende Zertheilung der Wolken und Aufheiternng des Himmels beobachtet haben wollte. Verhalte es sich mit diesen Erzählungen wie es wolle, so konnte in einer Untersuchung, die allgemein und wissenschaftlich seyn sollte, die Rücksicht auf die Wirkung größerer Explosionen der Art um so weniger ausgeschlossen werden, als das Resultat der Untersuchung, daß Abfeuerungen des Geschützes keinen Einfluß auf Gewitter haben können, am Ende doch allgemein ausgesprochen und als ein allgemein gültiges behauptet wurde.

Herr Professor Imhof erklärte, seine Beweise in der Sache dem gegenwärtigen hohen Standpunkte der Wissenschaft gemäß und sowohl aus Theorie als aus Erfahrung führen zu wollen. Folgendes waren die Hauptmomente des sich hierauf beziehenden Theils seiner Abhandlung.

Die Wirkung, sagte er, welche Explosionen des Geschützes auf heranziehende Gewitterwolken ausüben, muß entweder chemischer oder mechanischer Art seyn. Eine chemische Wirkung ließe sich nur mittelst der bei Verpuffung des Pulvers sich entwickelnden Luftarten gedenken. Herr Imhof führte an, daß die dabei entstehenden Luftarten zum Theil alsogleich wieder zu Wasser zusammentreten, und das allein übrig gebliebene Salpeterstoffgas sich entweder gar nicht in die Höhe der Gewitterwolke erhebe, oder, wenn das auch geschehe, doch keine Veränderungen in ihr hervorbringen könne, welche ihre gefährlichen Wirkungen aufheben. Mechanisch, fuhr er fort, könnten sie nur wirken, indem sie die Gewitterwolken zerstreuten, oder schnell aus der bedrohten Gegend vertrieben. Um die Möglichkeit dieser Wirkung zu untersuchen, hatte Herr Imhof Versuche im Freien mit einer aus brennbaren Stoffen entwickelten dicken Rauchsäule veranstaltet, auf welche in verschiedenen,

erst größern, dann kleinern Entfernungen, unter verschiedenen Winkeln, aus Sechs- und aus Zwölfpfündern (vermuthlich blind?) gefeuert wurde. In allen diesen, mit verschiedenen Abänderungen wiederholten Versuchen konnte weder Herr Imhof noch irgend ein Anwesender die geringste Wirkung auf Vertheilung oder Richtungsänderung der Rauchsäule bemerken. Nach diesen Erfahrungen und obigen Schlüssen hielt sich Herr Imhof berechtigt, das allgemeine Resultat auszusprechen: daß sich von Explosionen des Geschützes auf heranziehende Gewitterwolken keine Wirkung erwarten lasse.

Bei dem lebhaften Interesse, das alle auf die geheimnißvolle Natur der Gewitter Bezug habenden Untersuchungen in dem Naturforscher erregen, war es unmöglich, sich das Gewagte des obigen Dilemma, wonach die Wirkung schlechterdings entweder chemisch oder mechanisch seyn sollte, zu verbergen. — Dilemme der Art mögen bei scholastischen Disputierübungen an ihrer Stelle seyn, wo es nur darauf ankommt den Gegner in die Enge zu treiben; in wissenschaftlichen Untersuchungen, besonders physikalischen, bei denen wir täglich mehr die Eingeschränktheit unserer Kenntnisse zu bemerken Gelegenheit haben, erscheinen sie als unstatthaft und in dem Munde eines Mannes, der den Weg der reinen Erfahrung zu wandeln vorgibt und die bloße Speculation mit Recht verwirft, allerdings befremdend. Weiß denn wohl Herr Imhof so bestimmt, daß außer jenen zwei Wirkungsweisen, gesetzt sie wären auch die einzigen uns jetzt denkbaren oder bekannten, nicht eine dritte, ja eine vierte, fünfte, sechste möglich sey? haben wir die Natur schon so weit durchforscht, um ihr durch unsere Begriffe Grenzen setzen zu dürfen? Welch' ein verborgenes Element ist insbesondere noch das Luftmeer, trotz den Aufklärungen der sogenannten französischen Chemie, welche Herr Imhof überall als das non plus ultra unserer Kenntnisse vorauszusetzen schien.

Aber die Befremdung wächst, wenn eine mögliche dritte Wirkungsweise so sehr nahe liegt, als es hier mit der dynamisch-elektrischen der Fall ist. Es mußte auffallen, gerade in diesem Theil der Abhandlung von dem Herrn Verfasser auch nicht einmal das Wort Elektricität nennen

zu hören; erst in einem zweiten Theil, der den Vorschlag zu Errichtung von Hagelableitern enthielt (der übrigens der Hauptsache nach nichts weniger als neu ist), wurde der Elektricität als Hagel bildenden Princips erwähnt. Mir wenigstens schien es, jeder mit dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Kenntnisse vertraute Naturforscher müßte bei der Aufgabe über das Wetterschießen zuerst auf die Frage fallen: ob solche Explosionen Elektricitäts-Umänderungen innerhalb ihres Wirkungskreises hervorzubringen im Stande seyen. Daß sie durch die entwickelten Luftarten eine chemische Wirkung auf die Wolken veranlassen, wäre ein Gedanke, auf den man etwa ganz zuletzt fallen könnte; und die Vorstellung von einer mechanischen Wirkung auf die Wolken sollte, so schien es mir, lieber gleich den Bauern überlassen bleiben, denen eine so grobe Vorstellung einer für sie unerklärbaren Wirkung verzeihlich ist.

Daß die Wirkungen einer Gewitterwolke bedeutend verändert, ja vielleicht aufgehoben werden könnten, wenn es in unserer Macht stünde, entweder die zunächst der Erde erregte Elektricität in die homogene der Gewitterwolke umzuwandeln, so daß nun Erde und Wolke, anstatt sich gegenseitig anzuziehen, sich vielmehr zurück stießen, oder gar die in der Gewitterwolke selbst gesammelte Elektricität entweder in die entgegengesetzte, aus der positiven in die negative, und umgekehrt, umzuwandeln oder durch Erweckung ihrer entgegengesetzten auf den Nullzustand zurückzubringen, dieß muß ein jeder mit den ersten Grundsätzen der Elektricitätslehre Bekannte ohne Widerspruch zugeben.

Ob nun wirklich heftige Explosionen, wie die des Geschützes, auf eine gewisse Weite Elektricitäts-Umänderungen an der Oberfläche der Erde selbst, besonders in Gebirgen, und somit auch im Luftkreis, hervorbringen können; ob vielleicht gar diese Umänderungen bis zu der, in den meisten Fällen doch sehr mäßigen Höhe der Gewitter- und Hagelwolken sich erstrecken können, dieß müßte freilich erst durch Versuche ausgemittelt werden; aber es muß doch erst faktisch bewiesen seyn, daß diese Wirkungsweise nicht stattfinde, ehe man sich herausnehmen kann, sie gleichsam a priori auszuschließen oder als undenkbar zu ignoriren.

Aber wirklich, daß heftige Explosionen augenblickliche Elektricitäts-Veränderungen zur Folge hätten, wäre nicht zu verwundern; vielmehr das Gegentheil wäre verwunderungswerth. Seitdem wir wissen, daß die leiseste Berührung je zwei verschiedener Körper entgegengesetzte Elektricitäten in ihnen erweckt, daß nicht leicht eine Lokalveränderung, bei welcher zuvor in Berührung gewesene Theile aus der Berührung treten und neue Berührungs-Verhältnisse miteinander eingehen, ohne einige Elektricitäts-Erregung geschehen kann: seitdem wäre es höchst gewagt, kategorisch zu behaupten, daß heftige Erschütterungen des Luftkreises und des Erdbodens ohne alle elektrische Veränderungen stattfinden können. Wenn wir auch nichts als den auf die Luft geschehenden Druck in Anschlag brächten, der sich nach allen Seiten fortpflanzt, der aber doch nach oben eine weit größere Gewalt als nach unten ausübt: so läge schon in dieser mechanischen Bewegung die hinlängliche Veranlassung zur Elektricitäts-Erzeugung oder Umstimmung, wenn anders, wie ich nicht zweifle, die Versuche und Beobachtungen des Herrn Professor Erman, in Gilberts Annalen der Physik Bd. XV, 4. Stück, S. 385, gegründet seyn sollten, aus denen erhellt, daß der bloße Actus des Steigens, z. B. des Elektrometers, an den Goldblättchen Zeichen von positiver Elektricität erregt, der bloße Actus des Sinkens Zeichen von negativer Elektricität. Haben solche einfache Richtungsänderungen, wohin auch die bekannten Erscheinungen des in einem Federkiel hin- und herbewegten Queckſilbers gehören, Elektricitäts-Veränderungen, ja einen unmittelbaren Uebergang aus der einen Elektricität in ihre entgegengesetzte zur Folge: wie dürfen wir behaupten, daß so heftige Erschütterungen der Luft, in dem Umkreise ihrer größten Stärke, keinen Einfluß auf die elektrische Spannung, wenn auch nur der untersten, die Erde zunächst umgebenden Luftschichten, oder selbst, daß sie keinen auf die Region der Gewitterwolken ausüben können?

Ueberhaupt, bringen wir einmal die Elektricität mit dieser Untersuchung in Beziehung, wie viele Möglichkeiten zeigen sich da, deren keine ohne vorhergegangene genaue Prüfung geradezu verworfen werden darf. Die Elektricität steht mit allen Potenzen der Natur im Verkehr. Das

Gewitter, besonders das mit Hagel verbundene, ist ein offenbar Kälte erzeugender Proceß. Ist es uns so genau bekannt, welche Wirkung auf die Temperatur des Luftkreises heftige Explosionen hervorbringen, und könnten sie nicht schon durch ihren Einfluß auf diese bestimmend für die Wolken-Elektricität werden? Jede schnelle, heftige Compression der Luft, auf welche eine ebenso schnelle Expansion folgt, ist fähig, Lichterscheinungen hervorzubringen; wie das jetzt allgemein bekannte Compressionsfeuerzeug beweist; auch das beim Losschießen von Windbüchsen gesehene Feuer. Die elektrische Leitungskraft der Körper steht mit ihrer Wärmecapacität in sehr nahem Bezug. Die atmosphärische Luft löst im Verhältnisse ihrer Zusammendrückung mehr oder weniger Wasser auf, und ihre elektrische Leitungskraft steht mit ihrer Trockenheit oder Feuchtigkeit im nächsten Verhältnisse. Wer kann bei einem solchen Zusammenfluß wirkender Ursachen a priori leugnen, daß heftige Erschütterungen die Leitungskraft der von ihnen afficirten Luftmasse zu vermehren oder zu vermindern, und dadurch allerdings die Wirkungen vorüberziehender Gewitterwolken zu modificiren im Stande seyen? Verdient es so gar keine Berücksichtigung, was viele aufmerksame Beobachter von der eigenthümlichen Witterungsconstitution großer Kriegsjahre bemerkt haben wollen? Konnte nicht das merkwürdige Meteor, das im April 1809 in den verhängnißvollen Tagen der Schlachten bei Regensburg und Eckmühl ganz in der Nähe des Schlachtfeldes seine zerstörenden Wirkungen auf mehrere Stunden im Umkreis erstreckte, Herrn Imhof auch in dieser Beziehung aufmerksam machen? Der wahre Naturforscher schließt keine Möglichkeit aus, solange sie nicht durch Thatsachen widerlegt ist.

Aber noch habe ich einer höchst wirksamen Potenz, die hier in Thätigkeit gesetzt ist, gar nicht erwähnt, des Schalles. Wirkt dieser auch nur entweder mechanisch oder chemisch, oder wirkt er nach Herrn Imhofs Meinung vielleicht gar nicht als Schall, sondern nur als Erschütterung? Und doch müssen uns alle neueren über die Natur des Schalls erlangten Kenntnisse von seiner eigenthümlichen dynamischen Natur und der Unabhängigkeit, wenn auch nicht seiner Entstehung, doch seines Wesens,

von aller bloß mechanischen Erschütterung überzeugen. Für mich sind schon die bekannten Chladnischen Versuche hinlängliche Beweise dieser Annahme. Ich habe mich durch eigne und in meiner Gegenwart vom Erfinder angestellte Versuche aufs gewisseste überzeugt, daß die Klangfiguren nie auf die bloße mechanische Erschütterung, sondern erst wenn der Klang ausgebildet ist, im Moment seiner Aktion, entstehen. Die Analogie dieser durch Klang erzeugten Figuren mit den Lichtenbergischen, durch Elektricität hervorgebrachten, ist allen denkenden Naturforschern längst aufgefallen. Wenn hier nichts Dynamisches im Spiel ist, woher kommt es, daß der zum Versuch angewendete Staub oder Sand an den Figuren festklebt, auch wenn die Glasplatte umgekehrt wird und man auf sie klopft, da er doch von den außer der Figur liegenden Stellen rein herabfällt? Es ist sehr zu bedauern, daß noch so wenige Versuche über die dynamische Wirkungsweise des Schalls und Tons als solcher angestellt worden sind. Vielleicht wäre es nicht unmöglich, durch verschiedenartige Töne unmittelbar entgegengesetzte Elektricitäten zu erwecken. Doch gibt es außer den angeführten noch mehrere Versuche, auf welche bei einiger Gründlichkeit Rücksicht genommen werden mußte. Wußte Hr. Imhof nichts von Englefields Versuchen (Gilberts Annalen XIV. Band, S. 214), wonach im Augenblick des Anschlagens einer großen Glocke das Barometer steigt? Ja wenn selbst der allerletzte Erfolg nothwendig entweder mechanisch oder chemisch seyn müßte, gäbe es nicht auch da noch höhere Beziehungen, als Hr. Imhof anerkennt? Ist das bekannte Entzweischreien der Gläser bloß mechanisch, und wäre darum auch die Vertheilung der Wolken durch Schüsse nur so zu denken? Auch chemische Beziehungen des Schalls sind ja nicht zu verkennen, seit die Verschiedenheit der Stärke und der Höhe des Tons in verschiedenen Gasarten bekannt — seit erwiesen ist, daß der Ton in Sauerstoffgas am stärksten, schwächer in atmosphärischer Luft, noch schwächer im Stickgas, am schwächsten in Wasserstoffgas ist.

Daß bei Gewittern auch der Schall des Donners als solcher nicht ohne bedeutende Wirkung ist, erhellt unter andern aus der bekannten Bemerkung, daß nach Gewittern, mit denen beträchtliche Regen und

häufige ſtarke Blitze, aber ſchwache Donner verknüpft ſind — ein Fall, der nicht ſelten beobachtet werden kann, und wohl nicht immer bloß dann, wenn die Gewitter ſehr hoch gehen, obgleich in dieſem Falle beſtändig — daß nach Gewittern dieſer Art das Pflanzenreich, der Menſch und die ganze umgebende Natur viel weniger erfriſcht ſcheint, als oft nach wenigen Blitzen, kurzen Regen, aber ſehr heftigen Donnerſchlägen bemerkt wird.

Dieſe wenigen Bemerkungen ſcheinen bei all der Achtung, die man für eine Königliche Akademie der Wiſſenſchaften und das ordentliche Mitglied einer ſolchen gelehrten Geſellſchaft hegen muß, doch zu den Folgerungen zu berechtigen, 1) daß Hr. Imhof, was ſeinen Hauptbeweis (das obige Dilemma) betrifft, bloß theoretiſirt, und zwar auf eine ſehr unvollſtändige und mangelhafte Art theoretiſirt hat; 2) daß ſeine Abhandlung keineswegs „dem gegenwärtigen hohen Standpunkt der Wiſſenſchaft“ angemeſſen iſt, vielmehr ziemlich tief unter denſelben ſteht, beſonders in Hinſicht auf die neuern Kenntniſſe in der Elektricitätslehre und der Dynamik überhaupt; 3) daß die Unterſuchung des aufgegebenen Gegenſtandes keineswegs abgeſchloſſen, vielmehr nicht einmal angefangen iſt.

Man könnte nunmehr fragen, welche Art der Unterſuchung denn für dieſen Gegenſtand zu wünſchen ſeyn würde. Bei dem Intereſſe, das die Erſcheinung des Gewitters für ſo viele, auch ſonſt von Wiſſenſchaft wenig Kenntniß nehmende Perſonen hat, wird es wohl erlaubt ſeyn, einige unmaßgebliche Gedanken hierüber auch in dieſem Blatte zu äußern.

Statt der Rauchſäule würde ich ganz andere Reagentien vorſchlagen. Hr. Imhof ſchien auf die Verſuche mit derſelben ein beſonderes Gewicht zu legen. Allein, auch angenommen, daß die mechaniſche Vorſtellung, welche bei dieſem Verſuche vorausgeſetzt wurde, ſich dem tieferen Denken empfehlen, und daß es ſo geradezu erlaubt ſeyn könnte, wenn nicht nubem pro Junone, doch Rauch für eine Gewitterwolke, fumum pro Jove zu ſubſtituiren: ſo ließ ſich der Erfolg dieſes Verſuchs auch ohne eine Batterie von Sechs- und Zwölfpfündern aus ziemlich allgemein

bekannten Gesetzen voraussehen. Daß die Rauchsäule als ein von der Luft rings umgebenes, in ihr schwimmendes Fluidum von der Pulverexplosion keinen andern Eindruck erhalten konnte, als das umgebende Medium ebenfalls erhielt, daß sie also relativ auf dieses nicht bewegt erscheinen konnte, muß jedem einleuchten. Anstatt also Materialien zur Raucherzeugung mitzubringen, würde ich rathen, mit Elektrometern sich zu versehen, die innerhalb des Wirkungskreises des Geschützes in verschiedenen Höhen über dem Niveau des zu den Versuchen anzuwendenden Platzes, und wenn dieser auf einer mittlern Anhöhe gewählt werden könnte, auch unterhalb desselben aufgestellt würden, und sodann sowohl vor der Abfeuerung, als unmittelbar und noch einige Zeit nach derselben genau beobachtet werden müßten; auch correspondirende und gleichzeitige Baro-, Thermo- und Hygrometer-Versuche ja nicht zu vergessen. Sollten empfindliche Elektrometer, deren einige durch Zuleitungsspitzen mit der umgebenden Luft, andere durch eine leitende Kette mit der Erde in Verbindung gesetzt wären, weder im Augenblick der Explosion noch nach derselben Zeichen von erregter, oder veränderter, oder aufgehobener Elektricität geben, so wäre damit nur entschieden, daß sich vermöge dieses Untersuchungsmittels nicht über die Wirksamkeit solcher Explosionen wissenschaftlich entscheiden lasse; aber selbst dann könnte nicht behauptet werden, es sey wissenschaftlich entschieden, daß sie nicht wirken. Ich will überhaupt durch meine Bemerkungen nichts für und nichts wider die Sache behaupten; ich wünsche nur zu bewirken, daß keine Möglichkeit aus unzureichenden Gründen oder unvollständigem Raisonnement verworfen werde, ehe sie erfahrungsmäßig durch Thatsachen widerlegt ist. Vor allem aber würde ich rathen, diese Versuche an Ort und Stelle, da wo sie längst ausgeübt worden sind, und zwar bei wirklich herannahenden Gewittern zu wiederholen. Denn fürs erste, Gewitterwolken zu bilden müssen wir einmal vorderhand der Natur überlassen; weder Rauch, noch Wasserdämpfe können als Aequivalent von ihnen gelten. Fürs zweite kann ja selbst die Wirksamkeit des Geschützes von der nur bei Gewittern stattfindenden elektrischen Spannung der Atmosphäre in den Gebirgen herkommen, so daß bei gewöhnlichem

Zustande des Luftkreises überhaupt keine merklichen Veränderungen am Elektrometer wahrzunehmen wären. Fürs dritte ist es höchst wahrscheinlich, daß das Resultat des Versuchs im platten Lande und auf dem Gebirge sehr verschieden ausfallen muß. Schon darum, weil die Gebirge den Wolken weit näher liegen als die Ebene, besonders aber wegen des bekannten Rapports, in welchem Berge mit den Wolken stehen, auf die sie bedeutende Anziehung und Abstoßung zu äußern fähig sind, auch weil der allgemeine dynamische Gegensatz zwischen Erde und Himmel, der hier mit im Spiel ist, durch die eigenthümliche und selbständige Form der Gebirge um vieles lebendiger werden muß; auch, wenn der Schall hier mitwirken sollte, wegen des in Gebirgen beträchtlich verstärkten und durch Repercussion vervielfachten Schalles. Auch wäre mein Vorschlag, sich bei Anstellung der Versuche vorerst ganz nach der Verfahrungsweise und den wahren oder angeblichen Erfahrungen der Landbewohner zu richten; besonders auch in der Richtung des Schusses, da sie, nach meiner eignen Kenntniß davon, den Punkt, gegen welchen gefeuert wird, nach Verschiedenheit der Umstände verschieden wählen; auch mit dem von ihnen gewöhnlich angewendeten Geschütz, oder doch ähnlichem, indem gar wohl nicht so sehr die Stärke als die Qualität des Schalles von Einfluß dabei seyn könnte. Von Frankreichs Naturforschern und Akademikern befindet sich immer eine Anzahl auf Reisen: und Beobachtung im Freien und Großen sollte eines der Hauptgeschäfte aller Akademien, dieser stehenden Heere der Wissenschaften, ausmachen. Die Zeit, welche einer oder mehrere gründliche und vorurtheilslose Naturforscher während der Sommermonate im Gebirge mit Versuchen über Gewitter-Elektricität zubrächten, wäre für die Wissenschaft gewiß nicht verloren.

Mehrere Vorschläge beizufügen enthalte ich mich um so eher, als ich nicht zweifle, daß die gelehrten Mitglieder der königlich bayrischen Akademie im Fache der Naturwissenschaften die entscheidendsten und am ehesten zum Zwecke führenden Versuche viel leichter selbst erfinden als von andern annehmen werden, und auch diese Bemerkungen würde ich nicht ohne die ganz besondere Vorliebe für alles, was auf Elektricität

Bezug hat, niedergeschrieben haben. Mir ist das elektrische Feuer das eigentliche heilige Feuer der Physik, das die Priester derselben andächtiger und gewissenhafter pflegen sollten, als die unverletzlichen Jungfrauen Roms das Feuer der Vesta. Möchten wir doch dieses Eine von dem unvergeßlichen Lichtenberg gelernt und geerbt haben, überall dieser einen leuchtenden Spur nachzugehen, die uns bereits in so viele Geheimnisse geführt hat und noch immer weiter führen wird. Mir scheint es, wir ruhen überhaupt in Bezug auf Gewitter-Elektricität zu sehr auf den bereits errungenen Lorbeeren, und besonders glauben wir, mit der Erfindung der Blitzableiter sey schon alles gethan. Mag es einer oder der andere lächerlich finden, aber meine Ueberzeugung ist, daß wir einst noch ganz andere Mittel, auf Gewitter einzuwirken, in unsere Gewalt bekommen müssen. Wenn wir die Zeugnisse mancher römischen Schriftsteller, die doch auch wieder aus älteren Quellen geschöpft, nicht geradezu verwerfen wollen, so waren Kenntnisse der Art, welche unsere gegenwärtigen weit übertreffen, im Besitz der ältesten italienischen Völker. Der Naturforscher sollte sich besonders hüten, alten Ueberlieferungen und dem physikalischen Volksglauben, dem oft eine Jahrhundert lange, wenn auch mitunter verkehrt ausgedrückte Beobachtung zu Grunde liegt, aus bloßer theoretischer Beschränktheit zu widersprechen; besonders sollte Akademien der Wissenschaften immer das noch ganz frische Beispiel der Luftsteine gegenwärtig seyn, von denen ebenfalls die römischen Schriftsteller so oft Meldung gethan, an welche die Landleute in mehreren Gegenden seit Jahrhunderten geglaubt hatten, indeß sie von den Gelehrten aller Akademien ausgelacht wurden, bis, Vauquelin sagt (S. Gilberts Annalen 1803. 12tes Stück, S. 421) die Reihe an sie kam, Gelehrte zu verlachen, die einst so ungläubig waren [1].

[1] In dem nämlichen Heft von Gilbert's Annalen steht ein Brief von St. Amand, Professor der Naturgeschichte in Agen, der im Jahr 1790 von diesem Ort aus das Protokoll über einen Steinregen erhielt, das er dem Herausgeber des Journal des Savants, Bertholon, mittheilte. „Wir scherzten, sagt St. Amand, über diese Volkssage, mir schien es sehr lustig zu seyn, wenn man über eine solche Absurdität ein authentisches Protokoll erhalten könnte. — Ich sah darin nur ein neues Beispiel der Leichtgläubigkeit des Landmanns". —

Die Wissenschaftliebende bayrische Regierung würde schwerlich Anstand finden, zu einer wiederholten Untersuchung alle mögliche Hülfsmittel darzureichen, und das Publikum darf daher hoffen, die Akademie werde diesen Gegenstand noch einmal, nach einer besseren Methode, aufnehmen, da sie im entgegengesetzten Falle sich dem Vorwurf aussetzen würde, die ihr dargebotene Gelegenheit zu einer höchst wichtigen Untersuchung, die, gehörig geführt, unmittelbar oder doch gewiß mittelbar zu den merkwürdigsten Resultaten leiten kann, nicht wie es sich erwarten ließ benutzt zu haben.

Bertholon fügte unter andern die Anmerkung hinzu: „Wie traurig ist es eine ganze Municipalität in aller Form Volkssagen bescheinigen zu sehen, die nur Mitleid erregen." So wurde, fährt St. Amand fort, dieses vom Maire und vom Gemeinde-Procurator unterzeichnete Protokoll als ein lügenhaftes oder wenigstens als ein auf Täuschung beruhendes Zeugniß behandelt, eine andere von 300 Personen unterzeichnete Aussage hatte dasselbe Schicksal, weil man das bezeugte Faktum für offenbar falsch und physisch unmöglich hielt. War vielleicht die Abfertigung, welche die von mehreren Landgemeinen in der obigen Sache eingeschickten Protokolle im letzten Theil der Abhandlung des Hrn. Imhof erhielten, eine andere?

Bericht über den pasigraphischen Versuch des Professor Schmid in Dillingen.

Von jeher gab es Personen, welche die leidige Folge des babylonischen Thurmbaus aufzuheben suchten, daß wieder Eine Sprache in der Welt wäre oder wenigstens Eine allen Völkern verständliche Schrift.

Das Letzte sucht auch Herr Professor Schmid in Dillingen zu bewerkstelligen.

Des Verfassers Begriff von Pasigraphie. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht wie die andern neueren Pasigraphen gerade darauf losgeht, ein allgemeines Correspondenzmittel zu finden; er stellt diesen Gebrauch in größere Ferne und fängt von der Idee einer nicht zufällig, sondern ihrer Natur nach allgemeinen Schrift an.

Hr. Schmid erklärt dieses so: die Schrift oder das Zeichen müsse unmittelbarer Abdruck der Vernunft selber seyn, das menschliche Denken nach Inhalt und Form zeichnen.

Wäre dann zuvörderst das natürliche System, die nothwendige Verkettung und Abstufung unserer Gedanken gefunden, so würde sich, meint Hr. Schmid, die Schrift, welche Abdruck dieses Zusammenhangs wäre, von selbst als eine Schrift für alle Menschen und Völker bewähren.

Vergleichung dieses Begriffs mit der Leibnizischen Idee. Herr Schmid findet zwischen seinem Versuch und der Leibnizischen

Idee einer allgemeinen Charakteristik große Uebereinstimmung, ja er gibt mit klaren Worten zu verstehen, daß durch ihn ausgeführt worden, was Leibniz gedacht.

Hieran ist aber aus folgenden Gründen zu zweifeln.

a) Von Leibniz ist nicht anzunehmen, daß er eine bloß logische Genealogie der Gedanken im Auge gehabt, und nur eine willkürliche, nicht eine nothwendige Bezeichnung gewollt. Schon der Ausdruck allgemeine Charakteristik zeigt, daß Leibniz an etwas Bezeichnendes in den Dingen selbst, an eine wahre Signatura rerum gedacht hat. Hr. Schmid bleibt sich in dieser Beziehung nicht gleich; denn einige seiner Ausdrücke möchte er für Bezeichnungen der Dinge selbst und ihrer Verhältnisse geben (wie z. B. seine fünf Potenzen); außerdem schafft er seine Zeichen nach bloßen willkürlichen logischen Subsumtionen.

b) Leibniz äußert, seine allgemeine Charakteristik würde etwas von der Algebra an sich haben, sie würde eine Art von Kalkul enthalten, so daß das Schließen in dieser Sprache oder Schrift ein Rechnen wäre, und die Fehler des Schließens Fehler des Kalkuls.

Es ist aber einleuchtend, daß ein Kalkul nur mit Zeichen möglich ist, welche zugleich die Sache selber sind. Wäre das a + b oder das dx und dy der Analysis die bloße Erinnerung an einen Gegenstand, nicht der Gegenstand selber, so hörte alle Berechnung auf. Hrn. Schmids Pasigraphie hat mit der Algebra gar nichts gemein als etwa den — vielleicht nicht einmal unmittelbar von ihr entlehnten — Ausdruck Potenz; zum Kalkul kann sie schon darum nicht erhoben werden, weil die Zeichen in ihr nicht Aequivalente der Begriffe selbst, sondern wirklich bloße Zeichen sind.

Anmerkung. Ein Versuch mit Hrn. Schmids Zeichen zu kalkuliren führte auf Ungereimtheiten und nöthigte ihn zu dem Geständniß, seine Pasigraphie sey keine Art von Kalkul.

Werth der Ausführung. a) In Betreff des Gedankenverzeichnisses. Hat Hr. Schmid seinen Begriff durch die Vergleichung mit dem Leibnizischen viel zu hoch gestellt, so scheint er in der Ausführung noch tiefer zu sinken, indem das sogenannte Gedankenverzeichniß, von

dem er behauptet, es müsse nach den strengsten Forderungen der Wissenschaft angelegt seyn, weder wissenschaftlich begründet ist, noch innere Nothwendigkeit, noch im einzelnen richtige Begriffe zur Grundlage hat.

Es ist nicht wissenschaftlich begründet. Für seine fünf Grundbegriffe, Materie, Pflanze, Thier, Mensch, Geist, welche er als ebenso viele Potenzen des potenzlosen Dings oder des Dings überhaupt ansieht — ein Gedanke, der mir noch überdem aus irgend einem rohen Produkt der neueren philosophischen Literatur entlehnt scheint — hat er keine anderen Beweise als die Frage: ob irgend etwas sey, das nicht unter diese fünf Begriffe gebracht werden könne (wovon aber gleich der allgemeine Begriff der Form ein Beispiel ist, der unter die Rubrik der Materie gebracht schon zu sehr beschränkt würde).

Es ist ohne innere Nothwendigkeit. Die Stelle, die ein Begriff in der Reihe erhält, wird bloß darnach bestimmt, ob er unter einen gewissen andern Begriff subsumirt werden kann, nicht aber darnach, daß er unter ihn subsumirt werden muß. Hiedurch entstehen ganz zufällige Verbindungen, die nicht mehr Grund haben als die Zusammenstellungen der Ideenassociation. So werden z. B. Schiffe bei dem Wasser untergebracht, weil sie auf dem Wasser schwimmen, Fische aber, die im Wasser leben, erhalten eine ganz andere Stelle.

Es hat keine richtige Begriffe zur Grundlage. Es wird von der Materie z. B. ohne weiteres angenommen, sie sey das schlechthin Lebloſe, in ihr gehe alles nur durch Druck und Stoß zu, obgleich im Gedankenverzeichniß auch wieder eine Rubrik: dynamische Kräfte steht; in allen physikalischen Begriffen zeigt sich weder die hier durchaus erforderliche Kenntniß noch wissenschaftliche Schärfe.

Man sieht, der Verfasser hat nur Eile gehabt, alle Begriffe so schnell als möglich, gleichviel wo, unterzubringen, ohne sich viel darum zu bekümmern, wie sie an sich zusammenhängen.

In Bezug auf Entwicklung des natürlichen Zusammenhangs unserer Begriffe kann also dieser Pasigraphie kein Verdienst zugeschrieben werden.

Der Verfasser hat zwar von seinem Unternehmen einen höheren Begriff als die meisten oder alle neueren Pasigraphen, es zeigt sich

aber, daß er ihm in der Ausführung bis jetzt wenigstens nicht gewachsen ist.

b) In Ansehung der Zeichen. In einer wahren Vernunftsprache oder Schrift müßten auch die Zeichen nicht zufällig oder willkürlich, sondern nothwendig seyn. Wer eine solche Schrift für möglich hält, muß auch an einen natürlichen Zusammenhang des Zeichens mit dem Bezeichneten glauben, eine Meinung, welche ohnehin dem Menschen tief eingeprägt scheint. Woher käm' es sonst, daß auf das **Wort** von jeher so viel gebaut worden, in religiösen, in politischen Ceremonien, so sehr, daß bekanntlich das Glück ganzer Unternehmungen davon abhängig geglaubt worden; woher der unter allen Völkern verbreitete Glaube an eine Magie, die durch Worte das höhere Wesen der Dinge aufzuschließen, Krankheiten zu heilen, Geister zu zwingen vermöchte, überhaupt aber die Meinung, welche dem Wort physische Wirkungen zuschrieb. Abgesehen von diesen besonderen Vorstellungsarten kann der Philosoph nicht umhin, einen ursprünglichen, wenn auch für uns jetzt unergründlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache anzunehmen, weil ohne einen solchen alle menschliche Sprache als ein Werk entweder des blindesten Zufalls oder der regellosesten Willkür angesehen werden müßte; Annahmen, welche beide dem philosophischen Geist gleich sehr widerstreiten. Dieser philosophische Grund würde freilich in den Augen der meisten durch den aus Erfahrung genommenen besiegt werden. Was haben die Wörter, womit im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Deutschen Sonne bezeichnet wird, was haben Schaemaesch, ἥλιος, Sol, Sonne miteinander gemein als höchstens einen Buchstaben? Allein hier zeigt sich dem tieferen Nachdenken eine Seite der Sprachforschung, an die bisher wenig oder gar nicht gedacht worden. Die Ausdrücke der Ursprachen (denn von solchen, die ein bloßes Kauderwelsch, nämlich ein durch Corruption entstandenes Idiom sind, wie die französische und italienische, kann freilich nicht die Rede seyn) die Ausdrücke der Ursprachen, sage ich, sind weit bezeichnender für das Wesen der Dinge, als wir uns vorstellen. Wie der Philosoph z. B. nicht die Sonne als solche, d. i. insofern sie eine äußere Sache ist, zu erkennen sucht, sondern

ihr Weſen — gleichſam die Sonne in der Sonne —, ſo bedeutet Schaemaesch, Helios, Sol, Sonne auch urſprünglich nicht die äußere Sonne, ſondern etwas anderes, das für das Weſen der Sonne geachtet, und nach dem ſie genannt worden. In der höheren Anſicht der Dinge aber ſtehen bekanntlich weder alle Menſchen noch alle Zeiten noch alle Völker auf der gleichen Stufe. Vielleicht kann ich in der Folge der Akademie eine Reihe von Beobachtungen mittheilen, die ich in dieſer Beziehung über Wörter, beſonders über Subſtantive unſerer deutſchen Sprache gemacht habe, von der ſchon Leibniz ſagt, ſie ſey eine geborene Philoſophie. Wer nicht ſolche Unterſuchungen angeſtellt hat, müßte es unglaublich finden, welches organiſche Gedankenſyſtem, welche tiefſinnigen Verknüpfungen oft in den einzelnen Wörtern dieſer Sprache ausgedrückt ſind.

Dem Wort am nächſten verwandt iſt die **Figur** — auch äußerlich oder phyſiſch jetzt durch die bekannten Klangfiguren; aber auch der Figur wurde die Macht des Worts zugeſchrieben, und nicht Schwärmerei allein, die älteſte wiſſenſchaftliche Anſicht der Geometrie, wie ſie noch in den Commentarien des Proklus und zuletzt in den Werken Keplers gefunden wird, ſchreibt den Figuren eine weſentliche Bedeutung zu. Ich erinnere an die fünf regulären Körper, die von den Pythagoreern als Figurae mundanae betrachtet wurden und nach Kepler die Intervalle der Planetenbahnen bedeuten ſollten. Jene gaben der Erde den Cubus, dem Feuer die Pyramide, der Luft das Ikoſaëder zu; unſtreitig eine ganz andere Paſigraphie als die neueſte.

Der Figur zunächſt ſteht die **Zahl**; ſo unergründlich für uns jetzt das Pythagoreiſche Zahlenſyſtem ſcheint, ſo wenig kann der unbefangene Geſchichtsforſcher umhin, einen ſehr reellen Sinn deſſelben vorauszuſetzen. Auf jeden Fall aber muß es als etwas weit Höheres erſcheinen, wenn Pythagoras durch die Einheit den Geiſt, die Idee, die Form, durch die Zweiheit (den Binarius) die Anderheit, die Materie, durch den Ternarius den Körper, als zuſammengeſetzt aus Materie und Form, repräſentirt glaubte; wenn er allgemein die von der Eins herkommenden Zahlen ihrer Untheilbarkeit wegen den geiſtigen, die von der

Zweiabstammenden, der Theilbarkeit wegen, den materiellen Gegenständen anwies; es ist dieß, sage ich, etwas ganz anderes, als die Materie durch C^1, die Pflanze durch C^2, den Geist durch C^5 auszudrücken. Die Behauptung, „selbst die Wissenschaft könne nichts Gründlicheres aufstellen", tritt durch solche Betrachtungen von selbst an ihren gehörigen Platz.

Hrn. Schmids Zeichen sind ihm nach seiner eignen Erklärung bloß Mittel; es hört aller natürliche Bezug auf das Bezeichnete auf; oder vielmehr auch hier bleibt sich der Verfasser nicht gleich, indem er dasselbe Zeichen bald als ein nothwendiges behauptet, bald nur als ein willkürliches will gelten lassen. So ist ihm der Geist, nicht bloß dem Zeichen nach, sondern wirklich, die fünfte Potenz des Dings überhaupt; unter den Metallen erhält das Gold ebenfalls die fünfte Potenz, aber es soll damit nicht behauptet werden, daß es sich zu den andern Metallen verhalte, wie sich der Geist zum Thier oder zur Pflanze verhält. Das Philosophische erstreckt sich nur auf die Ordnung und Reihung der allgemeinsten Gedanken; so ist es daher ein wahrer Mißbrauch des Worts, die Schrift philosophisch zu nennen. An ihr hat Philosophie so wenig Antheil als an irgend einer andern willkürlichen Erfindung, z. B. an einer Chiffernschrift. Ueberhaupt ist das Philosophische nur ein der Sache vornherein umgeworfenes Gewand, hintennach in der Ausführung sinkt der Versuch zu den gewöhnlichen Kunstgriffen, den bloß conventionellen Zeichen gemeiner Pasigraphen herab.

Praktische Anwendbarkeit. Obwohl Hr. Schmid im Eingang den praktischen Gebrauch seiner Schrift als einen sehr entfernten Zweck vorstellt, gleich als wäre es hier um die reinste Wissenschaft zu thun: so bemüht er sich in der Folge, den Freunden des praktisch Brauchbaren den Vortheil ans Herz zu legen, mit dieser Schrift allen alles zu werden, den Franzosen ein Franzos, den Engländern ein Engländer, dem Spanier ein Spanier. Doch fühlt er sich zum Geständniß gedrungen, der Gebrauch dieser Schrift könne nie für das Volk, nur für die Gebildeten seyn. Es fragt sich, was Hr. Schmid unter dem Volk und was er unter den Gebildeten versteht.

Die Schwierigkeit der Anwendung, auch für manche, die unter

die Gebildeten gerechnet werden, läßt sich an einem einzigen Beispiel klar machen. Hr. Schmid will den Begriff ausdrücken: etwas aus dem Gesichte verlieren. Hiebei muß er so zu Werke gehen. Weil das Auge und das Sehen auch dem Thiere zukommt, so wird erstens das Grundzeichen der thierischen Natur genommen. Durch eine Modification desselben wird angedeutet, daß nicht das ganze Thier, sondern der Theil von einem Thiere gemeint sey. Eine zweite Modification zeigt, daß bestimmt vom Auge die Rede sey. Je nachdem es Hrn. Schmid gefällt, das Sehen als ein Leiden oder als ein Thun des Auges anzunehmen, drückt er durch eine weitere Modification aus, daß ein Thun oder Leiden des Auges gemeint sey. Weil nun die natürlichste Funktion des Auges das Sehen ist, so wird errathen, es sey vom Sehen die Rede. Ein neuer Zusatz, welcher das Verbum anfangen ausdrückt, und der selbst schon wieder ein componirtes Zeichen ist, bringt endlich die Chiffre so weit, daß sie nun heißt: anfangen zu sehen. Weil also aus dem Gesichte verlieren so viel ist als aufhören zu sehen, und aufhören zu sehen das Gegentheil ist vom anfangen zu sehen, so erhält die Chiffre noch einen Zusatz, der das Zeichen des Gegentheils oder, wie Hr. Schmid sagt, des Contrars ist, — und so ist, obgleich mit noch mancher Zweideutigkeit, die jedem von selbst in die Augen leuchten muß, durch viele Arbeit endlich das Verlangte ausgedrückt.

Hier ergibt sich nun die ganz natürliche Alternative.

Wer die pasigraphische Schrift liest, liest sie entweder mit Verstand, d. h. er findet jedesmal durch Analysis der zusammengesetzten Zeichen ihre Bedeutung, oder er behält zuletzt die Zeichen im Gedächtniß, und liest die Schrift ebenso mechanisch und gedankenlos als wie die Buchstabenschrift. Wird das erste verlangt, so möchte die Pasigraphie, die hierdurch in die schwerste, nämlich in eine philosophische Dechifferirkunst übergeht, höchstens für eigentliche Gelehrte seyn, denn daß Kaufmannsdiener und Comtoristen, die sich doch ebenfalls zu den Gebildeten rechnen, so viel logische Fertigkeit und Geduld haben, um mit solchen Chiffern fertig zu werden, ist billig zu bezweifeln. Im andern Fall, da es doch auf etwas Mechanisches hinausläuft, wäre es weit einfacher, pasigraphische

Wörterbücher in allen Sprachen zu schreiben, nicht nur Worte, sondern ganze Redensarten, ja ganze Geschäftsbriefe zu beziffern, bei denen nur etwa die Zahlen supplirt werden dürften.

Für gelehrte Zwecke, die einzig noch übrig bleibenden, ist aber vollends keine Nothwendigkeit einzusehen. Wer eine fremde Sprache lernt, hat etwas Lebendiges gelernt, wodurch er sich selber belebt fühlt; wer die pasigraphischen Zeichen lernt, schleppt etwas Todtes mit sich herum, das keinen Werth an sich hat, bloßes Mittel ist. Wollte man aber auch die Gelehrten im allgemeinen von aller Kenntniß fremder Idiome freisprechen, so wird doch immer eine Anzahl seyn müssen, die Sprachenstudien sich zum Zwecke setzt, die also alte und neue Werke durch Uebersetzungen verständlich machen wird, welche nicht bloß den allgemeinen Sinn, sondern auch das Wort, die Wendung, den individuellen Geist wiedergeben. Niemand wird auf diesen Verzicht thun, nicht einmal in Werken, welche am meisten durch die Sache interessiren, als wer etwa, wie Hr. Schmid, auch die Wortsprache für ein bloßes Mittel ansieht. Von Werken der Beredsamkeit und Dichtkunst, wo die Sprache wesentlich wird, gar nicht zu reden.

Prüfung derselben durch Versuche. Hr. Schmid beruft sich auf den Erfolg der Versuche, die er gewöhnlich mit einem von ihm gebildeten pasigraphischen Zögling anstellt, und welche für Personen, die nicht tiefer die Sache untersuchen, viel Ueberzeugungskraft haben müssen. Hiebei ist jedoch zu bemerken, 1) daß solche Versuche wenigstens für die Leichtigkeit der Sache nichts beweisen; durch die Jahr und Tag angestellten Versuche bildet sich zwischen Lehrer und Zögling ein stillschweigendes Verständniß, vermöge dessen der letzte auch unvollkommene Zeichen leicht auslegt. Das wahre experimentum crucis — wäre, daß ein scharfsinniger Kopf, dem nur die allgemeinen Grundsätze der Methode, die Grundzeichen und der dazu gehörige Schlüssel mitgetheilt wären, einen pasigraphisch geschriebenen Aufsatz entziffern müßte. Unter diesen Voraussetzungen würde sicher kein Versuch gelingen, ob er gleich gelingen müßte, wenn die Schrift eine wirklich philosophische und die Bezeichnung nicht großentheils willkürlich wäre. 2) Die feinern Nuancen der Worte

gehen selbst bei jenen Versuchen oft verloren, da die Zeichen in der Regel nur das Allgemeine, nicht das Besondere, was im Worte noch außerdem enthalten ist, ausdrücken können. So wurde statt dynamisch (im Gegensatz von atomistisch) nur physisch ausgedrückt; statt ausgezackter Blumenblätter zerrissene. Pfuscher und Stümper sind zwar nah verwandt, doch nicht ganz einerlei; statt des erstern wurde das andere ausgedrückt.

Das eben ist das Herrliche der lebendigen Sprache, daß ich hier nicht nothdürftig nur meinen allgemeinen Begriff hinstelle, sondern ihm zugleich die bestimmte Farbe, den Ton und die Schattirung gebe, welche ich will.

Anderweitige Nützlichkeit. a) In Bezug auf die Sprachphilosophie. Wenn seine Pasigraphie auch nie zum allgemeinen Communicationsmittel werden könne, meint Hr. Schmid, so würden doch Unterricht und Uebungen in derselben, von ihm oder nach seiner Methode angestellt, das philosophische Sprachstudium emporheben und beleben.

In diesem Fall müßte Hr. Schmid eine tiefere Ansicht der Sprache im allgemeinen, eine genauere und ausgebreitetere Kenntniß alter und neuer Sprachen und besonders richtigere grammatische Begriffe sich erworben haben, als nach den bisherigen Proben anzunehmen ist.

Um bei der Grammatik stehen zu bleiben, so nimmt Herr Schmid allgemein Pronomina und Präpositionen für eins, aus dem Grund, weil beide stellvertretende Wörter seyen. Allein dann müßte er doch die Präpositionen nicht Pronomina sondern Proverba nennen, weil sie ebenso Verba vertreten wie die Pronomina Substantiva. In der Lehre von den Casibus, macht er sich die Sache ganz leicht, indem er behauptet, es gebe nur zwei nothwendige Casus, den Nominativ und Accusativ, wofür er keinen Beweis hat, als Beispiele, die zeigen, daß Dativ und Genitiv sich in jene beiden auflösen lassen. Z. B. ich schickte meinem Freund ein Buch, stehe für die zwei Sätze: ich schickte ein Buch, das mein Freund erhalten sollte; Hr. Schmid bemerkt nicht, daß es ebenso leicht ist, mit Hülfe des Dativ und Ablativ jeden

Accusativ zu eliminiren, z. B. in eben diesem Satze: es wurde ein Buch von mir geschickt, das meinem Freund zukommen sollte. Aus wissenschaftlichen Gründen ließe sich im Gegentheil beweisen, daß Nominativ, Genitiv und Dativ die drei ursprünglichen und nothwendigen Casus, Accusativ, Vocativ und Ablativ ihre ebenso nothwendigen und ursprünglichen (nur objektivirten) Wiederholungen sind. Als Beispiel etymologischen Scharfsinns verdient angeführt zu werden, daß Hr. Schmid in gedruckten Schriften und in seinen Vorlesungen für Belege der mit dem Gleichlaut so oft coexistirenden Verschiedenheit des Sinns auch die Worte Hochmuth und Demuth zu geben pflegt. Wäre es überhaupt schwer, Hrn. Schmid von der philosophischen Unhaltbarkeit seiner Grundsätze zu überzeugen, indem man hier über den Grad seiner philosophischen Bildung mit ihm rechten müßte, so könnte ihn dagegen das Studium irgend eines neueren sprach-philosophischen Werks überzeugen, daß Gelehrte, die nicht einmal auf Erfindung einer Gedankenschrift ausgegangen, es dennoch mit dem Philosophiren über Sprache bei weitem gründlicher genommen haben.

b) Als Veranlassungsmittel einer besseren Erfindung. In Deutschland mußten eine Zeitlang mittelmäßige, ja schlechte Verse gemacht, vom Publikum mit Freuden aufgenommen und gut gefunden werden, um endlich wahre und vortreffliche Dichter zu erwecken. Vielleicht ist es mit der Pasigraphie ein ähnlicher Fall.

Diese Hoffnung hängt natürlich von der Meinung ab, die man über die Möglichkeit einer allgemeinen Schrift und Sprache hat.

Es gibt viele Dinge, die höchst wünschenswerth sind und lebhaft gewünscht werden, ob sie gleich noch nie zu Stande gekommen. Von dieser Art ist der Wunsch, durch Verwandlung der Metalle Gold zu machen, ein Universalmittel gegen das Heer der Krankheiten, einen Unsterblichkeitstrank zu finden, und noch mehreres Aehnliches.

Vielleicht gehört der Gedanke der Pasigraphie in die nämliche Klasse, und seine Ausführung müßte daher auch durch ähnliche Mittel und Wege gesucht werden.

Wie es nämlich beim Goldmachen nicht sowohl darauf ankommt,

das Gold selber, als vielmehr das Gold des Goldes, oder das zu finden, was das Gold zu Gold macht[2], so würde es, um die Sprache zu finden, die in der ganzen Welt so verständlich wäre, als das Gold ist, eigentlich darauf ankommen, die Sprache der Sprache zu finden.

Wenn es erlaubt ist, eine Schrift für möglich zu halten, die nicht zufällig oder conventionell, sondern ihrer Natur nach allgemein verständlich wäre: so muß es noch vielmehr erlaubt seyn, eine Sprache dieser Art für möglich zu halten, und weit natürlicher wäre, auch hier wie anderwärts von der Sprache zu der Schrift als umgekehrt wie Hr. Schmid von der Schrift zu der Sprache gelangen zu wollen.

Es ist ein Gedanke, der zu verschiedenen Zeiten schon dagewesen, daß es eine Natursprache gebe, durch welche jeder, der sie träfe und wirklich redete, jedem andern unmittelbar, nämlich durch Aufschließung des inneren Grundes aller Sprachen, verständlich würde und ihm daher in seiner Sprache zu reden schiene. Dieß wäre also in Ansehung der Sprache, was die Pasigraphen durch ihre Schrift leisten wollen, die der Franzos französisch, der Italiener italienisch, der Türke türkisch lesen soll.

Wie viele haben schon den Ausdruck gebraucht, die Natur rede eine stumme Sprache, oder es sey etwas Redendes und Sprechendes in jeder Gestalt, jeder Farbe, jedem Tone der Natur, ohne daran zu denken, daß sie hiemit sagen, jedes Ding in der Natur sey nur ein unterdrücktes Wort, das sich nicht selbst aussprechen könne, und der Mensch sey nur der Mund, die Zunge, das aussprechende Organ des schon vorhandenen Worts, wenn er den Dingen Namen gebe. Und sehr verbreitet, ja fast gemein ist jetzt schon der Ausdruck, jedes Geschöpf sey der Ausdruck, d. h. doch das Wort, das Ausgesprochene einer bestimmten Idee.

Hier wäre also die Objektivität der Sprache oder ihr erster Grund im Wesen der Dinge selber deutlich anerkannt.

Die gewöhnliche Ansicht der Sprache ist, daß sie etwas Subjektives, im Grunde Willkürliches, und darum auch nur äußerlich Angelerntes

[2] Vgl. oben S. 285. D. H.

sey, da sie vielmehr einen nothwendigen, innern Grund hat, und dem Menschen so wenig als irgend eine Wissenschaft oder Kunst von außen kommt, sondern den Tiefen seines eignen Wesens entquillt. Ist wohl die Poesie etwas anderes als nur eine höhere Sprache, und woher kommt sie wenn nicht aus dem Innersten der Seele? Man weiß eine Menge von Fällen, da Menschen im Zustand des Somnambulismus Gedichte verfertigten, die sie im wachenden Zustande nimmermehr hervorzubringen im Stande waren. Sonderbare Beobachtungen ähnlicher Art sind über menschliches Sprachvermögen zu allen Zeiten gemacht worden, die auf einen natürlichen Grund aller Sprache hindeuten, und von denen ich mir einige anzuführen erlaube. Der berühmte Arzt Joh. Fernelius erwähnt in seinem Buch de abditis rerum causis Lib. II, p. 223 eines an Convulsionen daniederliegenden Kranken, der in diesem Zustand, übrigens völlig besonnen, nicht nur lateinische, sondern auch griechische Reden geführt, ob er gleich diese Sprache nie gelernt. Carpentarius, den Borellus anführt, in den Obss. medico-physicis rarioribus p. 153, erzählt dasselbe von einem Bischof, der, was nicht unglaublich ist, ebenfalls kein griechisch verstanden, und es doch, was schwerer zu glauben, während einer Krankheit geredet habe. Der bekannte Aristoteliker Petrus Pomponatius versichert in seinem Buche de incantationibus, er habe in Mantua die Frau eines Schusters gesehen, die in ihrer Krankheit verschiedene Idiome geredet, die sie vorher nie verstanden, und die sie auch wieder vergessen, nachdem sie von einem Arzt, den er namhaft macht, geheilt worden. Ebenderselbe beruft sich auf ähnliche Bemerkungen des Aristoteles und des Avicenna, die ich jedoch nicht nachzuweisen im Stande bin. Ein französischer Arzt, den der nämliche Borellus anführt, versichert von einem Bedienten Heinrichs IV., daß er im Fieber griechisch geredet habe, wobei freilich die Frage ist, wie viel der Arzt selber griechisch verstanden, denn sonst möchte griechisch hier nur so viel heißen als bei uns spanisch oder böhmisch. Bedeutender ist das Zeugniß des bekannten Lamothe Levayer, der in seinen Werken Tom II, p. 657 einen eignen Brief hat, der überschrieben ist: d'un homme, qui répondit étant endormi en toutes langues, où

on l'interrogeoit, quoiqu'il ne les sçut pas. Dieser Mensch befand sich zu Rouen und hieß Le fevre. In den Actis Naturae Curiosorum steht die Geschichte einer Frau, die im Zustand der Schwangerschaft in Ekstasen gerieth, in welchen sie unbekannte Lieder sang und in fremden Zungen redete, und der schon angeführte Borellus endlich versichert, eine Frau behandelt zu haben, die während des ganzen Verlaufs einer Krankheit vollkommen spanisch geredet habe, ob sie gleich dieser Sprache vor und nachher unkundig gewesen. Eine ähnliche Geschichte endlich aus ganz neuen Zeiten ist mehreren Aerzten, Psychologen und andern glaubhaften Personen in Stuttgart bekannt, und findet sich in der mit Recht allgemein geschätzten Schrift: Ueber die Entwicklungskrankheiten von Hopfengärtner beschrieben.

In den frühern Zeiten gab man sich viele Mühe, diese Erscheinungen zu erklären. Sie dienten zum Theil als Beweise des dämonischen Ursprungs mancher Krankheiten; in dieser Beziehung spottet Erasmus in seiner Declamatio de laude medicinae p. 542 über diese Geschichten. Als man davon zurückkam, wurde der Grund in einer natürlichen Allwissenheit der Seele gesucht; pythagoreisch Gesinnte führten sie als Beweise der Metempsychose und des Wiederkommens an, indem sie alles von einem frühern Dageweseneyn herleiteten. Möge man diese Erscheinungen deuten oder auch an ihnen wegerklären was man wolle, sie dienen wenigstens, etwas Innerlicheres in der Sprache ahnden zu lassen; denn schränkt man sie auch auf das ein, was nach Prüfung der vorliegenden Zeugnisse am wenigsten wegzubringen seyn möchte — so bleibt noch genug übrig, zum Beweis, daß ein Quellpunkt der Sprache im Menschen liegt, der, wie so vieles andere in ihm verborgen, unter gewissen Umständen freier hervortritt, und sich zu einem höhern, allgemeinen Sprachsinn entwickelt, wie es im Somnambulismus nicht der specielle Gesichtssinn, sondern ein höherer, allgemeinerer ist, wodurch die Gegenwart anderer Dinge empfunden wird.

Gibt es aber einen innern Grund der Sprache, so muß, weil dieser Grund in allen Menschen der nämliche seyn muß, auch die Möglichkeit einer ihrer Natur nach allgemeinen Sprache zugegeben werden, die jeder

von selbst reden würde, wenn er in diesen innern Grund, das Centrum aller Sprache, versetzt wäre, und jeder verstehen, wenn dieser innere Grund in ihm angeregt oder lebendig würde.

Das Problem des ersten Ursprungs der Sprache haben sich wohl wenige in der ganzen Schärfe gedacht, indem sie sonst schwerlich mit den gewöhnlichen Erklärungen sich begnügt hätten. Denn wenn man auch annehmen wollte, daß die Menschen den Dingen willkürlich Namen gegeben, wodurch kamen verschiedene überein, dasselbe durch dasselbe zu bezeichnen? Wodurch thaten sie sich diese Absicht kund? Durch Wort und Sprache, die ja eben erst erklärt werden sollen? Also hier wenigstens muß etwas Unmittelbares und — daß ich es nur gerade heraus sage — Magisches angenommen werden, das aber am Ende doch nur ein bisher verkanntes Physisches seyn möchte.

Wie die Verschiedenheit der Sprachen, welche schon das früheste Weltalter so wunderbar fand, daß das älteste Buch der Welt eine eigne Erklärung davon zu geben nöthig hielt: ebenso sind die unleugbaren Aehnlichkeiten, welche zwischen sehr entfernten Sprachen, wie zwischen der deutschen, der altindischen und persischen auf der einen und der griechischen Sprache auf der andern Seite vorlängst wahrgenommen worden, ein noch lange nicht gehörig gelöstes Problem. Man kann freilich aus Abstammung oder geschichtlicher Wechselwirkung viel erklären; aber gibt es nicht auch hier ganz unvermittelte Beziehungen, wie sie nur in einem organischen Ganzen stattfinden können? Ich erinnere an die Aehnlichkeit, die neuerdings zwischen mehreren amerikanischen Dialekten und den slavischen Sprachen gefunden worden, doppelt wunderbar und bedeutend, da die amerikanischen Urstämme, nach Humboldts Bemerkungen zu schließen, auch in Charakter, Gemüthsart und geistigen Eigenschaften die nächste Aehnlichkeit mit den slavischen Völkern zeigen. Soll man daraus auf einen ehemaligen Zusammenhang beider schließen? Wie es vielmehr ein gleich ursprünglicher Granit ist, den die Natur am Fuß der europäischen Hochalpen und in den Thälern der amerikanischen Andes-Kette, wenn auch mit einiger Variation der Gemengtheile, producirt hat, so möchte man fragen, ob es nicht ganze Völker und

homologe Sprachformationen gebe, wie es Gebirgsformationen gibt, die sich in ganz verschiedenen Weltgegenden unabhängig voneinander wiederholen können. Solche Fakta dienen zum Beweis, daß selbst in den einzelnen Sprachen nichts zufällig sey, daß in ihrem ersten Ursprung selbst die größte Gesetzmäßigkeit geherrscht. Wenn man erst den Wunderbaum der Sprachen, in welchem ein jeder Zweig für sich, dem andern undurchdringlich, steht, indeß dem Inhalt oder der Materie der Begriffe nach alle sich mehr oder weniger gleich sind, wenn man erst diesen tausendästigen Baum mit allgemeineren Ideen ansehen, wenn man das Physische in der Sprache erkennen, und die völker- und sprachgeschichtlichen Thatsachen in Verbindung oder wenigstens nach Analogie mit den geognostischen verfolgen und ordnen wird, welche bewundernswürdige, jetzt unglaubliche Regel- und Gesetzmäßigkeit wird sich da vor unsern Augen aufthun! —

Doch es ist Zeit von diesen Abschweifungen zurückzukehren. Die Absicht dieses ganzen Aufsatzes war, zu zeigen, daß Pasigraphie, wenn sie wirklich ihren Begriff erfüllen soll, einen natürlichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache voraussetzen muß. Dieser natürliche Zusammenhang führte auf den Begriff einer objektiven oder Ursprache, welche die einzige wahre Original-, Ur- und Universalsprache seyn würde. Es wurde erwähnt, was für die Realität dieser Ursprache von verschiedenen Seiten anzuführen seyn möchte.

Nachdem also gezeigt ist, daß das Bestreben der Pasigraphen entweder einen ziemlich gemeinen und doch nicht einmal gehörig zu erreichenden Zweck habe, oder bei höherer Absicht auf einen Begriff führe, den man nicht anstehen wird für mysteriös und mystisch zu halten: so kann ich es füglich der Akademie überlassen, ob sie die jetzigen pasigraphischen Bemühungen in der einen oder andern Hinsicht der Beförderung werth halten möge.

c) Als Verstandes-Uebung. Man muß Hrn. Schmid zugestehen, daß er von solchen weit aussehenden Ideen weit entfernt ist, und da er in keinerlei Art von der allgemein anempfohlenen logisch-psychologischen Methode abweicht, so glaube ich schließlich, seine pasi-

graphischen Uebungen als Variationen der ehemaligen sogenannten Verstandesübungen, wenn sie unter irgend einem Titel in unsern Schulen noch stattfinden sollten, vorschlagen zu können, da eine gewisse Abwechslung in diesen ohnehin wünschenswerth seyn möchte.

Uebrigens bitte ich, die vielleicht ungewöhnliche Form meines Berichts zugutzuhalten. Es ist eine schöne Sache um die Leichtigkeit der Gedanken, nur muß man sich nicht an Gegenstände wagen, die uns in die Abgründe der menschlichen Natur zurücktreiben, wie die Sprache, cet art léger, volage, démoniacle nach Montaignes schönem Ausdruck, für welche der Schlüssel noch bei weitem nicht gefunden ist. Die hier berührte Frage über einen natürlichen Zusammenhang zwischen Wort und Gegenstand macht den Inhalt des Platonischen Kratylos aus, noch in den spätern Zeiten beschäftigten sich nach Aulus Gellius (Noct. Att. X, 4) römische Philosophen mit der Frage, ob die Namen der Dinge φύσει, vi et ratione naturae, oder θέσει, positu fortuito seyen. Schon diese scheinen nur noch den mimischen Zusammenhang der Worte mit der Natur zu kennen, den einzigen auch unsern neuern Philosophen bekannten. Die Pasigraphie hätte Verdienst genug, wenn sie zu neuen Untersuchungen über die Sprache Anlaß gäbe, die, was das Geheimnißvolle ihres Ursprungs und Daseyns, die Wunder ihrer inneren Struktur, organischen Vollkommenheit und fast unabsehlichen Verzweigungen betrifft, keinem Gegenstand an Größe weicht.

München, den 8. Juli 1811.

Vorschläge, die Beschäftigung der philologisch-philosophischen Klasse betreffend.

§. I. Unter die wesentlichen Gegenstände der Akademie setzt die Verfassungsurkunde „Philosophie im allgemeinen und höchsten Verstand, wo sie die Erforschung der Principien überall und nach allen Seiten hin zum Zweck hat, folglich Anfang, Mittel und Ende aller wissenschaftlichen Bildung, wie der theoretischen so auch der praktischen, ja aller Geistescultur überhaupt ist".

Philosophie, soweit sie die Erforschung der Principien zum Zweck hat, ist unstreitig speculative Philosophie, und umgekehrt können speculative Untersuchungen wohl nichts anderes als eben Erforschung der Principien nach allen Seiten hin — worunter vermuthlich Höhe, Tiefe und Breite zu verstehen ist — zum Gegenstand haben.

§. II. Mir sind keine Vorfälle noch Umstände bekannt, welche eine so auffallende Veränderung in der Ansicht des Zwecks und der Beschäftigungen der Akademie, als die in dem Protokoll der vorletzten Klassensitzung enthaltene, veranlaßt hätten oder rechtfertigen könnten[1]. Meine Meinung ist daher, daß auch rein speculative Untersuchungen von der Akademie nicht ausgeschlossen seyn sollen.

§. III. Da Vorlesungen das allgemeine akademische Communicationsmittel sind, so ist nicht abzusehen, warum sie es nicht auch für philosophische Gegenstände seyn sollten.

[1] Von welcher Art diese versuchte Neuerung gewesen, ergibt sich aus dem Inhalt dieser §§. selbst. D. H.

§. IV. Einzusehen ist aber, daß bei der Weite und Unbestimmtheit dessen, was alles Philosophie genannt wird, einschränkende Regeln oder Canones erforderlich sind, um den möglichen Ausschweifungen ins Leere, Unbestimmte, Gehaltlose vorzubeugen.

§. V. Ich glaube, daß sich dergleichen angeben lassen, und mache hiemit den Versuch sie aufzustellen.

Erster Kanon. Abhandlungen rein philosophischen Inhalts müssen, um für die Akademie geeignet zu seyn, durchaus wissenschaftlicher Natur, und in gleicher Absicht geschrieben seyn.

Anmerkung. Subjektivitäten, auch interessante, gehören für Privatgesellschaften; was Akademien vorgelegt wird, muß wenigstens so viel Allgemeingültigkeit haben, als in philosophischen Materien, bei den verschiedenen Stufen von Bildung und den schon daher resultirenden verschiedenen Denkweisen, durch wissenschaftlichen Sinn und Geist erreichbar ist. Was auch ein philosophischer Autor vorbringt, wenn er nur wissenschaftlich zu Werk geht, so hat seine Schrift oder Abhandlung schon dadurch, daß sie ein Beispiel scientifischer Methode ist, einen allgemeingültigen Werth. Worin sich aber eine bloße Geistes-Idiosynkrasie spiegelt, wird immer besser durch den Druck mitgetheilt, es verbreitet sich in einem weiteren Kreis und findet leichter homogene Seelen, die sich daran erbauen. Gäbe es freilich überall kein philosophisches Wissen, wären statt desselben überhaupt nur Privatgedanken möglich, dann wäre Philosophie mit Recht ganz ausgeschlossen von den Gegenständen einer gelehrten Gesellschaft, die von Wissenschaften und also vom Wissen den Namen hat.

Zweiter Kanon. Eben solche Abhandlungen müssen, um zur Vorlesung in der Akademie geeignet zu seyn, einen ganz bestimmten Gegenstand haben, und sich nicht in Allgemeinheiten herumtreiben, z. B. in Philosophiren über die Philosophie.

Anmerkung. 1) Wenn die Mitglieder der physikalischen Klasse statt einzelner Beobachtungen und Versuche beständig nur von der Kunst des Beobachtens und Versuchens reden wollten, so würde sicher wenig oder nichts herauskommen. Es ist ein Gesetz aller Akademien

ohne Unterschied, daß ihre Abhandlungen soviel möglich specielle Gegenstände betreffen. Ich sehe nicht ein, warum dieser Kanon nicht auch auf philosophische Abhandlungen angewendet werden sollte. Denn wie mancher, dem wenig Tugend beiwohnt, desto mehr von Tugend redet, und solche, die keine recht geborene Poeten sind, am liebsten Poesie über die Poesie machen: ebenso und aus gleichem Grunde scheint von manchen das Philosophiren über die Philosophie getrieben zu werden. Sie könnten aber ihren Beruf zu dieser weit entscheidender durch Behandlung einer einzigen, ganz speciellen Materie beweisen, und wär' es nur die so oft abgehandelte de commercio animi et corporis.

2) Erforschung der Principien wird hiemit nicht ausgeschlossen, nur gefordert, daß sie an etwas Besonderem entwickelt werden. Man erinnere sich, an welche einzelne Veranlassungen Plato die allgemeinsten Untersuchungen anknüpft; seine Gespräche sollten das erste Muster akademischer Philosophen seyn.

3) Zu den speciellen Gegenständen zähle ich nicht bloß materielle, auch formelle. Wer etwa über den sogenannten Grundsatz des Widerspruchs oder ein anderes logisches Gesetz schriebe, hätte ebenso gut einen speciellen Gegenstand behandelt, als wer vom Seelenorgan oder von der Natur des Körperlichen redete.

Dritter Kanon. Aufsätze, die materielle Gegenstände behandeln, müssen durchaus eine Erweiterung der Erkenntniß beabsichtigen, also nach synthetischer Methode verfaßt seyn, nicht bloß auf logische Zergliederung oder Bestimmung der Begriffe gehen.

Anmerkung. Daß dem Wesen der Dinge nichts abgewonnen wird dadurch, daß die Begriffe derselben logisch analysirt, logisch bestimmt und nach allen Seiten gewendet werden, bedarf hoffentlich keines Beweises.

Wem das reelle synthetische Vermögen fehlt, der hält sich auch an rein formelle Gegenstände, aber er meine nicht, den wirklichen mit bloßen Begriffen beizukommen.

Hätte die Philosophie kein anderes als dieses logisch-analytische Geschäft, so wäre überhaupt nicht zu begreifen, wie sie noch für wichtig

genug gehalten würde, unter die Gegenstände einer Akademie gerechnet zu werden.

Vierter Kanon. Die philosophische Abhandlung, die der Akademie vorgelegt wird, muß zugleich eine gewisse literarische Vollkommenheit haben, und als eine Bereicherung der Literatur gelten können.

Anmerkung. Philosophie ist ein Hauptelement der annoch lebendigen Literatur einer Nation. Das literärische Verdienst eines Werks kann ganz unabhängig von dem Inhalt beurtheilt werden. Blinder Parteigeist setzt Werke voll Meisterschaft, Witz, Kunst und Geist herab, wenn ihr Inhalt nicht in seinem Sinn ist, wogegen andere, bei denen dieß der Fall ist, wenn auch noch so geistlos geschrieben, gelobpriesen, herumgeboten und als wahre Noth- und Hülfsbüchlein empfohlen werden. Eine philologisch-philosophische Klasse darf schon an sich das Verdienst der Composition, der Darstellung und der Sprache nicht von dem des Inhalts trennen. Das literarisch-Gebildete muß ihr schon an sich werth, das Ungebildete schon an sich verwerflich seyn. Sie setzt dadurch einen Damm, der in dem großen und weiten Felde der Literatur nicht behauptet werden kann, wo Schriftsteller, die nicht einmal der Sprache mächtig sind, sich an die, ohnedieß schon so lang als Asylum ignorantiae betrachtete, Philosophie herbeidrängen.

Durch diese vier Grundsätze glaube ich alle nöthigen Bestimmungen erschöpft. Es ist nicht meine Absicht, sie aufzudringen, sondern sie der Diskussion zu übergeben. Ebensowenig habe ich sie aufgestellt, um mich vorzudringen, sondern weil doch einer den Anfang machen muß, das worauf es ankommt zu sagen, und ich lange genug vergebens darauf gewartet.

§. VI. Vorlesungen von der bestimmten Art können zum Gegenstand fernerer Verhandlungen und Unterredungen werden, soweit dieß auch in anderen Klassen der Fall ist. Hat eine Abhandlung jene Vorschriften nicht beobachtet, so hört sie auf Gegenstand der Discussion zu seyn; es ist, als wäre sie nicht gelesen. Im entgegengesetzten Fall ist jedes Mitglied aufgefordert, seine Bemerkungen dafür oder dawider mitzutheilen.

§. VII. Für die letzte Art bedarf es Gesetze; es seyen folgende, den obigen entsprechende.

1) Die Gegenbemerkung sey wissenschaftlichen Sinns und Geistes, nicht declamatorisch, nicht bloße Consequenzmacherei, die unrechtlichste und verächtlichste aller Argumentationsarten.

2) Sie gehe gegen das Bestimmte, Einzelne der Abhandlung, und argumentire auch ihrerseits nicht aus einer allgemeinen Denkart, sondern aus bestimmten, durchaus speciellen, nur auf diesen besonderen Gegenstand gerichteten, nur für ihn gültigen Gründen.

Anmerkung. Polemik im großen Styl geht gegen das Ganze der Denkart. Sie widerlegt nicht, was, wo es auf diese ankommt, unmöglich ist; sie stellt nur dar, nicht für den, der von der Denkart befaßt ist, sondern für andere, um sie diesen in ihrer Blöße, Unzulänglichkeit oder auch Verkehrtheit anschaulich zu machen. So ist Platos Polemik gegen Protagoras, Gorgias, welche gegen die angesehenen und glänzenden Sophisten anderer Zeiten angewendet, so unerlaubt und persönlich gefunden würde als die Aristophanische Komödie. Polemik soll aus akademischen Verhandlungen verbannt seyn; sie ist durch das obige Gesetz, welches nur ganz specielle Gegenbemerkungen erlaubt, abgeschnitten.

3) Sie (die Gegenbemerkung) werde in einer gebildeten und anständigen Sprache vorgebracht.

Allgemeine Anmerkung. Vielleicht sollten nach einiger Meinung keine Gegenbemerkungen statuirt werden, eine Einschränkung, die für den Guten am wenigsten gut gemeint seyn kann. Wer mündliche Erörterungen meidet, zeigt kein gutes Bewußtseyn; er scheint das Wort vor Augen zu haben litera non erubescit. Könnte man sie doch allgemein an die Stelle der schriftlichen setzen, um das weitläuftige Gespräch abzukürzen, welches ein Theil des gelehrten deutschen Publikums beständig mit sich selbst führt, indem zur Ostermesse die Einwendung gemacht wird, zur Herbstmesse die Antwort kommt, zur folgenden Ostermesse die Replik und zur nachfolgenden Herbstmesse die Duplik erscheint, wodurch wissenschaftliche Processe, wenn sie nicht bisweilen eine Abkürzung

durch Journale und Zeitungen erhalten, beinahe die Weitläuftigkeit der bürgerlichen annehmen. Was verhindert in einer Zeit, wo so wenig gelehrter Gemeingeist ist, daß der, dem man seine Unfähigkeit handgreiflich gezeigt, wieder kommt und sich anstellt, als wäre nichts geschehen? Im mündlichen Verkehr wird jede Verdrehung gleich anfangs abgeschnitten; die Künste, die vor dem vergeßlichen, vielfach zerstreuten Richter, dem Publikum, möglich sind, finden vor dem hörenden Richter keine Anwendung; die Grundsätze der Ehre müssen hier strenger beobachtet werden, wie gegen den Abwesenden manches erlaubt gefunden wird, was man sich vor dem Anwesenden zu verantworten nicht getrauen würde.

§. VIII. Votiren und Abstimmen wird nicht vorkommen als in Bezug auf Druckwürdigkeit. Besser freilich, es wäre nicht so, oder nicht nöthig gefunden worden. Weil es aber durch die Verfassung vorgeschrieben, deßwegen die Philosophie aus der philosophischen Klasse gar eliminiren, hieße wegen Nebenumständen die Hauptsache aufgeben. Nachdem einmal diese Art von Censur Bedingung der Verewigung einer Abhandlung in den Denkschriften ist, so muß sich ihr jeder unterwerfen, der auf diese Pantheons-Ehre Anspruch macht. Vermuthlich ist aber keiner dazu genöthigt, und Bescheidenheit hier wie immer erlaubt. Ich schlage vor:

1) Ueber die Druckwürdigkeit werde verfassungsmäßig jedesmal von der Klasse erkannt, in der Sitzung, nicht privatim oder außer der Sitzung.

2) Auf die vom Klassensekretär zu stellende Frage: ist die Abhandlung druckwürdig oder nicht? antworten die Mitglieder, wie die einer Jury, nur mit Ja oder Nein, ohne Gründe.

3) Es versteht sich, daß die Druckwürdigkeit nur nach den vier oben aufgestellten Regeln, welche jedem die Freiheit seiner Meinung lassen, beurtheilt werde.

4) Argwohnt der Verfasser, es haben bei dem einen oder andern nicht zulängliche Sach- sondern persönliche Gründe das Nein hervorgebracht, so steht es bei ihm, zu fordern, daß derselbe in einer Sitzung

der Klasse, der jedoch der Verfasser nicht beiwohnt, seine Gründe auseinandersetze, und die Klasse dann nochmals stimme.

5) Das Urtheil der Klasse sey inappellabel.

§. IX. Ueber die einmal angenommenen Gesetze muß die Klasse, ist es ihr anders Ernst, selber etwas aus sich zu machen (die einzige Art wirklich etwas zu werden), mit größter Strenge ohne alle persönliche Rücksicht halten; es müssen überhaupt in ihr, wie in jeder Art von Gesellschaft, nach und nach gewisse Maximen sich bilden, die nicht mehr Gegenstand der Discussion sind und bei jeder Gelegenheit geltend gemacht werden. Schlaffheit allein oder Lust zur Willkür meidet Gesetze.

Anmerkung. Sollte dann auch wider Verhoffen der Erfolg nicht so ausfallen, als gedacht worden, so könnte doch selbst die Gewißheit davon nie den förmlichen, dann begreiflich auch für die Zukunft geltenden Beschluß rechtfertigen, die Philosophie ganz auszuschließen. Schwierigkeiten durch Aufgeben des anerkannten Zwecks aus dem Weg gehen ist bequem; sie bekämpfen Pflicht. Höhere Anerkennung kann das Gegenwirkende nicht erwarten, als wenn ihm zu lieb oder aus Furcht vor ihm das Wirkende aufgegeben wird. Außer ihrer eignen Namensänderung, auch womöglich Abschaffung des Namens Akademie, der doch immer an Sym-Philosophie erinnert, müßte die Klasse, nachdem sie sich selbst und der Akademie den Kopf, nämlich die Philosophie, abgesprochen, auch auf Entfernung des unstreitig symbolisch zu verstehenden Platonskopfs von den Diplomen antragen, dessen Gegenwart sonst nur per antiphrasin zu erklären wäre, daß Plato dastünde *ἀπὸ τοῦ μὴ πλατωνίζειν*, a non Platonisando, wie die Eumeniden die wohlwollenden heißen, weil sie nicht wohlwollend sind, oder wie nach den Grammatikern lucus a non lucendo gesagt wird.

§. X. Mit den in Vorschlag gekommenen Surrogaten möchte es sich ungefähr wie mit andern verhalten. Geschichte der Philosophie statt Philosophie sollte auch schon Universitäten anempfohlen werden. Aber die wahre Geschichte der Philosophie wartet auf die vollendete Philosophie selber. Auch zum Einzelnen reicht es nicht hin, was insgemein gesagt wird, man müsse selber Philosoph seyn. Wer nicht den nämlichen

geistigen Proceß innerlich durchgemacht, den der frühere durchgegangen ist, versteht ihn nicht. Kritischen Arbeiten, soweit sie nicht auf Sinn der Lehre und Beurtheilung gehen, soll dadurch nichts von ihrem Werth genommen seyn.

§. XI. Für die Abhandlungen rein philosophischen Inhalts habe ich strenge Gesetze in Vorschlag gebracht. Aber die Meinung ist nicht, daß die Klasse ausschließlich an philosophische Gegenstände gebunden sey. Als philologisch-philosophische stellt sie vor, was in andern Anstalten die Klasse der Literatur. Hier ist also ein reiches Feld geöffnet. Was gebildet, was geistreich, was anmuthig, was aus Lebenserfahrung geschöpft, oder sich nur als heiteres Spiel gibt — nihil humani mit Einem Wort sollte die Klasse sich fremd achten. Nur was philosophische Ansprüche macht, sey an die vorgesetzten Schranken gebunden. Denn ohne Strenge wird hier nichts gerichtet, und ohne genaue Regeln gibt es gar keine Grenze.

§. XII. Die philologischen Gegenstände verstehen sich von selbst, von ihnen rede ich nicht, da sie nicht mein unmittelbares Fach sind.

§. XIII. Der Constitution zufolge soll jedes Mitglied ein Fach übernehmen, in welchem es den Inhalt der wichtigsten neu erschienenen literarischen Produkte zur Kenntniß der Akademie bringt. Streng genommen würde diese Vorschrift dem Akademiker nicht viel Zeit für eigne Arbeiten lassen. Dieß verhindert nicht, daß die Klasse den Stoff ihrer Verhandlungen zum Theil aus der jeweiligen Literatur nehme. Zu dem Ende müßte die Unterstützung, welche der Akademiker von der Bibliothek zu erwarten hat, noch einige nähere Bestimmungen erhalten.

1) Das erstemal ist dieß Jahr der Meßkatalog zu Vorschlägen mitgetheilt worden. Es ist zu hoffen, daß dieß künftig in jeder Messe oder vielmehr vor derselben, gleich nach Erscheinung des Katalogs, geschehe.

2) Sämmtliche Mitglieder müssen auch erfahren, was angeschafft worden. Durch Schicken es erfahren, ist beschwerlich für die Bibliothek selbst und nicht zulänglich; denn wird ein Buch verweigert, so weiß ich nicht, ob es nur ausgeliehen, oder gar nicht vorhanden ist. Hiernach wäre zu wünschen,

a) daß künftig nach jeder Messe ein General-Katalogus der neu angeschafften Bücher bei allen Akademikern cirkulire,

b) daß in jeder Sitzung namentlich der philosophischen Klasse, versteht sich unter den gehörigen Vorsichtsmaßregeln, die kürzlich eingegangenen Bücher im Fach der philosophischen, philologischen und schönen Literatur zur Ansicht aufgelegt würden, um dadurch zu Unterredungen oder Auszügen Veranlassung zu geben.

3) Sehr allgemein ist die Klage, daß seit Jahr und Tag wenig Neues angeschafft werde. Vom Grund dieses Stillstandes weiß die Akademie als solche nichts. Dem Vernehmen nach geht nur für Diurnisten die Summe von jährlich 4000 fl. auf. Die Akademie, welche die Bibliothek als ein Gemeines und Gesammtgut anzusehen hat, dürfte doch hoffen, auch über diese Verhältnisse in den Generalversammlungen belehrt zu werden. Bei der curta supellex der Gelehrten ist der Stillstand der Anschaffungen eine allgemeine Angelegenheit, eine wahre calamitas publica, und jeder Akademiker darf wünschen zu wissen, zu welchen Arbeiten jene ungeheure Nebenausgabe erfordert wird, die für das Wesentliche wenig übrig läßt.

Dieses jedoch, wie ohnehin alles, salvo meliore judicio und mit voller Anerkennung der Liberalität und Verdienste unseres würdigen Bibliothekars, des Herrn Hofraths Hamberger.

§. XIV. In einem früheren Paragraphen habe ich vorgeschlagen, was sich meines Bedünkens als Gesetz aufstellen läßt. Hier erlaube ich mir zu erwähnen, was nur als Wunsch auszusprechen ist. Philosophie bedarf der andern Wissenschaften, sie sind ihr, was dem Geist der Leib; so bedürfen hinwiederum die andern Wissenschaften der Philosophie als begeistenden Princips, das bewußt oder unbewußt alle wissenschaftlichen Bemühungen leitet. Es ist auffallend, daß, während es keiner übel empfindet, wenn von ihm gesagt wird, er verstehe keine lateinischen Verse zu machen, dagegen keiner sich die Philosophie oder philosophischen Kopf will absprechen lassen; woraus erhellt, daß mancher die Philosophie öffentlich und außer dem Hause schmäht, der insgeheim und zu Hause sich selber mit ihr schmeichelt.

Wenn freilich der Philosophie mit den eigentlich reellen Gegenständen in lebendigem Bezug zu stehen verwehrt, wenn ihr auferlegt wäre, zwar in übersinnlichen Regionen ohne Maß und Ziel herumzuschwärmen, dagegen von der vollbesetzten Tafel der Natur und der Kunst, der Geschichte und des Lebens als ein hungriger Gast aufzustehen, dann wäre nicht zu begreifen, wie sie noch so viel Unterstützung fände, in eine Akademie aufgenommen zu werden, und unendlich besser wäre, wenn auch wir den Weg anderer Nationen einschlügen, die aller Philosophie vorlängst Valet gesagt, dagegen sich mit dem brennendsten Eifer auf Erforschung der Natur und des Wirklichen in allen Richtungen geworfen haben, da in meinen Augen wenigstens die Entdeckung eines einzigen noch unbekannten Grases, oder einer noch nicht bekannten Steinart mehr reellen Werth hat als die peinlichste logische Begriffszergliederung oder das Spiel einer unfruchtbaren, Natur und Wirklichkeit mit Verachtung von sich stoßenden Schwärmerei.

Wünschen läßt sich daher, die Mitglieder möchten die speciellen Gegenstände ihrer Abhandlungen so wählen, daß diese dadurch einen Bezug auf andere Wissenschaften erhalten und auch wohl einer äußeren Prüfung durch Beobachtung und Erfahrung fähig werden. So ist dann freilich auch der philosophischen Klasse zu wünschen, daß die andern sie betrachten als eine auf sie alle Bezug habende, gleichsam allen angehörende, so wie der Akademie überhaupt, daß ein lebendiges Ineinanderwirken der Klassen allmählich entstehe. Das Werk der historischen Kunst gehört so sehr der allgemeinen Literatur als dem besonderen Gebiet der Geschichtsforschung an; und der Naturforscher, sowie er in seinen Untersuchungen auf Kräfte, allgemeine Eigenschaften und Gesetze oder das immer näher herbeikommende Gebiet der zwischen Physischem und Geistigem mitten inne liegenden Erscheinungen kommt, kann des Philosophen nicht entbehren. Nur die gemeinschaftlichen Feinde wahrer Philosophie und ächter Erfahrung können versuchen, Zwietracht zwischen beiden zu stiften, in einem Augenblick, da ihre Vereinigung näher ist als je.

Nach dieser Seite hin geht der Geist, geht die ganze Richtung der Zeit, welche zu erkennen und zu begreifen, Akademien der Wissenschaften

billig die ersten seyn sollten. Denn wer die Zeit zu leiten unternimmt, ohne ihr gewachsen zu seyn, ja ohne sie zu kennen, wird billig von ihr begraben. In einer auch geistig betrachtet so thatenvollen Zeit sollten alle wahren Gelehrten, ihr Fach sey welches es wolle, keine andern Gegner anerkennen als die Unwissenden, die geistigen Müßiggänger und die Parteimacher, welche die Ruhe des wissenschaftlichen Lebens durch Umtriebe anderer Art stören und entweihen; sie müßten fühlen, daß alle wahren Forscher nur Einen Zweck haben, daß keine Wissenschaft der andern entgegengesetzt, daß sie alle nur Aeste und Zweige Eines Stammes sind, und daß keine für sich, nur alle zusammen endlich das höchste Ziel alles geistigen Strebens erreichen können.

Will man das, was ich Bezug der Philosophie auf das Reelle nenne, eins finden mit dem, was durch angewandte Philosophie gemeint wird, oder umgekehrt, so stimme ich also dem früheren Votum bei, daß die Mitglieder die Gegenstände ihrer Abhandlungen vorzüglich aus der angewandten Philosophie wählen sollen.

§. XV. Mehrere Vorschläge desselben Votums scheinen die Discussion zu erfordern. Eben diese erbitte ich mir für meine Anträge. Vier Jahre sind vergangen, ohne daß etwas geschehen; schämen wir uns nicht, und würde darüber das Lustrum voll, uns einstweilen damit zu beschäftigen, zu untersuchen, wie wir uns beschäftigen wollen, so lange noch, da es einmal nicht anders ist, kecklich nachahmend die bekannten Philosophen, die in Ermanglung der Philosophie vorderhand darüber philosophiren, wie zu philosophiren sey.

München, den 11. Juli 1811.

Noch ein Wort über die wissenschaftlichen Arbeiten der philologisch-philosophischen Klasse [1].

Es ist schon oftmals, auch bei unserer Klasse, gefragt worden, durch welche Beschäftigungen sie die Zeit ihrer regelmäßigen Versammlungen auf eine würdige Art ausfüllen könnte. Unstreitig nur durch wissenschaftliche Verhandlungen. — Allein worin sollen diese bestehen? Die Frage scheint sonderbar, da sie durch den Gebrauch aller Akademien von Europa beantwortet ist. Die Mitglieder sollen eben wissenschaftliche Abhandlungen vorlesen. Wir wußten dieß freilich auch, und doch meinten wir, jene Frage aufwerfen zu müssen. Wir dachten nämlich, das bloße Vorlesen von Abhandlungen mache es nicht aus; wenn diese Vorlesungen lebhafte Theilnahme erregten, wenn sie Veranlassung würden eindringender Erörterungen, lebendiger, bewegter, geistreicher Gespräche, durch die der Gegenstand noch tiefer ergründet und von allen Seiten beleuchtet würde, dann wollten wir die Abhandlungen loben, aber eben dieses ist es, woran in der Regel großer Mangel gespürt wird: oder wem darf man erst reden von jener geringen Theilnahme, welche in gelehrten Gesellschaften vorgelesene Abhandlungen finden, von jenem fast zum Sprichwort gediehenen Fluch der Langeweile, der auf den meisten Akademien liegt, und dessen die Mitglieder derselben meist selbst keinen Hehl haben?

[1] Dieser kleine Aufsatz hat das Datum 6. Juni 1818; der Gleichartigkeit seines Inhalts mit dem vorhergehenden wegen ist er diesem hier angehängt. D. H.

Es ist außer Zweifel, daß diese Gleichgültigkeit viele andere und noch dazu sehr nahe liegende Gründe hat; aber Ein Hauptgrund scheint mir doch besondere Hervorhebung zu verdienen.

Der Mensch ist einmal von Natur so beschaffen, daß das Schauspiel einer, wahrhaft oder auch nur scheinbar, zwecklosen Thätigkeit ihnen ganz zuwider ist, und z. B. der wirkliche Anblick der Danaiden, die ewig in das Faß gießen, ohne daß es je sich füllt, ihm in der That peinlich seyn würde. Ueberall dagegen, wo er einen Zweck erblickt, wird er angezogen, wo er ein Ganzes sich aufbauen oder entstehen sieht, festgehalten, wie Menschen gerne auf dem Platze stehen bleiben, wo eben ein Haus im Bauen ist, oder neben dem Handwerker, unter dessen Händen ein Gefäß oder kunstreiches Werkzeug sich vollendet. Wissenschaftliches Forschen, das nach einem bestimmten Ziel geht und ein Abgeschlossenes, in seiner Art Ganzes im Aug' hat, ist in allen Fächern möglich, wie (um absichtlich ein Beispiel aus einer andern als unsrer Klasse zu erwähnen) unser unvergeßlicher Gehlen dadurch seinen deutschen Geist beurkundete, daß er, nicht mit einzelnen abgerissenen Versuchen sich genügend, stets eine Folge, man könnte sagen ein System von Versuchen beabsichtete, wodurch eine ganze Gegend seiner Wissenschaft, eine ganze Masse von Gegenständen zumal aufgehellt wurde. Die Arbeiten aber der meisten, ja, einzelne ausgezeichnete Zeiträume ausgenommen, aller Akademien erscheinen mehr oder weniger als ein Zerrissenes, Unzusammenhangendes, Unganzes und darum Unbefriedigendes. Wer die große Aufgabe der Wissenschaften kennt, wird auch solche Geschäftigkeit nicht verachten und zu schätzen wissen, aber das ist auch alles: lebhafte Theilnahme, sonderliche Freude daran wird niemand verlangen.

Wenn es aber in andern Fächern nicht möglich ist, stets und in jeder Untersuchung auf ein Ganzes auszugehen, so scheinen gerade die unserer Klasse vorgezeichneten Gegenstände ein solches Arbeiten ins Ganze entweder geradezu zu fordern oder doch vorzüglich zu begünstigen — denn am allerwenigsten in der Philosophie scheint das Vereinzelte oder Abgerissene an seiner Stelle, hier scheint sogar die Idee des Ganzen

stets nothwendig den Theilen vorauszugehen. Aber auch im Umkreis der Philologie stoßen wir fast nur auf Gegenstände, die sich von selbst in sich abschließen. Die Sprache an sich ist ein vollendetes Ganze und bis in jeden Theil organisch gebildet. Denkt man aber Philologie als Erklärung, Beurtheilung und Auslegung alterthümlicher Denkmäler, es sey der redenden oder bildenden Kunst, so hat sie hier den Vortheil eines schon an sich abgeschlossenen Gegenstandes. Aber auch als Alterthumswissenschaft, es sey, daß sie das öffentliche Leben, oder Staats-Verfassungen, Gesetze, Sitten, oder religiöse Formen der alten und besonders der classisch gebildeten Völker untersuche, schließt sich ihr alles in einzelne Kreise ab, in denen sie sich der Vollständigkeit — nicht des Wissens, aber doch des Gebrauchs der vorhandenen Mittel vollkommen versichern kann.

Auf diese eigenthümliche Natur der Gegenstände unserer Klasse gestützt, wage ich denn, *für diese* einen Vorschlag zu thun, durch dessen Annahme, wie ich mir schmeichle, die wissenschaftliche Thätigkeit im Innern derselben bedeutend erhöht werden könnte.

Ich meine nämlich, unbeschadet der übrigen völligen Freiheit, mitzutheilen, was er sonst gut und zweckmäßig achtet, sollte ein jeder für seine *regelmäßigen akademischen Mittheilungen* sich eine *gewisse Aufgabe* machen, also *einen bestimmten und abgeschlossenen Gegenstand sich zur Bearbeitung auswählen*. Ich glaube zunächst, daß dieß das einzige Mittel seyn würde, aus der Unbestimmtheit unseres Treibens herauszukommen und zu einer festeren geregelten Thätigkeit zu gelangen. Sich für eine solche bestimmte Aufgabe zu erklären, kann im Allgemeinen keinem schwer werden. Denn es ist anzunehmen, daß er sich jederzeit mit irgend einem Hauptwerk beschäftiget, wär' es aber, daß er von seinen Hauptforschungen nichts mittheilen könnte oder wollte, so könnte es doch, zufolge der innigen Verbindung und natürlichen Verwandtschaft aller Theile des Wissens unter sich, nicht wohl fehlen, daß diese Hauptforschung ihn zugleich auf Nebenuntersuchungen geleitet hätte, und sollte er endlich auch, bloß um des akademischen Zweckes willen, eine Arbeit unternehmen, zu der ihn

außerdem weder Neigung noch Bedürfniß geführt hätte, so müßte er eben dieses als den wahren Vortheil der akademischen Verbindung ansehen, von deren Nutzen er außerdem schwerlich genügende Rechenschaft sich zu geben vermöchte. Denn wenn diese Verbindungen, die man Akademien nennt, nicht zuvörderst den Zweck haben, Arbeiten zu veranlassen, die ohne sie nicht wären unternommen worden, so gestehe ich aufrichtig überhaupt keinen Zweck derselben einsehen zu können. Denn was man gewöhnlich anführt, daß Beförderung der Wissenschaften an sich löblich, weiser Regenten würdig, den Völkern rühmlich, dem Staat ersprießlich sey, ist recht schön, aber es ließe sich auch wohl auf andere Art, ohne den Zwang eines äußeren Vereins und regelmäßiger Zusammenkünfte, ja meiner Meinung nach ohne diesen noch besser erreichen.

Nun denke ich aber ferner, daß ein jeder Arbeiten, von denen er sich doch nicht ganz freisprechen kann, um so fröhlicher unternimmt, wenn sie ein bestimmtes Ziel haben, wenn er hoffen kann, ein Ganzes aus ihnen erwachsen zu sehen, das einst ihn und andere erfreuen kann.

Noch mehr bin ich überzeugt, daß Arbeiten, die auf ein Ganzes und Abgeschlossenes gehen, viel eher eine allgemeine Theilnahme erregen können, als Mittheilungen unbestimmter und zufälliger Art und über abgerissene, unter sich nicht zusammenhängende Gegenstände. Denn des Unvollendeten und Vereinzelten, mit dem man nirgends hin weißt, ist überall genug in der Welt, und niemand sonderlich geneigt, sich mit einer noch größeren Masse desselben zu beschweren. Aber jeder ist gern dabei, wo es ein Ganzes gilt. Einzelne, abgerissene Materialien, von denen er nicht weiß, wo sie zuletzt liegen bleiben, oder wo sie eine Stelle im Ganzen finden, können ihn nur wenig ansprechen, aber jeder hilft gern, wo er etwas in seiner Art Vollendetes und Beschlossenes entstehen sieht. Erst bei solcher Theilnahme aber würden unsere Arbeiten wahrhaft gemeinschaftlich werden, was bis jetzt höchstens als eine figürliche Redensart gelten kann, ja es würde sich in längerer Zeit vielleicht jenes *συμφιλοσοφεῖν* und *συμφιλολογεῖν* erzeugen, das unsere Klasse auszeichnen sollte.

Daß bei solchen Bearbeitungen bestimmter Gegenstände auch die

BERKELEY BAPTIST DIVINITY SCHOOL
SANDFORD FLEMING LIBRARY

Früchte unſerer akademiſchen Thätigkeit weit oſtenſibler ausfallen, ſich beſtimmter nachweiſen laſſen müßten, als bei völlig freiem und ungebundenem Herumſchweifen, will ich nicht einmal anführen, wiewohl es nach Umſtänden auch nicht zu verachten iſt, ein anmaßendes oder übelwollendes Dic cur hic durch eine ſolche in die Augen fallende Antwort beſchämen zu können.

Ich überlaſſe es nun ganz der Beurtheilung und dem eignen Gefühl meiner verehrteſten Herrn Collegen, inwiefern ſie dieſen Vorſchlag annehmlich finden oder nicht, dem ich gern den abgenützten alten Spruch nachſchicken möchte

Si quid novisti rectius illis,
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Ueber den

Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt.

Ein Gespräch.

Fragment.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Einleitung [1].

Seit Auflösung der friedlichen Eintracht, in welcher vor noch nicht allzu langer Zeit die Wissenschaften zusammenlebten, kann das Eigenthümliche der Philosophie in ein lebhaftes Streben nach dem Geistigen gesetzt werden, dem ein ebenso entschiedenes Unvermögen, sich wirklich dahin zu erheben, entspricht.

Die alte Metaphysik erklärte sich durch ihren Namen als Wissenschaft, die nach, also gewissermaßen auch aus der Erkenntniß der Natur folgte, eine gesteigerte Fortsetzung derselben war; sie nahm daher auch die Erkenntniß, deren sie sich außer der Physik rühmte, in einem gewissen tüchtigen, gediegenen Sinn, mit welchem allein dem Erkenntnißlustigen gedient seyn kann. Die neuere Philosophie hob ihren unmittelbaren Bezug mit der Natur auf, oder wußte ihn nicht zu behaupten, und verschmähte stolz jeden Zusammenhang mit Physik; die Ansprüche auf eine höhere Welt fortsetzend, war sie nicht mehr Metaphysik, sondern Hyperphysik. Allein jetzt zeigte sich auch das gänzliche Unvermögen zum vorgesetzten Zweck. Da sie sich ganz vergeistigen wollte, warf sie zuerst

[1] Diese Einleitung war, wie es scheint, ursprünglich nicht für ein Gespräch, sondern für eine Abhandlung bestimmt; sie gehört aber insofern zu dem folgenden Gespräch, als letztere unter dem Titel: Darstellung des Uebergangs von der Philosophie der Natur zur Philosophie der Geisterwelt, wesentlich den gleichen Inhalt haben sollte; wie denn übrigens die Einleitung auch im Manuscript mit dem Gespräch verbunden erscheint. Ein kleiner Theil des Concepts jener Abhandlung ist im handschriftlichen Nachlaß aufbewahrt.
D. H.

den zum Proceß unumgänglich erforderlichen Stoff hinweg und behielt gleich anfangs nur das Geistige. Wenn aber das Geistige wieder vergeistigt wird, was kann daraus werden? Oder wenn wir in der Natur schon alles geistig haben wollen, was bleibt uns für die Geisterwelt noch übrig?

Diese Bemerkung kann dienen, die merkwürdige Erscheinung begreiflich zu machen, daß die Philosophie, gerade indem sie den höchsten Anlauf zum Geistigen nehmen wollte, am tiefsten herabsank und in Ansehung aller höheren Gegenstände immer unzulänglicher und unvermögender wurde, welches eine Zeitlang mit angesehen, endlich so lebhaft gefühlt wurde, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich selbst den Proceß zu machen, ihre geistige Impotenz nicht nur zu bekennen, sondern augenscheinlich darzuthun. Inzwischen wurde auch dieses Resultat benutzt, die Vergeistigung noch um einen Grad weiter zu treiben. Es war nicht genug, sagte man, den Zusammenhang mit dem Objektiven, der verstandlosen Natur, aufgegeben zu haben, solang im Subjektiven noch ein so grober Begriff als der des Wissens geduldet wurde; das Wissen selber ist noch zu massiv, die Vergeistigung wird erst dann vollkommen seyn, wenn statt desselben nur noch ein zarter, flüchtiger Duft von Ahndung und Gefühl übrig ist, also auch das Subjektive wieder subjektivirt wird. Seitdem zeigt sich ein Theil geschäftig, statt des eigentlichen Geistes (der Erkenntniß) ein Surrogat desselben, das gewissermaßen noch geistiger als der Geist seyn soll, anzubieten und so wie sonst aus der Noth, jetzt aus der Unwissenheit eine Tugend zu machen.

In diesem Stand der Sache gab es wohl kein anderes Herstellungsmittel der Philosophie, als sie vorerst, wenn auch nicht vom Himmel, auf den sie Verzicht gethan, doch aus dem leeren Raum, in dem sie zwischen Himmel und Erde schwebte, zur Erde zurückzurufen, welches durch die Naturphilosophie geschah. Daß die zeitherigen Vergeistiger sich über dieses Beginnen als eine Herunterziehung der Philosophie, als eine Verleugnung alles Geistigen, ja des Heiligen und Göttlichen selber, ereiferten, war in der Ordnung und stand nicht anders zu erwarten.

Doch war gleich anfangs die Natur nur als die eine Seite des All erklärt und die Geisterwelt als die andere ihr entgegengesetzt worden. So wurde auch Philosophie der Natur stets nur für die eine Seite des großen Ganzen gegeben und in die wissenschaftliche Erklärung des Gegensatzes und des Zusammenhangs beider das Centrum philosophischer Wissenschaft gesetzt. Nun wir Anstalt treffen, dieser mit unseren ersten Schritten in der Philosophie übernommenen Aufgabe Genüge zu thun, läßt sich vorhersehen, daß eben jenen dieses Beginnen als ein überfliegendes, vielleicht schwärmerisches, auf jeden Fall unnatürliches erscheine. Denn geschieht ihnen dieß nicht mit ihren eignen Begriffen und Lehren, die, sobald sie über die Natur hinausgehen, den Charakter wahrer Unnatürlichkeit annehmen und sich darum auch so unkräftig für das Leben erzeigen? Ja sie werden hier mit denen Freunde werden, gegen die sie sonst zu streiten vorgeben, mit denen sie aber wirklich einiger sind, als sie selbst glauben; ich meine die, welche das Wort Geisterwelt nicht hören können, ohne in die ihnen eigne Geisterfurcht zu gerathen, eine Krankheit, welche beim höchsten Grade bis zur Scheu gehen soll, dem Menschen auch nur sein eignes Inneres als einen Geist zuzugestehen, beim geringeren aber sich auf die Fürsorge einschränkt, ihn wenigstens ganz von der Geisterwelt abzuschneiden und an keine andern Geister glauben zu lassen als an seine eignen und an solche, die mit ihm zugleich leben.

Diese beiden nun würden von unserer Unternehmung einen ganz falschen Begriff fassen, wenn sie meinten, daß hier auf irgend eine Weise die Geisterwelt unmittelbar zur Erkenntniß oder auch nur zur Sprache gebracht werden solle, da unserer ausdrücklichen Erklärung zufolge nur der wissenschaftliche Uebergang aus dem Gebiet der Natur in das der geistigen Welt erzeigt werden soll. Inwiefern daher die Natur unser Ausgangspunkt ist, würden sie am wenigsten irren, wenn sie diese Abhandlung als eine bloß physikalische ansehen wollten, indem ihr lediglich der Gedanke zu Grunde liegt, daß, gleichwie es im Physischen möglich gewesen, die Erde durch das Gesetz der Schwere an den Himmel zu knüpfen, und gleichwie wir uns schmeicheln dürfen, durch die goldene

Kette des allverbreiteten Lichts auch mit den entferntesten Sternen, die wir kaum durch die stärkste Bewaffnung des Auges einigermaßen zur Anschauung bringen, in freundlicher Wechselmittheilung zu stehen, daß ebenso auch im Geistigen ein von der Natur ausgehendes Band zu finden seyn möge, an welchem fortlaufend unsere bis jetzt bloß irdischen Wissenschaften sich zum Himmel erheben könnten, der doch ihr wahres Vaterland zu seyn scheint.

Nun steht es bei ihnen, ein solches Fortwachsen der Natur in die geistige Welt zu leugnen, und sie werden es leugnen. Doch geben sie zu, daß die Natur sich als das Untergeordnete der Geisterwelt verhalte, wenn sie nicht etwa ganz das Daseyn einer solchen leugnen, worauf wir uns hier nicht einlassen. Dieses Untergeordnete hat also in Bezug auf das Höhere irgendwo seine Grenze, sein bestimmtes Ende. Wie glauben sie nun, daß es sein Ziel finde und geschlossen sey, wenn nicht das Letzte, das es aus sich hervorbringt, schon ein über es Hinausgehendes, ihm nur noch mit dem untergeordneten Theil seines Wesens Angehöriges ist, wie der Mensch in Bezug auf die Erde? Und muß daher nicht jedes Niederere eben dadurch, daß es die Staffel zum Höheren ist, mit diesem in einem natürlichen Bezug stehen?

Also dieß hätten sie erst zu beweisen, daß zwischen der Natur und der rein geistigen Welt eine solche Kluft befestigt sey, als sie annehmen, oder wenigstens unsere Beweise, daß zwischen beiden ein natürlicher Zusammenhang stattfinde, umzustoßen, ehe sie gegen dieses Unternehmen die gewohnten Sprüche vorbringen. Nur unter dieser Voraussetzung halten wir selbst für möglich, der vorgesetzten Aufgabe Genüge zu thun. Wir selbst erkennen ein jedes Wissen, das nicht reine Entwickelung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen ist, für ein überfliegendes, das zu Schwärmerei und Irrthum führen muß. Wir erklären eben darum, daß, so hoch wir in der Folge das Gebäude unserer Gedanken treiben mögen, wir dennoch nichts geleistet haben wollen, wofern nicht der Tempel, dessen letzte Spitze sich in ein unzugängliches Licht verliert, in seinem tiefsten Grund ganz auf der Natur ruht.

Wir werden also von der andern Seite allerdings wagen, was

derjenige sich verstatten darf, der sich eines sichern Grundes bewußt ist, und über höhere Dinge mit mehr Bestimmtheit uns erklären können, als es bis jetzt möglich war. Derjenige hat erst, so zu sagen, das Recht zu den geistigsten Gegenständen, der zuvor ihr Gegentheil gehörig erkannt hat. Der Mensch fehlt in seinen Unternehmungen, auch den wissenschaftlichen, seltener durch das, was er unternimmt, als durch die Art, daß er nämlich in der Erkenntniß nicht stufenweise geht, indem dem, welcher die Bedingungen erfüllt, in der That auch in der Wissenschaft nichts versagt ist. Der Baum, der aus der Erde Kraft, Leben und Saft in sich zieht, darf hoffen, den blüthebehängten Wipfel wohl noch bis zum Himmel zu treiben; die Gedanken derer aber, die gleich anfänglich sich von der Natur trennen zu können meinen, sind, auch die wirklich geistreichen, nur wie jene zarten Fäden, die zur Spätsommerzeit in der Luft schwimmen, gleich unfähig den Himmel zu berühren und durch ihr eignes Gewicht zur Erde zu gelangen.

Im Bewußtseyn der wissenschaftlichen Mittel, die durch die Natur unseres Verfahrens gegeben sind, werden wir nicht in dem Fall seyn, irgend etwas Außerwesentliches, oder was in anderer Hinsicht auf Abwege führen kann, mit ins Spiel zu ziehen.

Flüge der Einbildungskraft, besonders wenn diese im Aeußerlichen gesucht werden sollen, wird man in dieser Abhandlung so wenig finden als ein gewisses leichtherziges Reden von Unsterblichkeit der Seele, bei dem sich Schriftsteller und Publikum gleich sehr zu gefallen scheinen. Wir wollen keine Meinung erregen, keiner Schwärmerei Vorschub thun, von welcher der Hauptgrund immer in dem Mangel oder der Unzulänglichkeit der Wissenschaft liegt. Wo diese verstummt in Dingen, die dem Menschen die wesentlichsten sind, da muß das Volk wohl sich selbst helfen. Wie weit ist es in der Bestimmtheit der Denkart vor den Gelehrten voraus! Ihm konnten unsere moralischen und andere Beweise für die Unsterblichkeit der Seele nicht genügen. Der gemeine Verstand begreift, daß der wahre Grund, der ihn von irgend einem Daseyn überzeugt, ihm nothwendig zugleich von der Beschaffenheit desselben Kenntniß gewähren muß, und daß jeder, bei dem dieß nicht der

Fall iſt, nicht der wahre und natürliche, ſondern nur ein erſonnener, künſtlicher ſeyn kann. Aber auch jetzt noch gilt von den Gelehrten, was ſchon vor Zeiten gegolten, daß ſie die Schlüſſel der Erkenntniß weggeworfen haben, und ſelbſt nicht hereinkommend den andern wehren, die herein wollen. Sogar die letzte Zuflucht, die dem Volk blieb, die zu den Wahrheiten der Offenbarung, wird ihm dadurch genommen, daß die Lehrer von dieſen entweder einen bloß buchſtäblichen oder nur einen allgemeinen moraliſchen Sinn haben. Die Erfahrenen wiſſen, in welchem Lichte ſie erſcheinen, wenn ihnen ein reeller Sinn beigelegt und die phyſikaliſche Beziehung gegeben wird. Die Kluft, welche zwiſchen der Offenbarung und der Wiſſenſchaft ſtattfindet, rührt eben daher, daß jene alle Wahrheiten gleich anfänglich bis zu einem Grade individueller Beſtimmtheit fortgeführt enthält, bis zu welchem unſere immer im Allgemeinen herumſchwebende Philoſophie noch nicht gelangen konnte.

Alſo nicht diejenigen mache man der Schwärmerei oder der Anleitung zu ihr verdächtig, welche auch in den geiſtigſten Gegenſtänden die Beſtimmtheit der Erkenntniß ſuchen; eher die, welche, und wär' es auch unter dem Vorwand eines alle Wiſſenſchaft übertreffenden Gefühls, ihr entgegenwirken. Wenn der Aberglaube den natürlichen Zuſammenhang der Dinge ganz überſieht, ſo entſpringt der Unglaube aus einer Erſtickung des im Innern ſich regenden Göttlichen durch die Maſſe des Natürlichen, die er nicht in Bewegung bringen, nicht in lebendige, bis zum Geiſtigen fortgehende Steigerung verſetzen kann. Der Glaube, der ſich als Gegenſatz der Wiſſenſchaft gibt, befindet ſich ganz in demſelben Falle. Unmöglich aber kann derjenige Glaube der wahre ſeyn, der aus einem anfänglichen Unglauben folgt, und der mit dem Unglauben Einen gemeinſchaftlichen Ausgangspunkt hat.

Aber auch bloß auf die Form geſehen, ſind diejenigen ohne Zweifel die wahren Phantaſten zu nennen, welche die Welt der Wiſſenſchaft als einen großen leeren Raum anſehen, wohinein ein jeder nach ſeiner individuellen Art verzeichnen kann, was ihm gefällt; die, welche von einem Zurückgehen auf die Anfänge, von einem geſetzmäßigen Hinaufbilden

keinen Begriff haben, die, wenn sie sich selbst fragen, welcher Sicherheit sie sich im philosophischen Verfahren bewußt sind, bei geringer Aufrichtigkeit gegen sich selber gestehen müßten, nicht so viel zu besitzen, als z. B. erfordert wird, nur um aus einem Buch in irgend einer Sprache ein Blatt abzuschreiben, wobei man doch wissen muß, ob von der linken oder, wie beim Hebräischen, von der rechten Seite angefangen werden muß.

Bei einem Gegenstande, der mit den tiefsten Empfindungen des menschlichen Wesens in vielfachen und innigen Verhältnissen steht, kann der Schriftsteller, wofern es ihm bloß um Wirkung zu thun ist, seines Zwecks nicht wohl verfehlen, wenn er es nur versteht, jene Empfindungen auf eine leichte und erfreuliche Art ins Spiel zu setzen. Derjenige hingegen, der auf Hervorbringung genau-wissenschaftlicher Einsicht geht, muß wünschen, sie vor der Hand vielmehr zum Schweigen zu bringen. Er wird nichts der Neigung, nichts wenn auch noch so gerechter Sehnsucht zugeben, den Ernst der Wissenschaft mit der Höhe des Gegenstandes steigernd, nur fragen, was sich wissenschaftlich einsehen lasse, und sich selbst verleugnen um des unschätzbaren Gewinns einer unverlierbaren Wahrheit willen. Das tiefste Gefühl findet allein in der nicht mit ihm sich vermischenden Wissenschaft volle Bestätigung; ein Gemisch aus beiden wird von beiden verschmäht. Nur mit Glaube, Liebe und Hoffnung hofft er sich nie im Widerspruche zu finden; und nie wird er, was wirklich von ihnen eingegeben ist, darum geringschätzen, weil es sich wissenschaftlich nicht rechtfertigen läßt, indem wir vielleicht mit dem Dichter annehmen dürfen, daß in jenen heitern Räumen jedem schönen freundlichen Gefühl Wort gehalten wird. Aber, obgleich das innere, heilige Wesen, das allen Werken der Wissenschaft und Kunst die letzte Verklärung ertheilt, sind sie zu inniger Natur, um als sichtbares Princip der einen oder andren zu erscheinen.

Indem es bei uns stünde, unsere Gedanken auch in einer zugänglicheren Form mitzutheilen, wollen wir der strengeren den Vorzug, und womöglich in dieser Abhandlung ein Beispiel der Methode geben, die sich von der bisherigen dadurch unterscheidet, daß sie wirklich vom Ge-

halt unzertrennlich ist, daß sie durch den Gehalt, so wie dieser durch sie gegeben ist. Es hat nicht fehlen können, daß nicht von mancher ihrer Formeln der schmählichste Mißbrauch gemacht worden (ins Innere derselben ist noch keiner ganz eingedrungen), indem gerade das Lebendigste vorzugsweise mit Verstand behandelt seyn will. Von der andern Seite haben wir bemerkt, daß sie in Fällen reeller Untersuchung, wo ihnen, vielleicht ohne es zu wissen, ein gewisser Einfluß verstattet worden, mehr als jede gewöhnliche fördernd sich erzeigt; zum Beweis, daß der Zustand der Wissenschaft in verschiedenen Theilen sie zu fordern anfängt. Wer diese Methode umstoßen will, der muß nicht den geistlosen Gebrauch, ja überhaupt nicht sie selbst, sondern die Sache angreifen.

Der Pfarrer erzählt.

Auf Aller-Seelen-Tag fuhren der Arzt und ich nach der Stadt, um mit Clara, die schon einige Tage zuvor in Begleitung meiner beiden Töchter dahin gereist war, am Abend zurückzukehren. Wie wir die schöne Stadt, die etwa auf der halben Höhe des Gebirgs, genau im Gesichtspunkt einer Oeffnung liegt, vor uns gegen die weite Ebene hin hatten, sahen wir eine Menge Menschen schaarenweis sich gegen eine seitwärts liegende sanfte Anhöhe ziehen. Wir vermutheten gleich, wohin der Zug gehe, und schlossen uns an, um das rührende Fest, welches an diesem Tag in katholischen Städten zum Andenken der Verstorbenen gefeiert wird, einmal selbst mitanzusehen. Wir fanden bereits den ganzen Raum mit Menschen angefüllt. Es war ein eigener Anblick, das Leben über den Gräbern zu sehen, das die matt scheinende Herbstsonne ahndungsvoll beleuchtete. Wir sahen, da wir uns aus den getretenen Wegen entfernten, bald um die einzelnen Gräber schöne Gruppen versammelt: hier blühende Mädchen, mit jüngeren Geschwistern an der Hand das Grab einer Mutter bekränzend, dort eine Mutter still am Grabe früh verlorener Kinder stehend, wo es des geweihten Wassers nicht, die Stelle der Thränen zu vertreten, brauchte, sondern sanft niederfließende, von süßer Wehmuth geheiligte Zähren die Grabhügel erfrischten. Ernsthaft und nachdenkend standen hie und da Männer vor einzelnen Grabstätten, die vielleicht einen frühe hingegangenen Freund oder eine unvergeßliche Freundin verschlossen. Alle zerrissenen Lebensverhältnisse erneuerten sich hier für den Betrachter, der mit Personen

und Umständen bekannt war; die Brüder kamen wieder zu den Brüdern, Kinder zu den Eltern, und waren in diesem Augenblick wieder Eine Familie; nur die Geliebte, welcher der Tod den Geliebten geraubt, durfte sich in diesem Gedränge nicht zeigen, sie hatte vielleicht die Frühzeit gewählt, um ohne Zeugen mit dem Thau des Morgens die geliebte Stätte mit ihren Thränen zu benetzen. Das schöne Denkmal eines Jünglings, der hier als Fremder gestorben war, fand sich mit Blumen auf eine so zarte und sinnige Weise geschmückt, daß liebende Hände dabei gewirkt haben mußten. Wie rührend ist diese Sitte, sagte mein Begleiter, und wie bedeutend dieser Schmuck der Spätblumen auf den Gräbern: ist es nicht gerecht, diese Blumen des Herbstes den Todten zu weihen, die uns im Frühling jene fröhlichen Blumen aus den dunkeln Kammern heraufreichen, zum ewigen Zeugniß des fortdauernden Lebens und der ewigen Auferstehung.

In der Mitte des Platzes stand eine kleine Kapelle, unfähig die Menge zu fassen. Bald nach unserer Ankunft hatte sie sich so gefüllt, daß eine lange Reihe über die Gräber weg vor der Thüre heraus stand. Wir setzten uns an die Seite auf einen alten bemoosten Grabstein, dessen Züge längst unleserlich geworden, und hörten dem feierlichen Amte zu, dessen Gang wir nur aus den Bewegungen der Herausstehenden verfolgen konnten. Wir saßen in stille Wehmuth versunken. Wie viele, die hier über diese Gräber wandeln, werden übers Jahr selbst da unten liegen?

Wo mag unsere Freundin weilen? Wir hatten einigemal sie von ferne zu sehen geglaubt, aber ohne sie wirklich zu erkennen, oder ihr im Gedränge uns nähern zu können. Wir erinnerten uns, daß wir noch einen weiten Weg zu machen hatten. Wir waren von ihr in das auf der andern Seite der Stadt auf einem Hügel liegende Benediktinerkloster beschieden, wo wir sie um die Zeit der Abreise auf jeden Fall finden sollten. Wir sahen, daß es Zeit war, und entfernten uns schweigend.

In der Stadt fanden wir alles leer und öde; wir hielten uns kurze Zeit auf, um einige Erfrischungen zu nehmen, und stiegen nun zu dem

schönen Kloster hinan. Bei der Ankunft wurden wir in das Bibliothekzimmer geführt, wo ein junger, wohlgebildeter Geistlicher uns erwartete, der die Pflicht zu haben schien, die Fremden zu empfangen und auf eine anständige Art zu unterhalten. Wir erfuhren bald von ihm, daß ihn der kürzlich verstorbene Fürst auf Reisen geschickt habe, daß er jetzt der Aufseher dieser Büchersammlung und zugleich Lehrer der philosophischen Wissenschaften in diesem Kloster geworden sey. Er zeigte uns mehrere Seltenheiten, die seiner Verwahrung anvertraut waren. Mehr als diese todten Schätze aber zog uns die herrliche Aussicht an, welche von den Fenstern in die entfernte Ebene hinausging, die bis zu dem Gebirg heran, auf dem wir uns befanden, mit Städten und Dörfern besät war, und durch welche der mächtige Strom nur wie ein schmales silbernes Band sich durchzog und stellenweise sichtbar wurde.

Er hatte uns schon im Anfang gesagt, daß wir Clara hier zu erwarten hätten, welche noch mit dem Prior des Klosters wegen gewisser Angelegenheiten zu sprechen hätte; mehrere Güter des Klosters seyen von denen ihrer Familie eingeschlossen, auch zähle jenes einige ihrer Ahnherrn unter seine vorzüglichsten Wohlthäter. Einige Bildnisse, die in dem Saale aufgehängt waren, erklärte er uns als die Bildnisse derselben; ja der Bruder einer derselben war im klösterlichen Habit vorgestellt; wir erfuhren, daß er wirklich Profeß gethan hatte und hier gestorben und begraben sey. Von der Wahrheit seiner Aussage würde uns die auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und unserer Freundin überzeugt haben, wenn wir sie im Geringsten bezweifelt hätten. Wir konnten uns über diese nach zweihundert Jahren wiedergekommene Aehnlichkeit nicht genug verwundern, und der Geistliche meinte, bei einem solchen Anblick könnte man wohl an Seelenwanderungen glauben.

Was noch sonderbarer ist, sagte ich, ist, daß vielleicht zwischen den Schicksalen dieser beiden entfernten Verwandten eine ebenso große Aehnlichkeit obwaltet als zwischen ihrem Aeußern, wonach man sie wenigstens für Bruder und Schwester halten sollte. Wer weiß, was diesen früheren Bruder (denn so muß ich ihn nennen) in diese einsamen Mauern führte, und ihn antrieb, hier sein Leben. in Abgeschiedenheit zu beschließen.

Vielleicht ähnliche Verhältnisse, wie die, welche unsere Freundin die Ruhe unseres stillen Thales dem Leben in der Welt oder auch nur dem in einer größeren Stadt so weit vorziehen lassen. Wir haben sie beide oft dazu aufgefordert, weil wir glaubten, die Einsamkeit, die alle ihre Erinnerungen in immer gleicher Lebhaftigkeit erhält, werde in die Länge ihre Gesundheit untergraben.

Sie bewohnt also, sagte der Geistliche, noch immer jenes einsam stehende Haus, wo ich sie vor sechs Jahren besucht habe?

Das nämliche, antwortete ich. Ebenfalls ein Fremder hatte vor Jahren Grund und Boden dazu gekauft und es erbaut; sie fand es vor sechs Jahren auf der Flucht leer stehend, erkaufte es mit den dazu gehörigen Gärten und Weinbergen um einen verhältnißmäßig geringen Preis und bewohnt es jetzt wieder, da sie von den väterlichen Besitzthümern aufs neue vertrieben ist.

Damals, sagte der Geistliche, stand sie in keinen Verhältnissen mit unserem Kloster; ich mußte den Besuch, zu dem mich eine mit stiller Achtung gemischte Neugierde trieb, verstohlen und insgeheim machen. Es waren gewiß schmerzliche Verhältnisse, in denen sie sich befand; und der letztverstorbene Prälat unseres Klosters, der auf die Familie immer vielen Einfluß gehabt, war besonders der Heirath mit einem Protestanten ebenso entgegen, wie der ganze katholische Adel der Nachbarschaft, indem durch sie, als letzte Erbin, alle die schönen Güter auf die andere Seite übergingen. Es ist dieß heute der erste Besuch, den sie unserem Kloster macht, das sie nur als Kind einigemal, wie ich mich wohl erinnere, mit ihren Eltern betreten hat. Der alleinige Besitz so ansehnlicher Güter, in den sie jetzt zurückgetreten, hat vielleicht vieles verändert; außerdem hat der jetzige Vorsteher über viele Dinge eine weniger eingeschränkte Denkart, und beurtheilt richtiger diese Zeiten, in welchen alle auf gemeinschaftliche Rettung denken sollten, anstatt einheimische Zwistigkeiten zu nähren.

Der Arzt, der sich bisher immer mit den mancherlei Bildern unterhalten hatte, fiel hier mit den Worten ein: Der Unterschied unserer und der vorigen Zeiten scheint mir durch nichts anschaulicher zu werden

als durch eine solche Sammlung von Bildnissen. Welche massive, nach allen Seiten ausgebildete und hervorgetriebene Köpfe sind diese Köpfe der Fürsten aus dem dreißigjährigen Krieg und früheren Zeiten; welche Stirnen, welche Augen die dieser Feldherren und anderer durch ihre Handlungen ausgezeichneter Personen, die wir nun hier beisammen sehen! Ich möchte wissen, ob von den letzten männlichen Sprößlingen dieser Familien ein einziger einen solchen Ausdruck von hoher geistiger Empfindung mit Charakterstärke verbunden an sich getragen als dieser Kopf, und ob beim Erlöschen des Geschlechts nicht bloß noch in weiblicher Gestalt die hohen Züge der Ahnherrn wiedergekommen sind?

In dem Augenblicke trat Clara äußerst heiter herein, und die Aehnlichkeit wurde nun erst bis zum Erschrecken auffallend, daß wir alle uns zusammennehmen mußten, die Empfindung zu verbergen. Denn ich weiß nicht, warum jeder vermied, ihr die Bemerkung mitzutheilen, oder sie nur vermuthen zu lassen. Sie zog mich gleich mit den Augen nach dem offenen Fenster, und wie sie die fernen blauen Berge ansichtig wurde, schmolz ihr Aug in Thränen und sie sagte: Dort hinter jenen Bergen, über welche die Sonne jetzt bald hinabsinken wird, und die immer blauer werden, dort liegt mein Alles begraben. O Albert, Albert, so mußten wir die ruhige Freistatt, die uns auf dieser Seite vereinigt hatte, nur verlassen, um auf lange — ach wie lang vielleicht — getrennt zu werden. Kaum habe ich dich verloren, werde ich aufs neue verjagt und sogar von dem Letzten, was mir von dir geblieben, von dem kleinen Raum Erde, der dich bedeckt, hinweggerissen. Räuber entweihen die Gräber meiner Väter; doch du schlummerst bei ihnen. Heute geht der Aermste, das Grab seiner Lieben zu besuchen, ich allein konnte das deinige nicht schmücken; doch fließen meine Thränen hier ruhig und unentweiht, und welcher Theil der Erde sie aufnehmen möge, sie dringen durch eine magische Gewalt zu dir und erfrischen dich in deinem Grabe.

Ich erschrak, da ich diese so schnelle und unerwartete Leidenschaft sah, und wollte sie unterbrechen, indem ich die Unterredung zum Allgemeinen zu lenken suchte. Ich gestehe Ihnen, sagte ich, diese Gedächtnißfeier der Verstorbenen hat auf mich tief gewirkt. Es ist mir wieder

so klar geworden, wie dieses Leben, das wir jetzt leben, ein ganz einseitiges Leben ist, daß es erst vollendet wäre, wenn jenes höhere Geistige sich mit ihm verbinden könnte, wenn die, die wir Verstorbene nennen, nicht aufhörten mit uns zu leben, sondern nur gleichsam einen andern Theil der großen Familie ausmachten. Die Sitte der alten Aegypter hat etwas Grauenhaftes an sich, aber es liegt ein an sich wahrer und richtiger Gedanke zu Grunde. Wir sollten alle die Feste und Gebräuche, wodurch wir an einen Zusammenhang mit der jenseitigen Welt erinnert werden, unterhalten.

Verzeihen Sie mir, fiel hier der Geistliche ein, der sich inzwischen genähert und die letzten Worte gehört hatte, wenn ich hierin anderer Meinung seyn zu müssen glaube. So z. B. die heutige Gedächtnißfeier hat gewiß etwas Rührendes an sich; wenn sie aber dazu bestimmt seyn sollte, den Gedanken zu unterhalten, daß wir mit den Bewohnern jener andern Welt in Verbindung stehen können, würde ich sie geradezu für schädlich erklären, und es billigen, daß sie in Ihrer Kirche wie so manche andere aufgehoben worden. Da ihm niemand antwortete, fuhr er fort: Wir Lebende sind einmal auf diese Welt angewiesen; hier sollen wir das mögliche Gute thun und den mit uns Verbundenen jede Liebe und Treue beweisen, solange wir noch mit ihnen auf dem Wege sind, und gewiß würden wir diese Pflicht gegeneinander weit genauer und gewissenhafter erfüllen, wenn wir uns stets erinnerten, daß sie sterblich sind, und daß mit ihrem Tode für uns alle Verbindung mit ihnen aufgehoben ist, daß sie dann für die Leidenschaft unserer Liebe ebenso unerreichbar sind als für die unseres Hasses, unserer niedrigen Gesinnung.

Das Niedere, erwiederte Clara, kann vielleicht nicht auf das Höhere wirken, aber desto gewisser kann das Höhere in das Niedere wirken, und so wäre der Gedanke eines Herüberwirkens doch so ungereimt nicht — Wenn nämlich, fuhr der Geistliche fort, beide in der nämlichen Welt begriffen sind, wie im jetzigen Leben unser Geist und Leib Einer Welt angehören. Der Gestorbene aber ist für diese Sinnenwelt ganz todt, und kann unmöglich Wirkungen in einer Region hervorbringen, für die er so wenig Werkzeuge als Empfänglichkeit hat.

Ihre Rede, sagte ich ihm, erinnert mich an die Erklärung, welche unsere philosophirenden Gottesgelehrten heutzutag von dem Wunder geben, daß es eine außerordentliche Wirkung Gottes in die Sinnenwelt sey, ohne zu bedenken, wie viel von dieser Sinnenwelt selbst ganz Unsinnliches ist.

Dennoch, erwiederte er, müssen wir diese alten Grenzen in Ehren halten. Nur mit Bedauern könnte der Vernünftige sehen, wie sie verrückt würden, daß dann alles ohne Unterscheidung ineinander flöße, und wir bald weder mehr in der einen noch in der andern Welt recht zu Hause wären.

Sie gestehen aber doch selbst zu, sagte Clara, daß wenigstens in uns noch ein anderes als bloß sinnliches Wesen lebt, der Geist. Sie werden also auch zugeben müssen, daß wir durch diesen wirklich mit jener Welt in Verbindung stehen, und daß, die Abgeschnittenheit des Sinnlichen von dem Geistigen auch zugegeben, kein Beweis gegen einen möglichen Zusammenhang des Geistigen in uns mit den Kräften einer andern Welt ist.

Zugegeben, antwortete er, wenn unser Geist wirklich je sich zur reinen Geistigkeit erheben könnte, d. h. wenn er nicht durch seine Verbindung mit der Materie ganz von der Lauterkeit jener Welt geschieden wäre, zu der er sich erst nach Auflösung dieses Bandes zu erheben bestimmt ist.

Bei einer so gänzlichen Geschiedenheit, erwiederte ich, müßten Sie auch jeden Begriff von jener höheren Welt verwerfen.

So ist es auch, antwortete er: jeden Begriff, den der Verstand oder die Vernunft sich bilden wollten. Wir haben in uns einen einzigen offnen Punkt, durch den der Himmel hereinscheint. Dieser ist unser Herz oder, richtiger zu reden, unser Gewissen. Wir finden in diesem ein Gesetz und eine Bestimmung, die nicht von dieser Welt seyn kann, mit der sie vielmehr gewöhnlich im Kampf ist, und so dient es uns zu dem Unterpfand einer höheren Welt, und erhebt den, der ihm folgen gelernt hat, zu dem trostreichen Gedanken der Unsterblichkeit.

Und zu nichts mehr? versetzte Clara. Dieses Wort Unsterblichkeit

ist mir viel zu schwach für meine Empfindung. Was sollen der heißen Sehnsucht die kalten Worte und die bloß verneinenden Begriffe? Sind wir denn in diesem Leben mit einem bloßen kahlen Daseyn zufrieden? Findet uns die Natur mit solchen Allgemeinheiten ab?

Der Glaube ist einsylbig, antwortete er, wie die Pflicht, aus der er kommt.

Sie geben vor, alle höhere Gewißheit auf das Herz zu gründen, und doch geben Sie dem Herzen nichts. Wir können einen langgewohnten Freund, den seine Pflicht weit von uns wegruft, nicht sich entfernen sehen, ohne ihm mit Gedanken in jene entlegenen Gegenden zu folgen, ohne uns lebhaft seine Lage, seine Umgebung vorzustellen, ohne den Wunsch zu wissen, wie er dort seine Lebensgewohnheiten verändert oder beibehalten.

Ein anderes ist, sagte er, eine Trennung in diesem Leben, ein anderes der Uebergang in eine Welt, die mit dieser gar nichts gemein hat.

Mir scheint dieß anders, sprach ich. Das Entgegengesetzte ist sich gerade das Nächste. Wüsten, Gebirge, weite Länder und Meere können uns von einem Freunde in diesem Leben trennen; die Entfernung des andern Lebens von diesem ist nicht größer als die der Nacht von dem Tag oder umgekehrt. Ein inniger Gedanke, verbunden mit völliger Abziehung von allem Aeußeren, versetzt uns in jene andere Welt, die uns vielleicht gerade um so verborgener ist, je näher sie uns liegt.

Ich leugne dieß nicht, antwortete er; jene geistige Welt mag in uns aufgehen, aber wir gehen nicht in ihr auf; unser Blick bleibt immer auf unser Inneres beschränkt und kann dem Schicksal abgeschiedener Freunde nicht folgen, worin ich ohnedieß eine Art von eigennütziger Liebe sehe.

Wie so? frug Clara.

Wir bilden uns auch in diesem Leben so leicht ein, daß Freunde, Lebensgefährten *unser* seyen, da sie doch nur Gottes sind, freie Wesen, niemand dienstbar als dem Einen. Wir besitzen sie nur als Geschenk; daran erinnert uns der Tod, wenn sonst nichts, ob es gleich weise scheint, auch im Leben sich immer zu erinnern, daß wir nichts im eigentlichen Sinn unser nennen können, daß das Gelübde der Armuth,

der Entbehrung, besonders aber des Gehorsams gegen einen höheren verborgenen Willen ein Gelübde ist, das jeder Mensch auf sich nehmen sollte; und obgleich wir im Gebrauch aller Güter, besonders aber der edelsten, die uns Liebe und Freundschaft beut, um so vorsichtiger seyn würden, wenn wir uns erinnerten, daß das Wesen der Seele, die wir gern mit allen Kräften unseres Geistes und Herzens an uns ziehen, uns ganz zu eigen machen, ja, wenn es möglich wäre, mit unserm Daseyn zusammenschmelzen möchten, daß diese Seele nur in Gottes Hand ist, dem wir sie früher oder später überlassen müssen; daß ein Augenblick kommt, wo sie nicht mehr uns, wo sie wieder dem Ganzen angehört, in ihre ursprüngliche Freiheit heimkehrt, und nach Gottes Willen vielleicht einen neuen Lauf beginnt, der dem unsrigen nie wieder begegnet und ganz andere Absichten zu erreichen dient, als die sie hier erfüllte, indem sie zur Entwickelung unseres Inneren, zur Veredlung unseres Wesens wirkte.

So glauben Sie also nicht, sagte Clara, daß in Freundschaft und Liebe etwas seiner Natur nach Ewiges liegt, und ein Band, das Gott geknüpft hat, weder Tod, ja Gott selbst nicht auflösen können. Tausend Verhältnisse mögen mit diesem Leben zerreißen; sie haben vielleicht unser Inneres nie anders berührt als feindselig oder doch störend, aber das Band einer wahrhaft göttlichen Liebe ist unauflöslich wie das Wesen der Seele, in dem es gegründet ist, ewig, wie ein Ausspruch Gottes. Wären mir Kinder geschenkt und alle Kinder genommen, so könnte ich es nie für Zufall oder ein vorübergehendes Geschick halten, die Mutter dieser Seelen zu seyn; ich fühlte, ja ich wüßte, daß sie ewig zu mir gehören, ich zu ihnen, und daß sie mir, ich ihnen, durch keine Gewalt der Erde, noch selbst des Himmels genommen werden können.

Das ist auch gewiß, antwortete er, das wahre Muttergefühl, und doch gibt auch hier nicht das natürliche Verhältniß an sich das ewige Gefühl, sondern umgekehrt das Gefühl macht erst das Verhältniß ewig; denn warum gäbe es sonst so viele unnatürliche Mütter? Dieß zeigt uns, daß es nichts wahrhaft Ewiges gibt als die Gesinnung. Und wenn wir jene natürlichen Verhältnisse nicht ohne Andacht betrachten

können, die ohne unser Zuthun entstehen, die eine unsichtbare Hand knüpft, die eine göttliche Bekräftigung für sich haben —

Glauben Sie vielleicht nicht, unterbrach ihn Clara, daß auch andere höhere Verhältnisse, Liebe und Freundschaft, göttlicher Art sind; daß eine stille, unbewußte, aber darum nur desto mächtigere Nothwendigkeit Seele an Seele zieht?

Ich leugne, sagte er, das Walten einer solchen Naturkraft nicht, ob ich es gleich nicht begreife, aber nachdem einmal der Mensch in diesen Streit und Widerspruch mit der Natur gekommen ist, den ich ebensowenig begreife, nachdem sich in der menschlichen Natur eine so tiefe Verderbtheit festgesetzt hat, daß er weder aus der einen, noch aus der andern Lebensquelle rein zu schöpfen vermag, und es fast gleich gefährlich ist, ihn an die Freiheit wie an die Nothwendigkeit zu weisen — nach dieser Verirrung gestehe ich, über alle Verhältnisse, woran der freie Wille auch nur einigen Theil hat, höchst zweifelhaft zu seyn, und wage mich nicht gern in dieses Labyrinth. Ich lasse der Wärme jedes schönen Herzens Gerechtigkeit widerfahren, nur hüten wir uns, die Eingebungen unseres Gefühls, die Erfindungen unserer Sehnsucht in allgemeine Wahrheiten umprägen zu wollen; dann ist keine Grenze mehr. Das finstere, wüste Gemüth hat gleiches Recht mit dem heiteren und geordneten, und wir wissen, welche Ungeheuer aus diesem Trieb, Geschöpfe einer ungeregelten Sehnsucht oder einer wilden Einbildungskraft zu verwirklichen, entsprungen sind.

Der Arzt, dem diese Unterredung schon lange nicht recht schien, fiel hier ein und sagte: Sie haben Recht, nur die geordnetsten Gemüther sollten sich mit der Frage nach einem zukünftigen Leben beschäftigen, nur heitere Gemüther jenen Regionen der ewigen Heiterkeit und Stille sich annähern. Keiner sollte sich dieser Untersuchung weihen, der nicht in der gegenwärtigen Natur einen festen und unverlierbaren Grund gewonnen, darauf er seine Gedanken aufführt. Nur wer das jetzige Leben begriffe, sollte vom Tode und einem zukünftigen reden. Alles Ueberfliegen unseres jetzigen Zustandes, jedes Wissen, das nicht reine Entwicklung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen ist, und etwas vorweg-

nehmen will, wozu ihn nicht der natürliche Gang des Geistes geleitet, ist verwerflich und führt zu Schwärmerei und Irrthum.

Auf diese Art, sagte der Geistliche, würden Sie in der That alles Wissen über die zukünftigen Dinge, wie ich, verwerfen; denn wer könnte wohl sagen, daß er das Leben begriffen habe?

Ich weiß nicht, erwiederte der Arzt, ob es irgend jemand sagen kann; aber das weiß ich, daß ich es für keine absolute Unmöglichkeit halte. Wir müssen es nur nicht zu hoch suchen, nicht die Wurzel, die aus dem Boden der Natur Kraft, Leben und Saft in sich zieht, und dann wohl ihre Blüthen bis zum Himmel treiben kann, gleich vorerst abschneiden, und überhaupt den Gedanken aufgeben, das Leben aus etwas Höherem und Anderem, als eben ihm selber begreifen zu wollen. Nicht von oben herab, sondern von unten hinauf, ist mein Wahlspruch, der, wie ich glaube, auch der uns von so vielen Seiten ziemenden Demuth ganz angemessen ist. Doch, setzte er hinzu, ich sehe, daß die Sonne schon gegen die Berge hinabsinkt, und ich fürchte die Herbstluft des Abends für unsere Freundin; lassen Sie uns also aufbrechen.

Clara schied schnell mit einem Blick nach den entfernten Bergen, und nachdem erst meine Töchter in der Stadt abgeholt waren, rollten wir wieder gegen den Eingang des Gebirgs, unserem Thale zu, hinab. Wir saßen stumm und schweigend nebeneinander, Clara still und in sich gekehrt, bis endlich der Arzt die Unterredung auf das Klosterleben brachte: Wie kommt es doch, daß manche sich bei dem Klosterleben so viel Angenehmes und Schönes zu denken pflegen? Ist es, weil jeder gern unter dem mönchischen Habit das Ideal eines ruhigen, klaren, mit sich selbst ganz ins Gleichgewicht gekommenen Menschen ahnden mag, ein Ideal, das jeder gern in sich verwirklicht wissen möchte, aber doch nicht verwirklicht? Denn die äußeren Beweggründe, das Wohlleben, die Sorgenlosigkeit dieses Standes und diesen ähnliche können doch nur auf den Pöbel wirken.

Mich, sagte Therese, könnte nur die schöne Lage der Klöster einnehmen, die Berge, auf denen sie so oft erbaut, die fruchtbaren Thäler, von denen sie umgeben sind.

Ist es nicht so, sagte ich, daß ein jeder das dunkle Gefühl hat, nichts zu besitzen gehöre zur Seligkeit, weil jeder Besitz Sorgen und Geschäfte verursacht, und daß, weil doch Armuth und Entbehrung harte und schmerzliche Dinge sind, das Klosterleben als ein wahres Ideal erscheinen muß, weil hier jeder, ohne zu besitzen, wohl und gemächlich zu leben hat.

Mir scheint, sagte Clara, daß alles Unveränderliche uns eine gewisse Ehrfurcht gebietet, wie nichts unsere Achtung mehr vermindert als das Gegentheil. Der Mensch, den ich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sehe, bleibt für mich immer ein schwankendes ungewisses Wesen. Wer weiß, ob der nämliche, den ich jetzt groß und wahr handeln sehe, nicht in der Folge, von der Macht der Umstände gebeugt, kleinmüthig und gegen sein Herz handeln wird, derselbe, der heute klar, frei und rein erscheint, nicht früher oder später von einer heftigen Leidenschaft gefesselt, verfinstert, zerrissen wird. Der Mensch, der eine Entschließung für sein ganzes Leben nimmt, und so nimmt, daß er Gott und Welt zu Zeugen derselben ruft, und unter Bedingungen, welche ihr das Siegel der Unauflöslichkeit aufdrücken, der Mensch wird immer meine Achtung erwecken, wenn ich mir ihn als freiwillig, als besonnen handelnd vorstelle. Warum sonst pflegt man zu sagen, daß niemand vor seinem Tode selig sey, den allein, könnte man sagen, ausgenommen, der noch lebend stirbt — und was ist dieses feierliche Gelübde der Entbehrung und Weltentsagung anders als ein Tod bei lebendigem Leibe?

Mich wundert, sagte ich, daß keiner von uns die wohlthätige Wirkung anführt, die sorglose Einsamkeit auf Künste und Wissenschaft haben könnte.

Könnte, antwortete der Arzt, aber schon lange nicht mehr gehabt hat; wir müßten denn Werke der Gelehrsamkeit und des bloßen Sammlerfleißes als die Beweise davon anführen wollen.

Dennoch, antwortete ich, werden Künste und Gelehrsamkeit keine geringe Noth erleiden, wenn alle diese reichen Klöster mit ihren prachtvollen Gebäuden, ihren ansehnlichen Büchersammlungen, ihren Kirchen

mit den vielen Altarbildern, Wandmalereien, dem künstlichen Schnitzwerk verschwinden werden.

Ja, sagte Therese, und die ganze Gegend dadurch öde wird. Ich kenne doch nichts Schöneres, als mitten in der Fülle der Natur, von wallenden Aehrenfeldern umgeben, in der Ferne Wasser, Wald, Rebenhügel, und überall alles belebt von regsamen Menschen, ein hervorragendes prachtvolles Gebäude mit Thürmen und Kuppeln. Die schönste Stadt macht auf mich nicht diese Wirkung, sie verdrängt die Natur, die man gewöhnlich erst in ziemlicher Entfernung von ihr wieder findet. Aber die Einfalt, die ungebundene Fülle einer ländlichen Gegend mit dem Prachtvollen und Großen vermischt, dieß gibt erst den wahren Eindruck.

Da würde meine Therese, sagte ich, doch auch Schlösser und schöne Landsitze der Edelleute gelten lassen müssen.

Ach nein, antwortete sie, ich liebe vor allem das Beständige, wo ich ein Zusammenhalten, ein Zusammenbleiben sehe. Güter gehen auch zu unserer Zeit von Hand in Hand, eine Familie stirbt aus, der Adel zieht sich in die Städte, und kommt er einmal heraus, so ist es nur, um durch den Contrast seiner Sitten, das Lärmende seiner Vergnügungen die Stille und Anmuth dieser schönen Thäler zu beleidigen.

Du hast Recht, versetzte ich, mein Kind, aber vergiß nicht, daß dein Gesichtspunkt für die Sache nicht der allgemeine seyn kann, am wenigsten in der wilden Zeit, der wir entgegengehen. Von aller Bedeutung, die sie sonst hatten, haben diese Anstalten vielleicht nur die malerische erhalten. Man wird es aber leichter und angenehmer finden, sie ganz aufzulösen, als sie zu dem ursprünglichen Sinn auf eine unserer Zeit angemessene Weise zurückzuführen. Oft wenn ich ein solches stilles Kloster unten im Thale liegen sah, oder an einem Hügel vorüberzog, von dem es herabsah, dachte ich bei mir selbst: möchte doch, wenn einst die Stunde allen diesen Denkmälern einer alten Zeit geschlagen hat, irgend einem unserer Fürsten der Gedanke kommen, eins oder zwei dieser Asyle zu erhalten, die Güter und Gebäulichkeiten beisammen zu lassen und zu einer Ausstattung für Künste und Wissenschaften zu machen.

Gibt es doch keinen wahren Geistlichen als den, der wirklich im Geiste lebt, also den wahren Gelehrten und Künstler. Bloße Uebung der Frömmigkeit zum Lebensgeschäft gemacht, und nicht mit lebendiger, thätiger, wissenschaftlicher Forschung verknüpft, führt auf Leerheit, und zuletzt zu jenem herz- und seelenlosen Mechanismus, der allein schon in Zeiten wie die unsrige das Klosterleben verächtlich gemacht hätte. In jenen Jahrhunderten wenig verbreiteter Kenntnisse, da Mönche die einzigen Depositäre der Wissenschaften und Kenntnisse waren, waren sie auch die wahren Geistlichen; seitdem ihnen die übrige Welt so mächtig über den Kopf gewachsen, haben sie immer mehr aufgehört es zu seyn. Die Wissenschaften haben Einen Endzweck mit der Religion; ihre schönsten Zeiten waren und sind, wo sie mit ihr in Einklang stehen. Gibt es doch Länder, wo bei dem Eintritt der Glaubensänderung die Klöster in Schulen umgeschaffen wurden; doch das meinte ich nicht.

Und was denn? frug der Arzt.

Dieses meinte ich so: da auf diesem Hügel sollte das nächste große Gedicht der Deutschen gedichtet werden, hier in diesem Thal eine Platonische Akademie, wie jene in Cosentina, sich versammeln, Männer jeder Kunst und Wissenschaft sollten hier einträchtig und von Sorgen befreit ein wahrhaft geistiges Leben leben: nicht in Städten sollten sie eingesperrt werden fern von der Natur und in den beengenden Verhältnissen der Gesellschaft. Denn der deutsche Geist liebt die Einsamkeit, wie er die Freiheit liebt; alles Conventionelle drückt ihn nieder. Nicht wie der zahme Gelehrte oder Dichter, der sich von der sogenannten Gesellschaft anziehen ließ, und Lob und Beifall, das Futter der Eitelkeit, wie das physische Bedürfniß aus ihrer Hand und von ihren Lippen nimmt, liebt er durch Wald, Berg und Thal frei zu schweifen, großgesäugt nur an den Brüsten der Natur. Nicht wie ein regelmäßiger Fluß, der eingedämmt nur vorgeschriebene Ufer und Länder durchströmt, sondern wie das inwendige Feucht der Erde, dessen geheime Gänge niemand erforscht, und das doch in alles dringt, und wo es will alles belebt, klar und frei hervorbricht, unbekümmert, ob einer des Wegs komme, der sich daran erfrische, aber stärkend und labend den, der die

einsamen Pfade des Gebirges, die Felsen und abgelegenen Thäler nicht scheut. Schade daß ich oft, wenn ich das Ganze mir völlig ausgebildet hatte, mir sagen mußte, daß dieß alles nur ein angenehmer Traum bleiben wird, da der Deutsche einmal bestimmt scheint, nie nach seiner Eigenthümlichkeit behandelt zu werden. Er muß fremde Normen sich aufzwingen lassen, weil die, welche es wohl ändern könnten, so selten das Herz haben eigenthümlich in ihren Anstalten zu seyn — denn was würde der Nachbar dazu sagen, wenn man die Deutschen als Deutsche behandeln wollte!

So mögen denn wir, sagte der Arzt, uns aufs neue unserer glücklichen Lage freuen, wo wir, ohne von der Welt geschieden zu seyn, doch im steten Verkehr mit der Natur unsere Tage verleben. Ich habe die schönsten Klöster der Welt gesehen; oft, z. B. auf Monte Cassino, im Walde von Camaldoli, in den schönen Klöstern am Main und Rhein, hat mich die Sehnsucht nach dem beschaulichen Leben ergriffen, das hier in ewiger Stille zu verfließen scheint. Aber immer kam ich davon zurück, wenn ich bemerkte, wie weit ab die ganze Lebenseinrichtung von der Natur führt, wie Stumpfsinn, ja Ekel gegen dieselbe die Folge der Selbstpeinigungen wird, die ein strenges Gesetz den Verpflichteten auferlegt. Von allen möglichen Orden wünsche ich nur, daß Einer erhalten werde, der mir eine Nothwendigkeit für die menschliche Gesellschaft zu haben scheint. Es ist der Carthäuser Orden. Wie viele haben unter der Regel dieses Ordens ein Leben fortgesetzt, das ihnen sonst überall unerträglich gewesen wäre. Der ist das einzige Asyl der eigentlichen Unglücklichen, derer, die eine rasche That, zu der jugendlicher Muth oder gesellige Verhältnisse sie fortgerissen, oder eine Irrung zu beklagen haben, deren Folgen schrecklich und nicht mehr zu ersetzen sind. Die Welt und ihr Getriebe, das jeden ergreift, der sich nicht von ihr scheidet, die Theilnahme selbst, die ihr Schicksal erregt, bräche ihr Herz zusammen; das Leben selbst wäre ihnen Schmach, wenn sie nicht schon hier ein Land der Stille und Verborgenheit aufnähme, ähnlich jenem, in das wir nach dem Tode eingehen, wo der Schmerz über das Unwiderrufliche sich in Wehmuth und die allgemeine Erkenntniß auflöst,

daß dieses Leben für den, der es einmal überwunden, nichts Wünschenswerthes übrig hat, und vor allem traurig ist das Loos der sterblichen Menschen. Nirgends habe ich interessantere Bekanntschaften gemacht als in den Carthäuser Klöstern, besonders Frankreichs; nirgends menschliches Leben und seine mannichfachen Verwicklungen inniger durchschauen lernen. Welche Zuflucht außer dem Grabe bleibt dem Unglücklichen, der durch unverschuldete Schuld sein Lebensglück verscherzt, wenn nicht mehr diese wohlthätige Gesellschaft ihm ihre Arme öffnet, die unter dem Scheine der äußersten Härte die menschenfreundlichste Absicht hegt, wo das Leben gleichsam zeitlos verfließt, und das stille Daseyn der Pflanzen, dem einzigen, woran ihre Mitglieder noch thätigen Theil nehmen, ihnen ein beständiges Bild der Gelassenheit und Abgeschiedenheit vorhält. Auch für meine Kunst habe ich viel von Mitgliedern dieses Ordens gelernt, die durch lange Beobachtung, besonders der Pflanzen, ihre wunderbaren Verhältnisse zu dem Menschen kennen gelernt haben.

Es ist wahr, sagte ich, ich habe mich oft gewundert, wie viel Sie mit unwirksam und gering scheinenden Dingen gewirkt haben, die zu der Gefährlichkeit der Umstände in gar keinem Verhältnisse zu stehen schienen — Und die ich eben darum, setzte er hinzu, in einer großen Stadt nicht hätte anwenden dürfen, wo die Menschen mit den gefährlichsten Mitteln am meisten bekannt sind und keinen Glauben an jene einfachen Dinge haben.

Darum also, sagte Clara, hätten Sie den Aufenthalt in einer kleinen Landstadt dem in einer großen Stadt vorgezogen?

Nicht allein darum, antwortete er. Der Naturforscher gehört aufs Land. Ich habe von der Physik der Bauern mehr gelernt als von der in den Hörsälen der Gelehrten. Beobachtung bleibt das Größte. Wie viel gibt ein einziger langer Sommertag, dessen Ende man nicht meint erleben zu können, vom frühen Morgen bis zur völlig eingetretenen Stille der Nacht im Freien durchlebt, zu beobachten. Ich habe da über die allgemeinsten Wirkungen der Natur, über Licht, Schall, das Spiel des Wassers auf der Erde und in den Wolken, über Kommen und Gehen von Naturkräften, über das Leben der Thiere, besonders

aber über die Pflanzen Beobachtungen gemacht, dir mir kein Gelehrter hätte mittheilen können. Wer das Leben der Natur nicht im Großen und Ganzen beständig sieht, lernt ihre Sprache im Einzelnen und Kleinen nicht verstehen, er weiß nicht, in welchem Grade es wahr ist, daß der menschliche Körper eine kleine Natur in der großen ist, die unglaublich viel Analogien und Verbindungen mit ihr hat, an die kein Mensch denken würde, wenn nicht Beobachtung und Gebrauch sie uns gelehrt hätte.

Mir kann vor diesen Verbindungen oft grauen, sagte hier Clara, und vor dem Gedanken, wie alles Bezug hat auf den Menschen. Ja hielte diesen Schauern der Natur nicht eine andere Macht in mir das Gleichgewicht, ich müßte vergehen im Gedanken an diese ewige Nacht und Flucht des Lichts, dieß ewig ringende, nie seyende Seyn. Nur der Gedanke Gottes macht es wieder hell und friedlich in unserem Innern.

Im nämlichen Augenblicke schienen die Lichter eines nahen Hauses, nicht weit von ihrer Wohnung in den Wagen herein, der nach wenigen Minuten still hielt. Mit Clara ging Therese hinauf, wir andern aber ein jeder seinen Weg nach Hause.

Seit ihrer Wiederkehr hatten wir an unserer Freundin ein lebhaftes und fast beständiges Verlangen bemerkt, sich von Gegenständen jener anderen Welt zu unterhalten. Die Ereignisse der Zeit, die eine noch dunklere Zukunft ahnden ließen, vereint mit dem besonderen Leid, das sie betroffen, hatten die schöne Seele aus der stillen Fassung gesetzt, die wir sonst an ihr kannten. Der Schmerz über das Vergangene verwandelte sich in eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Zukünftigen. Es lag zugleich etwas Gewaltsames in ihrem Hinausstreben über die Natur und das Wirkliche. Begriffe von verborgenen Naturkräften, die sie schon früh im väterlichen Haus eingesogen, nachher der Umgang mit Albert, den eine leidenschaftliche Liebe zu gewissen Naturoperationen mit dem Arzte verband und, wie ich immer vermuthete, schon früher verbunden hatte, mochte sie mit dem Gefühl eines namenlosen Schrecklichen

in der Natur erfüllt haben, von dem sie sich mit schauerlicher Lust bald vielleicht angezogen, bald wieder abgestoßen fühlte. Wir konnten uns das Gefährliche dieses Zustandes beide nicht verbergen und nahmen noch am folgenden Tage Abrede, ihren Gedanken wo möglich eine sanftere Richtung zu geben, ohne der gegenwärtigen Neigung gewaltsam in den Weg zu treten.

Wie gleichgültig, sagte ich unter anderem, behandeln wir nicht oft die Erkenntniß, gleich als könnte irgend ein Begriff in uns liegen, der nicht auf uns wirkte, der nicht Folgen auf unser Leben hätte. Wie vielen wird eine Erkenntniß, der ihr sittlicher Zustand widerspricht, zum Gift, das durch die peinliche Anregung der Masse des Unreinen, die in ihnen liegt, sie zur Wuth und zu schrecklichen Explosionen bringt. Wie manchen andern habe ich dahinwelken sehen im Streben nach einer Erkenntniß, der er nicht gewachsen war. Vielleicht erfordert eine jede Natur auch eine eigens temperirte Einsicht, bei der sie sich allein wohl befinden kann.

Ich glaube, sagte der Arzt, unsere Freundin ist in einem solchen Proceß begriffen, bei dem es nur darauf ankommt, die Krisis wohlthätig zu unterstützen und zu einem heilsamen Ziel zu lenken. Ihren bisherigen Begriffen hat das Geschehene einen gewaltigen Stoß gegeben; manches bewußtlos in ihr Schlummernde ist geweckt worden; die bisherige Ansicht thut dem im Innersten bewegten Gemüth kein Genüge mehr; sie wird nicht ruhen, bis sie eine neue Welt sich erschaffen, die der Größe ihrer Empfindungen angemessen ist. Willkürlich aufhalten läßt sich hier nichts, und zu der Kräftigkeit ihrer Natur läßt sich einiges Zutrauen fassen.

So also stellten wir uns ihren Zustand vor. Ein Beweis früher Beschäftigung mit dem Gedanken vom Tod und Zukünftigen, zugleich aber einer noch ruhigen Fassung und ungetrübten Heiterkeit bei demselben, fand sich nach ihrem Tode unter ihren Papieren, ein Blatt noch mit jungfräulich zarter Hand geschrieben, leider ein Bruchstück, das so lautete:

(leere Stelle im Manuscript.)

Mehr war davon nicht vorhanden. Wie wir nun in den nächsten Tagen des schönen Spätsommers sie zu einem Spaziergange ins Weite und Freie abzuholen kamen, bestand sie auf einen Weg, der in eine Art von engem Thal zwischen zwei Hügeln bis zu einem Punkt fortläuft, wo nur noch zwei getrennte Fußsteige, der eine auf diese, der andere auf jene Höhe hinaufleiten.

Als wir auf dem Weg waren, sagte sie:

Hier in dem traulichen Thälchen ist mir wohler. Ihm hat der Herbst nicht viel rauben können. Es hält die Sonnenwärme mehr zusammen, und könnte uns eher glauben machen, als sey es noch in der guten Zeit. Hier dringt noch duftender Thymian hervor, der das Gedächtniß stärkt; auf der Wiese schwankt schon lange die Zeitlose und deutet durch ihr schwaches Blau die blasse Farbe der Erinnerung an, worein zuletzt alles sich verliert. Es soll eine giftige Pflanze seyn. Das ist überall das Ende, und was die Natur im Anfang hatte, muß sich ja wohl im Schluß zeigen. Sie scheint selbst ein geheimes verzehrendes Gift in sich zu haben; aber warum theilt sie es ihren Kindern mit, daß auch sie davon verzehrt werden?

Ihre Klage scheint mir ungerecht, sprach hierauf der Arzt. Sie leidet ja selbst nach Ihrer Meinung an einem verborgenen Gift, das sie gern überwinden oder ausstoßen möchte, aber nicht kann. Trauert sie nicht mit uns? Wir können klagen, aber sie leidet stumm und kann nur durch Zeichen und Mienen mit uns reden. Welche stille Wehmuth liegt in mancher Blume, im Thau des Morgens, im Verbleichen der Farben am Abend. In wenigen Erscheinungen zeigt sie sich schrecklich, und immer nur vorübergehend. Bald tritt alles in die gewohnten Schranken zurück, und in ihrem gewöhnlichen Leben erscheint sie immer als eine gebeugte Kraft, die durch das Schöne, was sie in diesem Zustande erzeugt, uns rührend wird.

Es ist wahr, sagte sie hierauf; ich weiß z. B. nicht, welch' ein süßes Leiden für mich im Geruch mancher Blumen liegt, so daß ich auch immer auf ein gleiches Leiden in der Blume als Ursache des Dufts schließen muß.

Auch mir, sagte ich, scheint das ganze Wesen der Natur zu bezeugen, daß sie diesem Zustand nicht freiwillig unterworfen ist und sich sehnt von der Vergänglichkeit erlöst zu werden. Eben dieß, daß nichts dauert, diese innere Nothwendigkeit, nach der endlich alles zerstört wird, und die nur um so gräßlicher ist, je stiller sie ist, eben diese ist das Aengstigende in der Natur. Woher diese allgemeine, nie aufhörende Gewalt des Todes? Philosophen können wohl sagen: es gibt keinen Tod, nichts vergeht an sich; sie setzen da eine willkürliche Erklärung von Tod und Vergehen voraus. Das aber, was wir andere Menschen so nennen, bleibt deßwegen doch da, und läßt sich mit Worten so wenig hinwegschaffen, als es auf diese Art erklärt wird.

Dieß ist auch, sagte der Arzt, immer eine schlechte Aushülfe. Aber diese furchtbare Realität des Todes berechtigt den Menschen keineswegs, die Natur deßwegen anzuklagen, eher klage er sich selbst an!

Welch ein Gedanke! sagte hierauf Clara.

Ein Gedanke, antwortete er, den ich Ihnen einleuchtend zu machen hoffe, wenn Sie mir nur einige Fragen beantworten.

Recht gern, antwortete sie.

Nun dann, frug er, was denken Sie doch im lauteren Begriff der Natur? Ohne Zweifel eine wesentlich hervorbringende Kraft?

Allerdings, sagte sie.

Eine Kraft also, die dem Wesen nach nur aufs Hervorbringen geht?

Freilich, antwortete sie.

Die also auch von sich selbst nie aufs Zerstören gehen kann?

Warum nicht? frug sie dagegen. Denn es scheint, daß dieselbe Kraft, die hervorbringt, auch die zerstörende sey.

Ich frug, antwortete er hierauf, ob jene Kraft je von sich selbst aufs Zerstören gehen werde, und dieß halte ich für unmöglich. Sie wird vielmehr, so lange sie ungehemmt und frei ist, die reine Lust des Hervorbringens immerfort befriedigen. Wenn sie aber auch widerstrebenden Stoff anträfe, der sich nur bis zu einem gewissen Punkt bilden ließe, der also ihre hervorbringende Lust beschränkte, den würde sie

verlassen, oder gar absichtlich zerstören, nur um die Lust des Hervorbringens immerfort zu genießen, wenn sie auch wüßte, daß sie mit dem neuen Geschöpfe wieder bei dem nämlichen Punkt ankäme.

So läßt es sich denken, sagte sie hierauf.

Nun also, fuhr er fort, der Grund, wodurch die hervorbringende Kraft eine zerstörende würde, und also auch der Grund der Zerstörung läge nicht in ihr selbst, der hervorbringenden, sondern in etwas Fremdartigem, in sie Gekommenen, einer Hemmung oder Beschränkung?

Freilich, antwortete sie.

Also die Natur an sich, sagte er, wäre unschuldig an Zerstörung?

So scheint es freilich, sprach sie hierauf.

Nun denn, sagte er, sollte wohl Gott je für sich und nach seiner Natur Urheber des Todes seyn können, und gilt nicht von ihm in einem viel höheren Sinne als von der Natur, daß er seine Lust am Erschaffen, nicht aber am Vernichten, am Bilden, nicht aber am Zerstören hat?

Unleugbar, sagte sie.

Außer Gott und Natur aber, was bleibt übrig? frug er weiter.

Ich sehe wohl, wo Sie hinwollen, sagte sie hierauf; das was in der Mitte zwischen Gott und Natur steht, der Mensch. Sie wissen aber, daß solche Ueberführungen mich nie beruhigen. Was ich nicht werden und kommen sehe, da, vor meinen Augen, dafür habe ich keinen Sinn.

Wohlan denn, sagte er, so will ich denn erzählungsweise fortfahren, nachdem ich nur noch zwei Fragen gethan. Der Natur setzen wir doch die Geisterwelt entgegen?

Sie bejahte es.

Und den Menschen können wir als den Wendepunkt beider Welten ansehen?

Auch hiermit stimmte sie ein.

Sollten wir also, fuhr er fort, nicht annehmen dürfen, es sey eine göttliche Bestimmung gewesen, daß diese Natur sich zuerst bis zum Menschen erhebe, um eben in ihm den Vereinigungspunkt beider Welten zu finden, und daß hernach durch den Menschen ein unmittelbarer

Uebergang der einen in die andere geschehen sollte, das Gewächs der äußern Welt ohne Unterbrechung fortwachsen in die innere oder die Geisterwelt? Denn jetzt geschieht zwar auch ein Uebergang, indem alles oder wenigstens der Mensch, wenn er stirbt, in die Geisterwelt hinübertritt. Aber dieser Uebergang geschieht nur mittelbar, durch den Tod und durch ein gänzliches Abbrechen von der Natur, so daß weder dieses noch jenes Leben ein ganzes heißen kann, sondern jedes nur eine Seite des ganzen oder ungetheilten. Dann also wäre nach meiner Meinung kein Tod gewesen. Der Mensch hätte schon hier ein zugleich geistlich und leibliches Leben gelebt; die ganze Natur hätte sich in und mit ihm zum Himmel oder zum unvergänglichen ewigen Leben erhoben. Gott wollte nicht ein todtes oder nothwendiges, sondern ein freies und lebendiges Band beider (der äußeren und der inneren Welt), und das Wort dieser Verbindung trug der Mensch in seinem Herzen und auf seinen Lippen. Von der Freiheit des Menschen hing also auch die Erhebung der ganzen Natur ab. Es kam darauf an, ob er vergäße, was hinter ihm war, und nach dem griff, was vor ihm war. Nun griff aber der Mensch (wie es geschehen, und warum es Gott zugelassen, frage ich hier nicht), genug er verlangte, sehnte sich zurück in diese äußere Welt, und verlor darüber die himmlische, indem er nicht allein seinen eignen Fortschritt, sondern den der ganzen Natur aufhielt. Wer es je mit Augen gesehen hat, welche schreckliche Folgen auf den menschlichen Körper eine gehemmte Entwicklung hat, nach welcher die Natur mit Heftigkeit verlangt, wie die durch ungeschickten Eingriff aufgehaltene oder durch bereits vorhandene Entkräftung unmöglich gewordene Krisis in der Krankheit unmittelbar das Zurücksinken der Kräfte in Todesschwäche und unfehlbar den Tod verursacht: der wird sich einen ohngefähren Begriff machen können von den zerstörenden Wirkungen, welche die durch den Menschen plötzlich eingetretene Hemmung ihrer Evolution auf die ganze Natur haben mußte. Die Kräfte, die voll und mächtig hervorgetreten waren, bereit sich in eine höhere Welt zu erheben und ihren Verklärungspunkt zu erreichen, schlugen in die gegenwärtige zurück und erstickten so den innern Lebenstrieb, der freilich immer noch wie ein eingeschlossenes Feuer wirkt, aber

weil die eigentliche Erhebung nicht mehr möglich ist, als ein Feuer der Pein und Angst, das nach allen Seiten seinen Ausweg sucht. Jede Stufe, die aufwärts führt, ist lieblich, aber die nämliche, im Fall erreicht, ist schrecklich. Kündigt nicht alles ein gesunkenes Leben an? Sind diese Berge so gewachsen, wie sie da stehen? ist der Boden, der uns trägt, durch Erhebung entstanden oder durch Zurücksinkung? Und noch dazu hat hier nicht eine feste, stete Ordnung gewaltet, sondern nach einmal gehemmter Gesetzmäßigkeit der Entwicklung brach auch der Zufall herein. Oder wer wird glauben, daß die Fluthen, die so offenbar überall gewirkt, diese Thäler durchrissen und so viele Seegeschöpfe in unsern Bergen zurückgelassen haben, das alles nach einem innerlichen Gesetz bewirkt, wer annehmen, daß eine göttliche Hand schwere Felsenmassen auf schlüpfrigen Thon gelagert, damit sie in der Folge herabgleiten und friedliche Thäler, besäet mit menschlichen Wohnungen, in schrecklichem Ruin, fröhliche Wanderer mitten auf dem Wege begraben. O nicht jene Trümmer uralter menschlicher Herrlichkeit, wegen welcher der Neugierige die Wüsten Persiens oder Indiens Einöden aufsucht, sind die eigentlichen Ruinen; die ganze Erde ist Eine große Ruine, worin Thiere als Gespenster, Menschen als Geister hausen, und worin viele verborgene Kräfte und Schätze wie durch unsichtbare Mächte und wie durch den Bann eines Zauberers festgehalten sind. Und diese verschlossenen Kräfte wollten wir anklagen, und nicht vielmehr darauf denken, sie zuerst in uns zu befreien? Zwar der Mensch in seiner Art ist nicht weniger verzaubert und verwandelt. Darum sandte der Himmel von Zeit zu Zeit höhere Wesen, die durch wunderbare Gesänge und Zauberspräche den Bann in seinem Innern lösen, ihm den Blick in die höhere Welt wieder öffnen sollten. Die meisten aber sind ganz von dem äußern Anblick befangen und meinen, in dem sey es zu finden. Wie Bauern um ein altes zerstört oder verzaubert Schloß herumschleichen mit ihren Wünschrüthlein in der Hand, oder in die unterirdischen verschütteten Gemächer mit ihren Lämpchen hineinleuchten, auch wohl Hebel und Brecheisen anlegen, in der Hoffnung Gold oder anderes Kostbares zu finden: so geht der Mensch um die Natur herum und in einige ihrer

verborgenen Kammern hinein und nennt das Naturforschung; aber die Schätze sind nicht bloß vom Schutt zugedeckt, sie sind in die Trümmer und Steine selbst durch einen Bann verschlossen, den nur ein anderer Zauberspruch auflösen kann.[1]

Wir waren unter diesen Reden zu dem Punkt gekommen, wo der Weg aufhörte. Clara schien müde, und setzte sich auf die steinerne Bank im Grunde, die ein geschickter Steinhauer aus den nahen Brüchen hierher gestiftet hatte. Die Sonne hatte uns bisher im Rücken gestanden, jetzt da wir uns umwandten, stand sie bereits seitwärts der Oeffnung des kleinen Thales, wodurch die eine Seite in Schatten zu stehen kam, und die scharfe Beleuchtung der anderen den wunderbaren Eindruck der regellosen Massen des Gesteins erhöhte, aus dem viel dichtes Gesträuch mit herbstlich rothen und falben Blättern hervordrang. Von den Apfelbäumen, die hinter der Bank und die ganze steile Höhe hinauf gleich einem Walde standen, hob die Bewegung der Luft hie und da ein welkes Blatt ab und legte es sanft in Claras Schoos oder in ihre Haare. Sie schien es nicht zu beachten; mir fiel dabei ein, wie ganz anders im Frühling des vorigen Jahres sie unter diesen Bäumen saß, die sie mit ihren Blüthen überschütteten.

Der Arzt, der den Rain hinaufgegangen war, um von den Beeren zu holen, die erst durch die Kälte und den Reif der Herbstnächte einige Süßigkeit erhalten, kam inzwischen zurück. Clara wendete sich zu ihm und sagte: Sie haben mir ein erwünschtes Licht gegeben. Einen solchen magischen Zusammenhang des Menschen mit der Natur habe ich schon lang geahndet. Darum sind die Augen aller Geschöpfe auf ihn gerichtet, weil alles auf ihn berechnet war. Alles scheint ihn mit stummem Seufzen anzuklagen, oder stürzt sich auf ihn als den allgemeinen Feind. Mit Recht sind alle Pfeile der Natur gegen ihn gerichtet. Mit Recht stürmt hier kalter zerstörender Nord auf ihn, während dort sich ein Giftwind aus der Wüste erhebt, der seine Lebenskraft versehrt. Mit Recht stürzen seine Wohnungen über ihn ein, wenn die Erde, von der

[1] Randbemerkung: Eine ganz andere Welt darin begraben, als wir ahnden. Odyssee des Geistes.

Kraft des eingeschlossenen Feuers bewegt, erzittert; mit Recht verwüstet ausbrechender Feuerstrom mit wildem Zahn die mühseligen Arbeiten seines Fleißes. Die Kraft, die sich im Thier zu entwickeln bereit war, verwandelte sich, ins Innere zurückgetrieben, in flammende Wuth oder Gift, und wendet sich mit Recht zuerst gegen den Menschen.

Gedenken Sie doch, sagte der Arzt sie unterbrechend, der vielen heiteren und wohlthätigen Kräfte der Natur. Noch hat sie es nicht vergessen, daß sie durch den Menschen weiter erhoben und befreit werden sollte, daß auch jetzt noch in ihm der Talisman liegt, durch den sie erlöst werden soll. Darum kommt sie dem Menschen dankbar entgegen, wenn er Samen in die Erde streut, den wilden, dürren Boden sanft und fett macht, und lohnt mit überschwenglicher Fülle. Ihre wesentliche Empfindung für den Menschen scheint mir Freundschaft und oft Mitleiden zu seyn —

Und doch, fiel sie ein, geht sie so fühllos an den Scenen des Jammers und der Verzweiflung vorüber. Da liegt das arme Geschöpf in erschöpfender Fieberhitze und lechzet nach Erquickung und Rettung, die ihm eine kühlende Luft bringen könnte; aber unbarmherzig sendet die Sonne ihre stärksten Strahlen herab, und Luft und Erde verdichten sie zur stickenden Gluth. Dort verläßt ein Vertriebener Haus und Hof, wo ein Weib mit Kindern ihm verzweiflungsvoll nachjammert; der Himmel sendet ihm Sturm und Regen nach, Schloßen und Hagel treffen den nackten Scheitel des Geächteten.

Der Unglückliche, sagte der Arzt hier abermals unterbrechend, wird eben in dem Fall die Natur mit sich einstimmiger finden, als wenn sie ihm durch heitere Luft, holden Sonnenblick schmeichelt. Mag er sich doch täuschen, wie der, der glaubt, die Natur lächle zu seinem Freudentag. Denn an Schicksal und Stimmung des Einzelnen kann sie in ihrem großen, aufs Allgemeine gerichtetem Gange vielleicht nur selten theilnehmen. Aber vielleicht haben sich nie große, ganze Völker betreffende Veränderungen ereignet ohne gleichzeitige Bewegungen der allgemeinen Natur. Alle Geschichtsbücher sind davon voll, und wie viele Zeichen am Himmel, in der Luft, auf der Erde haben diesen verhäng-

nißvollen Zeiten vorgeleuchtet. Alles spricht zu uns und möchte uns gern verständlich werden. Vieles ist dem Menschen hold und hat den offenbaren Willen, ihm seine nahe Zukunft zu verkündigen, wenn er es hören wollte. Ich könnte dafür manche, vielleicht unglaubliche Beobachtungen anführen.

Es ist nur zu wahr, sagte sie hierauf, alles drängt sich feindselig oder freundlich zum Menschen, alles sucht nur ihn und möchte sich seiner bemächtigen. Darum widersteht er dem Zauberblick des Goldes nicht, nicht den Lockungen der Welt, den Reizungen irdischer Schönheit. Nichts läßt ihn gleichgültig, Alles bewegt ihn —

Weil Er alles bewegen sollte, fiel hier der Arzt ein, weil er sich der Kraft in seinem Innern nicht bewußt wird, wodurch er über alles herrschen, von allem frei seyn könnte. Trägheit und Verdrossenheit sind die ärgsten Feinde des Menschen und eine Folge jenes ersten Falls. Wer sich selbst nicht besitzt, den nimmt in Kurzem anderes in Besitz. Wer nicht fort will, sinkt zurück. Worin besteht auch noch jetzt das Böse als in einem rückschreitenden Gang der menschlichen Natur, die, anstatt sich in ihr eigentliches Wesen erheben zu wollen, immer an dem hängt und das zu verwirklichen sucht, was nur Bedingung ihrer Thätigkeit, stille, unthätige Grundlage ihres Lebens seyn sollte. Woher kommt Krankheit als aus Verdrossenheit zur Entwicklung, daher, daß die einzelne Kraft nicht mit dem Ganzen fort will, nicht dem Ganzen ersterben, sondern eigenwillig für sich seyn? Darum sollten wir nichts so sehr in uns entgegenarbeiten als diesem Zustand. Der Mensch, der sich rührt, ist nicht verloren. Dem Thätigen hilft Gott und sieht ihm vieles nach. Es ist unglaublich, wie viel schon in dem Thätigseyn an und für sich liegt.

Ich kenne jene Kraft des Innern, sagte hier Clara, indem sie aufstand den Rückweg anzutreten, und habe erfahren, daß sie uns über alles Aeußere zu erheben vermag; aber ich weiß auch, in welchen Widerspruch das beste Innere, oft ehe es sich versieht, mit der Außenwelt verwickelt wird.

Auch dieß, sagte der Arzt, ist die nothwendige Folge jenes ersten

Zurückſinkens. Nachdem einmal dieſe Welt als eine äußere fixirt worden, kann alles Hohe und Göttliche zwar aus ihr ſich emporheben, wie die Blume aus der Erde emporſteigt; aber es bleibt ein Fremdes in ihr, von dem ſie bloß der Träger iſt, ohne es in ſich ſelbſt aufnehmen zu können. Das waltende Geſetz geht nur auf die Erhaltung dieſer Unterlage: alles andere iſt ihm zufällig und muß es ihm ſeyn.

So iſt es ihm alſo, ſagte ſie, vor allem andern der Menſch. Die heiligſte Nothwendigkeit meines Innern iſt kein Geſetz für die Natur. Das göttlich Nothwendige ſelbſt nimmt in ihr die Farbe und den Schein des Zufalls an, und was erſt zufällig war, wirkt, einmal vorhanden, mit der unwiderſtehlichen Gewalt einer furchtbaren Nothwendigkeit. Wäre es wenigſtens möglich, unſer Inneres von dieſem Widerſpruch frei zu erhalten! Aber eben hier zeigt er ſeine größte Gewalt. Den zarteſten Gefühlen unſeres eignen Herzens zwingt er uns zu mißtrauen, wir ſind Weſen, die nicht ungeſtraft lieben; und im Gegentheil vermöchte das Geſetz unſeres Innern wohl Handlungen zu fordern, die jedes menſchlich fühlende Herz verabſcheuen müßte. Schon in dem Einfachſten, Erſten, Unabweislichſten ſehe ich Stoff genug, um meine Empfindung wahr zu machen, daß das Schreckliche nicht nur geſchieht und geſchehen wird, ſondern geſchehen *muß*.

Dieß eben zu erkennen, ſagte der Arzt, iſt unſere Pflicht. Es hilft nichts, den Blick abzuwenden, die Augen zuzudrücken, damit man nur dieſen Zuſtand nicht ſehe. Wir mögen den Untergang des Schönſten, des Lieblichſten in der Welt menſchlich beklagen; aber wir ſollten zugleich jeden ſolchen Fall mit einer Art ſtiller Freude betrachten, weil er eine Beſtätigung der Anſicht enthält, die wir von dieſer Welt faſſen müſſen, und die unmittelbarſte Hinweiſung auf eine andere, höhere Welt. Wie viel glücklicher wären die meiſten, wie viel vergebliches Sehnen hörte auf, wie viel leichter würde das Leben ertragen und verlaſſen, wenn ſich alle beſtändig gegenwärtig erhielten, daß alles Göttliche hier nur Erſcheinung, nicht Wirklichkeit iſt, daß ſelbſt das Geiſtigſte nicht frei, ſondern nur unter Bedingungen hervorkommt, daß es Blüthe, hie und da auch Frucht iſt, aber nicht Stamm und Wurzel.

Das sagen aber doch die meisten oder alle, sprach hierauf Clara.

Sie sagen es wohl, erwiederte er, aber sie meinen, es könne anders seyn, und klagen den Menschen darum an, dem sie aus diesem Grunde auch allen Zusammenhang mit der Natur abschneiden möchten. Dadurch verwirren sie sich dann in ihren Systemen und Meinungen ebenso sehr als in ihren sittlichen Lehren. Sie fangen mit dem Allgemeinsten und Geistigsten an, und können darum nie bis zu dem Besondern und der Wirklichkeit herunterkommen. Sie schämen sich von der Erde anzufangen, an der Kreatur als an einer Leiter aufzusteigen und die übersinnlichen Gedanken erst aus Erde, Feuer, Wasser und Luft zu ziehen; darum bringen sie es auch zu nichts, und ihre Gedankengewebe sind Pflanzen ohne Wurzel, sie hängen an nichts, wie doch das Spinnengewebe an Sträuchern oder Mauern, sondern schwimmen, wie hier diese zarten Fäden vor uns, in der Luft und im Blauen. Und dennoch meinen sie damit die Menschen stärken, ja wohl gar dem Zeitalter aufhelfen zu können, das doch eben darunter leidet, daß, während der eine Theil freilich ganz in den Schlamm versunken ist, der andere sich so hoch verstiegen hat, daß er den Boden unter sich nicht mehr finden kann. Wenn wir in dieser Welt schon alles geistig haben wollen, was bleibt uns dann für eine künftige? Und mir scheint, daß die Menschen vor Zeiten ganz andere und viel bestimmtere Begriffe von jenem andern Leben gehabt haben, als sie noch in diesem mit festen, markigen Knochen auf der Erde standen. Derjenige erst kann das Geistige recht ins Auge fassen, der zuvor sein Gegentheil durch und durch erkannt hat; wie nur derjenige frei zu nennen ist, der das Nothwendige und die Bedingungen kennt, unter denen er walten kann. Auch zur Freiheit muß der Mensch erst erwachsen, auch sie erhebt sich in dieser Welt aus dem Dunkel der Nothwendigkeit, und bricht nur in ihrer letzten Erscheinung hervor als unerklärbar, göttlich, als ein Blitz der Ewigkeit, der die Finsterniß dieser Welt zertheilt, aber auch in seiner Wirkung gleich wieder von ihr verschlungen wird.

Ich habe mir oft gedacht, sagte hierauf Clara, daß der Anblick der Freiheit — nicht der, die man so nennt, sondern der wahren,

eigentlichen — den Menschen unerträglich seyn müßte, die sie doch beständig im Munde führen und sich viel darauf zu gut thun. Sie begnügen sich so gern alle ihre Handlungen nach Gründen oder gar Grundsätzen zu bestimmen, und malen sich dann diese Knechtschaft ihres Herzens als Freiheit vor. Denn ich weiß nicht, ob ich irre, aber mir scheint diese Art von Freiheit von allen wenigstens die untergeordnetste zu seyn. Eine Freundin pflegte zu sagen: Himmel ist Freiheit; aber wenn Freiheit Himmel ist, so muß sie auch unumschränkte, gänzliche, göttliche Freiheit seyn.

Ich bin völlig dieser Meinung, sagte hierauf der Arzt. Die meisten Menschen scheuen sich vor der Freiheit, wie sie sich vor der Magie, vor allem Unerklärbaren, und besonders vor der Geisterwelt scheuen. Die Freiheit ist die wahre eigentliche Geistererscheinung; darum wirft ihre Erscheinung den Menschen vor sich nieder; die Welt beugt sich ihr. Aber wie wenige wissen mit diesem zarten Geheimniß umzugehen; darum sehen wir, daß die, die in den Fall kommen, dieses Götterrechts zu gebrauchen, wie Rasende werden, und von dem Wahnsinn der Willkür ergriffen in denjenigen Handlungen die Freiheit zu bewähren suchen, denen alles Gepräge innerer Nothwendigkeit fehlt, und die darum die zufälligsten sind. Nothwendigkeit ist das Innere der Freiheit; darum läßt sich von der wahrhaft freien Handlung kein Grund angeben; sie ist so, weil sie so ist, sie ist schlechthin, ist unbedingt und darum nothwendig. Aber als solche ist die Freiheit nicht von dieser Welt. Darum können die, die sich mit der Welt befassen, sie selten oder gar nicht ausüben. Diese müssen statt ihrer sich der Kunst ergeben; denn bei der entschiedenen Herrschaft des Aeußeren muß das Innerlichste, und zwar je innerlicher es ist, desto mehr den Schein des Aeußeren annehmen, ihm selbst zu dienen scheinen, daß es geduldet werde. So, scheint es, wollte es Gott, damit erst alles so viel möglich äußerlich werde, und das innere Leben durch den härtesten Kampf und das mächtigste Widerstreben sich durchschlage und zur Erscheinung komme. Je mehr wir die Eingeschränktheit dieser Welt erkennen, desto heiliger wird uns jede Erscheinung einer höheren und besseren in ihr seyn. Wir werden sie

nie ungestüm fordern, aber wo sie sich von selbst findet, wo wir ein Herz antreffen, das den Himmel in sich hat, eine Seele, die ein stiller Tempel himmlischer Offenbarung ist, eine Handlung oder ein Werk, in dem Aeußeres und Inneres wie durch göttliche Milde versöhnt sich zeigt, die werden wir mit liebender Kraft umfassen, sie heilig halten und als Zeichen einer Welt verehren, in der das Aeußere ebenso dem Inneren untergeordnet ist, wie hier das Innere dem Aeußeren unterliegt.

O lassen Sie uns, sagte Clara, sich noch einmal gegen die fast gesunkene Sonne zurückwendend, lassen Sie in diese Regionen den Blick sich wenden; denn mir ist jetzt jenes hohe, heilige Geisterreich näher als Natur, Welt und Leben.

Wir gingen schweigend durch das Thor, und geleiteten sie durch die kurze Straße zum andern Thor bis vor ihre Wohnung.

Die Tage wurden jetzt schnell unfreundlich und erlaubten keine Spaziergänge ins Weite.

Ich beobachtete unsere Freundin, und sah wohl, daß sie sich immer mit dem Einen Gegenstand beschäftigte.

Eine wunderbare Innigkeit des Gefühls, die bis zur Anschauung gehen konnte, verrieth sich in einzelnen Reden: was ihr aber fehlte, war die Fähigkeit, sich ihre eignen Anschauungen durch Auswickelung klar zu machen. Ich kenne die wohlthätigen Wirkungen, welche auf uns der genau geordnete Zusammenhang eigner Gedanken hat; der Seele ist es wohl, wenn sie das, was sie innerlich wie durch Eingebung oder eine Art göttlicher Anschauung empfunden, nun auch äußerlich im Verstande zurecht gelegt, wie in einem Spiegel erblicken kann. Innige Gemüther scheuen sich vor dieser Entwicklung, die ihnen als ein Heraustreten aus sich selbst erscheint, sie wollen immer in ihre eigne Tiefe zurück und die Seligkeit des Mittelpunkts immerfort genießen.

Ich beschloß bei unserer Freundin zunächst dieser Richtung entgegenzuwirken, und dazu die erste Gelegenheit zu benutzen, überzeugt, daß

wenn wir uns einmal dazu entschließen, wir gewöhnlich alles noch viel herrlicher und wunderbarer finden, als wir es in der Intuition gesehen zu haben meinten.

Sie kam mir inzwischen selbst mit ihrem eignen Verlangen zuvor. Es war am Weihnachtabend, auf den sie meine Kinder eingeladen hatte, um sie durch unerwartete Bescheerung zu erfreuen, und ihnen für diesen Tag womöglich die verlorene Mutter zu ersetzen.

Es war in ihrem Wesen diesen ganzen Abend etwas Verklärtes und eine Art unbeschreiblicher Heiterkeit, die wir lange nicht an ihr bemerkt hatten. Nachdem nun der erste Jubel der Kleinen vorbei war, und von den älteren Mädchen die eine mit den Gedichten, die sie sich lang gewünscht, die andere mit den Zeichnungsmustern, die ihr bescheert waren, sich bei Seite setzten, zog sie sich in die Tiefe des Zimmers zurück und fing, nachdem wir uns dort niedergelassen, so zu reden an:

Der Anblick dieser wohlgearteten Kinder ruft Ihnen und mir das Bild der Mutter hervor, die ich nicht gekannt habe, und gibt mir die klarste Gewißheit, daß sie ist, daß sie lebt, daß sie an unserer Freude theilnimmt. Mir ist überhaupt, als brächte uns dieser Tag den Abgeschiedenen näher; denn ist es nicht so, daß dieser Tag einst die Erde wieder mit dem Himmel verbunden hat?

Freilich, sagte ich; darum mußten Engel diese Geburt feiern, und Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden verkünden, weil das Obere wieder zu dem Unteren gekommen, die lang getrennte Kette wieder geschlossen war.

In Augenblicken wie diese, fuhr sie fort, bedarf meine Ueberzeugung keiner Gründe; ich sehe alles wie gegenwärtig; mir ist, als umfinge auch mich schon das Geisterleben, als wandelte ich noch auf der Erde, aber als ein ganz anderes Wesen, getragen von einem sanften, weichen Element, ohne Bedürfniß, ohne Schmerz, — warum können wir diese Augenblicke nicht festhalten?

Vielleicht, antwortete ich hierauf, verträgt sich dieser Grad von Innigkeit nicht mit der Eingeschränktheit des jetzigen Lebens, dessen Bestimmung zu seyn scheint, daß alles auseinandergesetzt und stückweis

erkannt werde. Und nicht wahr, setzte ich hinzu, wenn Sie in einem solchen Zustand sind, so scheint Ihnen Ihr ganzes Wesen wie in Einem Brennpunkt vereinigt, Ein Licht, Eine Flamme zu seyn.

Ganz so ist mir zu Muth, sagte sie.

Und wenn Sie aus diesem Zustand herauskommen, fühlen Sie sich unglücklich?

Wenigstens bei weitem weniger glücklich, sagte sie.

Und Sie können, fuhr ich fort, nicht verhindern, daß Sie nicht aus diesem Zustand herauskommen?

Sie sagte, es geschehe ihr wider ihren Willen.

So muß also doch, sagte ich, in der Abwechslung dieser Zustände eine Nothwendigkeit liegen, wie in andern Abwechslungen der Art. Jene centralische Anschauung, die uns mit einem Gefühl des höchsten Wohlseyns überströmt, scheint der Mäßigkeit des gegenwärtigen Lebens nicht angemessen; wir müssen sie als eine außerordentliche Vergünstigung ansehen, aber darum den ordentlichen Zustand nicht verschmähen.

Womit aber, sagte sie hierauf, sollen wir die Leere ausfüllen, die wir in diesem im Vergleich mit jenem empfinden?

Durch Beschäftigung, antwortete ich, oder eigentlich dadurch, daß wir uns auch für diesem Zustand die Güter jenes höheren versichern.

Und wie wäre dieß möglich? frug sie.

Es ist nicht unmöglich, sagte ich, daß wir eben das, was wir gleichsam auf eine untheilbare Weise unmittelbar angeschaut haben, auch wieder theilweise vor uns hinstellen, und so aus einer Erkenntniß, die in jedem einzelnen Theil Stückwerk ist, doch zuletzt ein Ganzes hervorbringen, das jenem zumal Empfundenen ähnlich ist, und das wir auch dann genießen können, wenn uns jene Seligkeit des Anschauens entzogen ist. Und eben diese Auseinanderfaltung der Erkenntniß, welche ihre Erhebung zur Wissenschaft ist, scheint mir die eigentliche geistige Bestimmung des Menschen für dieses Leben zu seyn.

Ich habe, sagte sie hierauf, vor der Wissenschaft immer die Achtung empfunden, die jemand für etwas hat, das ihm selbst versagt ist, und wovon er doch herrliche Wirkungen sieht. Denn Sie wissen ja selbst

mit welchem Zutrauen ich mich immer an Sie gewendet als einen wissenschaftlichen Mann, bei dem mir, wie ich fest überzeugt war, geistiger Rath nie fehlen könnte. Eine gewisse Sicherheit, Zuverlässigkeit, Beständigkeit scheint nur mit Wissenschaft existiren zu können. Aber noch einmal so hoch will ich sie achten, wenn sie die Zauberkraft hat, die Seligkeit des beschaulichen Zustandes festzuhalten.

Das, sage ich eben nicht, daß sie könne, erwiederte ich; die Empfindung, welche die Wissenschaft gibt, ist eine andere, ruhigere, gleichmäßigere, beständigere; wohl aber sagte ich, daß sie die Erkenntniß, welche in der geistigen Intuition vorübergehend, wenngleich in höchster Klarheit und unbeschreiblicher Realität, der Seele nur gezeigt wird, gleichsam als eine getreue Erinnerung festhalte, und sie erst im wahren Sinn uns zu eigen mache.

Und wodurch, frug sie wieder, wird denn dieses Festhalten bewirkt?

Durch deutliche Begriffe, antwortete ich, in welche das untheilbarer Weise Erkannte zerlegt oder geschieden und aus der Scheidung wieder zur Einheit gebracht wird.

Also eine Scheidung muß doch dabei vorgehen? sagte sie.

Freilich, antwortete ich; und sehen Sie nur selbst, wie nöthig uns diese ist, um auch des unmittelbar Erkannten uns als eines bleibenden Guts zu versichern. Denn thöricht wäre wohl, der unmittelbaren Gewißheit des Fortlebens nach dem Tode, die Sie in sich zu haben versichern, noch durch *Beweise* zu Hülfe kommen zu wollen, die immer eine bloß mittelbare Einsicht erzeugen. Aber sagten Sie nicht selbst einmal: Sie verlangen die Unsterblichkeit des ganzen Menschen?

Das sagte ich, antwortete sie.

Wie nöthig ist es also, das alles, was zum ganzen Menschen gehört, theilweise zu unterscheiden und gleichsam vor uns hinzustellen, damit wir wissen, was wir bei dem Wort: der ganze Mensch, zu denken haben. Wollen Sie also, daß wir dieses einmal auseinanderlegen?

Sie willigte ein.

Gut also, sagte ich, zum ganzen Menschen rechnen Sie doch wohl auch den Leib?

Allerdings, sprach sie.

Außer dem Leib aber auch den Geist?

Freilich, erwiederte sie.

Und nehmen Sie an, daß dieser mit dem Leib einerlei, oder, daß er von ihm verschieden, ja sogar ihm entgegengesetzt sey?

Das Letzte, antwortete sie.

Wie aber nehmen Sie an, daß diese beiden Entgegengesetzten doch zu Einem Ganzen vereinigt seyn können?

Nur durch ein wahrhaft göttliches Band scheint mir dieß möglich, antwortete sie.

Wollen wir nun nicht auch den Ausdruck für dieses Band suchen? Es muß doch in uns, die wir den ganzen Menschen beisammen haben, vorhanden seyn?

Ohne Zweifel, sagte sie.

Also auch uns bekannt seyn?

Natürlich.

Und als das Verbindende an der Natur beider Verbundenen gleichen Antheil nehmen?

So scheint es.

Also ein Mittleres seyn zwischen Geist und Leib?

Freilich.

Und nicht dem Leib so schroff entgegengesetzt wie der Geist, sondern gleichsam ein milderes Wesen, das, so zu sagen, mit seinem oberen Theil den Geist berührt, aber mit seinem unteren bis zu dem Leib herabsteigt und sich in die Materie gibt?

Auch dieß schien ihr einleuchtend zu seyn.

Nun dieses in uns gegenwärtige, seiner Natur nach mittlere und mildere Wesen, wie werden wir es benennen?

Sie meinte es nicht errathen zu können.

Wunderbar, sagte ich, da es uns so nahe ist. Nicht wahr, fuhr ich also fort, einigen Menschen schreiben wir in vorzüglichem Verstande Geist zu?

Freilich.

Und welchen?

Denjenigen, meinte sie, welche sich hauptsächlich mit geistigen Gegenständen beschäftigten und darin eine große Stärke bewiesen.

Ist es aber, fuhr ich fort, je der Geist an und für sich, zu dem wir Liebe fassen, der das Vertrauen unseres Herzens gewinnt?

Mir scheint es nicht, sagte sie, da der Geist für sich sehr oft vielmehr etwas Zurückstoßendes an sich hat, was wir zwar achtend anerkennen, dem wir uns aber nicht zutraulich nahen.

Ist es nicht, fuhr ich fort, eben das Menschliche im Menschen, zu dem wir das meiste Herz haben?

Gewiß, sagte sie.

Also wäre der Geist nicht das eigentlich Menschliche im Menschen?

Es scheint mir nicht, sagte sie.

Was wäre es denn also?

Ich gestehe, sagte sie, ich sehe nicht, wo Sie mit Ihren Fragen hinaus wollen.

Erinnern Sie sich doch, daß wir sagten, einige Menschen haben in hohem Grade Geist, wie wir dagegen von andern sagen könnten, sie seyen im hohen Grade leiblich. Gibt es nun nicht eine dritte Klasse?

Ja wohl, sprach sie, nun verstehe ich. Von andern Menschen sagen wir, sie haben Seele.

Und diese ist es eigentlich, die wir vorzüglich lieben, die uns gleichsam auf magische Art an sich zieht, so daß wir zu Menschen, denen wir Seele in diesem Verstand zuschreiben, ein ganz eignes, unmittelbares Zutrauen gewinnen.

So sey es, versicherte sie.

Die Seele also wäre auch im Menschen das eigentlich Menschliche?

Allerdings, sagte sie.

Und daher auch wohl jenes sanfte mittlere Wesen zwischen Leib und Geist?

Sie erkannte auch dieses an.

Und der ganze Mensch wäre also eigentlich ein Ganzes aus den dreien: Leib und Geist und Seele?

So ist es, sprach sie.

Aber, fuhr ich fort, wie denken wir uns doch nun die Verbindung dieser drei zu Einem Ganzen?

Das möchte freilich, sprach sie, schwer zu beantworten seyn.

Wir wollen sehen, sagte ich. Das, was zwei Entgegengesetzte selbständig vereinigt, sollte doch wohl von einer höheren Art seyn als diese beide?

So scheint es.

Die Seele also höheren Geschlechts als Geist und Leib?

Sie bejahte auch dieses.

Und doch, sagte ich, scheint sie beziehungsweise auf den Geist wieder tiefer zu stehen, indem sie dem Leib gleichsam näher ist als jener.

Es schien ihr ebenso.

Können wir, frug ich weiter, überhaupt sagen, daß eines von den dreien allein und ausschließlich das Verbindende der andern sey, und wird nicht jedes dem andern wieder Mittel der Verbindung? Der Geist gibt sich durch die Seele in den Leib, der Leib aber wird durch die Seele auch wieder in den Geist erhoben; die Seele hängt mit dem Geist zusammen nur, insofern zugleich ein Leib da ist, und mit dem Leib nur, sofern zugleich der Geist da ist; denn wenn einer von beiden fehlte, könnte sie unmöglich als Einheit, d. h. als Seele, gegenwärtig seyn. Das Ganze des Menschen stellt also eine Art von lebendigem Umlauf vor, wo immer eins in das andere greift, keins von dem andern lassen kann, eins das andere fordert.

Ein wunderbarer Begriff, sagte sie hierauf, dem ich aber gleichwohl beistimmen muß.

Und dennoch, sagte ich, hat unter diesen dreien die Seele etwas voraus.

Und was denn? frug sie.

Wenn der Leib, antwortete ich, ganz rein und für sich gesetzt wäre, wäre darum nothwendig auch der Geist mit gesetzt?

Es scheint nicht, sagte sie, da ja beide entgegengesetzte sind.

Und wenn der Geist, dann nothwendig auch der Leib?

Ebensowenig, sagte sie.

Wenn aber die Seele gesetzt wäre, dann wäre nothwendig auch Leib und Geist gesetzt?

So ist es, sagte sie.

Die Seele also wäre doch das Vornehmste unter den dreien[1], weil sie allein die beiden andern in sich schließt, von diesen aber keines für sich weder sein Entgegengesetztes noch sie in sich schließt?

Sie bejahte auch dieß.

Wenn wir also von einer Fortdauer des ganzen Menschen redeten, sagte ich, so würden wir uns nicht mit einer Fortdauer des bloßen Leibes begnügen?

Gewiß nicht, antwortete sie.

Noch mit einer Fortdauer des bloßen Geistes?

Auch nicht.

Wenn aber uns einer die feste Gewißheit von der Fortdauer der Seele geben könnte, so wären wir beruhigt?

Es scheint wenigstens, antwortete sie, daß wir es seyn könnten.

Ich für meinen Theil, sagte ich hierauf, wäre es ganz gewiß, und würde ihm ohngefähr so antworten. Wenn in meinem zwanzigsten Jahre mir eine Wahrsagerin gesagt hätte, daß ich noch 30 Jahre leben würde, so hätte ich dieß nicht so verstanden, als ob der damals gegenwärtige Leib 30 Jahre derselbe bleiben sollte, indem ich ja wüßte, daß er schon binnen der 20 Jahre der Materie nach ein ganz anderer geworden wäre, als er zu Anfang war, noch würde ich geglaubt haben, daß mein Geist derselbe bliebe, der ja ganz andere Ueberzeugungen und gar sehr von den frühesten verschiedene Einsichten schon binnen der kürzeren Zeit, die ich gelebt habe, erhalten hat; sondern ich hätte gedacht, daß, was Leib und Geist betrifft, gar mannichfache Veränderungen mit ihnen vorgehen werden, das aber, was von Anfang an Ich selbst gewesen bin, das, was gemacht, daß ich mir und andern bisher immer als derselbe erschien, was sie unter allen Veränderungen an mir geliebt

[1] Der allerinnerste Keim, der eigentlich durch die beiden andern zu Tag bringen will (Randbemerkung).

oder gehaßt, auch unter den Veränderungen von 30 Jahren immer daſſelbe bleiben werde. Du aber ſagſt mir, daß meine Seele ewig fortleben werde; und ich verſtehe dieß nicht ſo, als könnten nicht mit meinem Leib wie mit meinem Geiſt die größten Veränderungen vorgehen, ſondern daß eben jenes Innerſte, mein eigentliches Selbſt, was weder Leib noch Geiſt, ſondern das einigende Bewußtſeyn beider, alſo Seele war, ewig leben werde. — Iſt nun nicht ſchon viel gewonnen, fuhr ich zu ihr redend fort, daß wir ausgemittelt haben, was das eigentlich ſey, von dem geſagt wird, es daure fort, wenn man ſagt, es gebe eine Fortdauer nach dem Tode, daß dieß nämlich (der eigentlich innerſte Lebenskeim) nichts anderes denn die Seele iſt?

Unſtreitig, antwortete ſie.

Und ſehen wir nicht, daß die Philoſophen daran gar nicht übel gethan, immer vorzugsweiſe von der Unſterblichkeit der Seele zu reden, als wäre damit eben alles gewonnen, wenn ſie gleich vielleicht nicht genau wußten, warum ſie ſo redeten.

Ich habe aber doch, antwortete ſie, noch manches Bedenken.

Nun, ſagte ich, ſo iſt jetzt die Reihe, zu fragen, an Ihnen, da ich es faſt ſchon zu lange fortgeſetzt.

Was mir alſo Bedenken erregt, fing ſie hierauf an, iſt zuerſt dieß. Haben wir die Seele vom Untergang gerettet, ſo ſcheint es freilich, als müſſen Leib und Geiſt von ſelbſt nachfolgen, weil die Seele nach unſrer Annahme die Einheit beider iſt. Ich fürchte aber, es könnte jemand dieß umkehren, und ſagen: wenn Geiſt und Leib im Tode getrennt werden — und dieß ſey doch nothwendig anzunehmen —, daß alsdann auch das Band beider von ſelbſt aufgelöst werde, indem die zuvor Verbundenen entweder gar nicht mehr, oder nur eines von ihnen, oder zwar beide, aber völlig getrennt, fortdauern. Noch ſchwerer aber ſcheint mir Folgendes: daß wir nämlich ſagten, das eigentlich Fortdauernde ſey die Seele, und doch alle und auch wir, nach einer allgemeinen Uebereinſtimmung, die Welt, in welche der Uebergang aus dieſer nach dem Tode geſchieht, die Geiſterwelt nennen, und alſo die Abgeſchiedenen vorzugsweiſe als Geiſter betrachten.

Fürwahr, sagte ich hierauf, vortrefflich haben Sie alles empfunden. Möchte mir ebenso gelingen, alles Dunkle in der Sache vollends aufzulösen. Und ganz wahr ist, daß wir von der Seele als dem Band von Geist und Leib sehr undeutlich gesprochen, besonders darum, weil wir dazwischen hinein einmal annahmen, als könnte es eben je und irgend wann einen Leib für sich und einen Geist für sich geben. Denn wäre dieß möglich, so wäre die Zertrennlichkeit ihres Bandes unwidersprechlich. Haben wir aber nicht gleich zuerst, da wir jene drei nannten, eingesehen, daß jedes derselben des anderen bedürfe, keines das andere entbehren könne, und daß also, wenn sie einmal zusammen sind, sie durch ein ganz unauflösliches Band aneinander gekettet seyen.

Allerdings, antwortete sie.

Haben wir nicht, frug ich ferner, ihren Verkehr untereinander als einen lebendigen Umlauf vorgestellt, wo immer eines in das andere eingreift, so daß entweder alle zugleich aufhören müssen zu seyn, oder, wenn das eine fortdauert, nothwendig alle fortdauern?

So war es freilich, sagte sie.

Nun sind sie aber doch einmal wenigstens für den gegenwärtigen Umlauf des Lebens so miteinander verkettet?

Gewiß, sagte sie.

Und nicht auf eine zufällige, sondern auf eine wesentliche Art, indem keines hinweggenommen werden kann, ohne alle hinwegzunehmen?

Sie bejahte es.

Könnte ich nun nicht, frug ich weiter, aus dieser Verkettung einen ganz andern Beweis für die Fortdauer führen, als die Philosophen aus der Einfachheit der Seele zu führen pflegen, wenn es uns nämlich hier um einen Beweis zu thun wäre.

So schien es, sagte sie, wenn nicht der Tod nur allzu offenbar Ein Glied aus dem Umlauf hinwegnähme, womit dann, wenn alles nur zusammen bestehen kann, auch alles zusammenstürzen muß.

Darauf eben, sagte ich, wollte ich hinaus, Beste. Denn sehen Sie doch zu, ob das, was Sie hier angenommen, denn so gewiß, so unwidersprechlich ist, als es dem Augenschein nach den meisten vorkommt,

die daher den Tod als eine gänzliche Losreißung und Trennung des Geistes und der Seele von dem Leib und des Leibs von jenen ansehn. Denn gesetzt es fände sich auch am Ende so, so dürften wir doch als Philosophirende es nicht so geradezu und nach dem Augenschein annehmen. Und so müßten wir denn vor allem andern fragen, was der Tod sey, und welche Veränderung durch ihn in dem Umlauf des jetzigen Lebens bewirkt werde. Dahin zielt auch, was Sie vorhin als das Zweite sagten, nämlich es scheine wunderbar, daß, da die Seele das eigentlich Fortdauernde sey, doch alle vom andern Leben als einem Geisterleben reden. Oder war es nicht so?

So war es, sagte sie.

Und wunderbar erscheint dieß allerdings nicht nur aus jenem Grunde, sondern überhaupt, wie wir fast wie durch Verabredung oder durch ein Naturgefühl darauf geführt worden sind, so allgemein den dem jetzigen nachfolgenden Zustand als einen geistigen vorzustellen. Denn wenn sie eine Fortdauer annehmen wollten, kostete es sie ja nichts, die entflohene Seele gleich wieder in einen andern Leib übergehen zu lassen, und zwar nicht nothwendig in einen Thierleib, wie die, welche die Seelenwanderung lehren, oder in den Leib eines neuen Menschen, sondern in einen ihr angemessenen und ohne Verlust der Persönlichkeit. Was möchte also wohl der Grund dieser fast allgemeinen Ansicht des Todes seyn; denn dafür dürfen wir ja wohl jene Meinung ansehen, daß sie nämlich einen bejahenden Begriff vom Tode gebe, statt des bloß verneinenden, demzufolge er in einer Trennung der Seele vom Leibe bestehen sollte?

Schon dieß, sagte sie, scheint mir ein großer Gewinn, daß der Tod vorgestellt wird als ein positiver Uebergang in einen geistigen Zustand, und nicht bloß als Aufhören eines gegenwärtigen. Was aber der Grund seyn mag von der Allgemeinheit jenes Begriffs, wenn wir ihn nicht in den Lehren unserer Religion suchen wollen, weiß ich nicht; man müßte denn sagen, es sey dem Menschen natürlich, jeden Zustand, in den ein Uebergang durch Verlassung des vorhergehenden geschieht, als den entgegengesetzten von diesem zu denken.

Und ganz gegründet, sagte ich hierauf, scheint mir diese Erklärung.

Also nahmen sie wohl auch an, der jetzige Zustand des Menschen sey der leibliche Zustand?

Freilich.

Und in diesem leiblichen Zustand sey dennoch der ganze Mensch gegenwärtig, nicht etwa bloß der Leib, sondern auch der Geist und die Seele?

Natürlich.

Und auch in dieser Leiblichkeit sey das Wesen des Menschen oder das eigentlich Menschliche im Menschen die Seele?

Auch dieß wurde so angenommen, sagte sie.

Aus diesem Zustand aber gehe der Mensch in den entgegengesetzten und also in einen geistigen über?

Allerdings.

Und auch in diesem geistigen Zustand sey der Mensch noch der ganze Mensch?

Ich weiß nicht, sagte sie, ob sie das so meinten.

Und doch, antwortete ich, mußten sie es so meinen. Denn wenn der Tod nach ihrer Vorstellung nichts anderes war als der Uebergang aus dem leiblichen Zustand in einen geistigen, in jenem aber der Leiblichkeit unerachtet der ganze Mensch, also Leib, Geist und Seele, gegenwärtig waren, so war kein Grund, warum in diesem Uebergang etwas von dem ganzen Menschen verloren gehen sollte; oder was ist wunderbarer, daß er auch im Zustande der Geistigkeit als Leib, Seele und Geist, also als ganzer Mensch zusammenbleibe, oder dieß, daß er im leiblichen Zustand nicht bloß Leib, sondern zugleich Geist, also auch Seele war?

An sich freilich, sagte sie, ist jener nicht wunderbarer als dieser.

Sie erinnern sich doch, fuhr ich fort, was unser Freund noch neulich mir wenigstens sehr glaublich gemacht hat, daß in dem gegenwärtigen Leben die Seele von der Materie verzaubert sey.

Wohl erinnere ich mich, antwortete sie.

Wenn nun dieß, fuhr ich fort, schon im jetzigen Leben der Seele begegnet, daß sie, obgleich das Wesentliche des Menschen, dennoch im

Ganzen von dem Leib festgehalten wird, wie viel eher muß es ihr begegnen können, von dem Geiste verzaubert und festgehalten zu werden?

Dieses freilich, sagte sie, ist ganz einleuchtend; nur jene Versetzung selbst aus dem Leiblichen ins Geistige ist damit noch nicht begreiflich gemacht.

Vielleicht, sagte ich hierauf, soll sie uns auch ein Geheimniß bleiben, bis wir sie selbst erfahren haben. Unbegreiflich jedoch kann ich sie nicht nennen, da sogar in dem engen Kreise der Gegenwart solche Versetzungen beständig geschehen.

Und welche denn? frug sie.

Nun, sagte ich, gleich im Uebergang vom Wachen zum Schlafen, und umgekehrt; denn der Umlauf des Lebens selbst wird im Schlaf nicht aufgehoben, sondern nur aus einem Mittel in das andere versetzt. Oder ist nicht im Schlaf der Geist, auch ohne daß wir es uns hernach erinnern, geschäftig mit Denken, Erfinden und andern Thätigkeiten, die ihm vorzüglich zugeschrieben werden, wie wir aus vielen Spuren schließen können; ebenso die Seele, die auch im Schlaf die Fähigkeit nicht verliert, zu wollen, zu lieben oder zu verabscheuen.

Sie scheinen mir da, mein Freund, sagte sie, Dunkles, wenn nicht durch ebenso, doch durch fast ebenso Dunkles zu erläutern.

Sie haben wohl Recht, antwortete ich, aber es ist mir auch bloß um das Eine zu thun: zu zeigen, wie jener Umlauf, der durch Leib, Geist und Seele gesetzt ist, ohne Aufhebung aus einer Welt in die andere versetzt werden könne.

Ihre Vorstellung muß also auch diese seyn, fuhr sie hernach fort, daß die Seele im Tode zur geistigen Seele erhoben werde?

Allerdings, sagte ich.

Und daß sie im gegenwärtigen Leben nur leibliche Seele gewesen sey?

Freilich.

Wie können Sie aber dieses behaupten, sagte sie, da die Seele schon jetzt mit überirdischen und himmlischen Dingen verkehrt?

Ach, antwortete ich, es ist freilich alles in allem enthalten: die tiefere Stufe enthält Weissagungen der höheren, aber sie bleibt darum

doch die tiefere. Auch das Thier will ja über sich selbst hinaus; der Biber legt sich mit menschenähnlichem Verstand seinen Palast im Wasser an; andere Thiere leben in menschenähnlichen Verfassungen und häuslichen Verhältnissen. So gibt es vieles, das den Menschen schon jetzt in jene höhere Welt fortreißt; einige auch, die bewußt und freiwillig schon jetzt dem sterben, das sie im Tode verlassen müssen, und so viel möglich ein geistiges Leben zu leben suchen. Aber es gilt hier die Bestimmung der allgemeinen Stufe dieses Lebens, und diese kann nicht von jenen hergenommen werden, die ja eben dadurch ausgezeichnet sind, daß sie diese Stufe verlassen.

Aber der Leib? sagte sie hierauf. Wenn die Seele in jenem andern Leben geistig wird, so wohl auch der Leib?

Freilich, sagte ich; doch scheint mir dieß nicht der ganz richtige Ausdruck zu seyn, und ich sehe erst jetzt, daß wir uns auch in Ansehung der Seele anders hätten ausdrücken sollen.

Und wie denn? frug sie.

Nicht daß wir sagten, die Seele werde nach dem Tode geistig, als ob sie das nicht schon zuvor gewesen wäre; sondern das Geistige, das schon in ihr ist, und das hier mehr gebunden erscheint, werde befreit und vorherrschend über den andern Theil, wodurch sie dem leiblichen näher ist, und der in diesem Leben der herrschende ist. So sollten wir dann auch nicht sagen, daß der Leib in jenem höheren Leben geistig werde, als wäre er das nicht von Anfang gewesen; sondern daß die geistige Seite des Leibes, welche hier die verborgene und die untergeordnete war, dort die offenbare und herrschende werde.

So wäre also, sagte sie, nicht bloß die Seele zweiseitig, sondern auch vielleicht der Geist, ganz gewiß aber der Leib?

Unstreitig, erwiederte ich. Denn auch hier erinnern Sie sich doch gewiß jener Rede unseres Freundes, daß die Erde, und also auch der Leib, der von ihr genommen ist, nicht bestimmt war bloß äußerlich zu seyn, sondern Aeußeres und Inneres, in beiden eins seyn sollte; daß die bloße äußerliche Erscheinung des Ganzen die Folge einer aufgehaltenen Entwicklung war, die das innere Wesen nicht vernichten, aber doch

einwickeln, binden und so dem Aeußeren unterwerfen konnte. Ist es nun nicht natürlich, daß, wenn die Eine Gestalt des Leibes zerfällt, in der das Innere vom Aeußeren gefesselt wurde, dagegen die andere frei werde, in welcher das Aeußere vom Inneren aufgelöst und gleichsam bewältiget wird?

So müßte also auch, sagte sie, diese geistige Gestalt des Leibes in der bloß äußeren schon vorhanden und dagewesen seyn?

Freilich, antwortete ich, aber als Keim, der zwar oft sich zu regen sucht, aber von der Gewalt des äußeren Lebens niedergehalten nur theilweise und nur in besonderen Zuständen seine Gegenwart zeigen kann.

Ich erinnere mich, sagte Clara, daß ich sonst oft habe reden hören von einem feineren Leib, der in dem gröberen enthalten sey und sich im Tode von ihm trenne; allein ich weiß nicht, warum diese Vorstellung mir immer so wenig Befriedigung gewährte.

Es ist dieß, sagte ich, der Fall mit allen bloß zufällig gefundenen Meinungen. Was nicht in einem nothwendigen Zusammenhang an uns kommt, vermag sich nie recht in die Seele einzuwirken.

Aber auch der Sinn dieser Meinung war wohl ein ganz anderer, sagte sie.

Freilich, denn nur als ein körperlich Feineres wurde jenes Mittelwesen gedacht, nicht aber als wirklich geistige Gestalt.

Sollte aber, fuhr sie fort, dieser himmlische Lebenskeim nur in uns, oder bloß in allen organischen Wesen seyn, in den unorganischen aber nicht, oder wie verhält es sich damit?

Ich sehe nicht ein, antwortete ich, warum der Keim eines höheren Lebens nicht schlechthin und in jedem Dinge seyn sollte, nur mehr offen in dem einen, verborgener in dem andern. Denn die ganze Natur war ja bestimmt, Aeußeres und Inneres in völligem Einklang darzustellen, und alle Kreatur, wie die Schrift sagt, sehnt sich mit uns, so gut als wir, nach dem höheren Leben, das in uns nur schon hier entwickelter ist.

Sollte sich denn wohl, sagte sie, die Gegenwart jenes Keimes nicht in allen Dingen auch wirklich darstellen lassen?

Ich weiß nicht, sagte ich hierauf, ob wir den jetzt bekannten Lebens-

erscheinungen der Körper, dem elektrischen Wechselspiel der Kräfte oder den chemischen Verwandlungen, eine so hohe Bezeichnung geben dürfen, und halte nicht für unmöglich, daß uns eine ganz neue Reihe von Erscheinungen aufgehen würde, wenn wir nicht mehr bloß ihr Aeußeres zu verändern, sondern unmittelbar auf jenen inneren Lebenskeim zu wirken vermöchten. Denn ich weiß nicht, ist es Täuschung, oder die besondere Beschaffenheit meiner Art zu sehen, aber mir sehen alle, auch die körperlichsten Dinge aus, als ob sie bereit wären, noch ganz andere Lebenszeichen von sich zu geben als die jetzt bekannten.

Aber auch sterben würden dann alle Dinge? frug sie weiter.

Es scheint so, sagte ich, aber ich bitte Sie, dieß selbst weiter zu erklären.

Der Tod, sagte sie, ist doch die Befreiung der inneren Lebensgestalt von der äußeren, die sie unterdrückt hält?

Vortrefflich, sagte ich.

Und der Tod ist nothwendig, weil jene zwei Lebensgestalten, da sie nach dem Herabsinken der Natur ins bloß Aeußerliche nicht zumal seyn konnten, nacheinander seyn müssen?

Ganz richtig, sagte ich, und herrlich haben Sie dieß so ausgedrückt.

Die zwei Lebensgestalten sind aber in jedem Ding?

Das haben wir so angenommen, antwortete ich.

Nun, sagte sie, so müssen alle Dinge ohne Unterschied sterben.

Unleugbar, sagte ich, scheint auch mir diese Nothwendigkeit.

Sehen wir aber nicht, fuhr sie fort, auch wirklich ein solches Sterben, besonders in manchen chemischen Veränderungen?

Ich weiß nicht, sagte ich.

Ich, fuhr sie fort, werde es nie vergessen, wie ich zuerst die Auflösbarkeit der Metalle in scharfen Wassern sah und nicht glauben wollte, daß nur durchsichtige, wie Brunnenwasser farblose Flüssigkeit Silber aufgelöst enthalten, ein himmelblaues Wasser Kupfer u. s. w., bis ich endlich durch den Augenschein davon überführt wurde.

Wunderbar genug ist es auch, sagte ich, und gibt viel über das Wesen der Körperlichkeit zu denken.

Werden nicht mit Recht, fuhr sie fort, jene auflösenden Wasser Geister genannt, und ist dieses Verschwinden der allerdichtesten und härtesten Körper nicht eine wirkliche Auflösung des Körperlichen ins Geistige, also ein Tod zu nennen?

Etwas Aehnliches ist hier freilich, antwortete ich; wir sehen, welcher Erhöhung die körperlichsten Dinge fähig sind, wenn sich ein höherer Geist ihrer gleichsam bemächtigt. Aber auch von der Wiederherstellbarkeit aller dieser Dinge in ihren anfänglichen körperlichen Zustand haben Sie sich überzeugt?

Freilich, antwortete sie.

Nun, sagte ich, so weiß ich nicht, daß hier eine andere Veränderung vorgeht als mit einem Theil unseres Körpers, der zufällig verbrannt worden ist, und durch äußere Mittel allmählich hergestellt wird.

Aber, fuhr sie fort, zeigen nicht alle körperlichen Dinge den Trieb sich zu vergeistigen? Was ist der Duft einer Blume, und wie geistig müssen die Ausflüsse riechender Körper seyn, die Jahre fortdauern, ohne sich zu verzehren? Will nicht alles Luft werden, um sich mit jenem reinen heiligen Element zu verbinden, das ich jedoch eher für ein selbständiges, untheilbares Wesen ansehen möchte, dessen Kraft alles Aufgenommene, so verschiedenartig es seyn möge, in Kurzem verwandelt und sich ähnlich macht.

Auch dieß alles, sagte ich, verhält sich so und beweist, daß alle Dinge nach einem freieren, ungebundenen Daseyn streben und unwillig die Fesseln tragen, in denen sie gefangen sind. Aber wer möchte doch die bloße Verwandlung in Luft ein Sterben nennen? Mir scheint der Tod etwas weit Ernsteres zu seyn?

Also sehen wir, sagte sie, in den übrigen Wesen außer dem organischen kein Beispiel des Sterbens?

Ich weiß nicht, sagte ich, aber mir scheint dieß so. Wir organische Wesen alle vermögen zu sterben, weil wir eigne Ganze sind. Die übrigen Dinge aber sind nur Glieder eines höheren Ganzen der Erde, und können wohl innerhalb desselben mannigfach gemischt und verändert werden, je nachdem es der Lebensgang des Planeten mit sich bringt,

aber die Wohlthat des Sterbens oder der gänzlichen Befreiung der geistigen Lebensgestalt widerfährt ihnen nicht eher, als bis der Planet sein gesetztes Ziel erreicht hat und stirbt.

Der Arzt trat in dem Augenblick herein und unterbrach auf eine Weile das Gespräch. Ich erklärte ihm, wovon so eben die Rede gewesen, und nachdem er das Wesentliche gehört und einige Zeit darüber nachgedacht hatte, sagte er: Eine Trennung also ginge doch im Tode vor?

Inwiefern? antwortete ich.

Nun offenbar die von dem Leibe.

Freilich, sagte ich, aber nicht von dem innern Wesen des Leibes, sondern von dem Leib, sofern er ein Aeußerliches und ein Theil der bloß äußeren Natur ist.

Während des jetzigen Lebens aber, sagte er, war jenes geistige Wesen des Leibes im bloß äußeren schon vorhanden?

Als Keim wenigstens, antwortete ich.

So scheint aber zu folgen, fuhr er fort, daß das gegenwärtige Leben vor dem zukünftigen eine Vollkommenheit voraus habe.

Wie so? sagte ich.

Ganz klar scheint mir dieß, antwortete er. Denn dem jetzigen Leben kommt außer jenem geistigen Wesen des Leibes auch noch der äußere Leib zu, welcher dem künftigen abgeht: es hat daher offenbar etwas vor diesem voraus.

Mir scheint, sagte ich, was ich hierauf antworten könnte, so klar, daß ich es kaum sagen mag.

Sagen Sie es doch, antwortete er, denn irgend etwas Dunkles liegt hier doch noch irgendwo.

Ich meine also, daß Sie nicht den, der zwar eine Menge von Dingen, die aber alle geringeren Werthes sind, besäße, reich, den aber, der zwar nur wenige oder nur Eines, aber eins, das von unschätzbarem Werth ist, etwa einen Edelstein, der alle andern weit überträfe, dagegen arm nennen würden.

Gewiß nicht, sagte er, aber doch glaube ich nicht, daß Sie den äußeren Leib für eine Unvollkommenheit oder eine Sache von geringem Werth halten.

Verstehen wir uns nur, antwortete ich, so wird sich das schon finden. Denn einen Unterschied des Werths zwischen Innerem und Aeußerem geben wir doch wohl beide zu; nämlich das Aeußere scheint mir das bloße Seyn des Inneren, das Innere aber das Seyende in diesem Aeußeren zu seyn; oder ist es nicht so?

Ich bin es ganz zufrieden, sagte er.

Und das Seyende, fuhr ich fort, erkennt das Seyn, nicht aber umgekehrt wird das Seyende erkannt von dem Seyn?

Auch dieß gebe ich zu, sagte er.

Alles Erkennen ist aber doch ein Setzen?

Allerdings, sagte er.

Und das Seyn ist doch auch ein Setzen?

Er schien sich darüber zu bedenken.

Nun wenigstens, sagte ich, ein Setzen von sich selbst.

Insofern freilich, sagte er.

Aber ein Setzen, das sich nicht wieder erkennt, denn wir sagten, es werde nur von dem Seyenden erkannt.

Er gab dieß zu.

Dieses also, fuhr ich fort, das Seyende ist wieder das Setzende jenes Setzens?

Unstreitig folgt dieß —

Also ein Höheres, oder bestimmter, und wie es mir wenigstens ganz paßlich vorkommt, die höhere Potenz von ihm zu nennen?

Er gab es zu.

Also ein Unterschied wie zwischen höherer und niederer Potenz wäre doch, fuhr ich fort, zwischen Innerem und Aeußerem. Darum aber würde ich dieses an sich weder für eine Unvollkommenheit noch für eine Sache von geringem Werth halten. Denn das Seyende bedarf des Seyns, wie das Seyn des Seyenden. Ja ich hielte für möglich, daß auch dieser Unterschied ganz verschwinden könnte.

Und wie denn? fragte Clara, die diesen Reden aufmerksam zugehört hatte.

Wenn, sagte ich, das Aeußere so ganz von dem Inneren durch-

drungen wäre, daß es in sich selbst das Erkennende sammt dem Erkannten hätte, und hinwiederum das Innere so das Aeußere in sich gesetzt hätte, daß das Erkennende auch das Erkannte in sich enthielte, und dieses beides zumal wäre, ein solches Aeußeres sammt einem solchen Inneren, so wäre dieß ja wohl das allerseligste und vollkommenste Leben zu nennen, und zwischen Aeußerem nnd Innerem kein Unterschied mehr, weil in beiden das Nämliche enthalten wäre.

Beide waren damit einverstanden.

Nun, sagte ich, in uns, wie wir jetzt sind, und zum Theil, obgleich auf viel unvollkommnere Art, auch in den andern lebenden Wesen scheint das Aeußere so weit gebildet zu seyn, daß es auch das Erkennende in sich enthält, und dadurch eine gewisse Selbständigkeit erhält. Denn auch die Thiere, denen wir kein wahrhaft Inneres zuschreiben können, und Menschen, die wir fast ebenso betrachten müssen, erkennen doch immerfort durch eine Art von äußerer Nothwendigkeit, zum Beweis, daß das Aeußere in ihnen selbst das Erkennende enthält.

Sie bejahten dieß beide.

An dem andern aber, fuhr ich fort, nämlich daß das Innere ebenso das Aeußere in sich gesetzt enthalte, fehlt es weit?

Freilich, sagte Clara.

Denn wenn das wäre, sagte ich, so würde das Aeußere nicht so allgemein dem Inneren widersprechen; es würde, um zu einer Erkenntniß der Dinge zu gelangen, nicht der Erfahrung und der mühsamen Erforschung bedürfen, die innerlich mögliche That wäre es unmittelbar auch äußerlich, und es wäre mit Einem Wort ein ganz seliges, ja gottähnliches Leben. — Auch würde, wenn im Innern ebenso ursprünglich das Aeußere gesetzt wäre, wie im Aeußeren das Innere, es nicht der Erziehung bedürfen noch des Unterrichts. Denn jenes vollkommene Innere würde doch denen ganz fehlen, die keine menschliche Erziehung genossen hätten und frühzeitig unter Thiere gerathen wären, wie einige Beispiele gezeigt haben?

Er bekräftigte es.

Und vieles kommt auch wieder auf die Art des Umgangs an, in welchem der Mensch von Kindheit an lebt?

Auch dieß wurde zugestanden.

Also ist dieses Innere nichts Vorhandenes, sondern wird erzogen und gepflegt wie eine Blume in einem ihr fremden Erdreich?

Freilich, war die Antwort.

Ist aber auch alles Streben nach Erkenntniß etwas anderes als ein Streben, das Aeußerliche soviel möglich als innerlich in uns zu setzen?

Nichts anderes, sagten sie.

Und würde dieses Streben nöthig seyn, wenn jenes vollkommene Innere in uns schon vorhanden wäre?

Unmöglich, sagte Clara.

Der Arzt aber fiel hier ein und sagte: Hier scheinen wir eben auf dem rechten Punkt zu seyn. Denn jenes Streben nach Erkenntniß und das vielfache andere, in dem wir soviel möglich alles Aeußere innerlich zu machen suchen, ist doch ein ganz freies Streben?

Freilich, antwortete ich.

Und auch den Leib schon hier dem Inneren so weit unterzuordnen, daß wir ein reines und unbeflecktes Leben leben, ist der freien Kraft in uns möglich.

Ich bejahte auch dieß.

Also können wir doch schon hier, in gewissem Grade, zuwegebringen, was uns im andern Leben widerfahren wird, nämlich die Unterordnung des Aeußeren unter das Innere; sind nicht alle Reden der Philosophen voll solcher Aussprüche, daß der Weisheitliebende schon hier als ein Gestorbener wandle; den äußeren Leib haben wir aber hier noch obendrein: sehen Sie also selbst ein, ob nicht offenbar das jetzige Leben einen Vorzug vor dem künftigen habe.

Lieber Freund, antwortete ich, ein jedes Ding hat wohl seine eignen Vorzüge, die das andere nicht hat, und ist doch darum vielleicht nicht schätzenswerther als dieses. Der Reichthum z. B. hat gewisse Vorzüge vor der Armuth; wenn aber eben dieser es allgemein schwerer oder gar unmöglich machte, ins Reich der Wahrheit einzudringen, die Armuth

dagegen es erleichterte, so würde kein weiser Mann anstehen, die Armuth zu erwählen. Wer kann die Vorzüge des jetzigen Lebens verkennen? Hätte es diese nicht, wer hielte es aus? Aber immer fragt sich, welcher von seinen Vorzügen an sich selbst der größte ist. Mir scheint es der zu seyn, daß man hier schon jenen göttlichen Keim in sich pflegen und erziehen kann, und so zum Theil schon hier die Seligkeit jenes anderen Lebens genießen. Denn ohne dieses vollkommene Innere verlöre auch das äußere Leben seinen wahren und eigentlichen Reiz, der doch nicht in der Befriedigung der sinnlichen Lüste, sondern in der Empfindung der Schönheit und des eigentlich Innerlichen in allem Aeußeren besteht; denn der Rohe oder Verdorbene hat keinen Genuß von der Natur, der Geistige aber den größten.

So würde also dieser, sagte er, durch den Tod am meisten verlieren, jener am wenigsten.

Freilich, sagte ich, wie beim Hagelschlag der, dem tausend Morgen verwüstet werden, mehr verliert, als der, dem einer, und doch ist dieser unglücklicher daran. Aber überhaupt von Verlieren ist hier die Frage. Das ist ja nur die Rede derer, die hier zurückbleiben, und die sich nicht gewöhnt haben in jene Welt zu sehen; ohngefähr wie wenn einer vom Pflug oder der Heerde hinweg zur Herrschaft erhoben würde, und seine vorigen Gesellen nun sagten, er habe den Pflug oder seine Heerde verloren. Wir müssen also fragen, scheint es mir, was der, der schon hier geistig gelebt hat, im Tode gewinne, und dieß kommt mir nicht zweifelhaft vor, nämlich die Vollkommenheit eben desjenigen, wonach er hier im Leben am meisten gestrebt hat, und was daher nothwendig ein Höheres seyn muß als dieses Gegenwärtige. Denn ist es nicht so, daß, weil das Aeußere hier vollkommener ist, indem es auch das Innere in sich enthält, das Innere aber bei weitem nicht auf gleiche Weise das Aeußere in sich enthält, daß hier das Aeußere eine große Uebermacht über das Innere haben muß? Und folgt nicht, daß auch dieses Aeußere, weil es sich nicht mit dem vollkommenen Inneren verträgt, noch nicht das Vollkommenste seyn könne; denn wäre es dieß, so könnte zwischen ihm und dem Inneren überall kein Widerspruch mehr seyn?

Dieß folgt allerdings, sagte er, aus dem Früheren.

Nicht also auch, fuhr ich fort, daß Inneres und Aeußeres hier noch keineswegs gleich, sondern sich ungleich sind, nicht nur inwiefern das vollkommene Innere nicht mit dem vollkommenen Aeußeren zugleich besteht, sondern auch in dem Aeußeren selbst?

Auch dieß, sagte er, ist nothwendig; denn wären sie in dem Aeußeren vollkommen eins, so würde sich dieses unmittelbar in das Innere und dieses wieder in jenes auflösen.

Ist also nicht auch das Aeußere hier noch ein untergeordnetes Aeußeres, das sich zu dem vollkommenen Inneren als das Niedere zum Höheren verhält?

Freilich, sagte er.

Und in diesem Lebenskreis, bei dieser Uebermacht, die das Aeußere erlangt hat, wird das vollkommene Innere nie möglich seyn?

Er verneinte es.

Ebensowenig das vollkommenste Aeußere?

Ebensowenig, sagte er.

Um also das vollkommenste Innere zu erreichen, müssen wir diesen Lebenskreis verlassen?

Nothwendig, sagte er.

Und in einen höheren übergehen?

Allerdings, sagte er.

Und also nicht eine bloße Umkehrung des Verhältnisses wäre der Tod, so nämlich, daß durch ihn das Aeußere dem Inneren ganz untergeordnet würde, und der nun folgende Zustand bloß der umgekehrte des gegenwärtigen wäre; sondern der Tod wäre zwar auch dieß, aber zugleich die Erhebung in eine höhere Potenz, in eine wirkliche andere und höhere Welt?

Das eben, sagte er, war es, was ich wollte.

Und der Weise und Gerechte würde für jenen höheren Zustand diesen gegenwärtigen nicht ungern hergeben, sondern mit jenem Göttlichen, das er in sich gepflegt und sorgsam herangezogen, wenn es seine vollkommene Reife erhalten, daß es die Flügel ausbreiten könnte, die unvollkommene

Erde, aus der es emporgewachsen, mit keinem anderen Gefühl hinter sich lassen, als mit dem jene zarten, bunten Vögel, in die sich, der Fabel zufolge, die Blüthe eines Baumes in Indien verwandelt, von diesem Baum hinwegfliegen?

Gar schön, sagte er, sey dieß alles.

Ich antwortete aber: Noch ist nicht alles im Reinen; denn dem gegenwärtigen Leben schrieben Sie den Vorzug zu, daß es, obgleich ein niedrigeres, doch zugleich den Keim eines höheren in sich schließe, und so gewissermaßen mehr noch als dieses selbst enthalte. Oder war es nicht so?

So war es freilich, antwortete er.

Des Keimes nun, sagte ich, als solchen bedarf es nicht mehr, wenn das volle Gewächs da ist, und sein Verschwinden in diesem Fall ist kein Verlust. Doch weiß ich nicht, ob nicht auch darauf eine andere Antwort möglich wäre.

Auch diese sollten Sie uns geben, sprach er.

Jetzt nicht, sagte ich; denn ich bemerkte, daß schon seit längerer Zeit unsere Freundin in eignen Gedanken verloren war und unserem Gespräch nur noch halb oder gar nicht zuzuhören schien. Wie wir nun schwiegen, kam sie plötzlich zu sich, und sagte, als ob wir noch bei einer früheren Rede stünden: Mit all dem habe ich aufs neue gedacht, daß es eine wünschenswerthe Sache wäre, zu wissen, wie es dem Abgeschiedenen in ihm selbst zu Muth wäre, und dieß dünkt mir wäre die beste Antwort auf jene Frage (vermuthlich die wegen der Vorzüge des künftigen Lebens).

Wir stimmten damit überein.

Wie kommt es doch, sagte sie alsdann, daß der Tod so allgemein als ein Entschlafen vorgestellt wird. Sollte er nicht vielmehr ein Erwachen seyn?

Vielleicht, sprach ich.

Und doch, sagte sie, ist der Gedanke so süß, die Todten als Entschlafene zu denken, die ruhen von ihrer Arbeit.

Freilich, sagte ich.

Und ich weiß nicht, fuhr sie fort, wie äußerlich mir des Tages Glanz und Pracht erscheint, und erst, wenn er schwindet, geht das eigentlich Innere auf; aber warum muß es Nacht seyn?

Es zeigt, antwortete ich, die Nacht, daß jenes eigentliche Innere in uns noch unerfüllt ist, daß es für uns zu dem Verborgenen und Zukünftigen gehört.

Wenn in der Nacht selbst, fuhr sie fort, ein Licht aufginge, daß Ein nächtlicher Tag und Eine tagende Nacht uns alle umfinge, da wäre erst aller Wünsche letztes Ziel. Ist's darum, setzte sie hinzu, daß die mondhelle Nacht so wunderbar süß das Innere berührt und mit Ahndungen eines nahen Geisterlebens die Brust durchschauert?

Gewiß, sagte ich. Mir fällt das Wort eines oft verkannten Mannes ein, der mehr als einmal zu mir sagte: wer wachend könnte, was er schlafend muß, der wäre erst der vollkommene Philosoph. Ich aber sagte immer: der wäre der vollkommene Selige. Und fest glaube ich auch, daß den Seligen unter unsern Abgeschiedenen ein solches Loos zu Theil wird, und daß sie darum Entschlafene, nicht Eingeschlafene, genannt werden, gleichsam als solche, die im Schlaf wieder dem Schlaf entgangen und zum Wachen hindurch gedrungen sind, Entschlafene jedoch eher als Wachende, weil Schlafen schon hier dem innern Leben näher liegt als Wachen.

Mir hat, fuhr Clara fort, ein berühmter, uns allen bekannter Geistlicher, dem Beobachtungsgabe nicht abgesprochen werden kann, oft erzählt, wie im Augenblick des Einschlummerns sich eine unbeschreibliche Heiterkeit über sein ganzes Wesen ausgieße, wobei zugleich die Seele in der feinsten sittlichen und geistigen Thätigkeit sich befinde; alle seine Fehler stehen dann auf eine höchst peinliche Art vor ihm, und im Gegentheil, je reiner sich sein Herz fühle, desto seliger sey dieser Mittelzustand von Schlafen und Wachen. Von allem, was Traum heißt, sey dieser Zustand so unendlich unterschieden, daß seine Klarheit sogar die lebhaftesten Vorstellungen beim Wachen weit übertreffe, und jede gewöhnliche Art zu existiren gegen diese nur Traum, Schlummer, Tod zu seyn scheine. Er werde dann in ganz neue Gesichtspunkte versetzt, in

eine Art bilderlosen Anschauens, worin doch alles aufs genaueste unterschieden und durchaus ohne Verwirrung sey. Dieser Zustand daure aber gewöhnlich (wie er aus verschiedenen Merkmalen wisse, ob er gleich ihm nicht so kurz vorkomme) nur eine Sekunde; er verschwinde durch eine plötzlich zuckende Bewegung und lasse das wehmüthigste Schmachten nach seiner Fortdauer in der Seele zurück. Bald darauf erfolge das gänzliche Einschlafen.

Jene zuckende Bewegung, sagte der Arzt, wird wohl allgemein als Zeichen des wachen Einschlafens bemerkt.

Sollte nicht, sagte ich, eben diese Bewegung der Schlag seyn, wodurch die Natur das aufgehen wollende innere Licht oder Sehen auslöscht und in bloßen Schlaf verwandelt?

Wenigstens, antwortete er, gibt es keinen größeren Beweis von der Uebermacht der äußeren Natur über unser jetziges Leben, als daß sie unsern innerlichsten Zustand in Schlaf verwandelt.

Wenn es aber wahr ist, fuhr ich fort, was so viele glaubhafte Männer, besonders Aerzte versichern, daß menschliche Wesen durch Einwirkung anderer Menschen, bei völlig erloschenen äußeren Sinnen, und während sie sich gegen alles andere, den Einwirkenden ausgenommen, wie todt verhalten, zur höchsten innern Klarheit und einem Bewußtseyn ihrer selbst übergehen, mit dem das im Wachen nicht von ferne zu vergleichen ist, so hätten wir, glaube ich, die Erfahrung eines Zustandes, den wir mit Recht einen höheren nennen und als ein wachendes Schlafen oder schlafendes Wachen ansehen könnten[1]. Und ich würde darum mit ihm nicht den Tod, sondern den Zustand, der ihm folgt, vergleichen, der, wie ich glaube, das höchste, durch kein Erwachen unterbrochene Hellsehen seyn wird.

Uebrigens, sagte der Arzt, haben die Annäherungen zu jenem höheren Schlaf die größte Aehnlichkeit mit den Annäherungen zum Tode.

Dieß ist nothwendig, sagte ich, denn eine Art von Sterben muß auch dort dem erhöheten Zustand vorangehen.

[1] Vgl. Stuttgarter Privatvorlesungen, Band VII, S. 477. D. H.

Ich habe viel von dieſen dunkeln Erſcheinungen gehört, ſprach Clara, die aber in meiner nächſten Nähe vor mir verborgen gehalten wurden. Aber das Aeußere davon reizt mich nicht, ſondern ich möchte das eigne Gefühl ſolcher Schlafenden von ihrem Zuſtande kennen.

Wenn man, antwortete der Arzt, auch bloß von ihrem äußern Anſehn auf jenes ſchließen will, ſo befinden ſie ſich in einem unbeſchreiblichen Wohlſeyn. Alle krankhafte Spannung der Geſichtszüge läßt nach, ſie ſehen fröhlicher, geiſtreicher, oft jugendlicher aus; alle Spuren von Leidenſchaft verwiſchen ſich aus dem erheiterten Antlitz, zugleich wird alles geiſtiger, namentlich die Stimme.

O wohlthätige Hand des Todes, fiel hier Clara ein, daran erkenne ich dich! Laſſen Sie mich der früh verklärten Freundin gedenken, die meines Lebens Schutzengel war, wie bei ihr dieß alles eintraf; wie, als ſchon die Schatten des Todes ſich ihr näherten, eine himmliſche Verklärung ihr ganzes Weſen durchſtrahlte, daß ich glaubte ſie nie ſo ſchön geſehen zu haben als im nahenden Augenblick des Erlöſchens, und nie geglaubt hätte, daß eine ſolche Anmuth im Tode wäre; wie dann die immer melodiſchen Laute ihrer Stimme himmliſche Muſik wurden, geiſtige Klänge, die noch jetzt tiefer in meinem Innern widertönen als der erſte Zuſammenklang ſanft geſtimmter Harmonikaglocken.

Fragt man jene Entſchlafenen ſelbſt, fuhr der Arzt fort, um ihr Befinden, ſo verſichern ſie, es ſey das ſeligſte, ſie fühlen nichts von dem Körper noch von dem vorhergehenden Schmerz, und eine himmliſche Klarheit, ein erwärmendes Licht durchſtröme ihr Inneres.

Auch vor dem Tode ja, ſagte Clara, ſchweigen die Stürme der Krankheit, die Schmerzen hören auf, ja viele, und überdieß die beſten, ſcheiden in einer himmliſchen Entzückung.

Und doch, fuhr der Arzt fort, iſt jener Zuſtand noch bloße Annäherung zu dem höchſten, noch werden ſie von äußeren Dingen gerührt; obgleich mit geſchloſſenen Augen, ſehen ſie alles außer ihnen Befindliche, ja viele ihrer Sinne ſcheinen noch viel ſchärfer zu ſeyn.

Und was iſt denn jener höchſte Zuſtand? frug Clara.

Der, ſagte er, wenn ſie ganz von der Sinnenwelt entbunden werden,

und nur noch durch den Einwirkenden mit Dingen außer sich zusammenhängen, dann erst verhalten sie sich wie völlig Todte zu der Außenwelt. Denn zuvor empfindlich für den feinsten Laut, ja für entfernte Töne, die kein anderes Ohr vernimmt, als wenn sie näher kommen, werden sie jetzt nicht vom Geraſſel der Wagen, nicht vom Kanonendonner geweckt, und keine menſchliche Rede dringt zu ihnen als des Einen, mit dem sie in Beziehung stehen.

Und dann erst, fragte Clara, entsteht auch das höchste Hellsehen?

Freilich, sagte der Arzt. Eben hier zeigt sich das höchste, innere Leben. Alles verkündet an ihnen das innigste Bewußtseyn; es ist als wäre ihr ganzes Wesen in Einen Brennpunkt zusammengedrängt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich vereinigt. Weit entfernt die Erinnerung zu verlieren, wird ihnen weit zurück die Vergangenheit helle, wie die Zukunft oft in nicht unbeträchtlicher Ferne.

Folgt nicht aus allen diesen Erscheinungen, sagte ich hierauf, daß das geistige Wesen unserer Körperlichkeit, das im Tode uns folgt, schon vorher in uns gegenwärtig ist, daß es nicht dann erst entsteht, sondern bloß frei wird und in seiner Eigenthümlichkeit hervortritt, sobald nicht mehr die Sinne und andere Lebensbande es an die Außenwelt fesseln?

Der Arzt bekräftigte es, und setzte hinzu: Eine Menge Erscheinungen während des Lebens, die wir weder aus der Seele noch aus dem Leib als solchem ableiten können, bezeugen die Gegenwart jenes Wesens.

Mir, sagte Clara, ist die Innigkeit des Bewußtseyns in jenem Zustande das Liebste. Ich habe nie begreifen können, wie so viele Menschen kleinmüthig zweifeln können, ob das Bewußtseyn nach dem Tode nicht erlösche oder verweht werde. Denn mir schien der Tod immer eher sammelnd als zerstreuend, verinnigend, nicht veräußernd.

Erklärbar, sagte ich, ist indeß jenes zweifelhafte Reden, denn den meisten war und ist noch jetzt der Tod eine gänzliche Trennung von allem Physischen, und dieses (das Physische) scheint mir wenigstens die Grundlage aller Bewußtheit zu seyn.

Wie so? fragte Clara.

O Beste, sagte ich, Sie rechnen zum fortdauernden Bewußtseyn zuvörderst die fortdauernde Einerleiheit des Bewußtseyenden, oder nicht?

Ohne Zweifel, sagte sie.

Und daß dieses Bewußtseyende sich als dieses immer das Nämliche Bleibende von allem andern unterscheide?

Freilich.

Nun gibt es wohl nirgendwo, sagte ich, ein Dieses und ein Jenes, was doch zu jeder Unterscheidung erfordert wird, als nur im Physischen? — Oder, sagte ich nach einer Weile, weil Ihnen dieß nicht deutlich genug scheint, wenn Sie Sich als Sich und daher als von allem unterschiedene Person betrachten, fühlen Sie da nicht, daß im Grund Ihres Bewußtseyns etwas durch keinen Begriff Aufzulösendes liegt, etwas Dunkles, gleichsam als Halt Ihrer Persönlichkeit?

Das Dunkle fühle ich wohl, sagte Clara, aber eben dieses Dunkle wünsche ich hinweg, es stört die Reinheit des Wesens.

Hinweg nun, sagte ich, ist es, einmal erregt, nicht zu bringen, Liebe, und es soll auch nicht hinweg, weil mit ihm zugleich die Persönlichkeit verschwände; aber verwandelt kann es werden, daß es selbst Licht wird, nämlich als stummer Träger des höheren Lichts, die Eigenheit nur für dieses bewahrend, daß es Wurzel und Grund habe, nicht aber für sich selbst.

So wie der Demant, fragte sie, gleichsam nur für das Licht da ist, damit dieses in ihm durchleuchte und spiegle, und etwas sey, worin es sich fassen könne?

Ganz so, sagte ich.

Sollen wir nun sagen, fuhr ich fort, daß uns dieses an sich Dunkle von der Natur komme oder anderswoher?

Ohne Zweifel von der Natur.

Daß also jeder Mensch von Anbeginn an jenen dunklen Keim in sich trage, oder daß er vielleicht ein ganz zufälliges Gewächs sey?

Unmöglich wäre dieß zu denken, sagte sie.

Und daß dieser Keim zwar einer fortgehenden Verwandlung, aber

keiner Zerstörung fähig, oder daß er sowohl verwandelbar als zerstörlich sey?

Nothwendig, sagte sie, ist das Erste anzunehmen.

Er hat aber etwas Physisches an sich? fragte ich wieder.

Freilich, sagte sie, wenn er uns von der Natur kommt.

Also muß uns etwas Physisches auch im Tode folgen?

Nothwendig, wenn anders jener Keim uns folgt —

Und wenn, setzte ich hinzu, das Bewußtseyn unserer selbst als unserer selbst übrig bleibt?

Sie bejahte auch dieß.

Sollte nun nicht, fragte ich, eben jenes geistige Wesen unserer Körperlichkeit der uns folgende Keim seyn?

Es scheint, sagte sie.

Der aus dem Körperlichen selbst sich zur Geistigkeit entwickelt hat?

Freilich, sagte sie.

Der aber immer die Beziehungen auf das Physische behält?

Allerdings, antwortete sie, denn er ist ja noch immer das Wesen der Körperlichkeit.

Und er kann nie die Verwandtschaft zu dem verlieren, von dem er ursprünglich genommen ist?

Nie, so scheint es.

Ist es nun nicht ganz natürlich, fuhr ich fort, daß die, welche zwar eingestehen, daß das Geistige vielfach in das Physische hereinwirke, aber nicht begreifen wollen, daß hinwiederum auch das Physische in die Geisterwelt hinübergreife, daß diese, sage ich, fürchten, wenn der Tod nach ihrer Meinung die Verbindung zwischen Seele und Leib trennt und völlig aufhebt, daß dann auch das persönliche Bewußtseyn zerfließen und zerrinnen möge, wie der Duft der verwesenden Blume in die Luft, ohne daß eine Spur davon übrig bleibt?

Ganz natürlich ist dieß, sagte sie.

Es gelingt wohl aber, fuhr ich fort, den wenigsten noch in diesem Leben jene Verwandlung des dunkeln Keims in ihnen in Licht? Denn mir wenigstens sind unter der Menge fast lauter solche vorgekommen,

die trotzig auf ihrer Eigenheit bestehen, und das für das Erste halten, sich als sich geltend zu machen und zu behaupten.

Freilich, sagte sie.

Und die auch demgemäß denken und urtheilen, und alle ihre geistige Thätigkeit darauf richten; daß sie z. B. unfähig sind sich selbst zu vergessen in ihrem Denken und verloren zu seyn in der Betrachtung des Ewigen und Göttlichen, sondern immerfort nach einem Aeußern verlangen, das sie vor sich hinstellen und handhaben können, wie es ihnen gefällt, und das Göttliche auch wohl, wenn sie merken, daß es sich nicht so behandeln läßt, ganz verwerfen. Sollten nun die, welche nur dann sich ihrer bewußt zu seyn dünken, wenn sie ein Außer-sich haben, jenes höchsten Bewußtseyns fähig seyn: oder sind sie nicht vielmehr die geschworenen Feinde alles Hellsehens?

Wahrscheinlich das Letztere, sagte sie.

Müssen sie daher nicht, wenn man sagt, daß eben jene höchste Innigkeit des Bewußtseyns der Zustand sey, in den die Besten nach dem Tode übergehen, glauben, und auch andere glauben zu machen suchen, daß auf diese Art alles persönliche Bewußtseyn im Tode verschwinde?

Es scheint, sagte sie, daß sie das sagen müssen.

Wie aber, sagte ich, wenn jener anfänglich dunkle Keim in uns ganz in Licht umgewandelt ist, ist dann noch etwas in uns, wodurch wir von Gott unterschieden sind, oder nicht?

Ich verstehe, antwortete sie, die Frage nicht ganz.

Auch ist sie sehr unbestimmt, sagte ich. Versuchen wir es also von dieser Seite. Alle Dinge oder doch wenigstens wir Menschen sind doch in Gott?

Auch das, sprach sie, ist ja nicht deutlich, und kann auf mehr als eine Art genommen werden.

Gut also, sagte ich; von den Seligen wenigstens wird das allgemein gesagt, daß sie zu Gott gehen, daß sie vor Gott sind, auch daß sie in Gott ruhen. Oder sollen wir dieß alles für bloße schöne Redensarten halten, denen nichts Wirkliches entspricht?

Mit nichten, sagte sie.

Daß sie aber im Tode zu Gott gehen, wie man spricht, zeigt an, daß sie vorher nicht bei ihm waren, sondern getrennt von ihm, nicht in der wahren Heimath, sondern in der Fremde.

Freilich, sagte sie.

Nun aber getrennt von Gott konnten sie doch nicht seyn durch das wahrhaft Seyende, Vollkommene in ihnen?

So ist es allgemein angenommen, sprach sie.

Also nur durch das falsch Seyende in ihnen?

So scheint es, sagte sie.

So nämlich, fuhr ich fort, daß zwar in dem Vollkommenen in ihnen Gott war, nicht aber hinwiederum sie mit ihrem Unvollkommenen in Gott?

Das leuchtet ein, sagte sie.

Das Unvollkommene soll aber doch vergehen, oder wenn dieß nicht, doch umgewandelt werden in das Vollkommene; es soll zwar Seyendes bleiben, aber nur so weit, als es nöthig ist, um das eigne Seyn zum Träger des höheren zu machen.

Freilich.

Und diese Umwandlung nimmt schon hier ihren Anfang, bei den Guten wenigstens.

In alle Wege.

Je mehr sie aber fortschreiten in der Vollkommenheit, desto weniger sind sie nothwendig von Gott geschieden.

Freilich, sagte sie.

So daß, je vollkommener sie werden, sie endlich ganz übergehen in Gott und zuletzt gar in ihm verschwinden.

Ganz natürlich, sagte sie, scheint das zu folgen.

Ist aber nicht, sagte ich, auch diese Furcht sehr allgemein bei vielen, daß sie nämlich sorgen, wenn sie erst ganz verklärt würden, der Eigenwille in ihnen ganz überwunden, daß sie dann sich ganz und gar auflösen möchten, und nie und nirgendswo mehr zu finden seyen, sondern verschwimmen in Gott. Und gibt es nicht wieder andere, die das recht

mit Liebe, als wäre es so, vorzustellen wissen, wie nämlich die Seele dann in Gott, wie ein Tropfen im Ocean oder wie ein Lichtstrahl in der Sonne verschwinde?

Ich habe dergleichen freilich auch gelesen, sagte sie.

Und etwas Nothwendiges, fuhr ich fort, liegt doch in der Vorstellung, denn daß die Seligkeit nur in der vollkommenen Einheit mit Gott möglich sey, das sagen doch alle und auch wir.

Freilich, antwortete sie.

Nur sehe ich so gar nicht ein, fuhr ich fort, ob denn jenes nothwendig folge, daß, wenn wir mit dem Göttlichen ganz eins geworden, dann alles besondere Daseyn für uns verloren sey. Denn der Tropfen im Ocean ist doch immer dieser Tropfen, wenn er gleich nicht unterschieden wird, das einzelne Fünkchen im Feuer oder der einzelne Strahl in der Sonne (wenn es einen solchen gäbe) sind, jenes doch immer das Fünkchen, und dieser der einzelne Strahl, wenn sie gleich nicht als besondere gesehen werden. Daher, wenn wir uns auch vorstellen, daß die Frommen im Tode von Gott in seliger Entzückung hingerissen würden, gleichsam als vom allgemeinen Magnet, zu dem alles sich hinsehnt, so daß sie jetzt ganz von ihm durchdrungen wären, und nur in ihm anschauten, empfänden und wollten, so sehe ich doch nicht ein, wie dadurch zugleich ihre ganze Eigenthümlichkeit verloren wäre. Oder wenn sie zu Gott im Tode in das Verhältniß kämen, worin die magnetisch Schlafende zu ihrem Arzt oder Heiland steht, daß sie nämlich zwar für alles andere todt, für ihn aber im höchsten Grade lebend und empfänglich wären, und in ihm alles andere empfänden, und keinen andern Willen hätten als den seinigen, ob dann wohl, möchte ich wissen, alles eigne Daseyn ganz und gar verloren, oder ob es nicht vielmehr zur höchsten Innigkeit erhoben wäre? Sollte es daher fast nicht scheinen, daß die, welche von jenem vollkommenen Einswerden mit dem Göttlichen die Vernichtung ihrer Besonderheit zu fürchten vorgeben, eigentlich nur jene Hingerissenheit und gänzliche Ergebung scheuen, wie sie schon hier sich vor jeder, auch geistigen Trunkenheit scheuen, und den, der von höchsten Dingen erfüllt ist, als einen Wahnsinnigen ansehen,

und dem eignen Willen abgestorben seyn als den wirklichen Tod oder für was Aergeres als den Tod halten?

Mir scheint, sagte sie hierauf, doch noch etwas unerörtert da zu liegen.

Vielleicht, antwortete ich, und was denn?

Eben dieses, sagte sie, daß in dem obigen Beispiel ein jedes Stäublein von den vielen, die sich zu dem Magnet und in diese Verbindung hineinstürzen, von seiner Kraft freilich ganz durchdrungen ist und aus der belebenden Kette, wenn es auch könnte, nicht heraus möchte (so wohl scheint es ihm darin zu seyn), aber doch noch etwas an sich hat, was es nicht von dem Magnet hat. Ebenso die Schlafende in dem andern Beispiel.

Vortrefflich, sagte ich, und ganz, wie man zu sprechen pflegt, zur Sache!

Also glauben jene wohl, daß der Mensch außer dem Sittlichen, wodurch er in jenem Leben, wenn er schon in diesem darnach gestrebt hat, ganz mit dem Göttlichen sich vereinigen kann, nichts mit hinübernehme?

Sie müssen wohl, sprach sie, dieß glauben.

Also nichts Physisches, sagte ich, folge ihm dorthin?

Nichts; so scheint es.

Nicht also jener anfänglich dunkle Keim, der erst allmählich durch eine Art göttlicher Umwandlung das Licht in sich aufnimmt?

Auch dieser nicht.

Und der auch ganz umgewandelt doch nie seine erste Natur verleugnet? [1]

So wenig, scheint mir, sagte sie, als der durchsichtigste Demant deßwegen aufhört schwer oder überhaupt körperlich zu seyn.

Dieser dunkle Fleck unserer Existenz, fuhr ich fort, der, auch ganz aufgelöst und verklärt, doch immer etwas an uns übrig läßt, das nicht von Gott war.

[1] Immer das erregte Seyende bleibt (Randbemerkung).

Wovon denn? fragte Clara.

Haben Sie denn nicht selbst gesagt, er komme nur aus der Natur?

Freilich, sagte sie. Aber auch von der Natur sagen jene, die das Verschwinden aller Besonderheit in Gott lehren, sie sey Gott.

Sie mögen wohl, antwortete ich, wie man im Sprüchwort zu reden pflegt, schlagen gehört und vergessen haben, wie viel. Nämlich vielleicht haben sie einmal gehört: Gott sey in der Natur, und haben nur dieß kleine Wörtchen in vergessen, oder verstehen das so, als wäre die Natur Gottes Inneres, und sagen dann überhaupt die Natur sey Gott.

O Bester, fuhr sie hierauf fort, wie oft habe ich Sie selbst sagen hören, alles gehöre zu Gott, und nichts sey außer Gott?

Freilich, sagte ich, wie vieles zu uns gehört, das deßwegen doch nicht wir selbst ist; ja manches auch in uns, wenn wir im Ganzen und Weiten von uns reden, was doch zu unserem eigentlichen Selbst nicht gehört.

Ich erwartete, daß sie antworten würde, und sah sie darum an. Sie aber sagte: Sprechen Sie nur fort, mir kommt ein Licht aus alter Zeit; eine fast vergessene Rede wird mir wieder lebendig.

Ich fuhr also fort und sagte: So ist gleich jenes geistige Wesen, das sich aus unserer Körperlichkeit entwickelt und der Sitz der Ahndung, ein Organ des Zukünftigen ist, unser treuer Begleiter in diesem Leben, und folgt uns in das künftige; aber unglücklich, wer es für sein eigentliches Selbst hielte, das nur im Geiste wohnt. Und ebenso oder noch mehr der Körper, und was in uns Sitz der Begierde und Leidenschaft ist, gehört zwar zu uns, aber ist nicht wir selbst. Denn fordern wir nicht allgemein, daß unser eigentliches Selbst dieses andere und uneigentliche Selbst beherrschen solle?

Freilich, sagte sie.

Und wir unterscheiden also jenes von diesem?

Gar sehr, war ihre Antwort.

Wenn also, wie es allerdings so ist, die Natur zu Gott gehört, so kann sie zu ihm gehören nicht als sein eigentliches und erstes, sondern als sein uneigentliches und anderes Wesen, als ein in Bezug auf sein

inneres Wesen — das eigentlich Seyende — Nichtseyendes. Und wir haben nun doch, fuhr ich fort, früher Inneres und Aeußeres unterschieden. Sagten wir nicht, das Innere sey in dem Aeußeren das eigentlich Seyende, das Aeußere aber bloß das Seyn von ihm?

Ich erinnere mich, sagte sie.

Können wir also nicht sagen, Gott sey in der Natur das Seyende, die Natur aber von Gott nur das Seyn?

Freilich.

Nur daß dieses Seyn Gottes selbst wieder ein höchst und allerwärts Lebendiges ist, wie die Künstler auch die Fußsohle des olympischen Jupiters noch mit Leben schmücken. Und wenn wir so reden, so ist damit keineswegs gesagt, Gott und die Natur sey einerlei.

Keineswegs, antwortete sie.

Wenn nun Gott uns aus diesem geringeren Theil seines Wesens, dem, was nicht Er selber ist, emporhebt oder schöpft, so ist unser anfängliches Wesen ein seinem Grunde nach von Gott verschiedenes?

Freilich.

Das auch eben darum sich in eigner Selbstthätigkeit erheben kann, um entweder sich dem Geiste nach in das Seyende zu verklären oder sich ihm zu widersetzen? Ohngefähr so, wie die Blume zwar nur durch die belebende Kraft der Sonne, aber durch einen eignen Trieb, aus einem von jener unabhängigen dunklen Grund sich erhebt, und selber zuletzt ihr angeborenes Dunkel in Licht verklärend, doch ein von Licht und Sonne Verschiedenes, aus einer andern Wurzel Stammendes bleibt, zwar versöhnt dem Licht, aber nicht es selbst.

Ich verstehe es, sagte sie.

So daß also, wenn wir nun auch nach dem Tode, in Geisterwonne versunken und ganz durchdrungen von der göttlichen Gegenwart, aus der seligen Welt, selbst wenn wir könnten, nicht herausmöchten, gleichwohl etwas in uns übrig bleibt, das von Gott verschieden ist, und das zwar ruht, aber doch ewig da bleibt als die erste Möglichkeit, uns entweder von ihm als dem Seyenden zu scheiden, oder als selbständig in ihm zu seyn.

Es folgt wohl, sagte sie.

Und jetzt erst mit gänzlicher Verklärung des angeborenen Dunkeln in uns hebt das klarste und innigste Bewußtseyn unserer selbst und unseres ganzen Zustandes, nicht allein des gegenwärtigen, sondern auch des vergangenen, an, und weit entfernt, daß es wie Eis im Wasser zerschmelzen sollte, wird es vielmehr erst jetzt vollkommenes Bewußtseyn, zu welchem sich das gegenwärtige, das von der widerstrebenden Bewußtlosigkeit immerfort verdunkelt und eingeschränkt wird, nur wie Traum und Dämmerung verhält.

Sie bejahte auch noch dieß.

Ich aber war nun entschlossen aufzubrechen; denn schon seit längerer Zeit hatten die kleineren Kinder über ihre Spielsachen sich schlafen gelegt; die älteren Mädchen aber, die nun auch nicht mehr hatten, womit sie sich beschäftigen konnten, waren eins nach dem andern in das innere Zimmer hereingekommen und hatten sich neben Clara hingeschmiegt. Der Arzt aber hatte noch eine Frage in Bereitschaft, die er mir kurz hinwarf, und die ich auch ebenso kurz zu beantworten suchte; allein wie Unterhaltungen von solchen Dingen bei nächtlicher Weile am liebsten gehört werden, und dann gewöhnlich durch die geheimen Schauer, die sie erregen, dienen, die Gesellschaft länger zusammenzuhalten, so wurden wir auch hier unversehens in eine solche Unterredung weiter hineingezogen, als es unser Wille war. Der Arzt sagte nämlich, nur das gefalle ihm nicht an dem Vorgetragenen, daß der Zustand des Hellsehens so allgemein als der dem Tode folgende sey angenommen worden, denn es sey doch zugleich gesagt worden, daß dieser Zustand an und für sich ein seliger sey: es können aber wohl die wenigsten, ganz unmöglich aber sey es, daß alle in einen so seligen Zustand gleich vom Leben weg übergehen.

Ich antwortete also kurz und sagte: Ich erinnere mich auch wenigstens einmal bestimmt gesagt zu haben, daß jenes nur den Besten widerfahre; was aber die anderen betrifft, so haben wir das gar nicht untersucht.

Clara aber meinte, die Unterredung wäre doch ganz unvollständig

ohne dieß, wir wären einmal beisammen, und ich einmal, wie sie sich ausdrückte, im Zuge.

Ich sagte ihr aber: Glauben Sie denn, daß es so leicht ist, hiervon befriedigend zu reden. Denn wenn ich nur von dem äußersten Gegentheil jenes guten Zustandes reden wollte, dem, welcher die ganz und vollkommen Bösen erwartet, so wäre es leicht; wie aber in diesem Leben unzählige Mittelstufen zwischen Gut und Schlecht vorkommen, so wohl auch in jenem Leben zwischen Seligkeit und Unseligkeit, und nicht so einfach als viele denken, sondern gar wunderbar mannichfaltig muß es dort aussehen im unsichtbaren Reich, wenn der Spruch wahr ist: daß einem jeden vergolten wird, je nachdem er gehandelt hat und gesinnt gewesen ist bei Leibesleben. Wer aber möchte die Wunder jener Innenwelt wagen zu ergründen und darzulegen, da uns die dieser Außenwelt, welche wir täglich mit Augen erblicken, noch so verschlossen sind? Wahrlich, der müßte wie jener Armenier bei Plato gestorben gewesen seyn, und aus dem jenseitigen Leben zurückgekehrt in das gegenwärtige, oder wie dem schwedischen Geisterseher müßte ihm auf andere Art sein Inneres geöffnet werden, um in jene Welt hineinschauen zu können, der hiervon genau zu reden sich unterstände.

Der Arzt aber meinte, wenn man in einer Sache die beiden Aeußersten hätte, so ließe sich das dazwischen Liegende eher ausdenken.

Ich antwortete: Nicht immer mag dieß der Fall seyn; und dann ist hier jenes eben das Schwere, das andere Aeußerste zu finden; denn sehen Sie nur, ob wir nicht noch weiter zurückgehen müssen, und ob nicht schon jenes zu schnell und unbedingt behauptet war: der Tod sey überhaupt eine Versetzung ins Geistige; denn von der gegenwärtigen Körperlichkeit eines Menschen aus bis zur Geistigkeit mögen so viele Zwischenstufen seyn, daß er im Sterben wohl von jener losgerissen werden könnte, ohne deßhalb ins Geistige überzugehen, und die äußere körperliche Welt ganz zu verlassen. Selbst jener, in welchem der gute Keim des Fortschreitens liegt, kann doch nur stufenweise vergeistigt werden; dem aber, welcher schon hier vom zurückschreitenden oder bösen Willen beherrscht war, wird, wenn er jetzt durch Verlust des Leibes im

Fall ist, gezwungen fortzugehen, der lebhafteste Unwille erregt werden und ein heftiges Zurücksehnen nach dem Leibe, besonders in jenem geistig-körperlichen Wesen, das gewohnt war, alle Eindrücke von untenher oder von dem Körper zu erhalten, nicht aber der Seele untergeordnet zu seyn und durch Einflüsse einer höheren Welt geleitet zu werden. Dieses also wird auch jetzt das Herrschende bleiben, und gleichsam als ein Gewicht an der Seele sie immerfort zurückzuziehen streben in die Körperlichkeit; und daß dieß eine Nothwendigkeit sey, beweisen die ohne alle Verabredung übereinstimmenden Sagen aller Völker von häufigen Erscheinungen solcher Seelen bei den Grabmälern oder auf Wahlstätten; wir mögen nun diese Sagen als wahr annehmen oder nach heutiger Art als völlig unwahr verwerfen.

Hier verbreitete sich dann das Gespräch, wie es immer, wenn diese Materie in einem trauten Kreis berührt wird, zu geschehen pflegt, mit Lebhaftigkeit und allgemeiner Theilnahme über den ganzen Gegenstand. Besonders erklärte sich Clara ganz gegen alle Erzählungen der Art.

Sie beleidigen jeden gesunden Sinn, sagte sie, schon durch ihre gewöhnliche Pöbelhaftigkeit, und zeigen dadurch ihren Ursprung deutlich genug an; Sammlungen der Art, anstatt, wie sie vielleicht die Absicht haben, den Glauben an diese Dinge zu erregen, bringen im Gegentheil den bestimmtesten Widerwillen dagegen hervor; und wer kann an das glauben, was ihm gemein und widrig vorkommt?

Der Arzt, der sich einmal zum Vertheidiger aufgeworfen hatte, entgegnete ihr theils mit Scherz, indem er sagte, daß die Unseligen ja natürlich die schlechteste Gesellschaft ausmachen und die eigentliche Hefe des Menschengeschlechts seyen, theils mit der Bemerkung, daß es doch auch zierlichere Erzählungen der Art gebe, wovon er einige, namentlich die Begebenheit der Clairon, berührte.

Eben diese Geschichten, sagte sie, sind es, die ich durchaus nicht reimen kann. Oder wie soll ich es für möglich halten, daß Abgeschiedenen so viel Willkür übrig bleibe, um in unserer Umgebung beliebige Wirkungen hervorbringen, ja sogar, wie in jener Geschichte, an einem zarten Geschöpf noch nach dem Tode Rache nehmen zu können? Ob wir

dergleichen Geschichten für sittlich möglich halten dürfen, wage ich nicht zu entscheiden.

Wenn es aber wahr ist, sagte er hierauf, was so viele Naturforscher, durch Erfahrung gedrungen, von einem geistigen Wirkungskreis jedes Lebenden sagen, und von der Art von Freiheit, mit der über ihn geschaltet werden kann, sollte es nun nicht auch möglich seyn, mittelst dieses Wesens, wenn es entbunden ist, unmittelbar auf das gleiche Wesen der Dinge wirken, und so auf eine ganz andere Art, als wir pflegen, Veränderungen hervorbringen zu können? Denn wir, um einen Schall oder irgend etwas der Art zu erregen, bringen zuerst in dem Aeußeren der Dinge durch Schlag oder Stoß oder auf irgend ähnliche Art eine Veränderung hervor, durch welche das Innere bloß mittelbar bewegt wird, ausgenommen in unserem eignen Körper, in dem der Wille unstreitig das Innere unmittelbar und zuerst anregt, und durch dieses erst das Aeußere. Unmöglich also kann es nicht scheinen, daß jenes Wesen, wenn es von seinem eignen Leib entbunden ist, mit größerer Freiheit auf andere Dinge gleichsam als Zersetzungsmittel wirken könne, um auch in ihnen das ähnliche Wesen frei zu machen; und vielleicht ist gerade der Schall, der ohnehin jenen Wesen so nahe verwandt scheint, das am leichtesten auf solche Art zu Entbindende, da er auch in der Natur in manchen Fällen nicht durch körperliche Erschütterung, sondern auf eine geistige Art entbunden zu werden scheint. Ueberhaupt aber, fuhr er fort, ist jenes geistig-körperliche Wesen wohl jetzt schon das eigentliche Organ der Willkür oder das Mittel, vermöge dessen wir in manchen Fällen Veränderungen durch bloßen Willen hervorbringen. Was ist das unfaßliche und doch sichtbare Wesen, das ins Auge sich ergießt bei Begeisterung der Liebe oder des Zorns, und woher diese Verzauberungskraft im Guten und im Bösen, die eben das geistigste aller Werkzeuge ausübt? Woher der unleugbar große Einfluß des Willens selbst auf die Wirksamkeit der Mittel, so daß sie in der That oft bloße Mittel zu seyn scheinen, durch welche die Absicht des Darreichenden durchwirkt? Welche Gewalt zeigen Verzückte über jenes geistig-sinnliche Wesen, so daß sie es nicht nur von dem Körper ganz zurück-

ziehen können, wie jener Priester, der im Stande war, sich allen sinnlichen Empfindungen zu entreißen, wie ein Todter gleichgültig selbst gegen heftigen Schmerz dazuliegen, ja den Gehörsinn, der im Tode am längsten dauert, bis zu dem Grade zu mäßigen, daß er zwar die Stimmen der Redenden, aber als aus weiter Ferne kommende vernahm! Selbst es von sich abzutrennen und in die Ferne zu entsenden, scheint ja Sehnsüchtigen nicht unmöglich. Wie oft habe ich in französischen Hospitälern die armen Schweizerknaben betrachtet, die am Heimweh krank sind, und deren Körper zwar gegenwärtig sind, aber wie halb oder ganz entseelte, ohne Rede, fast ohne Zeichen, die Augen starr nach einem Punkt geheftet, während vielleicht (so dachte ich mir) ihr Geist unter den heimischen Felsen und Gebirgen umherirrte und dort von jemand hätte gesehen werden können! Seitdem ist mir auch das sehr glaublich geworden, was ich mich erinnere gehört oder gelesen zu haben, daß auch denen im andern Leben die nahe Ankunft eines Freundes oder Verwandten dadurch bekannt werde, daß sie seine Gestalt schon einige Zeit früher im Kreis der Himmlischen erblicken.

An diese jenseitigen Erscheinungen, sagte hierauf Clara, will ich lieber als an die diesseitigen glauben, denn gewiß ist doch, die Seele ist nicht, wo sie ist, sondern wo sie liebt, und das wahrste Heimweh ist wohl das nach dem andern Leben.

Sollte aber nicht, fuhr ich nach einer Weile fort, der willkürliche Gebrauch des geistig-körperlichen Wesens nach dem Tode auf jeden Fall selten seyn? Gibt es nicht auch zwischen dem Hellsehen und dem eigentlichen Schlaf einen oder mehrere Mittelzustände? Mir scheint der Traum ein solcher zu seyn und eigentlich ein unvollkommener Versuch, im Schlaf das Wachen und also das Hellsehen hervorzubringen.

Wenigstens, antwortete er, würde die Erfahrung dafür sprechen, daß Nachtwandler nicht träumen, dagegen, wie sie jene Eigenschaft verlieren, anfangen Träume zu haben, und zwar in der That prophetische.

So wäre es also denkbar, sagte ich, daß Menschen, die im Tode fast ganz der äußeren Natur anheimfallen, eine Art von Schlaf festhält, worin sie von einem traumähnlichen Ideensturm umgetrieben

werden; und auch damit ſtimmen ja manche Sagen überein. Oder gibt es ſchon bei lebendigem Leibe etwas Peinvolleres, als im Traume in einem finſtern Thale oder Walde herumirren und den rechten Weg nicht finden können, ſuchen und die Unmöglichkeit empfinden finden zu können, eingeſchloſſen ſeyn und nicht aufſteigen können, dergleichen ja jedem Träumenden oft begegnet. Wenn überhaupt die Imagination das Werkzeug iſt, mit welchem am allgemeinſten geſündigt wird, ſollte es nicht eben dieſe auch ſeyn, durch welche am meiſten geſtraft wird, und die Qualen, welche die Sündhaften in der andern Welt erwarten, vorzüglich in Qualen der Phantaſie beſtehen, deren Gegenſtand beſonders die ehemalige körperliche Welt wäre?

Er ſagte, auch ihm ſey dieß ſehr wahrſcheinlich.

Wenn aber, fuhr ich fort, auch ein Zuſtand des Hellſehens der allgemein nothwendige nach dem Tode wäre, wenigſtens weil die Abgeſchiedenen nur durch jenes geiſtig-körperliche Weſen mit der Körperwelt zuſammenhängen, ſo wäre ein dem Guten entgegengeſetzter Zuſtand doch noch begreiflich. Denn haben Sie nicht Kranke gekannt, denen jener Zuſtand die wohlthätigſte Empfindung, Befreiung von Leiden und Heilung brachte, andere aber auch, die dazu aufgefordert heftige Schmerzen empfanden und viel tiefer in ihr Uebel zurückſanken?

Er bejahte es.

Sollte nun nicht, fuhr ich fort, etwas Aehnliches nach dem Tode möglich ſeyn, daß denjenigen, welche ſchon hier mehr innerlich als äußerlich gelebt, der Zuſtand des Hellſehens der ſeligſte, nämlich eben durch ſeine Innigkeit und die Befreiung vom bloß Aeußeren, wäre, denen aber, die immer nur mit dem Leibe und durch denſelben mit den äußeren Dingen verkehrt haben, und ganz von der Sinnlichkeit äußeren Weſens verzaubert waren, zur Qual gereichte, indem ſie ihn hier ſchon mit allen Kräften geflohen und gegen alle Innigkeit ſich geſträubt, das Göttliche in ſich zum Schweigen zu bringen, ja zu morden, wenn es möglich geweſen wäre, und, mit Einem Wort, ſo viel möglich äußerlich zu leben geſucht haben. Denn hier wohl konnten ſie es aushalten, theils weil die äußere Natur, trotz ihrer Entartung, doch immer viel

göttlich Mildes enthält, das als ein Balsam auch auf sie einfloß; theils weil sie ihre Seele ganz mit äußeren Dingen erfüllen und sich, wie sie es ganz richtig nennen, durch diese zerstreuen konnten. Dort aber, wo ihnen alles Aeußere verschwunden ist, und wo ihnen kein Zustand als jener innige übrig geblieben ist, werden sie ja wohl recht zwischen Seyn und Nichtseyn schweben; unfähig ins eigentliche Seyende sich zu erschwingen, und von dem Nichtseyenden, das sie dafür hielten, durch den Tod abgeschnitten, werden sie alles versuchen, diese Pein zu mindern, bald sich erheben wollen und unwiderstehlich zurücksinken, bald wieder mit ihren Einbildungen in diese Welt hereingerathen, bis sie wieder finden, daß es damit nichts ist, und daß es Abirrungen vom rechten Wege sind, glücklich, wenn eine höhere Hülfe oder der Ruf eines vorangegangenen Seligen sie endlich auf die rechte Bahn bringt: und diesen Zustand halte ich für den eigentlichen der Seelenreinigung, wovon Alte und Neue so viel geredet. Denn nur wenige gehen hinüber so rein und befreit von aller Liebe zu dem Irdischen, daß sie sogleich losgesprochen werden können und in den obersten Ort gelangen. Selbst die aber, bei welchen nie ein böser Wille einwurzelte, sondern der ursprüngliche Keim des Guten zwar oft unter den Dornen der Welt verborgen und in der Entwicklung gehemmt, aber doch nie versehrt oder ganz vernichtet worden, gehen noch mit so viel Eitelkeit, falscher Meinung, Einbildung und anderem Unlauteren beschwert hinüber, daß sie unmöglich gleich zur Gemeinschaft der Heiligen, vollkommen Seligen und Gesunden gelangen können, sondern erst durch gar viele, die einen jedoch durch mehr, die anderen durch weniger Läuterungen hindurchgehen, und eine kürzere oder längere Zeit, je nachdem sie geartet sind, auf diesem Wege zubringen müssen. Und gewiß nicht ohne Schmerzen kann eine solche Reinigung vor sich gehen. Denn wie sollten aus einer Seele so viele Wurzeln der Verdorbenheit ausgerissen, wie in Richtigkeit gebracht werden so viele Krümmen ohne eine unaussprechliche Empfindung der unendlichen Streitigkeit und Widerwärtigkeit, die sich zwischen der Gleichheit und Krümme befindet, zwischen dem Licht der Lauterkeit Gottes, das sich in die Seele senken will und zwischen den angewohnten

Beschaffenheiten der Seele, die ihm ganz entgegen sind. Oder sollte alles Unreine und Böse ohne tiefen und schmerzlichen Eingriff bewegt, angetastet, mit seinem Gegentheil bezwungen, getödtet und aus seinem Ort geworfen werden können in einer Seele, die mit jenem nicht bloß äußerlich angethan, sondern ganz durchzogen, ja mit ihm vermischt und innerlich durchwachsen ist, zumal die Seele im hellsehenden Zustand und auch in dem ihm sich annähernden weit empfindlicher als im vorhergehenden und gewöhnlichen ist. Und irre ich nicht, oder habe ich auch dieß von Ihnen gehört, daß die bloße Gegenwart unreiner Menschen in jenem Zustande aufs lebhafteste empfunden werde, und ihn vielfach störe, ja verhindere?

Allerdings, sagte er, sey dem so, und wisse er es aus vielen Beispielen.

Wie quälend also, sage ich, muß dem Unreinen, der nach dem Tode in einen ähnlichen oder doch annähernden Zustand übergeht, die eigne Gegenwart seyn, indem er jetzt allein mit sich selbst ist und das erntet, was er in sich gesäet hat; ja wenn jede böse Lust und Bestrebung eine Art von Persönlichkeit annehmen kann, und jede sündliche That wie ein böser Geist im Menschen wohnen bleibt, wie empfindlich muß der Seele dieses unreine Gefolge seyn, mit dem sie von hinnen geht? Dieses also, glaube ich, ließe sich mit großer Wahrscheinlichkeit von den entgegengesetzten Zuständen nach dem Tode sagen. Sehr beschränkt aber würde mir wenigstens der vorkommen, der nur von zwei entgegengesetzten Zuständen reden wollte, ist es gleich nach dem zuletzt angeführten Grund auch physisch nothwendig, daß die Reinen und Unreinen an ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Orte gesondert werden. Aber da schon hier von diesem Sichtbaren aus so viele Staffeln ins Unsichtbare führen, wie Körper und Licht zwar sichtbar sind, der Schall aber nur hörbar und unsichtbar (es müßte denn einer sagen, er sey jetzt sichtbar gemacht worden), vollends aber, was die beiden andern Sinne, Geruch und Geschmack, an dem Innersten der Dinge unterscheiden, durch kein anderes Mittel zur äußeren Anschauung gebracht werden kann, noch weniger was in der verschiedenen Beschaffenheit der Luft

wirkt, welche nach unseren äußeren Werkzeugen zu schließen sich immer gleich bleiben müßte; was sodann in den daher entspringenden Krankheiten thätig ist, und seinen Einfluß auf das ganze Gewächs- und Thierreich erstreckt: da dieß alles, sage ich, obschon im Sichtbaren liegend, uns völlig unsichtbar und verborgen ist, und jedes Wesen der Art, z. B. der Schall, ein eignes Reich innezuhaben scheint, das ganz für sich bleibt, und sich mit keinem andern vermischt, so sollten wir noch weniger Anstand nehmen zu glauben, daß in dem unsichtbaren Reich, in das wir nach dem Tode eintreten, viele einzelne Reiche und ganz verschiedenartige Welten sich befinden können, deren jede der Aufenthaltsort eines oder gewisser Geschlechter seyn kann, ja daß noch viele solche wunderbare Oerter nicht außer dem Umkreis des insgemein so genannten Sichtbaren liegen, wenn es anders wahr ist, was sich uns doch so wahrscheinlich dargestellt hat, daß nicht eine jede Seele nach dem Tode gleich ganz frei- und losgesprochen werde von dieser untern Gegend der Erde, sondern vielleicht erst durch stufenweise Vergeistigung in das eigentlich Uebersinnliche gelange. Und auch das wäre nicht anzunehmen, daß alle zur Strafe oder in einem an sich peinlichen Zustand an den tieferen Orten zurückblieben; oder sollte nicht die, welche, zwar nur nach dem Gesetz der äußeren Natur, diesem aber wirklich gemäß, als rechtliche, tapfere und besonnene Männer gelebt haben, irgend eine Welt des Friedens aufnehmen, ein Eiland der Seligen, so daß, was die Alten vom Elysium sagen, so wenig bloß Fabel wäre als ihre ganze Mythologie? Denn daß sie unmittelbar in die rein geistige Welt übergehen, ist schwer zu glauben; noch schwerer aber, daß sie in einem peinlichen Zustand zurückbleiben; vielmehr gerecht ist, daß ein jeder auch dort seines Glaubens lebe, die also, welche wie Sokrates zu dem guten und weisen Gott verlangend abscheiden, oder die der Gott ruft, weil nur eine göttliche Hand sie heilen kann, wie jenen im Tode verklärten Oedipus, die werden auch dorthin, zu diesem Gott gelangen. Diejenigen aber, die bis dahin mehr mit der äußeren Natur Gemeinschaft hatten, ohne darum ruchlos oder ganz gottvergessen zu leben, werden vielleicht in einem Land der Stille aufbehalten, ohne Pein, aber doch in einem schattenähnlichen

Leben, bis der Trieb nach einem höheren Daseyn erwacht, wie ihn die edle Seele des Achills bei Homeros empfindet, obwohl noch als vergeblichen Wunsch, nach diesem Leben zurückzukehren, wenn er sagt: lieber wollte er das Feld als Tagelöhner bestellen einem dürftigen Mann ohne Erb' und eignen Wohlstand, als die sämmtlichen Schaaren der geschwundenen Todten beherrschen. Was mich aber besonders an solche Zustände glauben läßt, ist nicht bloß die Betrachtung der großen Menge, die ohne Erleuchtung und ohne Gedanken eines wirklich höheren Lebens lebt, und die darum nur dieses Leben, zwar in anderer Gestalt, als bloßes Schattenleben, wieder leben kann, sondern auch jene dunklen Reden der Väter des alten Bundes von einem Ort der Verborgenheit unter der Erde, wo alles zusammenruht, von der Hölle als einer Macht, einem aufhaltenden Ort, der sich seine Beute nicht rauben läßt, wenn gleich hie und da ein Strahl durchbricht der Hoffnung, daß der Gerechte nicht an diesem Ort bleiben werde, Reden, die wir doch nicht auch alle für bloße Fabeln ausgeben dürfen, wenn wir einige Achtung für die Heiligkeit alter Ueberlieferungen haben. Ja, ist es nicht glaublich, daß in dem Maße, als das Geistige in diesem äußeren Leben mehr durchgebrochen ist, auch die Macht der Unterwelt über die Todten mehr und mehr gebrochen ist; oder sollen wir auch jene Reden von dem Sieg über das uralte Reich des Todes, den Christus davongetragen, für völlig leere allgemeine Redensarten halten? Vielmehr glaube ich dieses. Der Tod war wirklich eine Macht geworden. Als der Mensch, wie Sie sagen, in die äußere Natur zurückgriff und die Entwicklung in die geistige aufhob, reizte er jene furchtbare Gewalt, die Gott zum bloßen Träger der Kreatur bestimmt hatte, und rief sie in die Wirklichkeit. Vernichten konnte sie ihn nicht, aber sie hielt ihn auch im Tode fest, die ausgenommen, welche Gott hinwegnahm. Nur als der, durch welchen alle Dinge im Anfang gemacht waren, sich in die gesunkene und jetzt sterblich und vergänglich gewordene Natur herabließ, um auch in ihr wieder ein Band des geistigen und natürlichen Lebens zu werden, da wurde der Himmel, die wahre Geisterwelt, aufs neue allen geöffnet, und zum zweitenmal der Bund zwischen Erde und Himmel geschlossen. Da Er

zum Sterben kam, erloſch das Licht der äußeren Natur, das einzige dem Menſchen noch übrig gebliebene, zum Zeichen der höchſten Gewalt, die der Tod nun ausgeübt hatte; aber kaum war er ſelbſt in jene dunkle Gegend eingetreten, als die Erde erbebte, der Vorhang im Tempel, das Bild der Scheidung zwiſchen dieſer Welt und dem Allerheiligſten, in das wir jetzt nach dem Tode einzugehen Hoffnung haben, zerriß, und häufige Erſcheinungen entſchlafener Heiligen zeigten der ganzen heiligen Stadt die überwundene Macht des Todes an. Und ſo, ihr Lieben, wären wir wieder auf das ſüße Feſt zurückgekommen, das wir heute feierten, und welches das wahre Geburtsfeſt der ganzen Natur und des Menſchen zum ewigen Leben iſt; von den Folgen dieſes Tages hebt das geiſtige Lebensalter der Erde an, denn auch ſie muß alle durchwandeln.

Nun aber, Kinder, laßt uns auch aufbrechen und nicht bis über Mitternacht weilen, denn ſchon fürchte ich, mancher, der uns zugehört hätte, möchte ſagen, wir ſeyen auf Gedanken gekommen, wie ſie nur die Nacht entſchuldigt. Ob aber dem gleich nicht ſo iſt, wollen wir doch jetzt aufhören.

Und ſo brachen wir denn auf und gingen ein jeder nach Hauſe.

Ohngefähr um die nämliche Zeit, einige Tage oder Wochen ſpäter etwa, war ein philoſophiſches Buch angekommen, das bei manchem Vorzüglichen, das es enthielt, in einer ganz unverſtändlichen Sprache geſchrieben war, und ſo zu ſagen von Barbarei aller Art ſtrotzte. Clara fand es auf meinem Tiſche, und nachdem ſie eine Weile darin geleſen, ſagte ſie:

Warum iſt es doch unmöglich, daß die jetzt Philoſophirenden nicht ſo ſchreiben, wie ſie zum Theil wenigſtens ſprechen können? Sind denn dieſe erſchrecklichen Kunſtworte durchaus nothwendig, läßt ſich daſſelbe gar nicht auf allgemein menſchliche Weiſe ſagen, und muß ein Buch ganz ungenießbar ſeyn, damit es philoſophiſch ſey? Ich meine damit nicht die Dunkelheit, die aus der Tiefe entſpringt, und die nur für ſolche ſtattfinden kann, deren Augen gewohnt ſind an der Fläche wegzuſehen.

Das Tiefste muß nach meinem Gefühl gerade das Klarste seyn; wie mir das Klarste, z. B. ein Krystall, darum weil es dieß ist, nicht näher zu kommen, sondern eher sich zu entfernen und dunkler zu seyn scheint, und ich in einen Wassertropfen wie in einen Abgrund hinuntersehen kann. Allerdings muß das Tiefe und das Trübe wohl unterschieden werden. Ein anderes ist das Tiefe, ein anderes das Trübe; ein anderes das natürlich üppige Wachsthum des gesunden Stammes, wo jeder Nebenzweig wieder Schößlinge treibt, ohne daß sie der Künstler beabsichtigt oder besonders bemerkt, ein anderes die absichtliche Ineinanderwirrung verschiedener Ingredienzen und die künstliche Verfilzung, die, wenn man sie auseinander ziehen wollte, keine anderen als todte und nichts werthe Materialien lieferte.

Auch ich, sagte ich, sehe den Philosophen lieber mit dem geselligen Kranz im Haare als mit der wissenschaftlichen Dornenkrone, wo er sich als ein wahrer abgemarterter Ecce homo dem Volke vorstellt. Ich erinnere mich eines Wortes von Pascal, der sagt [1], wenn bei vorzüglichem Inhalt eine ungezwungene natürliche Schreibart angetroffen werde, so werde man ganz außer sich gesetzt und entzückt, denn man dächte vielleicht in einem solchen Buch einen besonderen Schriftsteller zu finden, man finde aber einen Menschen. Das Tiefe verhält sich, wie sein scheinbares Gegentheil, das Erhabene, das, wenn es in die schlichtesten Worte, die auch Arbeits- und Handwerksleuten nicht unverständlich sind, gekleidet wird, desto größere Wirkung macht. Die Sprache des Volks ist wie von Ewigkeit her; die Kunstsprache der Schulen ist von gestern. Das Ewige der Sache nach, wenn es dieß ist, sucht immer zuletzt auch das Ewige dem Ausdruck nach. Und um so mehr verwundere ich mich, daß es bei der Philosophie so wenig geschieht, je allgemeiner jetzt eine gewisse Aufmerksamkeit auf sie gerichtet ist, indem sie für manche sogar die Stellvertreterin der Offenbarung geworden ist, und selbst ein großes Kriegeshaupt unserer Zeit, den nahen Schlachttod ahndend, nicht wie Saul den Geist der Propheten beschwört und über Unsterblichkeit fragt,

[1] Pensées diverses 41.

ſondern die Philoſophen. Selbſt Frauen finden ſich ja jetzt in philoſophiſchen Hörſälen ein. Hat denn keiner z. B. eine Freundin, der er gern ſeine Ueberzeugungen mittheilt? Und wenn er es thut, warum kann er nicht mit der Sprache, die er zu der Geliebten, über höhere Dinge ſprechend, redet, auch vor dem ganzen Volk reden?

Ich erinnere mich, ſagte Clara, daß wir, als Albert noch mit uns war, oft alle zuſammen Geſpräche hatten, die nur aufgeſchrieben werden durften, um allgemein anzuregen. Warum, ſagen Sie mir, werden philoſophiſche Geſpräche nicht allgemeiner geſchrieben?

Ich antwortete: Ach, Beſte, darüber wäre viel zu ſagen. Zu philoſophiſchen Geſprächen, wenn ſie nicht unlebendig ſeyn ſollen, werden beſtimmte Perſönlichkeiten erfordert. Daran mangelt es uns zwar nicht; es fehlt uns nicht an aufgeklärten, von ganz Deutſchland hochgeachteten Männern, die daſſelbe edle Zutrauen auf ſich ſetzen, das einſt die Sophiſten Griechenlands, auch nicht an trotzigen, ja oft ſogar faſt patzigen Rednern, die ein ſchlauer Sokrates wohl beſchämen könnte; es fehlt uns leider nichts als eben der Sokrates, eine ſo anerkannte und doch ſo beſtimmte Perſönlichkeit. Dazu kommt, daß unſere Philoſophen gewöhnlich nur durch das langwierige, weitläufige Geſpräch mittelſt des Drucks ſich unterreden, welches faſt ſo iſt, als wenn zwei, der eine von Europa, der andere von Amerika aus mit einander Schach ſpielten, und wobei ſchwerlich ein dramatiſches Leben möglich iſt. Denn die Schrift und die Druckerſchwärze wird, wie man zu ſagen pflegt, nicht roth, um welches einigen Grundes willen ſchon manche die Druckkunſt als eine ganz herrliche, ja wahrhaft göttliche Erfindung preiſen ſollten.

Um ſo mehr, ſagte ſie, ſollten die, die es verſtehen, kleine Schaubühnen aufſchlagen, wo ſie die weitläufige Handlung ins Kurze und gleichſam auf Einen Punkt zuſammengezogen lebendig vor Augen ſtellten.

Es käme auf den Verſuch an, ſagte ich. Wenn nur nicht die Nachahmung und Aufſtellung beſtimmter Perſönlichkeiten bei uns ſo leicht ſelbſt als eine Perſönlichkeit ausſähe, was bei den Alten nicht ſo der Fall war, und unter manchen Händen auch wirklich dazu werden möchte.

Gut denn, sagte sie, wenn die Personen nicht aus der Gegenwart genommen seyn sollen, warum nicht aus der Vergangenheit?

Doch nicht aus dem Alterthum, sagte ich, daß es wie manche griechisch genannte Tragödien ausfiele?

Nein, antwortete sie, aus der uns näheren oder aus der neueren Zeit. Welche herrlichen philosophischen Persönlichkeiten muß z. B. das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert anbieten, wenn es wahr ist, was man von dem Mediceischen Hofe erzählt, welche andere vortrefflichen die uns noch näher liegende Zeit?

Wenn es nur nicht fast wieder dasselbe wäre, sagte ich, daß nämlich das philosophische Gespräch darin mehr der Komödie als der Tragödie ähnlich ist, daß es seinen Stoff mehr aus der Gegenwart als aus der Vergangenheit zu nehmen hat, wenn es nicht anders wieder kalt und bei aller aufgewandten Bemühung um Wahrheit und Lebendigkeit doch nur mühselig erscheinen soll. Der Philosoph, der etwas Rechtes aus der Wissenschaft zu sagen oder darzustellen hat, wird sich nicht bemühen, entfernten Eigenthümlichkeiten so nachzuforschen, als es nöthig wäre, um sie wahrscheinlich darzustellen. Hat doch, für mich wenigstens, schon die strenge Beobachtung der Sprach- und Kleidungsweise und anderer Formen einer früheren Zeit etwas der natürlichen Freiheit des Kunstwerks Widerstrebendes; wie viel mehr muß, was als Gespräch lebendig auf uns wirken soll, aus der Gegenwart genommen werden, oder doch einmal genommen worden seyn.

Gut denn, sagte sie, wenn nicht die Vergangenheit den Stoff darbieten soll, und die umgebende Wirklichkeit zwar ihn zum Theil darbieten könnte, dagegen aber wieder Bedenklichkeiten stattfinden, so gibt es doch noch ein Mittleres.

Und welches denn? fragte ich.

Daß Gespräche der Eigenthümlichkeit unserer Zeit gemäß ersonnen werden, gleichsam aus der Gegenwart herausgeschnitten, ohne doch bestimmte Personen nachahmend aufzustellen, Gespräche, wie sie jetzt gehalten werden können, und dergleichen manche ohne Zweifel wirklich gehalten werden. Ich wiederhole nochmals die Frage: warum könnten nicht

Gespräche, wie wir unter uns sie zu halten pflegen, erdacht, oder wirklich so gehalten, aufgeschrieben werden?

O Beste, sagte ich, wer vermöchte denn wohl eine solche Clara ganz so, wie wir sie jetzt vor uns sehen, mit aller Anmuth und Zartheit der Rede, der ganzen Lieblichkeit überraschender Wendungen, dem beseelten redenden Spiel der sanftesten Mienen darzustellen? Ich wenigstens vermöchte es nicht. Und dann doch nicht wie vom Himmel gefallen dürfte das Gespräch dastehen, sondern natürlich würde ein jeder auch verlangen, von den Umgebungen und Verhältnissen so viel zu wissen, daß er sie sich als wirkliche Person vorstellen könnte.

Nun, sagte sie lächelnd, mir scheint doch, um auch dieß hinzuzuthun, und ein Gespräch, dem unserigen ähnlich, auch historisch zu begründen, würde eben keine außerordentliche Erfindungskraft erfordert.

Das ist es eben, sagte ich. Wie würde man dem, der solche Gespräche bekannt machen wollte, mit Bitterkeit den Mangel und die Geringfügigkeit der Erfindung vorwerfen, schon darum, weil die wenigsten bedächten, daß das Aeußere hier ganz untergeordnet seyn und die Erfindung eigentlich auf das Innere gehen müsse. Und spränge im Gegentheil die Zuthat des Historischen nur einigermaßen ins Auge, so höre ich schon, wie gerufen wird: seht doch, welche Zwittergeburt von Roman und philosophischem Gespräch, ob ich gleich einige mit Recht geschätzte Romane kenne, die, wenn sie etwa moralische Gespräche überschrieben wären, den Titel nicht durch den Inhalt beschämen würden.

Und was wäre denn, sagte sie, am Ende an jener Zusammenstellung Arges? Neigt sich der Roman nicht wirklich in seinem zwischen Dramatischem und Epischem schwebenden Leben sehr zum Dialogischen hin? So daß es gerade noch die Frage wäre, ob irgend eine Form dem philosophischen Gespräch für unsere Zeit näher liegt als eben diese.

Ich weiß nicht, sagte ich, aber der Roman widerspricht seiner Natur nach der Einheit der Zeit und der Handlung, im philosophischen Gespräche dagegen scheint mir diese gerade so wesentlich wie im Trauerspiele, weil dort alles so ganz innerlich vorgeht, wegen des engen

Gedankenzusammenhangs gleichsam auf der Stelle, ohne sich von dem einmal eingenommenen Orte wegzubewegen, entschieden werden muß.

Ohne Zweifel, sagte sie lächelnd, damit der zarte, flüchtige, oft auf bloß augenblicklichen Wendungen beruhende Gedankenzusammenhang nicht verklinge?

Freilich, sagte ich.

Nun, sprach sie weiter, dieser Einwurf scheint mir noch von allen der bedeutendste; aber er könnte ja entweder vermieden werden in der Ausführung, oder die im gewöhnlichen Sinn verletzte Einheit in einer höheren wiederhergestellt werden.

Da müßte man zusehen, sagte ich, die Probe machen, denn die Eigensinnigkeiten einer jeden Kunstform lernt man nur in der Ausübung kennen.

Es sey damit, wie es wolle, fuhr sie fort, so fühle ich lebhaft das Wohlthätige, was eine solche Darstellung philosophischer Ansichten für unsere Zeit haben könnte, die im Ganzen doch so sehr nach Wissenschaft verlangt. Es wird so viel über den Unfug geklagt, der mit philosophischen Systemen und Theorien getrieben wird; sollte er nicht hauptsächlich in dem Gebrauch der Kunstsprache seinen Grund haben?

Es ist wahr, antwortete ich, die Kunstwörter kann, wie man jederzeit gesehen hat, auch ein im übrigen geistloser Kopf nachreden, und sie, wenngleich auf eine thörichte und läppische, doch auf eigne Art wieder zusammenstellen.

Wer aber, sagte sie, die Sache in einem gemüthlichen und äußerlich-kunstlosen Gespräch darstellen kann, der muß sie wirklich innehaben, sie durchdringen und von ihr ganz durchdrungen seyn. Ueberhaupt, setzte sie hinzu, halte ich nichts von dem Philosophen, der seine Grundansicht nicht jedem menschlich-gebildeten Wesen, ja erforderlichen Falls einem nur wohlbegabten und gutgearteten Kinde begreiflich machen könnte. Und wo soll es hinaus mit dieser jetzigen Trennung der Gelehrten und des Volks? Wahrlich, ich sehe die Zeit kommen, wo das Volk, das so immer unwissender in den höchsten Sachen werden muß, aufsteht und sie zur Rede setzt und sagt: Ihr sollt das Salz eurer Nation seyn;

warum salzt Ihr uns denn nicht? Gebt uns wieder die Feuertaufe des Geistes; wir fühlen, daß wir sie nöthig haben und weit genug zurückgekommen sind.

Und so sprachen wir noch manches über dieses Verhältniß, theils gleich damals, theils auch später.

Noch auf der Grenze von Winter und Frühling wurde ein schöner Tag gewählt, um nach der alten Waldkapelle hinaufzusteigen.

Auf dem Wege erzählte Clara: die Fischer haben ihr gestern gesagt, der See zeige einen gewissen Frühling an, das regellose Steigen und Fallen des Wassers lasse nach, auch hätten die Wasservögel sich gezeigt, die mit dem Winter verschwinden. Ich habe mich, fuhr sie fort, den ganzen Winter nach dem Anblick des Sees gesehnt. Wir sprachen so oft und manches vom Geisterleben, und immer stand mir dabei das Bild des Sees vor Augen. Gewiß nicht umsonst haben die Alten den Sitz der Seligen auf Seeumflossene Inseln verlegt.

Diese Verbindung der Gedanken scheint sehr natürlich, sagte der Arzt. Der Fluß ist mehr ein Bild des wirklichen Lebens, er zieht unsere Einbildungskraft mit sich in ungemessene Weiten wie in eine ferne Zukunft. Der See ist ein Bild der Vergangenheit, der ewigen Stille und Abgeschlossenheit.

Ich gestehe, fuhr sie fort, Ihre Reden haben doch noch einen unbefriedigten Wunsch in mir zurückgelassen.

Und welchen? fragte ich.

Soll ich es sagen? antwortete sie. Sie sprachen so oft von Oertern und Gegenden im Unsichtbaren, auch von Mittelörtern zwischen dieser uns sichtbaren Welt und der eigentlich unsichtbaren, dann aber auch von einem obersten Ort, wohin die wenigsten gleich nach dem Tode gelangen. Nun von diesem Ort, vom wahren eigentlichen Himmel möchten wir uns so gern allerwenigstens einige Begriffe bilden; oder woher sonst die Begierde, mit der alles aufgenommen wird, auch wenn es noch so sehr den Schein der Täuschung hat, was uns hierüber etwas aufschließen zu können scheint?

Und ja schon das, daß Sie jenen Aufenthalt einen Ort nennen, enthält viel Räthselhaftes. Können Geister auch in einem Ort seyn?

Ja wohl, antwortete ich, gehört dieß zum Allerräthselhaftesten, denn es gründet sich auf das Geheimnißvolle des Orts und des Raums überhaupt, dem ich mich nun einmal nicht enthalten kann etwas Wirkliches zum Grunde zu legen. Betrachten Sie doch aber die Sache nur so, daß wir wie alle geschaffenen Wesen wohl ewig nicht für uns selbst seyn können, also in einem anderen begriffen seyn müssen, das auch die anderen Wesen umfaßt, und nennen Sie dann dieses den Ort, wie ja viele auch gesagt, Gott selbst sey der Himmel und Ort der Geister, oder seine Herrlichkeit sey es.

Wenigstens, sagte sie hierauf, kommt mir nach Ihren Reden als eine fast kindische Vorstellung die Einbildung vor, womit manche sich unterhalten, die ihren künftigen Aufenthalt oder gar ihren Himmel auf einem der unzähligen Sterne über uns suchen.

Und doch, sagte ich, würde es uns auch für jene höheren Fragen nicht wenig fördern, wenn wir von der Sternenwelt außer unserer Erde größere Gewißheit hätten, denn auch hier können unsere Gedanken mit Sicherheit nur vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigen, und wie vermöchten wir über die Geisterwelt etwas zu bestimmen, ehe wir die Grenze der sichtbaren erkannt?

Diese Folge ist mir nicht ganz deutlich, sagte der Arzt; denn die Grenze zu kennen, ist uns wichtig bei Dingen, welche ineinander verfließen; bei ganz entgegengesetzten aber scheint sie gleichgültig.

Eben dieß, antwortete ich, habe ich schon sonst bezweifelt und bezweifle es in diesem Augenblick aufs neue, daß die Natur und Geisterwelt in der Wirklichkeit so entgegengesetzt seyen, als sie es dem Begriff nach sind. Denn zuvörderst die Geisterwelt ist doch zum mindesten eine ebenso reale Welt als diese sichtbare hier; oder sollten wir sie für eine bloße Gedankenwelt halten?

Mit nichten, antwortete er.

Den meisten freilich, sagte ich, ist es gewöhnlich, das Geistige für weniger wirklich als das Körperliche zu halten; und doch zeigt schon diese

untergeordnete Natur, deren Zeuge und Beobachter wir sind, so viel Geistiges, das in keinem Grad weniger reell und physisch ist, als das insgemein so genannte. Und auch das haben wir doch behauptet, daß dem Geistigen etwas Physisches nach dem Tode folge.

Freilich, sagte er.

Muß also nicht, fuhr ich fort, jene andere oder geistige Welt in ihrer Art ebenso physisch seyn, als diese gegenwärtige physische Welt in ihrer Art auch geistig ist?

Clara schien hoch erfreut über diese Rede und fragte mich, warum ich das nicht gleich im ersten Gespräch so gesagt hätte.

Es ist ja nur gut, sagte ich, indem es Sie nun doppelt zu erfreuen scheint, und doch lag es ja in unserem damaligen Gedanken schon.

Sie bat nun mit großer Lebhaftigkeit, daß ich also sagen sollte, was ich in jener andern Welt Physisches annehme.

Ich sagte: Sobald Sie oder irgend ein Freund die Unwissenheit über diesen sichtbaren Himmel von mir hinwegnehmen, will ich versuchen, meine Geistesaugen nach dem Unsichtbaren zu wenden.

Und doch, sagte sie, scheint ja jene Unwissenheit nicht so groß; denn keine Wissenschaft wird ja so allgemein gepriesen, von Kennern und Nichtkennern, wegen ihrer Gewißheit und Größe als eben die Astronomie.

Vielleicht, sagte ich, liegt die Schuld auch nicht an dieser Wissenschaft, sondern eben an mir. Ich habe leider wie der Künstler ein gewisses Urbild in meinem Kopfe, nach dem sich meine Zustimmung richtet. Trifft etwas mit ihm überein, so stimme ich bei, wenn es auch äußerlich noch so unglaublich scheinen sollte. Verwirft aber jenes innere Urbild die Sache, so kann ich sie nicht glauben, und wenn sie äußerlich auch noch so glaublich, ja, wie man zu reden pflegt, streng bewiesen wäre. So geht es mir eben auch mit jener Wissenschaft. Denn was die Gestirnlehrer von dem Weltbau im Ganzen gefunden haben wollen, das hat für mich nicht die mindeste innere Wahrscheinlichkeit, und was mir innerlich wahrscheinlich wäre, das hat noch keiner gefunden.

So sollten Sie, sprach Clara, doch dieses mittheilen, was Ihnen wahrscheinlich ist im eignen Gefühl und unwahrscheinlich im Angenommenen.

Wir sind hier unter uns, sagte ich, und so könnt' ichs wohl versuchen, aber nicht jetzt, sondern wenn wir oben sind.

Wir waren eben auf dem Punkt angekommen, von wo zuerst der ganze See übersehen werden konnte. Es war ein entzückender Anblick. Keine Luft bewegte sich, der blaue Himmel hing mit den wenigen zarten Wölkchen unbeweglich über dem See und spiegelte sich in ihm; das Wasser schlug, nur durch seine eigne Kraft bewegt, in sanften Wellen an die Ufer; eine Menge Vögel schwebte hin und her über die Fläche und schien an ihrem eignen Bild Freude zu haben, manche schienen es ergreifen zu wollen und machten sich Kopf und Flügel naß. Die Insel stand mit zartem Hoffnungsgrün wie mit einem Teppich umzogen; einzelne Gesträuche über den Gräbern und in der Mitte waren mit Laub bedeckt. Auf Bergen und in Thälern keimte das junge Gras; sogar die zarten Bäume hingen voll grüner Knospen; nur die alten, mächtigen Bäume, die Eichen, Buchen und andere hielten noch Stand gegen den Frühling und ragten vor und hinter uns noch in ihrer kahlen winterlichen Gestalt über die anderen hervor. Wir weideten uns lange an dem schönen Anblick der auflebenden Gegend, und zogen dann langsam über die Waldwiese bis zur alten Kapelle, in der wir nicht lange verweilten, weil sie noch ganz kalt und feucht war. Wir stiegen dann vollends bis zum Rande des Waldes hinauf und ließen uns in der Laube nieder, Clara im Grund, der Gegend gegenüber, wir aber zu den Seiten, und die Kinder zerstreuten sich da und dorthin, in der Meinung Veilchen zu finden. Wie wir nun ausgeruht hatten und der Arzt von neuem ansetzte, daß ich mein Wort lösen sollte, sagte ich:

So will ich denn mit einem Bekenntniß oder einer Erzählung von mir selbst anfangen. Ich hatte nämlich in der frühen Jugend die Gewohnheit, alles ganz wörtlich zu verstehen. So glaubte ich also, wenn man von der Sonne und den anderen selbstleuchtenden Sternen sagte, sie seyen über uns, daß sie wirklich an einem höheren und viel herrlicheren Ort wären als unsere Erde. Ebenso wenn von Gott gesagt wurde, er sey in der Höhe, oder von den Seelen der Frommen, sie seyen bei Gott im Himmel, nahm ich dieß ganz buchstäblich. Nachher, wie ich heranwuchs,

belehrte man mich eines Beſſeren. Man ſagte mir, oben und unten ſeyen bloß Beziehungs-Begriffe, und von der Sonne ſey viel richtiger zu ſagen, ſie ſey unter als über uns, indem wir in der That ebenſo gegen ſie fallen und beſtändig gezogen werden wie gegen die Erde. Von den anderen Sternen könne aber wenigſtens ebenſo gut geſagt werden, ſie ſeyen unter als über uns. Es ſey überall nichts als eine unermeßliche Tiefe und im Grunde bloßes Unten. Ein Himmel aber als ein höherer und vortrefflicher Ort ſey gar nicht vorhanden, ſondern überall ſeyen nichts wie Erden, die ihr Unten wieder in einer der unſerigen ähnlichen Sonne haben, und auch dieſe Sonnen ſeyen wahrſcheinlich wieder ſchwer gegen einen noch größeren Körper, und ſo gehe es immer mehr in die Tiefe und in einen ganz unermeßlichen Abgrund hinein, aber immer nach unten, wobei mir für mein Theil ganz ſchwindlich wurde, beſonders über die unmenſchlichen Zahlen und die unglaublichen Maſſen. Verſtanden hatte ich nun wohl (denn es iſt nicht ſchwer zu verſtehen), daß ſich die alltäglichen Begriffe von oben und unten nach der Richtung der Schwere beſtimmen, aber ich konnte darum doch nicht aufhören an ein wahres Oben und Unten zu glauben. Einmal war ich Zuhörer bei einem Streit, wo zwei gegeneinander behaupteten, der eine, daß die Welt im Raume endlos ausgedehnt ſey, der andere, daß ſie irgendwo aufhöre; jener aber trug nach der Meinung der Zuhörenden den völligen Sieg davon, der andere aber ging beſchämt und niedergeſchlagen mit mir hinweg. Unterwegs nun ſuchte ich ihn aufzurichten, indem ich ſagte, er habe gegen jene Behauptung verlieren müſſen ohne ſeine Schuld: denn wenn man einmal wie ſie beide eine völlige Gleichgültigkeit des Univerſums nach allen Seiten und in alle Weite annehme, ſo ſey kein Grund irgendwo aufzuhören; es ſey dann wirklich vernünftiger zu ſagen, das gehe ſo fort ins Endloſe. Die Pflanze, wenn ſie nicht zur Blume ſich ſteigerte, und nicht etwa von außen gehemmt würde, was aber bei dem Weltall nicht denkbar ſey, würde ins Endloſe fortwachſen. Alles Lebendige könne nur geſchloſſen werden durch ein bedeutendes Ende, und ſo würde ich behaupten, daß der Kopf am Menſchen das Oben ſey, wenn er auch nicht aufrecht ginge, und überhaupt

ein wahres Oben und Unten überall annehmen, ebenso wie ein wahres Rechtes und Linkes, und Hinten und Vorn. Das Geschlossene sey aber überhaupt vortrefflicher und herrlicher als das Endlose, ja in der Kunst das Siegel der Vollendung. Das Weltall aber sey das Allervortrefflichste, nicht nur an sich, sondern auch als das Werk eines göttlichen Künstlers betrachtet, und ich frage ihn selbst, ob er nicht besser gethan hätte, die Sache von dieser Seite anzugreifen, als mit allgemeinen Begriffen, und ob er nicht seinem Gegner die Frage hätte vorlegen sollen, was vollkommener sey, eine endlose Reihe von Welten, ein ewiger Cirkel von Wesen ohne ein letztes Ziel der Vollkommenheit, oder wenn auch das Weltall auf etwas Bestimmtes, Vollkommenes hinauslaufe. Das leuchtete denn ihm sehr ein, und er führte es noch weiter nach seiner Art aus, indem er sagte, von einem so geschlossenen Ganzen lasse sich dann auch nicht sagen, daß es einen Raum außer sich lasse; denn wie eine Bildsäule z. B. ihren Raum in sich selbst habe, so daß nach dem Außer-ihr (wenn es schon da sey) gar nicht gefragt werde, so habe das Weltall als das alles befassende Kunstwerk nur in sich einen Raum; nach einem außer ihm könne aber gar nicht gefragt werden. Ich aber wurde nun vollends bestärkt in meinem Glauben, ich nahm wieder ein wahrhaftes Oben und Unten an, und bemühte mich zuerst die tödtliche Einförmigkeit, die durch die Gelehrsamkeit in die Welt gekommen war, wieder hinauszuschaffen. Vor allen Dingen zweifelte ich, ob die irdische Schwere, die durch eine kecke Muthmaßung über den ganzen Weltbau ausgebreitet wurde, außer einem gewissen Umkreis wirksam sey. Zwar die Kraft, aus der sie herstammt, schien mir immer allgemein, göttlich und ewig, ihr Verhältniß aber zu den irdischen Körpern weder ein allgemeines noch nothwendiges zu seyn, und der Schluß von unserer Erde auf die Sonnen ein beispielloser und in keiner andern Sache erlaubter. Statt des Einen Verhältnisses der Schwere also, dem die Sonnen und auch wieder die Sonnen der Sonnen unterworfen seyn sollten, dachte ich mir eine große Mannichfaltigkeit anderer, und freute mich nicht wenig, als die Beobachtung Doppelsterne zeigte, die sich wechselseitig umeinander, nicht aber um einen dritten bewegen, Figuren

von Stern-Ganzen, die sich mit dem Daseyn eines Mittelpunkts nicht vertragen, z. B. fächerartig ausgebreitete Ganze, zusammenfließende Lichtmassen. Denn weil ich es für unmöglich hielt, daß die innere oder geistige Natur von jeher so von dieser äußeren getrennt gewesen, als es uns jetzt vorkommt, so nahm ich an, daß alles durch Scheidung und Vertheilung der Kräfte aus einem göttlichen Chaos so geworden sey. Wenn also nach einer Seite des Weltalls die Grobheit des Körperlichen zugenommen und endlich nothwendig ihr Aeußerstes erreicht habe, so müsse nach der anderen Seite ebenso das rein Dämonische, Geistige vorherrschend geworden und auch in dieser Richtung ein Aeußerstes erreicht worden seyn, von dem aus ein Uebergang ins rein Geistige stattfinde. Nur so sey das Weltall nach beiden Richtungen wirklich geschlossen. Werde aber außerdem angenommen, wofür so viele Gründe vorhanden seyen, daß erst durch eine später eingetretene Verderbniß ein Theil des Weltalls ganz von der geistigen Natur getrennt worden: so sey nur desto nothwendiger anzunehmen, daß, um diesen Theil nicht ganz versinken zu lassen, und ihn zugleich als Stoff für höhere Zwecke zu benutzen, durch einen neuen Scheidungsproceß dem nun erstorbenen das annoch Lebendige und Geistige entgegengesetzt, und so ein neuer Entwicklungsgang eingeleitet worden sey, durch welchen selbst aus dem verdorbenen Element noch immer himmlische Früchte erzeugt werden. Gerade dadurch also, daß in einem Theil des Universums die Macht des Aeußeren überhand genommen und das Innere ganz zurückgedrängt habe, sey der andere Theil desto freier, reiner und unvermischter zurückgeblieben, so daß erst zwei Welten geworden, da nach der anfänglichen göttlichen Bestimmung nur Eine seyn sollte, und wir jetzt in diese andere und reinere Welt durch den Tod übergehen müssen. Diesen Ort also des Reinen, Lauteren und Gesunden nannte ich den Himmel, und scheute mich nun nicht mehr, an einen, zwar nicht dem leeren Raum nach, der gegen alle Seiten gleichgültig sich ausdehnt, aber doch an einen der Natur und Beschaffenheit nach obern Ort zu glauben, und dagegen unsere Erde als einen Theil der untersten Gegend zu halten, in der wir, recht so wie es Sokrates ausdrückt, gleich als auf dem Grund des

Meers wohnen, wo alles von dem salzigen Naß angefressen und aufgelockert ist, und nichts oder nur höchst weniges rein und unverdorben angetroffen wird. Von dem Himmel aber nahm ich an, daß, so wie es die Natur des ganz von der Aeußerlichkeit Ergriffenen ist, aus einem bestimmten Raum nicht frei heraustreten zu können, und weder selbst anderem durchdringlich zu seyn noch anderes zu durchdringen, der Himmel im Gegentheil alles durchdringend und seiner Natur nach allgegenwärtig seyn müsse. Und weil dem Himmel sowohl als der Erde die Erinnerung ihres ursprünglichen Einsseyns, und wie sie im Grunde zusammengehören, geblieben sey, so suche eins das andere; der Himmel insbesondere aber strebe, aus der Erde so viel möglich das ihm Aehnliche zu ziehen, und rufe die aus dem Irdischen geläuterten Seelen im Tode zu sich. Unzählig seyen die Beispiele einer Herüberwirkung des Himmlischen in das Irdische, so daß in der That auch jetzt schon alles irdischen Lebens Kraft und Schönheit nur durch den Himmel bestehe. — So also kam ich dazu, jene geistige Welt, unbeschadet ihres Gegensatzes gegen die sichtbare, von ihr doch nur als die andere Seite, beide aber als ursprünglich zusammengehörig, und daher nicht so getrennt anzunehmen, als von den meisten zu geschehen pflegt. Ueberhaupt war mir die vollkommene Weltlichkeit des Himmels klar geworden, daß er nämlich ein ebenso mannichfaltiges, ja noch mannichfaltigeres Ganze als dieses sichtbare sey, ein All von unermeßlicher Fülle der Gegenstände und Verhältnisse, worin viele Stätten und Wohnungen sich befinden. Ja ich nahm sogar eine gewisse Aehnlichkeit beider Welten in Ansehung des Grundstoffs an. Denn das alles, was in der sichtbaren Welt auf eine unkräftige, leidende, körperliche Art sey, müsse in der unsichtbaren thätig, kräftig und geistig vorhanden seyn. Ich machte auch folgenden Schluß. Was ist es denn, was auch in dem Sinnlichsten uns entzückt? Ist es nicht gerade das Geistige? Denn das unthätige Körperliche muß ja in Bezug auf die höheren Fühlorgane ganz wirkungslos seyn. Was die feinere Scheidekunst unserer Sinne an den Dingen entdeckt, wirkt es nicht als ein flüchtiges, unfaßliches Wesen auf uns ein? Kann es eine geistigere Entzückung geben, als in die uns Musik versetzt?

Das Zarteſte in allem iſt göttlich. Wenn alſo das Göttliche und Geiſtige recht eigentlich in jener Welt einheimiſch und zu Hauſe iſt, ſo muß etwas Aehnliches von dem, was uns hier durch das Mittel der Sinne geiſtig rührt, auch dort angetroffen werden, und zwar der feinſte Auszug, gleichſam die Würze und der Duft davon. Denn dort werden wir mit dem Weſen der Dinge zu thun haben, und nicht erſt aus der groben Umgebung das Zarte abzuſcheiden brauchen. Dort muß aller Geſchmack Wohlgeſchmack, jeder Laut Wohllaut, die Sprache ſelbſt Muſik und mit Einem Wort alles voll Einklang ſeyn, beſonders aber jene alles andere übertreffende Harmonie, die nur der gleichen Stimmung zweier Herzen entſpringt, viel inniger und reiner genoſſen werden. Denn auch das ſchien mir nun ganz unbegreiflich, wie je habe gezweifelt werden können, daß dort Gleiches zu Gleichem geſellt werde, nämlich innerlich Gleiches, und jede ſchon hier göttliche und ewige Liebe ihr Geliebtes finde, nicht allein, das ſie hier gekannt, ſondern auch das ungekannte, nach dem eine liebevolle Seele ſich geſehnt, vergebens hier den Himmel ſuchend, der dem in ihrer Bruſt entſprach; denn in dieſer ganz äußerlichen Welt hat das Geſetz des Herzens keine Gewalt. Verwandte Seelen werden hier durch Jahrhunderte oder durch weite Räume oder durch die Verwicklungen der Welt getrennt. Das Würdigſte wird in eine unwürdige Umgebung geſtellt, wie Gold mit ſchlechtem Kupfer oder Blei auf Einer Lagerſtätte bricht. Ein Herz voll Adel und Hoheit findet eine oft verwilderte und erniedrigte Welt um ſich, die ſelbſt das himmliſch Reine und Schöne zum Häßlichen und Gemeinen herabzieht. Dort aber, wo ebenſo das Aeußere ganz dem Inneren untergeordnet iſt, wie hier das Innere dem Aeußeren erliegt, dort muß alles nach ſeinem inneren Werth und Gehalt ſich Verwandte ſich anziehen und nicht in zerſtörlicher oder vorübergehender, ſondern ewiger und unauflöslicher Harmonie bleiben. Und das Mitgefühl, das ſchon hier eine himmliſche Erſcheinung, aber ſchwach und vielfach getrübt in ſeinen Aeußerungen iſt, muß dort einen ganz andern Grad der Innigkeit erlangen, wie wir hier ſchon bemerken, daß Körper, in einen geiſtigeren Zuſtand verſetzt, ihre Verwandtſchaften gegeneinander inniger empfinden, oder oft, wie ich mir habe erzählen

lassen, zwischen Personen, die der nämliche Arzt zum Hellsehen gebracht hat, eine rührende Mitleidenschaft eintritt, daß, was die eine empfindet, auch die andere empfindet, als widerführe es ihr selbst, und Lust und Schmerz gleich getheilt werden. Und auch was die Aeußerung dieses Mitgefühls betrifft, zweifle ich nicht, daß sie viel vollkommener sey, als sie hier möglich ist. Denn auch die Sprache enthält ein geistiges Wesen und ein körperliches Element. Das Körperliche aber ist wie alles beschränkt und wie todt gegen das Geistige, auch allerwärts verschieden und gegenseitig undurchdringlich. Wunderbare Fälle gibt es, wo auch die Körper diese Eigenschaft gegeneinander zu verlieren scheinen: so werden gewisse sonderbare, aber nicht wohl zu leugnende Fälle erzählt, daß Menschen in Zuständen von Entzückung Sprachen, deren sie zuvor unkundig gewesen, verständlich geworden, ja daß sie, wie einst die Apostel, in anderen Zungen geredet. Hieraus würde folgen, daß noch in allen Sprachen, besonders aber den ursprünglichen, etwas von der Lauterkeit des anfänglichen Elements angetroffen werde. In der Geisterwelt aber, wohin nur das völlig Entbundene und freie Körperliche uns folgt, muß die wahre allgemeine Sprache gesprochen und können nur die Wörter gehört werden, die mit den Wesenheiten oder Urbildern der Dinge selbst Eines sind. Denn jedes Ding trägt in sich ein lebendiges Wort als Band des Selbst- und des Mitlautenden, das sein Herz und Inneres ist. Aber die Sprache wird dort nicht ein Bedürfniß der Mittheilung seyn, wie hier, noch ein Mittel, sein Inneres, anstatt es zu offenbaren, zu verbergen, sondern, wie es schon hier, obschon sehr eingeschränkt, Mittheilungen ohne Zeichen, durch einen unsichtbaren, aber doch vielleicht physischen Einfluß gibt, so wird diese Mittheilungsart dort ganz vollkommen und zur höchsten Freiheit gelangt seyn, so daß ich nicht zweifle, es werde auch jener göttliche Jüngling, der die Verklärung des Herrn malend selber verklärt hinwegschied, dort zur Darstellung nicht Stein, noch Holz, noch färbender Stoffe bedürfen, sondern durch unmittelbare Erweckung die Vorstellung der Urbilder hervorbringen, von denen er uns hier nur die Bilder zu zeigen vermochte. Und so ließe sich wohl noch vieles andere Herrliche von dort weissagen,

nicht durch willkürliche Erdichtung, sondern als Folge richtiger zu Grund gelegter Begriffe, obgleich das meiste davon den hier Lebenden unglaublich vorkommen würde, wie daraus zu schließen ist, daß viele die Todten beweinen, nicht allein um ihrer selbst wegen, indem sie nun von denen verlassen sind, die ihnen im Leben über alles lieb gewesen, als auch um dieser willen, als ob sie nun vieler Freuden beraubt wären, die sie hier hätten genießen können. Ich aber werde mich nie überreden können, daß irgend etwas Vortreffliches, dessen Genuß auch das jetzige untergeordnete Leben bot, dort nicht noch viel herrlicher und reiner angetroffen werde, und daß das künftige Leben, weit entfernt für die Guten das bessere zu seyn, vielmehr das geringere und schlechtere wäre. Ist es anders wahr, daß allem Sinnlichen etwas Geistiges zu Grunde liegt, das das eigentlich Treffliche in ihm ist, so muß dieses ja nothwendig bleiben, so daß ich sogar den Tod nicht, wie man zu reden pflegt, für einen tödtlichen Sprung halten kann und, die Wahrheit zu sagen, nicht einmal für einen Uebergang in den geistigen Zustand schlechthin, sondern nur in einen weit geistigeren.

Während dieser Rede hatten wir ein Weib wahrgenommen, das unter den Bäumen unten an der Kirche umherging und den Opferkasten zu suchen schien, in den wir sie hernach etwas werfen sahen. Jetzt kam sie gegen uns herauf, blieb aber, wie sie auf der Hälfte des Wegs uns ansichtig wurde, stehen, und schien unschlüssig, ob sie nicht umkehren sollte. Sie faßte sich aber und kam herauf: ich erkannte sie für die Frau eines Krämers aus einem anderen drei Stunden entfernten Städtchen. Als sie uns grüßte, fragte ich sie, was sie hierher geführt; sie wollte aber mit der Sprache nicht heraus, bis ich ihr sagte, daß ich wohl bemerkt, wie sie hier unten geopfert habe und also irgend ein Anliegen haben müsse. Ach nein, antwortete sie hierauf, ich will es Ihnen nur gerade bekennen, ich weiß, daß Sie ein mildgesinnter Herr sind und den Herzen nicht Gewalt thun. Voriges Neujahr fiel mein jüngstes Kind, ein Knabe, den mein Mann vor allen seinen Kindern lieb hat, in ein hitziges Fieber, das immer gefährlicher wurde. Der Vater war gerade auf der Messe abwesend und ich in tödtlicher Angst.

Ach, sagte ich, sollte ich das liebste Kind verlieren, und zwar da ich allein bin. Wie soll ich den Vater empfangen, wie ihm mit der Botschaft entgegengehen: wird er nicht vielleicht glauben, es sey etwas versäumt worden und sich doppelt grämen. Wie ich nun so jammerte, nahm mich ein Nachbar bei Seite und sagte mir: Ich will ihr etwas im Vertrauen mittheilen, thu' sie dem heil. Walderich zu .... ein Gelübde, der hat schon viele erhört und wahre Wunder gethan; zugleich erzählte er mir eine Menge Geschichten, und daß ihm selbst einmal in großer Noth so geholfen worden sey. Ich sagte zu ihm: Wo denkt Er hin, ich ein evangelisch Weib sollte zu einem katholischen Heiligen ein Gelübde thun? Gott wird mir auch ohne das helfen, wenn er will. Indeß blieb mir die Sache doch im Sinn, besonders da er mir erzählte, daß eine Menge evangelischer Leute aus der ganzen Gegend ebenso wie die katholischen ihr Zutrauen auf den heil. Walderich setze; weil seine Kapelle seit uralten Zeiten da gestanden und die erste in der Gegend gewesen sey, haben sie es sich nicht nehmen lassen, und alljährlich falle ein groß Opfer in der Kirche, obgleich die Evangelischen sie eingehen lassen und nur noch ein paar male des Sommers Gottesdienst darin halten. Ich blieb aber immer standhaft, obgleich der Mann auch noch andere Leute brachte, die mich dazu aufforderten, und einer sogar sagte: Versäume sie es ja nicht; sie macht sich große Verantwortung; ihr Mann, wenn er hier wäre, würde es gewiß selber thun; was mir sehr aufs Herz fiel. Endlich kam der schreckliche Abend, wo mir der Doktor sagte, er sey nun das letztemal da gewesen, und ich solle gefaßt seyn, diese Nacht sterbe das Kind. Jetzt war ich ganz verlassen, und wie es mit dem Kinde zusehends immer schlechter wurde, und gar keine Hülfe mehr schien, da wurde ich überwältigt, und that ein innerlich herzlich innig Gelübde eines großen Opfers zum heil. Walderich, wenn er mir helfen wollte in meiner Noth. Und sehen Sie, fuhr sie fort, es war keine halbe Stunde vergangen, so fiel das Kind in einen sanften Schlaf und schlief immer fort bis an den Morgen, wo ich es dem Doktor sagen ließ. Der kam ganz verwundert, daß das Kind noch lebe, untersuchte es, wie es aufwachte, und sagte, daß es nun gerettet sey; das sey aber

ein wahres Wunder, so sprach er, ohne von meinem Gelübde zu wissen. Nach einigen Tagen kam mein Mann, der sich nicht weniger als ich erfreute, und gleich seinen ganzen Jahresgewinn hingab und noch mehr, um das Versprochene zu erfüllen. Nun bin ich heute unten im Städtchen gewesen, um bei einem andern Krämer, der meinem Mann noch schuldig war, einen Theil des Gelds abzuholen und gehe jetzt über den Berg nach Hause.

Ich sagte zu ihr: Nun sicher hat ihr Gott geholfen, denn er siehet das Herz an. Gehe sie getrost nach Hause und grüße sie ihren Mann und ihre Kinder.

Die Erzählung hatte uns alle wunderbar gerührt, so daß wir noch eine Weile still sitzen blieben, ehe wir aufbrachen. Wie erfreulich ist es, sagte ich im Weggehen, zu dieser Zeit nur irgend einen Glauben zu finden. Denn weil zu allem Glauben gehört, zum Kleinsten wie zum Größten, so ist es bei dem Mangel desselben nothwendig, daß unsere Angelegenheiten immer mehr zurückgehen.

Sollte nicht aber wirklich, sagte Clara hierauf, anzunehmen seyn, daß Geister, denen lange Zeit an bestimmten Orten eine gewisse Verehrung erzeigt wird, durch die Magie dieses Glaubens wirklich Schutzgeister solcher Gegenden werden? Ist es nicht natürlich, daß diejenigen, welche zuerst in diese Wälder das Licht des Glaubens brachten, die diese Hügel mit Wein, diese Thäler mit Korn bepflanzt, und so die Urheber eines menschlicheren Lebens in zuvor wilden und fast unzugänglichen Gegenden geworden sind, daß diese, sage ich, auch einen fortwährenden Antheil an den Schicksalen der Länder und Völker nehmen, die durch sie gebaut und zu Einem Glauben vereinigt worden sind? Vergessen wohl Väter im Himmel ihre Kinder auf Erden? und jene, sind sie nicht wahre geistige Väter? Mich wenigstens rührt der Anblick eines Volks, das noch einen Schutzheiligen hat, an den es in allgemeiner Noth sich wenden, von dem es Hülfe und Trost erwarten kann.

Ein eignes Geheimniß, sagte der Arzt, liegt auch in der Oertlichkeit verborgen. Gewisse Lehrmeinungen, besondere Ansichten der Welt

und der Dinge sind seit Menschen Gedenken einheimisch in bestimmten Gegenden, und nicht nur in großen Ländermassen, wie im Orient, sondern in kleinen Landstrichen mitten unter der Masse anders Gesinnter. Aber auch jenes höhere Organ, das in diesem Leben sonst nur als vorübergehende Erscheinung auftritt, ist beständiger in manchen Gegenden, und wieder nicht bloß in größeren Reichen, wie das sogenannte andere Gesicht in den schottischen Hochländern, sondern, wie ich aus Erfahrung weiß, in ganz kleinen Bezirken. Waren nicht auch die Orakel der Alten an gewisse Gegenden, ja an bestimmte Plätze gebunden, und sollten wir nicht hieraus den allgemeinen Schluß ziehen, daß das Oertliche in Bezug auf das Höhere keineswegs so ganz gleichgültig ist, als insgemein angenommen wird? Ja empfinden wir nicht in jeder Landschaft eine gewisse geistige Gegenwart, die uns in der einen anzieht, in der andern zurückstößt? Das Nämliche gilt auch von einzelnen Zeiträumen.

Wie würden wir überhaupt, sagte ich, oft uns verwundern, wenn wir, nicht gewohnt bloß das Aeußerliche der Begebenheiten zu betrachten, bemerkten, daß die Umstände, welche wir für Ursachen gehalten haben, bloß Mittel und Bedingungen waren, daß, während wir es vielleicht am wenigsten dachten, Geister um uns geschäftig waren, die, je nachdem wir dem einen oder anderen folgten, uns zu Glück oder Unglück hinleiteten.

Warum aber geschieht es so selten, sagte Clara, und scheint so schwer zu seyn, daß dem Menschen sein Inneres eröffnet werde, wodurch er doch in beständiger Beziehung mit einer höheren Welt steht?

Es verhält sich damit, sagte ich, wie mit anderen Gaben, die nach Wohlgefallen ohne Verdienst ausgetheilt sind, und durch welche Gott oft das Niedrige und für gering Geachtete erhebt. Besonders aber Ein Geheimniß wollen die meisten nicht begreifen, daß eine solche Gabe nie dem Wollenden zu Theil wird, daß Gelassenheit und Ruhe des Willens die erste Bedingung dazu ist. Ich habe manche übrigens geistvolle Personen gekannt, die alle Mittel versuchten, und weder bei Tag noch bei Nacht die Einbildungskraft ruhen ließen, um, wie sie meinten, durch eine Ekstase mit geliebten Verstorbenen in Verbindung zu kommen; aber

nie konnten sie des Wunsches theilhaftig werden, dagegen es scheint, daß zu allen Zeiten Menschen, die nichts dergleichen suchten, aber fromm und einfältig waren, gewürdigt wurden, Eröffnungen aus der anderen Welt zu erhalten. Darum halte ich die Vorschrift in jedem Sinne für gut und recht, daß der Mensch keine Verbindung mit Geistern je suchen solle.

Alles heftige Wünschen ist tadelnswerth, und ein solches Verlangen scheint ohne Heftigkeit nicht möglich zu seyn, sagte Clara.

Sollten wir nicht überhaupt gegen die Abgeschiedenen noch weit mehr die Zartheit beobachten, die wir den Lebenden schuldig zu seyn glauben? Wer weiß, ob sie nicht innigeren Theil an uns nehmen, als wir denken; ob nicht der heftig gefühlte Schmerz, ob nicht das Uebermaß der ihnen geweinten Thränen im Stande ist, sie zu beunruhigen?

Wir traten in dem Augenblicke aus den Bäumen der Kirche heraus, und die ganze Gegend lag in milder Verklärung wieder vor uns.

Nach einer Weile stiller Betrachtung sagte Clara: Woher kommt uns doch wohl jene tiefe, von aller Lust an dem, was man irdische Freuden nennt, unabhängige und mit dem vollen Gefühl ihrer Nichtigkeit bestehende Anhänglichkeit an die Erde? Warum, wenn doch unser Herz allem Aeußeren abgestorben ist, und es nur noch als Zeichen und Bild des Inneren mit Vergnügen betrachtet, warum bei der lebhaften Ueberzeugung, daß die andere Welt die gegenwärtige in jeder Hinsicht weit übertreffe, doch das Gefühl, daß es hart ist, von der Erde zu scheiden, der geheime Schauer, den wir vor dieser Scheidung, wenn auch nicht in unserer eignen, doch in anderer Seele, empfinden?

Lassen Sie uns, sagte ich hierauf, auch in diesem menschlichen Zug die Weisheit der Hand erkennen, die ihn in unsere Seele gelegt hat. Sagte uns nicht, selbst nachdem unsere Schätzung dieses Lebens bis auf das gehörige Maß herabgesetzt ist, ein stilles Gefühl, daß wir dieser Erde eine gewisse Anhänglichkeit schuldig sind, und daß sie unserem Herzen immer nahe bleiben wird, nicht als Mutter allein, sondern auch inwiefern sie Ein Schicksal und Eine Hoffnung mit uns theilt; oder hätte der Ewige uns nicht den bestimmten Blick in jenes andere Leben versagt,

wer hielte hier wohl die ihm von Gott festgesetzte Zeit aus, und strebte nicht früher von hinnen zu kommen, wo beim besten Lauf des Lebens nie Sicherheit, nie Bestand, nie eigentliche Befriedigung erreicht wird, wo die reinere Freude selbst einen Stachel in uns zurückläßt und ein selten ruhendes Herz auch aus den Süßigkeiten des Lebens ein feines Gift zieht, das uns endlich untergräbt? Und so glaube ich, es sey sogar göttliche Absicht, daß im Inneren des Menschen auch nach dem Tode ein gewisses Mitgefühl für die Erde, von der er ein Theil war, übrig bleibe, daß diese Trennung von ihr wirklich empfunden werde, weil sonst der Tod nicht Tod wäre, und daß dieses Gefühl wirklich dem Tiefsten unseres Wesens eingesenkt ist, weil Gott ohne Zweifel auch von dem Massiven und Groben, das wir in der Erde zurücklassen, einen bessern Gebrauch zu machen weiß als die Philosophen.

Es scheint, sagte der Arzt, daß die Herabsetzung der Erde auf eine so mäßige Stufe manches auch in den religiösen Vorstellungen verändert.

Das sehe ich nicht ein, erwiederte ich; die Erde ist zwar aus dem Mittelpunkt verstoßen. Allein wenn es wenigstens Eine göttliche Endabsicht ist, daß das Innere soviel möglich im Aeußeren dargestellt werde, so sind die beiden Endpunkte, der, wo das Innerste am reinsten erhalten, und der, wo es am meisten verkörpert und veräußerlicht ist, gewissermaßen gleich wichtig, und wenn wir uns die lebendige fortgehende Schöpfung gleichsam als einen Umlauf vorstellen dürfen, in welchem beständig das Körperliche ins Geistige erhoben, das Geistige zum Körperlichen herabgesetzt wird, bis beide Elemente mehr oder weniger sich durchdrungen haben und eins geworden sind, so würde dieser Umlauf erst dann seinen wahren Zweck erreicht haben, wenn das Höchste und Geistigste bis zum Körperlichsten herabgestiegen, das Tiefste und Allergröbste aber bis zum Geistigsten und Verklärtesten emporgehoben wäre. Gerade also auf dieser äußersten Grenze der Welt, wo das Gewächs der Schöpfung gleichsam ganz in die Masse und Körperlichkeit geht, wäre im Laufe der Zeiten die Erscheinung des Reinsten und Geistigsten nothwendig gewesen, und im Gegentheil das, was aus

dem Unterſten und Gröbſten kommt, alſo gerade der Menſch, muß ſeiner letzten Beſtimmung nach zur höchſten und zarteſten Geiſtigkeit erhoben werden. Denn eher kann die Schöpfung nicht ruhen, bis das Oberſte wieder zum Unterſten gekommen, und es gilt auch hier, daß die Erſten die Letzten und die Letzten die Erſten werden müſſen.

Ich ſehe dieß im Allgemeinen gar wohl ein, ſagte er hierauf. Aber ſogar dieß, daß die Erde der tiefſte und körperlichſte Punkt des Weltganzen iſt, können wir nicht behaupten, und iſt nach allen unſeren Kenntniſſen ſogar unwahrſcheinlich. Wir mögen nun annehmen, daß die Natur der Planeten vom Körperlichen freier und entbundener werde, je mehr ſie von der Sonne entfernt ſind, oder uns auch bloß an die Beſtimmungen der Dichtigkeiten halten, wie ſie von den Sternkundigen angegeben werden, in keinem Fall ſtellt ſich in der Erde ein Aeußerſtes dar.

Es iſt nun nicht gerade die Meinung, antwortete ich, daß jener äußerſte Punkt eben in Einen Planeten falle, unleugbar aber iſt es, daß die unterſten Planeten die Region der herrſchendſten Körperlichkeit ſind. Der Menſch allein würde mich davon überzeugen. In ihm ſcheint das flüchtigſte, zarteſte Weſen an ein ſo zähes und hartes Element gebunden, daß ich ihn ſchon darum in der Leiter der Weſen ſehr hoch ſtellen, und begreifen würde, warum er ſogar vor jenen Kreaturen begünſtigt worden, die Gott entweder wie aus ſich ſelbſt erſchaffen, ohne etwas von dem anderen dazu zu nehmen, das in unſere Miſchung mit eingegangen iſt, oder die wenigſtens nur aus dem zarteſten Antheil dieſes anderen Stoffs gebildet und ſchnell vollendet worden ſind.

Es ſcheint, ſagte Clara, in dieſer Beziehung mit dem Menſchen wie mit dem Kunſtwerk zu ſeyn. Das Zarte, Geiſtige erhält auch hier erſt ſeinen höchſten Werth dadurch, daß es mit einem widerſtrebenden, ja barbariſchen Element verſetzt dennoch ſeine Natur behauptet. Wo das Sanfte des Starken Meiſter wird, da erſt entſteht die höchſte Schönheit.

Ich erinnere mich, ſagte ich, in früherer Zeit über eben dieſe Sache auch den nordiſchen Geiſterſeher gehört zu haben, deſſen Reden über dieſen Punkt mir noch am eheſten Genüge thaten. Er meinte nämlich,

warum es dem Herrn gefallen, auf dieser Erde geboren zu werden, sey um des Wortes willen gewesen, weil es hier allein habe können materiell fortgepflanzt, geschrieben und schriftlich genau erhalten werden. Wir schließen, sagte er, zu rasch nach Aehnlichkeiten. Es ist an sich unwahrscheinlich, daß auf allen andern Weltkörpern das Geschlecht der vernünftigen Wesen in einer so regen, allseitigen Verbindung durch Handel und Wandel, durch Sprache und Gesetze, durch Krieg und Frieden sey, als es das Menschengeschlecht hier ist. Er behauptete sogar, daß auf anderen Welten die Geschlechter in bloßen Familien leben, weit entfernt von jenen künstlichen, vielfach verschlungenen Verhältnissen, zu welchen Bedürfniß, Thätigkeitslust und ein weit allgemeinerer Geselligkeitstrieb die Menschen gebracht habe; dort finden auch nur mündliche Offenbarungen durch Geister und Engel statt, die, weil sie nicht an ein so fixes Mittel als bei uns gebunden, leicht sich wieder verflüchtigen und verlieren. Ueberhaupt seyen die Einwohner der verschiedenen Welten als verschiedene Glieder eines größten Menschen anzusehen, unter denen der Mensch unserer Erde den natürlichen oder äußerlichen Sinn vorstelle. Dieser sey das Letzte, worin das Innere des Lebens ausgehe, und worin es als in seinem gemeinschaftlichen Wesen ruhe. Ebenso sey auch das ausgesprochene und geschriebene Wort das Ziel und der Endpunkt aller göttlichen Offenbarung, wo sie ganz ins Aeußere übergegangen und das Wort im eigentlichen Verstand Fleisch geworden sey. Und auch das könnte man ja meines Bedenkens hinzusetzen, daß schon die Sprache, wie wie wir sie kennen, etwas Besonderes für die Erde sey. Vielleicht, daß sie auf anderen Welten weit elementarischer ist und musikähnlicher, mehr flüchtige Empfindungen anregt, als Gedanken mittheilt und in die Tiefe des Herzens einsenkt. Den Naturforschern käme es also nun zu, zu sehen, ob der Erde auch in anderer Beziehung der bestimmte Grad von Lebendigkeit zukomme, bei welchem das lebendige Wort hervorbricht; wie nicht das alleredelste der Metalle, sondern ein schon minder edles das glanzreichste ist, und wie derjenige Sinn, für welchen die starken und am meisten körperlichen Organe nothwendig waren, auch zugleich der innerlichste ist, wie dagegen der äußerlich am meisten innerliche und

geistige innerlich wieder der äußerste zu seyn scheint. Doch in zu wunderliche Verwicklungen des Inneren und Aeußeren scheint dieß zu leiten, als daß ich mir getraute, diese Rede jetzt weiter auszuführen.

Aber auch die Sache bloß äußerlich wie insgemein genommen, nämlich nach Zahlenverhältnissen, sollte es doch nicht unmöglich seyn, erwiederte der Arzt, die Stelle und den Ort der Erde bedeutend zu finden. Denn ich weiß nicht, durch welche geheime Ahndung getrieben ich so fest überzeugt bin, daß es mit der Erde unter den Planeten eine besondere Bewandtniß haben müsse, auch ganz abgesehen von dem Glauben, daß sie der Schauplatz der einleuchtendsten und vollkommensten göttlichen Offenbarung gewesen. Aber die meisten der bisherigen Versuche, das Gesetz einer Reihe zwischen den verschiedenen Welten zu finden, schienen mir theils nicht wissenschaftlich genug, theils von unnatürlichen und falschen Voraussetzungen ausgegangen.

Wenn man, sagte ich hierauf, zu der alten Art zu zählen, die doch das meiste für sich hat, und zu der heiligen Zahl, die noch mehr, zurückkehren wollte: so würde nichts verhindern, nachdem zu erwarten ist, daß sie durch fernere Entdeckungen immer weiter überschritten werde, einen sich wiederholenden Septenarius anzunehmen, wo dann die Erde in dem untersten gerade die mittlere Stelle einnähme. Dieß verhalte sich aber wie es wolle, so scheint mir ein Wesen, das aus so tiefer Nacht in so hohes Licht erhoben worden, zu den größten Erwartungen berechtigt zu seyn. Verwandlungen, gegen welche auch die größten Ereignisse seines inneren und äußeren Lebens in der jetzigen Welt nicht in Betracht kommen, scheint mir ein Wesen entgegenzugehen, das bestimmt scheint, in sich die äußersten Enden des Daseyns wie Gott zu vereinigen . . . . .

Spicilegium observationum

in novissimam Arnobii editionem.

1818.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Einleitung.

Da meine Arbeit kritisch seyn wird, und die Verbesserung des Textes einzelner Stellen beabsichtet, so glaube ich in dieser Einleitung vorzüglich diejenigen literar-historischen Notizen mittheilen zu müssen, welche bei der kritischen Bearbeitung dieses Autors vorausgesetzt werden.

Zuerst also, wie natürlich, von den handschriftlichen Mitteln der Kritik des Arnobius.

Hier ereignet sich denn der bei klassischen Autoren seltene, bei Kirchenscribenten fast einzige Fall, daß das Werk des Arnobius nur in einer einzigen Handschrift vorhanden ist, derjenigen, die sich seit Jahrhunderten in der k. Bibliothek zu Paris befindet.

Zwar es werden noch andere erwähnt, nämlich folgende. Die erste soll im Besitz des aus der Reformationsgeschichte bekannten Flacius Illyricus gewesen seyn, allein sie ist verschollen, und die aus ihr bekannt gewordenen Lesarten, von denen später noch einmal die Rede seyn wird, begründen die Vermuthung, daß sie eine bloße und zwar sehr junge Abschrift der Pariser Handschrift gewesen. Einer zweiten erwähnt ein gewisser Roswide in einem Briefe an Justus Lipsius, der sich in der Burmannschen Sammlung befindet. Er nennt diese Handschrift Manuscriptus Limeburgensis noster, und führt bei einer schwierigen Stelle die Lesart derselben an, allein auch sie ist verschwunden, ohne eine weitere Spur ihres Daseyns zurückzulassen, und war höchst wahrscheinlich auch nur eine Copie der Pariser Handschrift. Die dritte Handschrift ist die, aus welcher Arnobius zuerst abgedruckt worden, und von welcher nun ausführlicher die Rede seyn muß.

Die erste Ausgabe des Arnobius erschien zu Rom, verhältnißmäßig spät, erst 1542 (43) nach dem Datum der Zueignung, besorgt durch Faustus Sabäus, gebürtig aus Brescia, damals Custos der Vaticanischen Bibliothek. Ueber die Handschrift, deren er sich bedient, erfährt man von ihm in der Zueignung an Franz I. Folgendes:

Schon längst werde ihm zugesetzt und von allen Seiten vorgeworfen, daß er den Arnobius für sich behalte (mihi vindicarem) — eine Aeußerung, die Erwähnung verdient, weil sie anzuzeigen scheint, daß man damals wirklich von keinem Exemplar des Arnobius außer dieser Handschrift wußte. — Er dagegen habe immer angeführt, wie Arnobius (die Handschrift nämlich) über und über so voll Fehler sey, daß er sich gelehrten Leuten kaum unter die Augen getraue. Endlich aber habe er (Sabäus) zwei äußerst gelehrte und scharfsichtige Männer, Hieronymus Ferrarius und Franc. Priscianensis, gefunden (der eine von beiden war ein Buchdrucker, vielleicht auch beide), welche die Sorge der Verbesserung und des Druckes übernommen, und denen das Werk so trefflich gelungen sey, daß Arnobius nicht nur von den vielen und enormen Makeln gesäubert, sondern zugleich in einem eleganten Aeußern und mit schönen Typen gedruckt erscheine.

Noch in einer Nachrede sagt er: Scatuisse Arnobium tot fere mendis, quot insunt literae. Nimmt man alles zusammen, den sonst bekannten Charakter des Sabäus und den aufschneiderischen Ton der ganzen Zueignung, so kann man zum voraus vermuthen, daß diese Aeußerungen großentheils Uebertreibungen seyn mögen, berechnet auf eine Erhöhung des Verdienstes, das er und seine Gehülfen sich um Arnobius erworben, besonders aber auf Beschönigung der Freiheiten, die sie sich mit dem Text genommen hatten, und der Nachlässigkeiten, deren sie sich bewußt seyn mochten.

Indeß sind diese Aeußerungen von Belang in Bezug auf die Frage, welche Handschrift Sabäus gehabt; denn es ist seit Ludwig Carrio, der in seinen Emendationibus zuerst diese Meinung äußerte, allgemein angenommen, die Handschrift des Sabäus sey keine andere gewesen, als die sich später im Besitz der Könige von Frankreich befand und noch

jetzt der k. französischen Bibliothek angehört. Nicht nur die Uebereinstimmung einzelner Lesarten beweist dieß, sondern auch Versetzungen ganzer Abschnitte, die sich in der Pariser Handschrift gerade ebenso wie in der Ausgabe des Sabäus finden.

Allgemein nimmt man an, die jetzige Pariser Handschrift sey erst ein Eigenthum der Vaticana gewesen und dann durch ein Geschenk der Päpste, oder auf was-immer für eine andere Weise, in den Bücherschatz der Könige von Frankreich gekommen.

Nun spricht aber Sabäus, wie schon angeführt, von der Handschrift, gerade als ob sie in seinem Besitz wäre und ihm ganz allein die Verfügung über sie zuständе. Ueber die Art aber, wie er zu ihr gekommen, drückt er sich in der schon erwähnten Zueignung so aus: Qualem docti viri e manibus meis vix extorsere, sponte et lubens majestati tuae dedico et dono. Jure enim belli meus est Arnobius, quem e media barbarie non sine dispendio et discrimine eripuerim. Diese Stelle läßt sich nicht anders verstehen, als daß er mit Aufwand und Gefahr seine Handschrift des Arnobius wie erobert und mitten aus der Barbarei, d. h. nach der damaligen, vielleicht noch jetzigen, römischen Ansicht, aus den Ländern diesseits der Alpen, etwa den Niederlanden oder Deutschland, mit Kriegsrecht an sich gebracht, also wahrscheinlich, begünstigt durch die Unruhen der damaligen Zeit nicht eben auf die rechtmäßigste Weise an sich gebracht und nach Rom gerettet habe. Der bekannte französische Literator Daunou (in einer Recension der neuesten Ausgabe des Arnobius (Journal des Savants, Oct. 1817) will zwar diese Erklärung nicht gelten lassen, vielleicht erinnerte er sich gerade, wie viele Handschriften aus fast allen Ländern Europas auf kriegsrechtliche Weise, jure belli, kurz zuvor nach Paris gekommen waren. Daunou meint, nach dem figürlichen Styl der ganzen Zueignung könne sich das e media barbarie gar wohl auf die enormen Fehler und Makel beziehen, von denen er seiner Angabe nach den Text hätte säubern müssen, aber das jure belli ist damit nicht erklärt, und worauf das non sine dispendio et discrimine gehen soll, läßt sich ebensowenig sagen. Denn nach den übrigen bekannten Verhältnissen des Sabäus, wenn er nicht

etwa, wie es auch mitunter geschieht, sich ärmer anstellte, als er war, hat er wohl schwerlich die Kosten der Herausgabe oder die Gefahr des Bankerotts bei derselben gelaufen, und wenn ihm auch die Arbeit etwas Kopfzerbrechen kostete, war sie wenigstens nicht halsbrechend, was offenbar in discrimine liegt. Vergleicht man aber die von demselben Sabäus noch vorhandenen Epigramme, in denen er viel von populis trucibus et feris und ebenfalls von media barbarie spricht, aus der er alte Handschriften an sich gebracht habe, ausgesandt auf deren Erspähung und Erwerbung von Leo X. und seinen Nachfolgern, so verliert die mildernde Auslegung Daunous vollends jede Wahrscheinlichkeit, und man kann das „jure belli meus est“ nicht wohl anders erklären, als daß die Handschrift dem Sabäus persönlich gehörte und von ihm mit eigner Gefahr erworben war. Die Offenherzigkeit, mit welcher er sich über die Erwerbungsart ausdrückt, wird man nach der damaligen römischen Ansicht vielleicht nicht eben auffallend finden. Bemerkenswerth ist das im 16. Jahrhundert plötzlich erwachte Verlangen, alte Handschriftenschätze in Rom zusammenzubringen. Konnte man nach Erfindung der Buchdruckerkunst und dem Umschwung, den die Reformation im Verein mit der neuerweckten klassischen Literatur bewirkt hatte, nicht mehr Herr über den menschlichen Geist seyn, so vielleicht doch des ausschließlichen Besitzes der vorzüglichsten noch nicht bekannten Werke des Alterthums sich versichern, über welche der höchsten geistigen Gewalt gleichsam von Gott und Rechtswegen die Verfügung zustand. Nach dieser Gesinnung konnte sich Sabäus wohl auch öffentlich berühmen, seinen Arnobius jure belli zu besitzen und nicht ohne Lebensgefahr den Barbaren entrissen zu haben. Auf jeden Fall mußte er wohl etwas der Art vorgeben, denn seiner eignen Aussage nach ausgesandt mit Aufträgen der Päbste, um diesseits der Alpen, wo Fleiß und redliches Zusammenhalten früher schon reiche Handschriften und Bücherschätze zusammengebracht hatte, nach denen die Römer nicht erst zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs lüstern wurden, für die Bibliothek des Vaticans zu erwerben, hätte er eine so einzige Handschrift wohl kaum für sich behalten dürfen, wenn er nicht etwas der Art für sich hätte anführen können. Freilich konnte sie auch ihm,

der sich in den vielen an Franz I. gerichteten Epigrammen als einen ziemlichen Hungerleider darstellt, belassen worden seyn, um sich durch den Erlös der Ausgabe und den Verkauf der Handschrift für seine Gefahren und den etwa gehabten Aufwand zu entschädigen.

Man könnte gegen diese Annahme anführen, daß der nächste römische Herausgeber des Arnobius in seiner Zueignung an Gregor XIII. sagt: quadragesimus agitur annus, ex quo pius hic scriptor e bibliotheca Sanctitatis Tuae Vaticana in lucem primum prodiit, allein es ist zu bemerken, 1) daß e bibliotheca Vaticana etc. im weitern Sinn genommen seyn kann, da es nicht heißt e Msto. oder e cimeliis bibliothecae Tuae Vaticanae editus est, sondern nur e bibliotheca S. T. prodiit in dem Sinn, in welchem Sabäus *seine* Zueignung, und nach ihm so viele Custoden und Scriptoren der Vaticana ihre Zueignungen, Vorreden und Briefe e bibliotheca Palatina datiren; 2) daß Paul III. in dem dem Sabäus ertheilten Privilegium gegen Nachdruck nicht die geringste Erwähnung davon macht, daß der Abdruck aus einer Handschrift der Vaticana geschehen, das Ganze vielmehr als ein rein persönliches Unternehmen des Sabäus vorgestellt wird, wie denn auch dieser in seiner Zueignung schwerlich hätte unterlassen dürfen, der Handschrift als einer vaticanischen zu erwähnen, wenn sie diesem Bücherschatz wirklich angehört hätte.

Ich glaube daher, daß die gewöhnliche Meinung über die Handschrift des Sabäus nur darin irrt, daß sie sich vorstellt, die Handschrift sey ein Eigenthum der Vaticana gewesen, daß sie übrigens Recht hat in der Annahme, die Handschrift sey dieselbe gewesen, welche jetzt in Paris befindlich ist. Wie irgend einer der Päbste eben in der Zeit, wo sie mit so großem Eifer Handschriften und Bücher aus allen Weltgegenden zu sammeln suchten, dazu gekommen seyn sollte, diese seltene, ja einzige Handschrift eines Kirchenschriftstellers an den König von Frankreich zu verschenken oder zu verkaufen, ist an sich schwer zu begreifen, und weit natürlicher ist zu denken, daß Sabäus, der sich beständig mit Franz I. zu thun gemacht, nachdem er die Ausgabe ihm zugeeignet, ihm auch noch die Handschrift verhandelt habe. Wenn er von dieser Absicht in

der Zueignung nichts erwähnt, so scheint dieß ganz natürlich; ein solcher Handel wird ja nicht leicht öffentlich geschlossen. So viel ist gewiß, daß nach der Herausgabe des Sabäus keine Spur einer Handschrift des Arnobius in der Vaticana zu finden ist. Vierzig Jahre hernach gibt Fulvius Ursinus einen neuen Arnobius mit vielen am Rand stehenden Verbesserungen, aber ohne von ferne einer Handschrift zu erwähnen, er gibt alle Verbesserungen nur als Vermuthungen, eigne oder fremde, und wie Daunou erwähnt, gehört die Pariser Handschrift wenigstens seit 1543, also ohngefähr seit dem Jahr, in welchem die Ausgabe des Sabäus erschien, schon der Bibliothek des Königs von Frankreich.

Wenn nun dadurch, daß das Pariser Manuscript nicht nur gegenwärtig die einzige Urschrift des Arnobius ist, sondern auch, soweit wir zurücksehen können, die einzige vorhandene Handschrift war, der Werth dieses Manuscripts verhältnißmäßig erhöht wird, so würde man zugleich sich irren, wenn man die Beschaffenheit desselben nach den Angaben des Sabäus beurtheilen wollte. Alles zeigt vielmehr, daß er selbst und die Buchdrucker, die ihm bei der Arbeit Hülfe leisteten, nicht die Leute waren, den Werth einer Handschrift zu verstehen, sie gehörig zu lesen, und auch die wirkliche Entstellung oder Verunstaltung zur Auffindung der wahren Lesart zu benutzen. Ihre geringe Uebung im Lesen von Handschriften verräth sich durch die vielen falschen Abtheilungen der Wörter und unrichtigen Interpunktionen, die noch jetzt manche Stellen unverständlich machen. Noch die besondere Probe ihrer Kenntnisse so wie ihrer Beurtheilungskraft kann ich anführen. Aus dem Zeitalter des Arnobius existirt ein Gespräch Octavius, das sonst auch in Schulen gelesen wurde; aus diesem Octavius macht die Handschrift einen liber octavus des Arnobius, und der römische Custode läßt dieß der Handschrift ohne weiteres nachdrucken. Mir hat nach längerer Bekanntschaft scheinen wollen, daß in vielen Fällen die Handschrift klüger sey nicht nur als Sabäus, sondern auch wohl als manche der späteren Herausgeber, die sich zum Theil völlig eigenmächtige Veränderungen erlaubten, auch wo die Handschrift noch deutliche Spuren der ächten, natürlichen Lesart enthält. Nach den neuesten Angaben (des schon erwähnten Daunou) ist die Handschrift unwidersprechlich

aus dem 9. Jahrhundert, übrigens vollkommen wohl erhalten, einige wenige Buchstaben ausgenommen, die neuere Hände sehr ungeschickter Weise verbessert, überfahren oder auch ganz ausgelöscht haben; sie besteht aus 191 Blättern, die 29, welche den Octavius etc. enthalten, mitgerechnet; die Schrift ist von Anfang bis zu Ende sehr rein, sehr schön und sich gleich; die Abkürzungen sind nicht allzu zahlreich, und wo sie sich finden, nicht schwer zu entziffern. Dieses also ist die Handschrift, welche nach dem Vorgeben des Sabäus, scatuisse etc., die meisten bisher als fast unleserlich geschildert. Wenn Daunou hier insbesondere der Abkürzungen erwähnt, so bezieht sich dieß darauf, daß unbestreitbar richtige Verbesserungen gemacht worden sind, deren Ursprung man sich aus Abkürzungen zu erklären hat, entweder daß die Abkürzung für ein vollständiges Wort genommen, oder daß umgekehrt ein vollständig geschriebenes Wort für die Abkürzung eines andern gehalten worden. Fehler der Art sind im Text des Arnobius so allgemein, daß man beinahe vermuthen möchte, schon das Original des Arnobius selbst habe solche Abbreviaturen enthalten. Denn daß gerade die Handschrift, deren Sabäus sich bedient hat, deren eine so große Zahl enthält, widerspricht Daunou.

Hätte Sabäus, anstatt die angebliche Menge enormer Fehler verbessern zu wollen, anstatt sogar in Stellen, die ihm und seinen Gehülfen unverständlich waren, ganz andere Worte anstatt der handschriftlichen zu setzen, einen entweder vollkommen treuen oder doch bis auf die augenscheinlichsten und handgreiflichsten Fehler völlig genauen Abdruck der Handschrift veranstaltet, so würde diese Editio princeps wie die Handschrift selbst gelten und gebraucht werden können. So wie die Sache jetzt steht, ist dieß nur mit Einschränkung möglich. Denn übrigens müssen wir doch in vielen Fällen einstweilen zu dieser Ausgabe gewissermaßen wie zur ersten Quelle unsere Zuflucht nehmen, weil bis jetzt noch keine vollständige und genaue Vergleichung dieser einzigen Handschrift vorhanden ist.

Die zwei ersten Ausgaben, welche nach der ersten römischen erschienen, sind ohne alle Rücksicht auf die Handschrift veranstaltet.

Unter den Buchdruckereien des 16. Jahrhunderts zeichnete sich die

Frobenische in Basel aus; diese hatte damals an Sigmund Gelen einen trefflichen und ganz andern Gehülfen als Sabäus an seinen beiden Buchdruckern. Im Lesen von Handschriften und durch sein Geschäft besonders in der Entzifferungskunst geübt, sah oder ahndete er gleich, ohne die Handschrift selbst vergleichen zu können, in vielen Fällen ganz richtig die Verstöße des römischen Herausgebers; viele Verbesserungen, die er sich geradezu erlaubte, sind später durch die Handschrift oder durch den Beifall nachfolgender Herausgeber bestätigt und noch jetzt in den meisten Ausgaben aufgenommen. Da er aber auch in der Ueberzeugung von der Ungeschicklichkeit des römischen Herausgebers vieles zu eigenmächtig änderte, oft auch nur, was ihm dem reineren lateinischen Ausdruck nicht gemäß schien, geradezu verbesserte, und noch dazu alle Veränderungen in den Text setzte, zog er sich den Unwillen nachfolgender Herausgeber, besonders der Italiener zu, die ihn übrigens trefflich benutzten.

Diese Ausgabe (des Gelenius) war der ersten römischen gleichsam auf dem Fuß gefolgt; vierzig Jahre später, also 1583, erschien eine Romana editio posterior et emendatior, die von Fulvius Ursinus besorgt wurde.

Er spricht in der Vorrede dem Sabäus die Fabel nach von den beinah' unzählbaren Fehlern, die dieser beseitigt haben wollte, zeigt eine Empfindlichkeit gegen die Deutschen und sucht besonders die erste Erkenntniß, daß der angebliche liber octavus des Arnobius der Octavius etc. des Minucius Felix sey, einem römischen Prälaten zu vindiciren, gleich als wär' es eine große Entdeckung, ein Gespräch von einem Buch in fortlaufender Rede zu unterscheiden. Keine Handschrift hat er verglichen, am Rande stehen Verbesserungen ohne Angabe, von wem sie herrühren, viele des Gelenius, andere des in der Vorrede angeführten Peter Chiaconus, eines Spaniers von großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Geist, die andern von ihm selbst. Wie man nun übrigens von dem Verdienst dieser Ausgabe denken möge, und wem auch das Beste derselben angehöre, so viel ist gewiß, daß ein Theil der am Rande dieser Ausgabe stehenden Conjekturen zu den sinnreichsten Verbesserungen gehören, die der Text des Arnobius erhalten hat.

Die erste Schrift über Arnobius, in welcher wieder von der Handschrift Gebrauch gemacht worden, ist, nächst den 1583 herausgekommenen Emendationibus des Ludwig Carrio, die sich jedoch nur über wenige Stellen des Arnobius erstrecken, der 1598 zu Leyden erschienene Criticus Arnobianus von Johann Meursius, der außer manchen allerdings glücklichen und scharfsinnigen, oft aber auch Uebereilung anzeigenden Conjekturen des damals noch sehr jugendlichen Verfassers in einem Anhang Excerpte von Lesarten der Pariser Handschrift enthält, welche er von dem berühmten Joseph Scaliger erhalten hatte. Dieser nämlich soll die Pariser Handschrift mit seinem Exemplar (wahrscheinlich der Ausgabe des Sabäus) durch alle Bücher hindurch verglichen haben. Wie genau diese Vergleichung war, können wir nicht beurtheilen, ja wir wissen nicht einmal, wie vollständig Meursius die Excerpte des Scaliger mitgetheilt; dennoch ist dieß bis jetzt der einzige authentische Auszug von Lesarten der Pariser Handschrift.

Denn diejenigen Lesarten, welche Stewechius (der nächste nach Fulvius Ursinus) am Rande seiner Ausgabe von 1604 anführt und die ihm von Franc. Modius mitgetheilt waren, stammen nicht unmittelbar aus der Pariser, sondern aus jener oben erwähnten Handschrift, die erst im Besitz des Flacius Illyricus, hernach des Peträus war, und welche von denen, die eine Vergleichung der Lesarten angestellt, für eine bloße Abschrift des Pariser Codex erklärt wird. Nicht daß die Lesarten bei beiden Excerptoren dieselben wären, denn sie beziehen sich öfters auf verschiedene Stellen; desto auffallender aber ist die Uebereinstimmung bei denselben Stellen, z. B. gleich bei dem Titel, der in beiden Handschriften nicht Disputationum adversus gentes, sondern adversus nationes lautet.

Die nächste Ausgabe, die sich wieder der Collation von Handschriften rühmt, ist die 1610 unter dem Titel erschienene: Arnobii L. VII. Gebh. Elmenhorst. *collatis diversis codd.* recensuit. Aber die Vorrede zeigt schon, daß unter diesen diversis codd. die erste römische Ausgabe obenan steht; wo ihn diese verlassen, sagt er, habe er zu Excerpten aus Handschriften und zu den Verbesserungen gelehrter Männer seine Zuflucht

genommen. Welches diese Handschriften gewesen, wird weder hier noch bei den am Ende stehenden Collectaneis varr. lectt. gesagt; vergleicht man diese mit den Excerpten bei Meursius, so scheint Elmenhorst allerdings ausführlichere gehabt und nicht aus seinen beiden Vorgängern geschöpft. zu haben, ja er übergeht manche von Scaliger excerpirte Lesarten, einige sind aus Ludwig Carrio genommen. Da er aber seine eigentliche Quelle nicht angibt, und auch übrigens seine Excerpte, soweit sie Auszüge aus Handschriften seyn sollen, nicht viel reicher als die des Meursius sind, so ist auch mit diesen Collektaneen wenig geholfen. — Erwägt man nun die Freiheiten, die sich Sabäus mit dem Text der einzigen Handschrift genommen, den er überall verändert und modificirt hat, ohne dieß nur zu erwähnen, bedenkt man, wie der Text des Sabäus sich so ganz an die Stelle des Urtextes gesetzt hat, daß auch aus den besten Ausgaben unverwerfliche Lesarten der Urschrift verdrängt sind, überzeugt man sich endlich von der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit auch der später angestellten Vergleichungen, welche Daunou mit vier ansehnlichen Beispielen allein aus dem ersten Buch belegt hat, so sieht man wohl, wie weit wir noch entfernt sind den Text der Handschrift vollständig und genau zu kennen, und wie nothwendig und wünschenswerth eine sorgfältige und vollständige Vergleichung derselben auch jetzt noch seyn würde.

Denn auch durch die zwei neueren, sonst übrigens empfehlenswerthen Ausgaben ist in dieser Hinsicht nichts geschehen.

Die erste ist die Leydener von 1651, auf deren Titel steht: cum (ex) recensione Viri celeberrimi. Diesen berühmten Mann hält man insgemein für Salmasius, von dem auf jeden Fall gewiß ist, daß er mit einem vollständigen Commentar über Arnobius umgegangen ist; von wem sie aber auch seyn möge, sie ist des Salmasius nicht unwürdig, und der Ausdruck recensio ist an seiner Stelle, denn die Ausgabe enthält einen durchgängig und gleichförmig behandelten und reformirten Text, zu welchem außer den einleuchtendsten Verbesserungen früherer Bearbeiter eigne Conjekturen aufgenommen sind, die sich oft durch große Leichtigkeit und Einfachheit auszeichnen, immer aber sinnreich sind. Uebrigens ist über diese Veränderungen nirgends mit einem Wort

Rechenschaft gegeben; alles, was die Ausgabe weiter enthält, sind sämmtliche frühere Anmerkungen und Commentarien von Theodor Canterus an bis auf Elmenhorst und Desiderius Heraldus, den berühmten französischen Rechtsgelehrten, der zu Paris 1605 den Arnobius mit nicht verwerflichen Anmerkungen und Verbesserungen herausgegeben hatte, auch auf dem Titel seiner Ausgabe sagt, sie sey quibusdam in locis e MS. regio aucta et emendata. Dieser Stellen müssen aber in der That sehr wenige seyn, und so war denn diese Quelle von Lesarten der Handschrift kaum der Anführung werth.

Die andere Ausgabe, die ich noch erwähnen will, ist die neueste erst im Jahr 1816 herausgekommene des Chorherrn (und Professors) Johann Conrad v. Orelli in Zürich [1]. Es ist schon an sich erfreulich, daß eine solche Ausgabe in unserer Zeit zu Stande gekommen, und die Aufmerksamkeit sich auch wieder nach diesen Fundgruben hinzuwenden scheint, aus denen die großen Philologen des 17. Jahrhunderts so reichlich schöpften. Die Ausgabe oder vielmehr der Commentar derselben hat das Verdienst, mit ziemlicher Vollständigkeit alles Frühere, besonders in Hinsicht der Interpretation, zusammengestellt und verarbeitet zu haben. Mehr vermißt man tieferes Eindringen in die geschichtlichen und antiquarischen Forschungen, zu denen Arnobius so viel Veranlassung und Aufforderung enthält (was der Herausgeber zum Theil durch einen Appendix gut zu machen gesucht hat). Wenn aber diese Ausgabe in kritischer Hinsicht etwas nach den früheren Arbeiten Nennenswerthes leisten wollte, so mußte sie schlechterdings auf eine neue und durchaus genaue Vergleichung der Pariser Handschrift sich gründen, die in unserer Zeit leicht zu erlangen war, die Lesart der Handschrift mußte überall gleich unter dem Text bemerkt seyn; selbst offenbare Fehler und bloße Eigenheiten der Schreibung einzelner Wörter nicht ausgenommen; denn der rechte Gebrauch einer Handschrift ist nur zu machen, wenn man ihren ganzen Charakter kennt. Ueberhaupt aber ist die kritische Seite dieser Ausgabe die schwächste, die Recension des Textes folgt keinem bestimmten Princip, indem sie oft Verbesserungen aufnimmt, oft ebenso einleuchtende

[1] Diese Ausgabe ist den nachfolgenden Bemerkungen zu Grunde gelegt. D. H.

oder bessere erst in den Anmerkungen nachbringt; noch richtiger gesagt, man kann dieß eigentlich gar keine Recension nennen. Vielleicht aber gibt dieser Abdruck einen Anstoß zu jener so wünschenswerthen Vergleichung, besonders da auch der mehrmals erwähnte französische Kritiker seinen Tadel in dieser Beziehung über sie ausgesprochen.

Nach so vielen Vorarbeiten sollte man glauben, daß der Text des Arnobius zwar durch Vergleichung der Handschrift sehr wesentlich, durch bloße Verbesserungen ex ingenio aber, dergleichen mir allein verstattet sind, wenig oder nichts gewinnen könne. Und doch scheint mir noch eine ziemliche Nachlese zu halten.

Auf Arnobius wurde ich durch meine mythologischen Forschungen geführt. Es waren zunächst wenige Stellen, die mir für diese wichtig waren, aber in eben diesen schien die Lesart zweifelhaft, und diese feststellen oder nach Umständen verbessern zu wollen, schien mir gewagt und gleichsam unerlaubt, wenn ich mich nicht zuvor mit dem ganzen Schriftsteller, seiner Darstellungsweise, seinem Genius, besonders aber auch mit der Art und Beschaffenheit der in seinem Text vorkommenden Entstellungen bekannt gemacht hätte. So geschah es, zumal diese Beschäftigung zugleich eine Zeit ausfüllte, in welcher meine Gesundheitsumstände mir keine größere oder anders beschaffene Anstrengung erlaubten, daß ich die sieben Bücher des Arnobius in Einem Zug mit Benutzung aller mir zu Gebot stehenden Hülfsmittel durchlas und für manche Stellen Berichtigungen fand, die mir der Bekanntmachung nicht unwerth schienen.

Nach der Veranlassung, die ich zu dieser Arbeit gehabt, wäre zu erwarten, daß meine Bemerkungen vorzugsweise Stellen betreffen, die für die Erforschung der Götterlehre, der Mysterien und des ganzen Cultus der Alten wichtig sind. Auf diese klassischen Stellen war allerdings meine Aufmerksamkeit zuerst gerichtet. Da man sich aber, wie bemerkt, ein Recht auf kritische Verbesserung einzelner Stellen nicht wohl ohne kritische Bearbeitung des ganzen Autors oder doch eines größeren Theils desselben erwerben kann, so mußte die Mehrzahl meiner Verbesserungen Stellen betreffen, deren Lesart zweifelhaft bleiben konnte

unbeschadet der geschichtlichen Untersuchungen, für welche dieß ursprünglich unternommen worden. Auch so aber konnte ich mich diese Arbeit nicht reuen lassen, gewendet auf einen Autor, der zwar neuerlich fast ganz vernachlässigt worden, an dem aber, außer den vielen schon angeführten zum Theil berühmten Gelehrten, jene Heroen der Philologie, ein Joseph Scaliger, ein Grotius, ein Daniel und Nikolaus Heinsius, ein Grävius, Gronovius, Justus Lipsius und noch mehrere andere ihren kritischen Scharfsinn nicht verschwendet achteten, einen Schriftsteller, der zwar nie den Schulen empfohlen werden dürfte, der aber vielleicht nur um so eher, wie so mancher andere, der jetzt vernachlässigt liegt, für eine akademische Bearbeitung sich eignet, auf einen Autor endlich, der schon früher der christliche Varro genannt worden, dessen Werk unabhängig von den ihm anhangenden Flecken der Sprache und der Denkart für die tiefere Geschichte des Paganismus nicht nur, sondern selbst der lateinischen Sprache, aus der mancher alter Zierrath bei Arnobius erhalten ist, und die selbst in ihrer allmählichen Zersetzung und Entartung noch eigenthümliche Erscheinungen darbietet, von unschätzbarem Werth ist. Denn so entfernt ich von der Meinung bin, welche annimmt, die Mythologie selbst und im Ganzen aus der Zerstörung eines früheren Systems erklären zu können, von welchem uns in ihr nur Trümmer übrig geblieben, so wahr ist es doch, daß wir genöthigt sind, unsere Kenntniß des alten Götterglaubens aus Bruchstücken zusammenzusetzen, und daß nicht leicht eines derselben entbehrlich oder überflüssig erscheinen kann, wenn es darauf ankommt, jenes Gebäude in unsern Gedanken wieder zusammenzusetzen. Bruchstücke solcher Art finden sich zum Theil auch bei Arnobius [1].

[1] Ich gedachte einst meine Anmerkungen zu Arnobius dem hochverehrten F. A. Wolf mit dem Epigramm zuzueignen:

Illum me, Criticis quem quondam illudere nosti,
Ipsum nunc Criticis inseruit Nemesis.

Der berühmte Mann, dem man, vielleicht nicht ohne alle Schuld von seiner Seite, die letzten Lebenstage verbittern, aber den man nicht ersetzen konnte, starb darüber. (Später hinzugefügte Bemerkung.)

c. 2. *in uteris sumtos]* Sine dubio mutandum, nec tamen *sutos*. Forte: *fotos* a fovere.

c. 15. *et in integrum se semper offensionum recordatione restituant]* Vide, an legendum sit: in *integram* se *offensionem;* vel certe *offensionum* ad *integrum* referendum, hoc sensu: et semper se in integrum offensionum restituant, quasi modo acceptas reddant recordatione.

c. 17. *in alterius doloris cruces — bacchari]* MS. habet *crucis,* unde efficitur *crucibus*. Nam bacchari in aliquid est: invehere, saevire in aliquid, quod h. l. sensum non habet. Bacchari in aliqua re est: effuse ea delectari.

c. 19. *Christianum nomen odisse et dispendiis omnibus suos labefactare cultores]* Vide, quam insulsus sit editor (Orellius) et quem citavit, *suos* ad Christum referens, cujus nomen subintelligit, cum manifesto referendum sit ad Deos gentilium: „suos (ipsorum scil.) cultores".

c. 21. *palmitis]* Legendum: *palmitibus;* nec sine dubio nomen recte se habet.

c. 23. *et heroas —]* Sensus sic parum congruens efficitur. Cod. MS. habet *errores*. Lege igitur: „Puerile — — vix illis conveniens, quos jam dudum experientia (hoc ironice dictum est) doctorum (doctiorum?) daemonas appellat, *et error est,* non nosse coelestia — versari" (subintelligendum: et *quos* sc. daemonas, error est,

h. e. erroribus suis convenienter opinantur, non nosse coelestia). — *Et* ante „errores“ facile absorptum antecedente *appellat*.

c. 24. *vos velle]* Cod. *nos velle*. Forte: *novelle*, ‚neuerdings‘, pro nove, ut novellus pro novus amat Arnobius.

c. 28. *a quo ipsam deitatem — recognoscunt]* Manifesto hic mendum subest. Corrigo: „a quo — sortiti, *se* sentiunt et in rerum natura *esse* recognoscunt“. *Sortiti* pro *sortitos* durum videtur, quamvis exempla non defutura essent; sed altera pars orationis, nisi *esse* addas, ne sensum quidem admitteret. Secundum illam meam correcturam sensus hic est: a quo ipsi deitatem (h. e. essentiam ipsis propriam) sortiti, h. e. cujus beneficio solius cum deitatem nacti sint, se sentiunt (sc. Deos, sive existentes. *Se* sentire = existere), et in rerum natura (se) esse recognoscunt. Possumus tamen hoc *esse* carere hoc modo: *Se* sentiunt et (tanquam) in rerum natura (existentes se) recognoscunt. Cfr. *coepisse se nosse*, Lib. II, c. 36.

c. 36. *et obliti paulo ante — alteri nolunt]* Nescio, quomodo hunc locum interpretetur novissimus editor (Orell.), nam quod annotat, plane nihili est. Et omnino conferendae aliae editiones. Interim conjicio, legendum: „et obliti, paulo ante *cujus* sortis fuerint et qua conditione (h. e. obliti, se ipsos paulo ante Christum etiam natos et in uteris matrum gestatos fuisse), id, quod sibi — — nolunt“. Aut pro *conditione* simpliciter legendum *conditionis* (nam hoc ad eundem sensum, quo sors, pertinere, patet e loco cap. seq., ubi etiam utrumque conjungitur). Tum *cujus* locum suum tueri potest; nam hoc subjungere amat Arnobius: vid. c. 47: *exilitatis cujus*.

c. 38. *cur luna semper in motu indemnis creditur]* Codex habet: *semper in motu idemne quis*. Lege: „semper in motu (h. e. in quovis puncto motus sui) inaequalis (nunquam sibi similis) creditur (forte cernitur?)“.

P. S. In *ne quis* manifesto latet: *inaequalis*. Sed quid *idem?* An plane nihili reputandum? Nolim, etsi fortasse possem. Si

legis: *inaequalis creditur*, hoc requirit adverbium, quod latet in *idem*. Quale adverbium? Quod exprimit, alteris vicibus inaequalem esse. Lego igitur: *identidem*, von Zeit zu Zeit, oder auch: in gemeſſenen Zeiträumen. Cicero de Nat. D.: „Quid Chalcidico Euripo in motu identidem reciprocando putas fieri posse constantius“? Von Ebbe und Fluth.

ibid. *visurine nos simus] Nos* aut Nominativus est (emphat.) aut Accusativus. Agit enim de *identitate*, ut dicunt, conscientiae et personalitatis. Sensus: nostri conscii erimus. Sed quoniam cod. MS. videtur habere: *victuri*, conjicio: „victurine *nobis* simus“, sensu eodem; nam, ut dicit cap. 53, non ipso se homini quidquam potest carius inveniri. Ita *sibi* sentire sensu eodem Lib. III, 35.

c. 46. *semel iterum — monstravit]* Non addendum *se* cum Fulv. Urs. et Meurs. — Zeugma est, hoc modo supplendum: qui ne illi se falsos (betrogen) vanis imaginationibus existimarent, semel iterum, saepius familiari collocutione, *se* monstrando *effecit* (pro quo simpliciter dictum: monstravit).

c. 51. *id enim quod potueris — Transcribere — potestatis]* Lego: „id enim quod potueris feceris [in hoc nihil mirandum], *at* (pro et) quod praestare debuerit vis *tua* [id, eo modo sive ita], *ut operis* [tui scil.; h. e. creaturae] esset *una* et ipsius qui operaretur [h. e. creatoris] *qualitas*, transcribere posse in hominem jus tuum — potestatis“. — Sensus idem, ac si dixisset: sed transcribendo jus tuum in hominem efficere, ut una eademque vis sit creati (hominis) et creatoris, hoc omnem modum excedit. — *Operis* pro *poteris* conjecit Fulv. Urs., sed quem sensum novissimus editor sibi imaginatus sit, equidem haud assequor. Nisi vero haec conjectura Fulv. Urs. placuerit, propius accedendo ad lectionem receptam et, ut videtur, codicis MS. legendum: „id enim quod potueris feceris, et quod praestare debuerit vis tua [ita scil. feceris s. praestiteris; hoc repetendum, nisi plane omittere velis quod sequitur *ut]*, *ut potentis* (s. possentis, ejus, qui potentiam habet: oppositum *operanti*, qui tantum ut instrumentum se habet) esset

una et ejus, qui operaretur (exsequeretur) qualitas [virtus]. Transcribere [vero] posse“ etc. [ita scil., ut alius sit, cujus potentia sit, et alius, cujus operatio, h. e. homo].

c. 52 fin. *recognoscere]* Legendum non quidem *e re*, ut Meurs., sed tamen *re* cognoscere.

c. 53. *et merito. Exutus at* etc.*]* *Et merito* relatum ad priora languidum. Refer *et merito* ad seqq. hoc sensu: Et merito (factum est, ut) exutus a (sive e) corpore, quod in exigua sui circumferebat parte, postquam videri se passus est, cujus esset aut magnitudinis sciri (transpositio est non abhorrens a stylo Arnobiano pro: videri se passus est aut cujus esset magnitudinis sciri), novitate rerum exterrita universa mundi sunt elementa turbata — —. Hic sensus firmatur argumentatione sequenti: Quid enim restabat etc.

c. 56. Totum hoc caput novas curas sollicitat, maxime haec: *aut apprehendere locum possetis*, et ultima periodus. Interim haec propono: „Atque utinam — potuissent (sed non poterant; non hoc bene consultum fuisset. Nam) magis vos incredulos faceret (pro fecisset, ut modo c. 54 commodarent pro commodassent; ubi vide Heraldum) vis tanta virtutum, aut apprehendere locum *(fucum,* quod Stewechius conjectat, non placet, nam fucus fieri poterat etiam constrictiore narratione; fucus singulis narrationibus illini potest, de toto vix dicitur: deinde videtur vocem: *apprehendere* sensu vocis gallico pro *meluere* accepisse, quod idem accidisse videtur editori novissimo (Orell.), sed *apprehendere* locum est: *occasionem arripere* sive sumere (ita dare locum pro dare opportunitatem II, 12) aut causam inde sumere sive argumentum, Beweis (quo sensu *locum* dici omnes sciunt — ergo:) apprehendere locum fortasse possetis (pro poteratis aut potuissetis — h. e. argumentum inde capere), quo videretur esse simillimum veri (quo veri simillimum efficeretis), et incrementa rebus (esse) apposita etc. (hoc *esse* regitur sive dependet a „veri simillimum esse“). Sensus: Quo ampliores essent eae narrationes, eo ampliorem dubitandi occasionem nactos vos crederetis.

Ultimam denique periodum sic interpretor: Sed nunquam (profecto) fuerit (h. e. accidet), his bene ut, Christus qui fuerit, literarum testimoniis colligatur (transpositio pro: ut Christus qui fuerit, bene his literarum testimoniis colligatur; jam enim ecclesiae autoritatem anteponere videtur libris scriptis), cujus (sc. Christi, qui ceterum scriptis testimoniis haud opus habebat) in id solum (solum eum in finem) dimissa (emissa) sunt causâ, ut si esse constiterit ea vera, quae dicimus (doctrinas nostras), confessione omnium (historiae etiam) Deus fuisse monstretur. Nisi „cujus causâ“ plane irreptum ex glossemate: *hujus causâ* putes, quo *in id* explicare quis voluerat; et scriptum est: quae in id solum dimissa (s. emissa) sunt.

c. 60. extr. *servatis]* De hoc dubito; nisi referas ad Christum, qui *servavit,* h. e. retinuit, summi regis imperium. Hoc verum. Cfr. in seq.: sine homine (h. e. corpore) simulato.

c. 62. *praesaga]* Omnino *praesagia* cum Heraldo et cod. MS. restituere debebat novissimus editor.

c. 63. *vel potestate inversa]* Probo scripturam, si sensus est: vel potestate *ademtâ* (sc. hostibus manum inferentibus); hunc enim sensum esse patet ex seqq. Forte tamen: *conversa.*

ibid. „Sed quia fieri ratio ea, quae fuerant destinata, poscebat, et hîc, in ipso mundo (scil. *ea fieri),* nec modo quam gestum est alio (sc. *ea geri,* — hic finita protasis, hic igitur interpunctio major ponenda): inaestimabilis — lenitas, injurias — ducens, manus — passa est durissimisque latronibus — —“. Ita interpungendum.

ibid. *cum enim de animarum — comminuit]* Locus in desperatis positus. Indubium est *de animarum periculis,* phrasis Arnobio solennis; quod solum male habet interpretes, est defectus verbi, quod regeret *multa,* manifesto in casu recto positum. Supplere *diceret,* durissimum. Cum Oudendorpio legere: *insinuaret,* facile quidem, sed contra omnem fidem. Amat enim vel trium substantivorum copulationem Arnobius. Unde et *insinuator* recte se

habet. Posses anacoluthon statuere; scil. Arnobius dum *multa* ponebat, finire periodum volebat verbo, sive *insinuaret*, sive *ediceret*, sive quocunque alio, cum repente, abreptus ut solet, hanc phrasin alii inflectens et ex absolutâ incisam faciens *insinuator* poneret, oblitus se jam *multa* posuisse. Equidem talia anacolutha vel in optimae notae scriptoribus inveniri facile credo, quanto facilius in Arnobio; sed nonnisi ubi simul hyperbaton est et membra orationis majore intervallo a se diremta, quod h. l. non est. Posses *multa* adverbialiter positum credere, ut *multa Deos veneratus, multa gerens*, al. Sed *multa* hoc sensu cum substantivo ut copuletur, fieri non potest. Manifesto igitur mendum est in hoc ipso *multa*. Lege: *multus*, quod explicabimus reliqua phrasi restituta. Posito hoc fieri non potest, quin *mala de illarum* recte se habeat; ita enim praepositiones postponere adjectivis amat Arnobius; certum deinde, *malâ* poscere substantivum, ad quod referatur, et quod latere non potest nisi in *contra*. Hoc manifesto e compendio scriptionis ortum. Hoc substantivum erat 1) feminini generis, 2) insolentior vox, nam nisi hoc posito fieri non poterat, ut in hanc voculam transiret sensu plane cassam; 3) cum ipsa vox *cõntra* recte se habere putanda sit supposito compendio scriptionis, probabile est, substantivum, quod quaerimus, compositum fuisse ex *cum* et alio quodam nomine simplici; probabile porro 4) hoc nomen a litera *n* incepisse, unde igitur efficitur *connatura*. Monstrum verbi profers! Concedo, sed talia monstra amat Arnobius, cui simplex *natura* paulo (ut est) infirmius videbatur, ideoque ausus est dicere *connatura*, audentiâ Lucretianâ, quod sicut natura est omne, quod cum homine nascitur, ita omne significat, quod homini est connatum (vox Tertullianea); amat Arnobius composita, ut *occoepit* pro *coepit*, praecipue vero composita cum *cum*, ut *condignus, confieri* et illud monstrum verbi etiam *ἅπαξ λεγομένου coëmendare*, II, 18, nec non *coimbibere*, V, 30. Totus igitur locus ita se habet:

„Cum enim de animarum periculis, multus malâ de illarum

connaturâ insinuator, magister atque auctor, ad officiorum convenientium fines, suas leges et instituta direxit, non superbiae fastum comminuit?"

Ubi notandum est, a) post *periculis* comma ponendum et „multus" subintelligendum esse (cf. ad V, 2 et IV, 36); b) *insinuator, auctor atque magister* ad priora referenda esse; c) Zeugma quasi s. syllepsin, figuram in Arnobii stylo frequentissimam, etiam hic locum habere, quum dici quidem possit: multum esse de aliqua re, sed non: insinuatorem s. magistrum de aliqua re. Resolvenda phrasis hoc modo: Cum enim de animarum periculis et malâ earum connaturâ multus esset et harum insinuator etc.; aut: Cum enim et animarum pericula earumque malam connaturam insinuaret („insinuata veritate" dixerat Lib. I, c. 38), proponeret, traderet, et de his multus esset; d) *ad officiorum convenientium fines* etiam alio loco, quem nunc citare nescio, inveni, ibique *actionum suarum decreta* positum, unde liquet, etiam h. l. *suas leges et instituta* esse leges non modo ab ipso latas s. aliis scriptas (tum enim sine dubio dicebat leges *suas*), sed quas sibi ipsi scripsit, a se ipso observatas significare; quo pacto contextus satis salvus est atque concinnus. Sed haec sufficiant.

L. II.

c. 1 extr. *Ut non in — amoverit]* Non video, cur praestet haec verba huc transferre a loco, quem sine dubio in cod. MS. tenent, nempe post *irrogavit*. Nam initium capitis seq. manifesto melius conjungitur illi periodo, quae finitur voce *optaret*. *Ut* pro *etiamsi* positum novissimo editori (Orell.) vix quisquam crediderit. Sed ego legerim *aut* pro *ut* et verba interrogatim posuerim.

c. 6. [2] *Quid ergo vos soli sapientiae conditi* etc.] Nolim *conditae* cum Orellio, quod regeretur a *vi*, sed haec vox per *atque* satis discriminata est, et satis clarum, *vi* nonnisi ad *intelligentiae* pertinere. Certe ita explicarem: vos soli (homines qui estis) sapientiae conditae, h. e. finitae, perspectae. Sed lege: *sapientiâ*

conditi, a condio: ihr allein gewürzt mit Weisheit, ut Cicero orationem lepore et festivitate conditam dixit, sermonem bene coctum et conditum. Simile Lib. III, c. 15: *rationis alicujus sapore contactus;* cf. etiam II, 8: *meraco sapientiae tincti et saturi potu.*

c. 7 init. *atque oris acceperint formam]* Hic cur enallagen numeri statuat Heraldus et novissimus editor (Orell.), equidem non video; *lineamenta* enim nominativus est, et construendum: lineamenta haec corporis atque oris — acceperint formam, h. e. formata fuerint.

c. 10. *numero exire]* Sic post Gronov. novissimus editor. Omnes omnino edd. relinquunt cod. lectionem: *numeros scivit Pythagoras* [at editio Rom. sive Sabaei habet *scire]*. Lege potius: *Scitne.* Vide de sensu (philosophico) vocis *scire* ipsum Arnobium Lib. II, c. 51; coll. Lib. I, 17. In reliquis interpunctio corrigenda sic: „Pythagoras numeros scitne? Incorporales formas Plato? Individuorum (h. e. atomorum) Democritus concursiones?“

ibid. *nostra in credulitate]* Impeditior oratio, sed qualem amat Arnobius. Nil mutandum. Sensus: ut nostram (h. e. in nobis) derideatis fidem, quam (sc. fidem; ita ut *quam* tantummodo ad fidem pertineat, non vero etiam ad nostram) vos habere conspicitis nostra in credulitate communem, h. e. fidem, quam nostra credulitas vobis non aliam monstrat, nisi quam vos nobiscum communem habeatis.

c. 12. *metuentibus]* Scil. Christum.

c. 14. *et doloribus afficiat sensuum]* Omnino restituere e cod. MS. debebat nov. ed. *et doloris affici sensu.*

c. 15. *quod a novis quibusdam dicitur viris]* Omnino videndum, quid in cod. MS. sit.

c. 16 init. *At dum* etc.*]* Haec verba respondent ad ironiam, qua caput antecedens finitum est; nova est divinitatem animorum asserentium instantia.

ibid. *institutum]* Nisi cod. MS. aliter legat, i. q. praecepta opinio.

c. 18. *coëmendata]* Omnino.

c. 20. *non fervoris nimius in calore]* Forte: *fervoribus nimius in calore* (h. e. quum calent et tepent omnia, aestate).

ibid. *inflexibus]* Dum cod. lectio sciatur, nil deridendum.

c. 21. Neque luxatum neque mutilum capitis initium. Post *vacuum* comma ponendum, et *Platonica (licet) aut Pythagorea progenie* legendum. *Licet* h. l. id quod: concedamus (scil. eum esse ex optimarum et ingeniosissimarum naturarum prosapia). Sed editoris (Orell.) *scilicet* plane nihili est.

c. 22. *portionem tam laetam]* Cod.: *portione jam laeta.* Forte: *discretam,* coll. c. 28.

c. 23. *formaturas varias respectans]* Praestat: *formaturâ varia res spectans,* quod habet Lugd. Bat., aut: *formaturae variae.*

ibid. *sed quae sint]* *Et* locum habere potest, referendum ad *et,* quod sequitur: *Tam* quae sint, nesciens, *quam* cui usui destinentur, ignorans.

c. 24 init. *admota]* — referunt ad: *rationibus numeri,* sine dubio hoc sensu: ad rationes numerorum pertinentia. Dure quidem; sed quid Meursii *amota* sibi velit, equidem nescio. Lege: *admoto.* Nam (p. 352, ed. Bip.) puerculus iste demum adsciscitur (*δεῦρο πρόσελθε*) colloquio cum Menone jam inito.

c. 25. *ex crateribus vivis]* „Quid hic cum Apocalypsi“? Non meminit scil. (Orell.) crateris Platon. in Timaeo.

ibid. *nullo melior — eximatur]* Ante *nullo* distinctio major, punctum aut ? ponendum. Nam quae sequitur propositio, habet subjectum sibi proprium. Sensus: nullo melior, ut apparuit (h. e. ut modo vidimus), pecore, obtusior ligno, saxo (is, sive talis aliquis), qui nesciat homines (h. e. nullum cum hominibus commercium habeat) et in mutis semper solitudinibus degat, demoretur (h. e. demorabitur) iners, valeat in aëre quamvis (sic ed. princ. et MS. — *valere* hoc sensu praegnanti pro *validissimus sit, in aëre,* quia scil. semper in aëre, h. e. in solitudinibus, ut modo dictum erat, degat; quod si minus latinum reputes, lege: *valescat*

in aëre quamvis. — Valeat in *aere,* h. e. nummis, quod adoptavit Orellius, omnium absurdissimum. Quid enim aes et nummi homini plane solitario, et qui ne pretium quidem aeris et nummorum sciat?), annis vivat innumeris (quippe aëris usu perpetuo valescat) et nunquam nodis corporeis eximatur (h. e. aeternum vivat). — Sensum hunc verum esse, apparet e seqq.: „Sed, cum etc.“ Magis sine dubio latinum: *valescat aëre*, sed amat harum praepositionum pleonasmum Arnobius.

c. 27. *Si modo esse perpetuum cogitat et in finibus propriae immortalitatis haerere]* Non opus inserere *se* cum Orellio. Sensus: si modo cogitat (praesumit, sibi praesagit), esse perpetuum (aliquid) et in finibus propriae (h. e. *ipsi* propriae, naturae suae debitae, non aliunde, ex. gr. e Dei gratia aut decreto allatae) immortalitatis haerere.

c. 28 init. Argumentum ex eo ducitur, quod animae, si reminiscentiam vitae, ante corpus actae, corpore perdant, etiam perdere deberent memoriam eorum, quae, corpore inclusae, saepe vel octoginta annis vel pluribus ante fecerunt, quod tamen non ita se habeat.

ibid. *audiamus a vobis]* Gelenii correctio, sed MS. habet: *ne videamur a vobis.* Conjicio: *ne invideamur a vobis.* Invideor pro: mihi invidetur, est apud Horatium de arte poet. 56. Sensus: ne nobis invideatis (negetis, ut: vinum Africae invidit natura, dicit Plinius), communicare scil., quemadmodum dicitis etc. Quod si durius videretur, legi potest: *ne invideatur* (sc. nobis) *a vobis.* Prius *ne* est finale, posterius prohibitivum.

ibid. *Quod enim* etc.*]* Subintelligendum e priori: corpus. „Corpus enim, quod rebus (h. e. animabus) in se ingressis priorum repetentiam detrahit, et (etiam) intra se (corpus scil.) gesta — deperdere“.

ibid. *artes suas antiquas]* Omnino cum Meursio addendum erat *aeque* (ac artes, scil. novas et in hac vita edoctas) pro *atque,* quod in cod. est.

c. 29. *accidere]* Id quod minuere; sed ante „accidere“ inserendum *non.*

ibid. *impunitatis — libertate munita]* Memorabilis barbarismus pro simplici *impunitate*. *Munita* referendum ad *libido*.

ibid. extr. *nec — vexari]* I. q. nec altera (harum immortalitatum, sc. humana) in (hac, h. e. existente hac) alterius conditionis (sc. immortalitatis) aequalitate possit vexari.

c. 31 init. *Medietas* etc.*]* Haec propria Arnobii sententia.

c. 32. *id, quod dabitur]* Immortalitas scilicet.

c. 35. *si nos istud — arduum]* Mirus in statuenda ellipsi Orellius. Quin apodosis adest in verbis: *ubi — lapsa*.

ibid. *mutabiles]* Praefero *nutabiles*, si MS. ita habet.

c. 36. *Quo igitur pacto immortalitatis largitio est donum Dei, certe prolatis]* Vix sensum admittit haec lectio Gelenii. MS.: *immortalitatem largitus est donum Dei certam prolatis;* unde conjicio legendum: „Quo igitur pacto (h. e. eodem igitur pacto, quo) immortalitas largita est (sensu pass., qui cum probis auctoribus non infrequens sit, quidne Arnobio, has anomalias adeo amanti?) dono (sive donum, h. e. tanquam donum) Dei certa (h. e. non absoluta, sed communicata, data) prolatis (h. e. iis — vid. cap. antec. — quos aut ipse protulit aut proferri jussit). Lectio codicis sine dubio orta metu illius anomaliae. Propius tamen accedere ad textum Msti possumus hoc modo: „Quo igitur pacto immortalitatem largitum est donum (pro: donatio) Dei certam prolatis“. Pleonasmus in Arnobio facile ferendus, vid. cap. 29: *impunitatis libertate* et infra ad cap. 40. Ceterum non asserit, Deum his vere largitum esse immortalitatem, sed argumentatur ex suppositis, non concessis.

ibid. *salutari vinctione donari] Salutari*, h. e., quae eos salvos praestet, a morte liberet. De *vinctione* ambigo. Edd. priores, forte MS.: *missione*. Forte: *mixtione*, alludendo ad craterem illum Platonicum, in quo miscentur et Deorum et hominum animae. Locus Timaei evolvendus. *Vinctionis* repetitione vere molesta diceretur. *Donari* dictum est, non: donari posse. Igitur omnino de prima harum naturarum origine sermo est. Sensus: quod recte

vinctum, *ut* a nemine dissolvi posse, nisi ab eo, qui vinxit, *ita* a nemine alio salutari mixtione donari. Hunc sensum partic. *et — et* saepe tribuendum, supra jam, ni fallor, monuimus. Sed hoc non opus est. Neque enim Arnobius ponit, animas jam in hac vita salutari mixtione donatas esse, quas solubiles ponit, sed vita functas demum credit piorum Deique reverentium hominum illa *salutari* (h. e. vitam salvante) mixtione donari, sive, ut alibi (c. 62) dicit, his solis *perpetuitatis spiritum subrogari.*

c. 38 extr. *contentio]* Recte se habet, sed non est passive cum Heraldo sumendum (quod contineatur in eo hoc animal), sed active, ut dicitur contentio virium — Anſtrengung. Hoc bene quadrat cum superioribus.

c. 39. *alterius altera* (Nominat.) *potestatis, natalium* (quia omnes liberi) *conditione mutatâ.* Sic legendum.

ibid. *immemores veritatis effectae]* Mirum, quî ad *veritatis* hoc (sc. effectae) referat Ed. nov.; referendum ad *animas.*

ibid. *ullum esse]*, sc. Deum, non quod fabulatur novissimus editor.

c. 40. *suppellectilem — egestati]* Conferendae aliae editiones, nam nostra in textu habet *contraherent*, in notis *conficerent.* Forte: *suppellectile varia diurnam contraherent* (minuerent) *egestatem.*

ibid. *et ab hominum formis — abjunctae]* h. e. fame confectae humanas formas linquerent. — *Dissociarentur abjunctae*, pleonasmus notandus.

ibid. *et miserorum e sanguine supputandi se angerent insomnia]* Sensus: et se angerent insomniâ supputandi (foeneris, e praeced. subintelligendum) miserorum e sanguine (pro: insomniâ supputando foenere sibi conciliatâ); sed MS. habet *supputandis augerent insomnia*, h. e. insomnia (plural.) sibi augerent iis, quae supputanda habent et exprimenda miserorum e sanguine, foeneribus — nam et hoc e prior. subintelligendum posse non dubito. Nisi forte substantivum ad *supputandis* pertinens latet in *millibus.* Num hoc simpliciter poni possit, ut apud nos: Durch Berechnung

der Tausende, die sie den Armen abpreßten, nescio. Ed. Lugd. *nominibus* — Kapitale, debitis sibi pecuniis.

c. 41. *conficiendis quaererent corporibus fucos]* Nescio, cur non *conspiciendis* retentum, quod e *conspiendis* in MS. effecit Gelenius. Sensus: corporibus, quae conspici volebant, fucos quaerebant. Quaeritur, utrum fucus tantummodo de stibio et aliis pigmentis, an de quovis ornatu. Si hoc, tum etiam verba illa locum suum post *compararent* tenere possent.

ibid. *nec in formis — caesariem]* Bene explicat Orellius.

c. 42. *ad oris stuprum paratae]* Ita e Gelenio et Fulv. Ursino, sed nimis remotum a lectione cod. *ad oris sacri comparatae*, unde Canterus: *ad oris sacrificium paratae.* Scilicet qui linguam sibi exscindi mallet, quam, quod animi cultu et veneratione persequatur, calumniari, verum falsum dicere, aut, quae martyrum constantia fuisse fertur, plumbum prius fusum ore exciperet, quam religionem abnegaret, is *sacrificium oris* facere recte diceretur; non vero qui turpissimum quaestum ore faceret. Igitur lege: *ad oris sacrilegium paratae.* Nam ut adulter in Dig. sacrilegus nuptiarum, ita infamis ore sacrilegus ore, ipsa vero haec infamia sacrilegium oris recte dici poterat. Ex SACRIĞUM (breviarie scripto) facile oriebatur lectio cod. Msti.

c. 44 in. Omnino *missione* pro *jussione* e MS. erat restituendum.

c. 46. *mansiones]* Omnino reponendum erat *mensiones.*

c. 60. *in Deo rerum capite et cognitione defixus]* Ante *et* forte excidit (ut Orellius vult) *mente*, ita scriptum: MĒTEET; aut delendum *et;* aut quia codex habet *Dei* legendum: *in Dei, rerum capitis, cognitione defixus.*

c. 61. *Res vestra — —]* *Res* addid. Lugd. Bat. Lege: „Vestra (res a prior. intelligendum) in ancipiti sita est, salus dico (hoc additum sit, an in Msto legatur, divinare non possum; saltem abesse potest) animarum vestrarum".

c. 65. *Nolo, inquit, et voluntatem non habeo]* Omnino

retinenda vetus lectio *Volo*, vid. Rom. 7, 15. 19. Lectio difficilior praeferenda.

c. 67. *In penetralibus coliginis perpetuos foveris focos]* pertinet adhuc ad ritus publicos, de ritibus privatis dicere incipit proximo: *Sacras facitis mensas* etc. *(Penetrales* dii penates, vid. Cic. de nat. D. Lib. II, c. 27, ibique init.). Suspicor igitur: *diis penetralibus ignis perpetuos facitis focos.* Ignis focos non magis otiosum est quam: in penetralibus coliginis.

c. 69. *Tages Thuscus* etc.*]* Distingue: „Tages — luminis, quisquam hominum sciebat, aut esse — curabat, in fulminum casibus aut extorum quid significaretur in venis?

L. III.

c. 1. *Neque enim stare* etc.*]* Lege: „immorari; neque enim *re* (h. e. vere — *re* est in cod.) *stare* sine assertoribus non potest religio Christiana“ (h. e. non ipsius gratia necessarium est eam asserere).

c. 3. *tacita et se sentit* etc.*]* Lege: *tacite ea se* etc.

c. 3. *Et hoc quidem]* Hoc sibi cavet, ne pro concesso sumatur, quod dixit. — *si modo:* wenn anders.

c. 5 init. *Sed ut vultis — hi dii sint, nominibus appellentur his etiam quibus eos populares* (h. e. tanquam populares, ad unum eundemque ordinem — Stand — pertinentes, aut: tanquam si populus essent, vilis multitudo, quod praefero; hoc enim ipsum, quod numerari possunt, vile judicat et probro Diis, ut c. 3. dicit: „praeter ipsum regem et principem esse alia etiamnum *capita* [hoc quoque verbum alludit ad censum], quae digesta et separata per numerum velut quemdam populum plebejae multitudinis faciant“) *censeri popularis vulgaritas ducit. Unde tamen vobis quem* (ita lege pro *qui*, quod in cod. est, et *quae*, quod in edd.) *nominibus his censum complent* (pro: unde tamen vobis est census, quem his nominibus complent, h. e. unde habetis catalogum [Deorum; ita scilicet census usurpatur de catalogo civium — Regiſter, Verzeichniß], quem videatis istis nominibus compleri, ita ut certi sitis,

nullum deesse, omnia nomina vobis cognita et in censum relata), *an* (subintellige: potius) *sunt aliqui, vobis incogniti nomine, in usum aliquando notitiamque perlati (sunt* referendum ad *perlati).* Ita interpungendum, si sequaris correcturam Barthii. At codex habet: *in cognitione,* unde simplicius ita textus constituendus: *an sunt aliqui vobis in cognitionem, in usum aliquando notitiamque perlati.* Hanc igitur lectionem veram non esse, mihi haud persuasit novissimus editor. Etsi fatear illud, si modo recte interpungas, distinctius dictum.

c. 6. *pectoris vivi]* est phrasis Lucretiana.

c. 8. *appellationem ejus et significantiam* (codex: *significationem*) *promi]* Mihi haud clarum. Conjicio: „appellationem ejus *ea* s. *ista* (sc. sexus) *significatione* — idem quod distinctione — promi (s. poni).“

ibidem. *Nam necesse est — insignita esse generum distinctione]* Sensus: nam necesse est, *corpora,* si sunt mares et feminae, esse (sc. Deos), scil. corpora, quae sola sunt aut esse possunt insignita generis distinctione.

c. 9. *et si per has leges experiuntur se* (invicem scil., mas feminam et femina marem, ut dicitur: puella virum non experta, aut de Zenobia auct. hist. Aug.: Virum non scivit) *sexus* (genit. ref. ad *leges*). Ergo nil opus emendatione Heraldi.

ibid. *aut improvidam — — — naturam]* Legi potest, codici propius: „aut improvidentia in illis sua ludere voluisse naturam“.

c. 10. *ab Jaccho mammosam]* Lucretianum, h. e. mammosam factam graviditate ab Jaccho (concepto) contracta.

c. 12. *hoc enim putatur — firmari]* Lege: „hoc enim putatur (non concedit hoc Arnobius, sed praesumi tantum dicit) in eorum literis dici et veluti re certa (h. e. quasi hoc certum sit, nempe illud dici in istis libris) *earum* (sc. literarum aut *hac* vel simile quid pro *atque)* auctoritate firmari“ (sc. iterum s. per consequentiam putatur).

ibid. *quae aut nihil ad nos* etc.] Hoc *quae* non ad *fabulas*, sed ad ipsas *literas* referendum. Nam qui sensum Arnobii ejusque rationem probe assecutus est, facile praesumere potest, eum declinare et detrectare V. T. libros, e quibus ethnici omnino multa tela, retorquenda in ipsum, sumere poterant; — *ex aliqua portione*, i. e. quodam respectu s. in quibusdam suis partibus (hoc profecto de fabulis non dixerit, eas tantum *ex aliqua portione* nihil habere commune cum Christianorum sententiis) — *aut si sunt* (a nobis ipsis nempe) *creditae* (sic ed. princeps, sine dubio e cod.) *sociae* (nobis communes) — ad allegoricas explicationes confugiendum est (hic sensus eorum, quae sequuntur). Caute et velut per cineres dolosos incedit Arnobius, nihil pronunciando, ne quidquam prodat hostibus.

ibid. *extremis*] Lege: *externis*.

c. 13. *lienes*] praefero *renes*.

c. 15. *Aegyptiorum ridetis aenigmata — accipiant*] Lege: „Aegyptiorum ridetis aenigmata, quod mutorum animantium formas divinis inserere sint ausi, easdemque quod species (formas animantium; cf. VII, 24) multo ture accipiant (colant)“. Hoc ni velis, est hypallage casus pro: quod mutorum animantium *formis* divinas inseruerint causas. Exemplo c. 18: multijuga lingua sonos pro: multijugos lingua sonos. Ad *sensum* argumenti capiendum cfr. cap. seq. duas extremas periodos: *Quanto — commune*.

c. 16. *elephantorum his*] scil. hominibus, aut quos modo nominaverat Romulo etc.

c. 20. *Ceteri enim Dii non sunt*] Fulv. Ursinus *divini*, recte ad sensum, quem misere deturpat novissimus editor. *Dii* subjectum est — non sunt scil. divini, h. e. rerum futurarum praescii.

c. 21. *in sidereis montibus*] Siderei montes sunt Olympi πολυδειράδος cacumina, ad sidera se tollentia (Il. I, 499).

ibid. *Ipse alio impletur — divinus*] Nam et hoc absurdum est, divinum dici Deum, quasi afflatu numinis alius egentem, qui ipse Deus sit.

c. 22. *perceptionibus]* omnino ex ed. princ. reponendum erat *praeceptionibus*, ut dicitur: praecepta artis.

c. 24. *commota mortalium]* sine dubio mendum typogr. pro *commoda*.

c. 28 init. *indutus]* retinendum erat: *imbutus;* cfr. ad II, 6.

c. 30. *praeposteritate]* h. e. praepostere lecti, ἥρα praeposito τῷ α, ἀήρ.

c. 31. *Mentis filia]* retinendum, sed *Mens* h. l. id quod Metis.

ibid. *nulla victoriae]* σύντροφον Minervae victoriam dicit Dion. Hal. L. I, p. 26. Sylb. Ipsam etiam Victoriae nomen habuisse quandoque e Pausania patet. Sed zeugma hic est; *victoriae* regitur a substantivo *inventrix* — hoc sensu: *nulla* victoriae (datrix, sive largitrix), oleae inventrix Jovis elata de cerebro. Infra c. 34: frugum inventrix Ceres.

c. 33. *non sentientis vocabulum potestatis]* Conjicio: *se sentientis*, quod Arnobio solemne (cf. I, 28). Sensus: non vocabulum, h. e. nomen potestatis se sentientis.

c. 34 init. *neque quod]* Conjicere posses *quos*, sed non necessarium est. Construe: neque garrientes id, quod libido induxerit.

c. 35. *multi disjunctionis differentia]* Ita optime Meursius. Sensum non assecutus novissimus editor (Orellius), qui vult *junctionis* pro *disjunctionis*, nec vidit, illud *dis* requiri, ut satisfiat illi, quod est in codice, *multitudinis junctionis;* scriptum enim erat MULTIDISI . . . et octo priores literas pro abbreviatione vocis *multitudinis* legit scriptor codicis.

c. 37 fin. *unanimis esset]* Male intruditur hoc *esset*, quod abest a cod., nec *una esset* legendum cum Lugd. Bat. *Unanimis vox* subjectum est, commune cum *assensio* praedicatum habens: „Unanimis vox omnium et cunctorum assensio in ejusdem sententiae finem pergeret et conveniret".

c. 40. *Genium Jovialem]* Ego Camillum dixerim, ministrum Jovi peculiarem, et qui inter Cabiros refertur, h. e. inter penates.

ibid. *Varro, qui sunt introrsus — — deos esse censet, quos*

loquimur (de quibus nunc sermo est), *nec eorum numerum nec nomina sciri* (ergo quos Varro a penetralibus coeli nominatos Penates credidit — idem de l. l. p. 121. ed. Bip.: „Populus dicit: Dii Penates, Dii Consentes"). *Hos Consentes et Complices Etrusci ajunt et nominant — — nominibus ignotis et miserationis* (Fulv. Urs. *memorationis*, quod defendi posset, si cod. MS. adstipularetur) *parcissimae* (l.: *paratissimae*; quae voces etiam alibi commutatae inter se; volueris forte pro *et miserationis: at*, sed amat disparatiora etiam simpliciter copulare Arnobius); *sed eos* (*sed* h. l. id quod scilicet, et ita firmat lectionem: *paratissimae. Sed* ita quasi elliptice ponitur; supplendum: miserationis paratissimae, *quod* mirum quibusdam videbitur, *sed* sciendum, *eos* etc. *Sed* saepe etiam sine ellipsi pro scilicet ponitur, vid. VI, 21: Dionysius ille, *sed* junior, h. e. scilicet junior. De hac vi partic. *sed*, quam graecismum dixeris, vid. noviss. ed. (Orellium) in Corr. et Add. T. II, p. 461) *summi Jovis consiliarios et principes existimari.* De sensu voc. *consiliarii et principes* vid. Varro ap. Augustinum [1].

c. 41. *modo Digitos Samothracios]* Apparet igitur, Nigidium (Figulum, clarum auctorem, Ciceroni aequalem et Ciceronis in peste Catilinaria adjutorem, quem doctissimum Romanum post Varronem judicat, Pythagoreum — fragmenta ejus collegit Jo. Rutgers. in variar. lectt. Lib. III), Lares eosdem cum Samothraciis Diis et Curetibus et v. v. habuisse, quod fieri non poterat nisi Laribus illis sumtis non tam pro Manibus, quam pro geniis familiaribus [Lemuribus], quales et ii sunt, quos nostrates Coboldos appellant [2].

L. IV.

c. 1. *videndum, utrumne istud — an — spectans]* *ac* pro *an* legit Meurs. cumque eo Orellius contra loquendi usum Arnobii, qui

[1] Ueber die Gottheiten von Samothrake, im vorherg. Band, S. 421, vgl. mit 2te Abth., Bd. 3, S. 462. D. H.

[2] a. a. O. S. 407. D. H.

haec duo semper jungit sensu disjunctivo, ut mox cap. 3. init. (cf. cap. 18): „*utrumne* istud serio — an fictionibus ludentes — luxu“. Sensus loci hujus et illius idem. Brachylogia est, supplendus locus: „utrumne istud sit ludicrum et puerile (h. e. utrumne hoc faciatis tantum joci causa, ut fictionibus ludentes cassis ingeniorum lasciviatis luxu), an *serio hoc* facientes vestrorum numinum delusionem spectans“. Consequens pro antecedente positum.

c. 5. *ubi finis et initium — non potest]* Sensus sine dubio hic: „Quod dextrum et laevum, quod superum et imum, quod anticum et posticum appellamus, terminos quosdam indicat eosque certos, h. e. sive finem sive initium determinat: ubi ergo finis et initium locum haud habent (determinata non sunt), ut in eo, quod teres est atque ex omni parte rotunditatis solidae connexione conclusum, etiam *portio* sui nominis (h. e. aliquid, quod sine ipso fine s. initio esse nequit) et initium (quid hoc? initium initii? Lege: *indicium]* esse non potest. — Ceterum *portio* h. l. non *pars* est (ut III, 12), sed Verhältniß, ut *ad portionem situs* ap. Plinium, nach Verhältniß der Lage. *Esse aliqua portio sui nominis* etc. igitur idem est ac: esse aliquid non potest, quod est portio, h. e. quod certam relationem habet ad nomen finis et initii, h. e. ad finem et initium, et quod ejus praesentiam indicat.

c. 13. *nam cum a doctoribus omnes nostris insinuatum* etc.*]* Transit Arnobius ad alium locum, scilicet de pluralitate ejusdem numinis, ex. gr. Jovis; quae finxerant antiqui, pertractaturus. *In declinationibus Deorum* igitur dictum est pro „in declinationibus nominum propriorum, quae diis imponuntur.“ Quod hic inserit, ex fine libri translatum, omnino jejunum est et vix tolerandum.

c. 19 fin. *et usque ad illos ipsos principali procreatione finita]* Sensum alium non video quam hunc: „et ita, ut, ubi perventum ad ipsos fuerit (ipsis emissis), omnis principalis procreatio finita sit“, h. e. non amplius locum habeat, ut in gignendo fit.

c. 24. *Numquid parricidii causa vinctum esse Saturnum et*

suis diebus (h. e. quovis Saturni die) *tantum vinculorum ponderibus relevari]* Cod. MS. habet: *et ablui diebus tantis*, quod verbum cur omnes praeter Salmasium rejecerint, non video. Salmasius tamen „ablui" dici credit pro „dissolvi", quod nec fieri potest nec necessarium est. Pro *tantis* idem legit *statis*, Lipsius *suis*, h. e. ipsius Saturni, Saturnalibus diebus. Ego lego: „Numquid — vinctum esse Saturnum et ablui (h. e. squalore carceris et vinculorum liberari) *diebus tantis* (insolentior dictio pro diebus certis tantum, non pluribus — tam paucis. Tantum navium Caesar pro: tam paucis navibus. — Terent. Heaut. Act. 1, Sc. 1, v. 20: At enim te, quantum (h. e. quam parum) hic operis fiat, poenitet) — vinculorum ponderibus relevari" (*τῷ* *et* non opus est). Quod nisi velis, *tantum* legendum et *diebus tantum* explicandum pro: certis diebus tantum, ut: in diem (h. e. in diem certum) emere, aut: natura flores in diem (h. e. stato die) gignit (phrasis Pliniana).

ibid. *Num quid pulsum a nobis* etc.*]* Omnino repetendum *dicitur*, nec tamen hoc cum *a nobis* copulandum, sed *pulsum a nobis* est pro: quem nos pulsum dixerimus.

c. 32 in. *Non est quidem credibile — aut eas inseruisse — adsciscere]* Sensum nullum video, nisi post *aut* inseras *non*, etsi hoc etiam insolentius dictum pro: non est credibile, homines minus brutos — — potius eas inseruisse carminibus fabulas, quae — — collocatae, *quam ipsos sibi* — — adsciscere. Sed conferendae rel. edd.

c. 35. *Nonne ad usum quaestus sui abutuntur Diis vestris — — divinis]* Si, ut affirmat nov. ed., in cod. MS. est: *abutuntur*, difficilior profecto lectio tenenda est, et mendum, quod adest, in alio verbo quaerendum. Conjicio: *abutuntur* (sensu passivo) *Dii vestri* (ad usum quaestus sui, h. e. ipsius, sc. multitudinis, quam modo dixerat) *et* — — *attrahit* (eadem multitudo).

c. 36 fin. *et cum omnibus, quos solidet germanitas, necessitudine copulatos] Copulatos* cum in MS. sit, omnino tenendum. *Solidare* est hic in unum idemque corpus redigere et quasi compingere

distantia ceteroquin et ab se invicem diversa. Tota autem phrasis elliptica fit omissione ejusdem, quod repeti debebat, substantivi. Plena dictio: „et cum omnibus, quos solidet germanitatis necessitudine, hac ipsa necessitudine copulatos".

c. 37 fin. *et ab ejus comptu et permixtione sunt absoluti]* Neque *contentu*, nec *contenta*, nec *conceptu* legas, sed: *commotu* (vox apud Varronem obvia) pro: commotione (hoc proprie dicitur, ira commoveri), quam vocem (commotionem videl.) evitavit ob seq. *permixtione* et ὁμοιοτέλευτον. Scriptum erat COMOTU, unde, O pro P sumto, e COMOTU fiebat COMPTU.

L. V.

c. 1. *Quid illa quae historiae* etc.*]* Legendum: *Quid? Illa, quae — — lascivia?*

ibid. *ut rerum simulacra gestarum* etc.*]* Notandum hoc.

c. 2. *An numquid Jupiter solus — — vanescat] An numquid* est i. q. *num forte*, ut saepe apud Arnobium. — *ut imminentia*, omnino hic repetendum *fulmina* (vid. supra ad IV, 36.), nam *fulmina* procurari semper dicuntur, non vero ea, quae fulminibus portenduntur, ut vult Heraldus. Verum quidem, Arnobium hunc sensum procurationi fulminum tribuere in seqq., sed primo dubitari potest, an recte hunc ritum interpretatus sit, secundo nihilo minus fulmina procurari dicuntur, nempe cura haec praecedit fulmina, eaque et eorum vim et significationem alio deflectit. Haec prima periodus ceterum parum commode scripta. Poterat melius dicere: An forte Jupiter solus hujus rei scientiam noverat, ut (h. e. quo modo) imminentia fulmina procurare debeat alicujus scientiae disciplina (Nominativus est). Scilicet ab ipso decidunt. Pergit. *An* (manifesto est pro: *an potius*, et illud *numquid* est pro eo, quod alibi ponit: *utrumne*) *cum ipse jaculetur hos ignes, aliorum sit operis, scire* (Conjunct. *sit* ita resolvendus est: An potius, cum ipse jaculetur hos ignes, magis convenerit, aliorum esse operis, scire), *quibus modis — temperare. Etenim*

revera stultissimum est credere, ipsum remedia scire, quibus averti possint. (Omnino hoc non ridiculum, ut cum Heraldo observat novissimus ed., eundem, qui fulminibus portendat mala, scire etiam remedia ea averrucandi. Lego igitur cum Barthio *sc̃ire*, h. e. *sarcire*, s. potius *sciscere*, vid. c. seq. init. *remedia scisse* et ibid. versus finem *Diespiter sciscat.* — In fine codex habet: *sacrorum vanescat.* Lege aut: *sacro revanescat*, aut: *sacro ritu vanescat.* Hoc praeferendum. *Sacrorum* ortum ex SACROR̃V. Molesta quidem repetitio vocis *ritus*, sed vid. vix ante vocem *scientia* eodem modo et molestia repetitum. Hoc praefero etiam alii conjecturae: *sacro rituum* (ut in fine cap. seq. *ambiguitatis illius incerta*).

c. 4. *circumscripsit]* terminavit (*nondum sententia terminata*, cap. antec.), — beſtimmen, certis limitibus circumscribere.

ibid. *et medicinam, quam obtuleras* (h. e. prae se tuleras, paratus eras proponere, s. pro: obtulisses), *ponere* (h. e. non proponere, ab ea desistere). Falsa novissimi ed. explicatio. Hoc nisi fieri potest, legendum omnino cum Meursio et Heraldo *occulueras* (animo texeras, nondum publicaveras, sed publicaturus tamen eras) *ponere* (h. e. non publicare; sed tum non *promere*, ut Meurs.).

ibid. *cur ab rege relatio sit facta caepitii]* Vix recte se habet. Forte: *relaxatio* aut simile quid. *Sit facta* pro: effecta. Cur Rex (Numa) scil. efficere potuerit, ut pro humana cervice Jupiter caepitio contentus esset.

ibid. *ut nec Numam monstretur voluisse scire]* Nonne et h. l. *sciscere*, h. e. explorare? Hoc est: Numa Jovem fefellit, sciscere se ex eo, quid faciendum, cum interim dolos pararet et aliud interponendo Jovem ipsum averteret a consilio suo. Sensus tamen idem.

c. 5. *regionis ejus ab indigenis]* pro: indigenis ejus regionis.

ibid. *et ex utroque sexu]* Non androgynum dicere vult, etsi alibi Agdistis hermaphroditus audit, sed repetendum *libido*, ex utroque sexu capienda, quod convenit cum sequentibus, ubi clarum, Agdistin uno sexu *privatum* alteri se prostituisse. Possis

sic quoque defendere: ex utraque (scil. libidine s. parte) sexus (ei insana libido fuit). Hanc explicationem veram esse, probat etiam, quod c. 6. dicitur: *eo, quo fuerat, se privat sexu.*

c. 6. *sumit Phorbas]* Bochartus in Hieroz.: formis lactis hirquini, h. e. caseis.

ibid. *et Acdestis blandus adulto comes* etc.*]* Lege: „et Agdistis blandus adulto (Attidi) comes (fuerat), et quâ (scil. parte) solum poterat (sc. sexu virili privatus) minus rectis assentationibus (Gunſtbezeugungen) *vinctum* (leg. pro *vinctus* — necessarium tamen non est; sensus idem — amoris vocabulum) saltuosa ducens per nemora etc.“ Constructio haec est: blandus adulto comes Agdistis, et qui eum, minus rectis assentationibus pellectum (ejus scil. pellex erat, vid. locum mox seq. et in cap. seq. *infami conjunctione*), duceret. Sensum hunc firmat etiam ironia cap. 13, praecipue fin.: *Nesciremus adhuc* etc. Sed nolo his immorari.

c. 7. *mammas sibi demetit Galli filia pellicis]* Neque Midae regis filia, neque filia incerti cujusdam Galli, ut vult nov. ed., sed filia ipsius Agdistis, qui et Gallus (virilitate privatus) et pellex erat (vid. antec.).

ibid. *fistulam]* Ego quoque praefero. Non enim dicitur fistulâ genitalia amputasse, sed rapit eam jam ipse plenus furore et ad sonum fistulae, ut et Galli solebant, sibi amputat sexum.

ibid. *pausatae circum arboris robur]* Lege: *pulsatae*, scil. saltatione, planctu (quod ex praecedente repetendum), ululatibus totoque barbaro concentu commotae, concussae, tremebundae; ut terra pulsatur pedibus etc. Scriptum PV̄SATAE aut P̄SATAE, quod pro *pausatae* lectum. — P. S.: Nisi forte sit: praesenti numine, vid. c. 17: „Cur ad ultimum pinus ipsa — sedibus“.

ibid. *Sacerdotum intestibus]* Retinendum omnino *antistibus*, quo Archigallos significat. Illud enim si dicere volebat, dicebat: sacerdotibus intestibus.

c. 8. *Ergone Deûm mater diluvii causa* etc.*]* Omnia clara, si legi liceret: *Ergo, ni* (pro nisi) Deûm mater diluvii causa (scil.

fuit), nulla fuit in parte naturae. Hoc si nolis, sensus est: Ergone Deûm mater, quia diluvium eam praecedere debebat, hujus causa (h. e. dum diluvium nondum existebat) nullâ fuit in parte naturae.

c. 9. *An respectus pietatis et honesti Capitoliorum defuit praesidi]* Sic Salmas. pro eo, quod in cod. est: *depuit.* Languidum profecto nec contextui aptum. Nam hoc (defuisse Jovi naturalem illum horrorem, quo non homines solum, sed et animalium nonnulla arcerentur a matribus) jam in prioribus posuerat, nec demum quaerendum erat. *An* potius habet, ut semper fere, vim adversativam. Contextus hic est: Igitur ille Jupiter ita destitutus erat illo sensu et horrore, quem adeo animalibus non omnibus negavit natura. — „An (habuit quidem illum sensum, sed) respectus pietatis et honesti Capitoliorum *deperiit* (ita lego; vox, ni fallor, Lucretiana et eo aptior, quod alludit ad alium sensum, quo quis dicitur *deperire aliquem*, h. e. perdite amare) praesidi, nec quid etc.“ (Hoc nec simpliciter copulativum est, neque igitur in priore membro dici poterat: *defuisse* illum sensum Jovi, sed *deperiisse* poterat optime).

c. 11 fin. *tum rebus adhibuisse perituris]* Lego: *tam*, referendo ad *perituris;* tam perituris, tam certae perniciei datis.

c. 12 fin. *Dicunt eam cuncti patres]* An *sancti?* (Cfr. III, 10 init. Offensus erat librarius, hos patres sanctos dici, ut patres ecclesiae, et ex conjectura emendavit: *cuncti*), aut simile quid.

c. 14. *disjecta, cum fluoribus]* Heraldus: *desecta*, sed legendum: *dissecta.* Vid. supra discidium. *Cum fluoribus* non ad *dissecta* pertinet, sed ad *collegit.*

ibid. *abscondenda]* pro simplici: condenda, more Arnobii, qui amat composita.

ibid. *sic soli]* h. e. terrae. Pro *sic* lege *scilicet* (Herald.).

c. 15 in. *Sed historia haec]* Responsio Ethnicorum.

ibid. *Nostra quidem nil interest* etc.*]* Singularis constructio. Sensus: Nobis quidem, quorum (scil. Christianorum) causa

contenditis exterminatos esse Deos, perinde est et parum refert, utrumne (ista historia) sit constans etc.

ibid. *Nobis enim satis est —]* Iterum difficilior constructio: Nobis enim, quibus hodie manifestare propositum est: numina ista — causas — nobis, inquam, satis est, et esse illam (historiam sive narrationem) in rebus (h. e. existere). Non igitur de facto ipso sed de narratione loquitur; *in rebus* idem quod alibi in rerum numero. Igitur nihil mutandum.

c. 16 in. *esse vera]* Nil mutandum. Regitur a *credi.*

ibid. *dedistis nomen castus]* Unde adhuc nostrum faſtehen, sed quod non est panis, sed potius carnis abstinentia.

c. 19. *Cujus rei testimonium argumentumque fortunae] cujus* ad utrumque referendum *rei* et *fortunae.*

c. 20 init. *Ea,* quod addidit Salmas., non opus est; praeterire et praetervehi sine copula idem dicentia, ut saepe.

ibid. *in Cererem]* Cod.: *inicere,* unde Jos. Scaliger: *inire,* sed illud praefero; *icere*, ortum e similitudine literarum initialium in nomine *Cere*-ris.

c. 23. *tum deinde secreta rimantem ferventi smila]* Quicunque locum paulo diligentius inspexerit, videbit: 1) falso legi: *secreta,* legendum *secreto* (hoc patet e sequente *summotis arbitris,* neque enim quod sequitur aliud est nisi Arnobiana repetitio; 2) substantivum, quod regatur a *rimantem,* cum in *secreta* non sit, quaerendum esse in sequentibus, quae iccirco 3) male leguntur *ferventi smila*, 4) *ferventi* nihil aliud esse, nisi vocem male huc translatam e mox sequenti *ferventique adhuc matri.* Legendum omnino *vervec* . . (vervecis sive vervecin . .; vervex enim vox media est neque exsectum arietem denotat; cf. *verveceus Jupiter* c. 21); 5) turbato adjectivo facile turbatum fuisse etiam substantivum, latens omnino in eo, e quo *smila* exsculpsit Gelenius. In cod. Rom. (quis hic? Sabaei, nunc Reg. Paris. aut ipsa Sabaei editio?) est: *ferventi nullas*, quae vox turbato adjectivo facile oriri poterat pro: *coleos* s., ut sine dubio scriptum erat (ut v. v.

colina pro *culina*) *culeos*, i. q. postea proles. Lego igitur: *secreto rimantem vervecis coleos.* — Si quam proxime accedere velis ad lect. Ed. Rom. legere posses: *ferventi* (h. e. quas iratae det) *nuculas*, quasi quaedam ornamenta; jocose simul dictum cum allusione ad illos, quos c. 21 dixerat *bene grandes testiculos;* quis ignorat illud *τρώγοις ἂν ἐρεβίνθους;* apud Aristoph. Si tamen quis me ipsum jocari et nugales dicat illas nuculas, non vehementer repugnabo. Nam neque hoc, neque quod supra posui (*coleos*) rectum puto; sed confero locum parall. c. 21: „Arietem nobilem bene — deligit, exsecat hos ipse et lanato exuit ex *folliculi* tegmine". Quod verbum si ita tibi scriptum imaginaris FLI-CVLOS, facile fieri poterat, ut illud, quod ab initio est, FLI pro FTI legeretur, quod librarius, cupide arrepto, quod mox sequitur *ferventi*, legebat: *Ferventi.* Ex CVLOS autem non magna difficultate factum: *nullos* (C et V pro N sumsit et NLOS pro compendio scriptionis pro NVLLOS vel N — AS. Sed sine dubio scriptum erat FLICVLS. Igitur nonnisi una litera mutata: L in T.

ibid. *tam irreligiosis] Tam* male addidit Stewechius.

c. 24. *pannychismi graves]* Omnino indicio primae editionis, quae habet: *phanniciis migrave*, legendum: *pannychismi migravere*, quod non significat, ut vult nov. ed., reliquere Atticam transeuntes ad alias gentes, sed simpliciter ab Attica gente propagati sunt.

c. 25. *terrigenae]* supplendum e seq. *fuerant.*

c. 26. *vel artibus habeatis quibus* etc.] Memorabilis trajectio pro: vel quibus artibus habeatis (sciatis, possitis) salutem dare personis etc. tam confossis.

ibid. *et antiquarum elogia literarum]* Si illud *et* recte se habet memorabilis est consecutio: et — denique.

c. 27. *spectu]* Ed. princ. *specu.* Sed cur non *aspectu*? Nisi forte illa vox: *spectus* etiam alibi, quam in Festo, obvia.

c. 30. *qui sub specie cultionis plus in eo] eo* defendi posset, hoc sensu: dum hoc facitis. Sed fortasse merum mendum typographicum est et legendum omnino *eos.* In seqq. *confessis*

nonnisi passive sumi potest. *Combibissetis,* in animum induceretis; sed tunc omnino legendum *coimbibissetis* (simplex vox *imbibere* habet istam significationem). Codex tamen habet *contestis,* e quo alii efficiunt *contextis,* quod et mihi praeferendum videtur, vox in hoc contextu Arnobio familiaris.

c. 32. *propudiosas Veneris complexiones]* Meurs. *Cereris;* absque fide. Nov. ed. dictum putat pro: venereis complexionibus. Languidum et abundans. Lege: *propudiosae Veneris* (h. e. propudiosi amoris) *complexiones.*

c. 33. *decursum est in has partes]* Ita Salmasius. Cod. MS.: *indecorum est in has partes.* Legerim potius: *detortum* (ut Quinctilianus 8, 3 „sermonem in obscoenum intellectum detorquere" dicit). — *Lectiones* in antec. pro: lectis s. iis, quae leguntur, h. e. verbis; cfr. c. 36, ubi *lectiones* manifesto est pro: verbis.

ibid. *exquirimus primum, allegorico* etc.*]* Omnino *primum* sic positum abundat. Sed distingue: *exquirimus, primum,* h. e. prima intentione autorum, *allegorico genere scripta haec esse* etc.; *vel — vel* turbat quodammodo. At brachylogia est. Sensus: exquirimus, unde sit vobis cognitum, vel primum (h. e., ut dicit cap. seq., ab ipsis historicis) allegorico genere scripta haec esse, vel (posito hoc) eodem modo (quo vos; hoc maxime sensu, non alio) intelligi oportere.

c. 34. *ut se tulerunt]* vix genuinum puto. Forte: *ut tulerunt,* h. e. prout ferunt.

c. 35. *Quod si pro his omnibus, quid oporteat* (ita legendum) *— — singula in singulis* (hoc *in* dubium habeo) *potestis supponere* (cf. quod praecedit, *subjicere*) *nec alterum* (cod. *alterutrum*) *rerum vocare contextum* (de hoc valde dubito, neque de voce *alterum* certus sum, neque de *vocare.* Conjicio: *nec adulteratum* (h. e., ut cap. seq. dicitur: *nothis atque adulteris lectionibus* obtectum) *rerum* (oppos. ad lectiones) *revocare contextum.*

ibid. fin. *allegoriis honestis]* Pro: quae honesta faciunt turpia. Futilis nov. ed. in Add. et Corr. ad hunc locum.

c. 38. *quoniam esse quod creditur — — — videtur]* Hoc equidem non intelligo. Conferendae aliae editiones. Sensus sine dubio hic: quoniam esse quod creditur (scil. allegoricum) quasi parte ex historiae non videtur (h. e. nullam partem historiae habet, historiae quasi plane expers est, ita ut non partim allegorice, partim historice intelligi queat). — Quod sequitur, est responsio paganorum: „Allegorico genere omnia scripta sunt", quod refutat, quia tamen res gestae referantur. Sed fatendum, hanc refutationem parum claram, quia consequentias ducit, antequam id, quod ponit, res gestas his narrationibus contineri, firmaverat. Hoc facit demum initio cap. sequentis.

c. 41 init. *Antea mos fuerat — dignitate]* Si novissimum ed. sequi volueris, esset hic figura inversionis, et sensus statuendus hic: Antea mos fuerat, quemadmodum allegoricas dictiones, scil. quae sensum aliquem obscoenum haberent, honestissimis sensibus obumbrare, ita e contrario res turpes honestorum convestirier dignitate. Sed praeterquam quod illa verba: quae sensum obscoenum haberent, abesse non poterant et nonnisi mero arbitrio subintelliguntur, Arnobius hoc ipso concederet adversariis, quod negare vult, posse etiam res sive sensus in se honestos turpium dictionum allegoriâ velari; a quo certe alienissimus est Arnobius. Aut igitur legendum: „Antea mos fuerat allegoricae dictionis (aut allegorica in dictione), honestissimis sensibus obumbrare res turpes, et foedas prolatu — — dignitate", ut jam quodammodo Salmasius. Aut legendum: „inhonestissimis", h. e. iis sensibus, qui quam maxime inhonesti erant. Notanda significatio vocis *obumbrare*, quod idem dicit ac: quasi umbram injicere aut induere. Nisi hypallagen statuas pro: allegoricis dictionibus inhonestissimos sensus obumbrare. Dici tandem possit, sensum hunc esse: Antea mos fuerat, allegoricas dictiones nonnisi honestissimis sensibus adhibere. Sed hoc languere, nemo est, qui non videat. Igitur praefero Salmasii conjecturam, ita tamen interpungendo: „Antea mos erat, allegorica in dictione (aut simpliciter: allegorica dictione,

h. e. ope allegoricae dictionis) honestissimis sensibus obumbrari, res turpes et foedas prolatu honestorum convestiri dignitate". Hoc magis Arnobianum. *Res turpes et foedas* — totum ad utrumque verbum pertinet; dictum transpositum pro: mos erat, honestissimis sensibus obumbrari, honestorum convestiri dignitate res turpes et foedas; cfr. ad L. I, c. 63.

ibid. mox ab in. *ut quod olim pravitas foedorum verecundia contegebatur, nunc verniliter turpiterque dicatur dignorum elocutione mutata]* Ita locum in notis dat novissimus ed. nunquam sibi constans e Salmasio, ut ait (qui conferendus), et addi in fine (post v. *dignorum*) vult: *gravitas*, quod respondeat voci: *pravitas*. Sed ne sic quidem sensum emergere video. Quidnam istud *quod* statim ab initio? Legendum saltem: *quum*. Aut potius sensus plane manifestus hic est: „ut, quae olim pravitas (nisi legas: quod olim pravitatis) foedae rei (hoc retinendum esset, nisi MS. haberet: *foederum* Legendum igitur *foedorum*) verecundiâ contegebatur, (ea ipsa pravitas s. illud ipsum pravitatis) nunc verniliter turpiterque dicatur (aperte pronuncietur scilicet) dignorum elocutione mutatâ (inserviens scil. nunc dignarum rerum elocutioni). Pravitas in re posita olim, verecundiâ foedorum, verbis tegebatur; ea ipsa autem pravitas jam apertis verbis pronunciatur, scil. quia res dignas locutionibus obscoenis relatas creditis. Sed videndum, an Salmasius hunc ipsum sensum verbis tribuerit.

Annotatio altera de duobus his locis cap. 41.

Prior locus sic explicetur, ut *allegoricas dictiones* sit quasi Nominativus. „Antea mos (ita constitutum) fuerat, ut allegoricae dictiones honestissimis sensibus obumbrarent (res turpes et foedas prolatu), eaedemque (res turpes) honestorum convestirentur dignitate". — In eo loco, qui mox sequitur, legendum puto: „ut quod olim *graviter* foedorum verecundiâ contegebatur" (oppos. *τῷ* verniliter turpiterque). Nec moratur, quod vix ante dicitur: res *graves*. Ita: *per turpitudinem*, et mox: *turpiter*.

ibid. mox postea: *voluisses — indicaris]* Tertia persona

omnino retinenda. Repetenda a priori *promere; voluisset*, scil. ille, qui — promere poterat.

ibid. *periculum habuit ullum]* Infelix novissimus ed., qui cum Meurs. sic legit, quod, si in cod. aut prioribus edd. esset, corrigendum erat in *nullum*.

c. 43. *pro rebus subditis]* Hoc vix sanum puto. Forte: „omnes argutiarum modos pro rebus subditis“ (h. e. pro rebus substituitis).

c. 44. *garo gerrem]* H. e. secundum contextum, culpam culpae. Non igitur fieri potest, ut garum sit res pretiosa et exquisita; sed tamen ita de garo loquuntur Plinius et alii. Dicendum certe erat: garo gerrem, et gerri garum. Sed nil mutandum; forte enim Arnobius sibi ipse hic non bene constat.

ibid. *et tanquam vos audirent — defixum]* Sensum non video nisi hunc: ita credi oportuit (Deos) et haberi — defixum (metum istum).

L. VI.

c. 6. *constituerit Aegyptus]* Omnino retinendum.

c. 7. *vel in parte qua rei curiosa fuerit obscuritate]* ***Rei*** referendum ad *curiosa obscuritate*.

c. 8. extr. *quod obscurum non videtur]* H. e. quod obscurum, quia est, non videtur.

c. 11. extr. *Animantis asseritis]* Lego: *Animati*, h. e. irati (scil. qui, ut modo dictum, gladios intentant etc.).

c. 12. *cum pileo Vulcanus et malleo — —]* Malim: „cum pileo Vulcanus et malleum manu librans dextera“.

ibid. *expeditione]* Omnino legendum: *expeditioni*.

c. 13. *sive istic, quo fluxit* etc.] Infelicissima conjectura Meursii pro: *iste*, quod habent reliquae omnes. Dictum pro: sive quocunque fluxit iste — — —

ibid. *primas]* H. e. palmam.

ibid. *infelix regio]* Legerem *religio*, nisi antecederet: „sive per urbes Grajas, sive iste, quo fluxit amor etc.“

ibid. *nuncupare]* Hoc profecto non volebat.

ibid. *in membrorum similitudine fabricata]* Conferendae ceterae editiones. Sensus esse nequit, nisi hic: habitus (relationes ad se invicem, s. formas) eis (informibus materiis) per (h. e. a) se datos esse in ea, quam fabricaverit (dicendum vero erat, quam ipsis indiderit), membrorum (humanorum) similitudine. Conjicio, legendum: *in membrorum similitudine fabricatos* (habitus, s. *fabricatis*, h. e. ipsis materiis).

ibid. fin. *in rebus adoraretur humanis]* Exspectaris: *divinis* pro *humanis*; *in rebus humanis* igitur i. e. quod: in societate humana.

c. 15. *jubeatque vos idem]* An *isdem, iisdem?*

ibid. *Fortasse dicetis]* Ut nos diceremus: Ihr ſeyd vielleicht ſo gut zu ſagen — qua causâ (scil. id accusaretis).

ibid. *retineant]* pro: retinebunt. Aut subintelligendum *oportet.*

c. 16. *et cum pateat, luceat]* Conferendae ceterae edd. Non intelligo. Explicandum forte e c. 20: reserata sint semper atque aperta delubra".

ibid. *situ]:* num recte de talibus dicatur, videndum. Si non, lege *situm, speciem* cum Salmasio.

ibid. *ossa in spem tracta]* Neque *sepem* legerim cum novissimo editore, neque explicaverim cum eodem: quae sperant se mandere posse. Conjicio: *in specum,* h. e. in cavernam, quam formant interiora *τῶν ἀγαλμάτων.* Post *conducere* distinctio major ponenda; tracta enim conducere, h. e. tracta trahere, conducta conducere, male diceretur. Igitur *tracta* non in appositione dictum est, sed absolute, et subintelligendum: esse. *Sepem* de nido intellexisse videtur Bar-thius; ejus conjectura acuta, sed absque auctoritate.

ibid. *in mollitiem scilicet]* Sed MS. habet *sollicite.* Lege: *sollicitis* (tracta esse), — quamquam et *sollicite* ferri potest; non construendum cum *in mollitiem*, sed cum *tracta.* Trajectio non infrequens Arnobio.

ibid. *impudentium]* malim: *imprudentium.*

c. 17. *Si inviti]* Lege cum MS. *Inviti — faciunt? Ecqui —* (non: *et qui* — ita postea pro: et quid: *ecquid*).

c. 23. *et obserata pandentes tenebrarum obscuritate Canacheni]* Retinendum omnino: *remedorum* pro *remediorum*, et intelligendum neque de praedonibus (quos jam memoraverat) neque de furibus portas effringentibus, sed de hominibus, qui credebantur obscuris (h. e. magicis) artibus obserata reserare posse. *Canacheni* etiam retinendum, etsi Saraceni jam sub Marco Antonino ab Ammiano Marcellino memorantur. Nomen sine dubio orientale. Conferendum quod Edm. Castellus habet s. v. تنح, et cetera Lexica Arabica et Persica evolvenda. — Nomina, quibus Cingani passim appellantur (in Polon., in Bohem.), haud nimis distant a voce Canacheni.

L. VII.

c. 2. *Ex vobis audire consuevimus* etc.] Construe: „Ex vobis audire consuevimus, Deos esse quam plurimos, et (consuevimus eos item a vobis) *nominatim* (sic pro *nominum* lego, nisi legas: *numerum* (eorum scil.) sive *numeratim*) in serie computari".

ibid. *sui nominis]* h. e. nominis: Deus, quod habent.

c. 4. *naturalis initii consortia]* h. e. quae nos communia cum ipsis habemus naturalis vitae initia.

c. 7. *neque si sunt ulli]* ita codex habere affirmat e Stewechio noviss. ed. Hoc si verum, legendum: *neque si sint ulli* (Dii nempe). Vid. supra II, 39: „(Deum) ullum esse".

c. 17. *quae si vobis praecipiant* etc.*]* Nonne propius codici et magis ad sensum legendum: *quam si vobis praecipiant dii auram* (vid. antecedentia, alludendo ad nidorem; *aura* vox propria, vid. c. 28 bis) *vestram in voluptatem* (sic jam F. Urs.) *vertere, prandia inde sumere,* (nunc demum transit ad solidius, nempe ipsam comestionem rerum illarum abominabilium).

c. 19. Notandum hic: Dei superi = ominum dexteritate pollentes; inferi = laevi. Cfr. L. IV, c. 5.

c. 27. *quid accedit?]* male e Gelenio pro *accidit*, quod est in MS.

ibid. *sic et Deos sequitur* etc.] = sic sequitur, ut debeatis expromere (ut exponendum vobis sit), et Deos habere aliquam causam, cur ea etc.

ibid. *familiariter]* eo sensu, quo dicitur: Hoc mihi familiare est.

c. 28 fin. *et cogitatione]* Nonne: *agitatione?*

c. 30. *venerabiles muscos]* Dubito an recte Salmasius. Neque enim nunc de *εὐωδίαις*, sed de mero prunis injecto (vid. mox seq.). Neque *muscus* ipse odor esse videtur, sed id quod odorem exhalet. *Carbonibus extinctis* infuso scil. mero. Sab.: *miscus*. Cod. secundum Stewech.: *misciis*. Praetulerim, etsi non satisfaciat, *cnisas*, scilicet haec vox stridorem et crepitum prunarum exprimeret, qui oritur injecto vino aut aqua. An *fumulos* aut simile quid? — Elmenh.: *viscus;* sed hoc nihili est. At lege: *venerabile viscum* (materia ductilis et viscosa, scil. e vino cineri admixto. Cfr. locum Martialis ap. Lexicogr. Itemque locum Apuleji). *Excitare* ironice, nam dicitur excitari flamma, ignis, hic: extinctis carbonibus viscum.

c. 42 [45]. *quo mentiri se posset]* Dici quidem potest: mentiri anguem, mentiri hominem, sed *mentiri se* eodem sensu nescio, annon dici possit. Si tamen fieri possit, ante *quisnam* inserendum *nec*. Ita jam F. Urs., nisi quod intrudit: *possent*.

c. 43 [46] init. *Possumus enim scire — hiatus aliquis]* Delenda verba, manifesto e seqq. huc translata.

c. 50. *more subjectam]* Lege: *naturam subjectam*, aut potius *materiem*, quod jam Stewechius. Materies h. l. sensu philosophico pro eo, quod subjectum est alicui rei: Stoff. Estque totum ironice dictum.

Abhandlungen

philologischen und mythologischen Inhalts

aus der zweiten Hälfte der 20ger und dem Anfang der 30ger Jahre.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Ueber eine Stelle des Lucretius [1].

Buch V, V. 312. 313.

Restaurationen antiker Texte werden versucht entweder aus Pietät gegen die Reste des Alterthums, die man gern soviel möglich in ihrer Urgestalt, gereinigt von Zuthaten und Entstellungen dazwischengetretener Barbarei, genießen möchte, oder in materieller Absicht, um aus ihnen mit Sicherheit Thatsachen zu schöpfen, seyen diese nun im engern Sinn geschichtliche, oder mythologische, oder wissenschaftliche. In solcher Absicht nun hatte mich unter den Lateinern besonders Lucretius de rerum natura von früher Jugend auf lebhaft beschäftigt, es war nicht bloß diese ursprüngliche Frische der Sprache, gegen welche mit weniger Ausnahme die spätere, allerdings gebildetere, eines großen Theils übrigens gefeierter Schriftsteller bis auf eine gewisse Zeit mir wie verwelkt erschien — es war begreiflich zugleich die Sache, die mich anzog, und der fleißige Gebrauch eines Leipziger Nachdrucks der Ausgabe von Thomas Creech ließ mich wohl erkennen, daß, um den trefflichen Dichter fleckenlos darzustellen und durchgängig zu verstehen, kritische und sprachliche Beurtheilungskraft nicht hinreiche, daß auch das wissenschaftliche Interesse an der Sache und ein philosophisches Verständniß derselben hinzutreten müsse. Die damaligen Bemühungen um Lucrez, auch wo ich sie wohl als gelungen ansehen durfte, geriethen indeß unter den Arbeiten späterer

[1] Diese Abhandlung ist zwar, so wie sie hier steht, ein späteres Produkt (sie wurde in Berlin in einer Klassensitzung vorgelesen), aber ihrem Inhalt nach reicht sie weit hinter das Jahr 1830 zurück. D. H.

Jahre mehr und mehr in Vergessenheit. Doch ist mir besonders eine Stelle erinnerlich geblieben, an der ich glaube, einige Grundsätze darlegen zu können *über ein wissenschaftlicheres Verfahren bei Behandlung antiker Texte*, über eine mehr — wie ich sie nennen möchte — schaffende und produktive als bloß mechanische, atomistisch zusammensetzende Kritik. Da die Stelle fast in allen voneinander unabhängigen Ausgaben verschieden lautet, von einem recipirten Text nicht die Rede seyn kann, so will ich sie nach der soviel ich weiß jüngsten Recension geben; es sind die Verse 312. 313 im V. Buch, die in der bekannten Ausgabe von Wakefield, angeblich genau den Handschriften sich anschließend, so lauten:

Denique non monumenta virûm dilapsa videmus?
Quaerere proporro sibi cunque senescere credas.

Freilich würde dem zweiten dieser Verse, um den es sich *eigentlich* handelt, einen Sinn abzugewinnen, selbst der geübte Ausleger einiges Besinnen nöthig haben. Wie ihn der Vorgenannte auslegen will, soll später erwähnt werden.

Um nun diese Stelle als Beispiel der vorhin bezeichneten Methode zu benutzen, erlaube ich mir einige allgemeine Regeln aufzustellen. Ich bin weit entfernt zu denken, daß der geniale Kritiker pedantisch nach diesen Regeln verfahren werde; aber ich behaupte, daß jede gelungene Restauration einer Analyse nach diesen Regeln fähig seyn werde.

Vor allem nöthig ist auszumitteln, was der zweifelhafte Text nach dem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden enthalten könne oder nach Umständen enthalten müsse. In dem vorliegenden Fall ist diese Ausmittelung nicht schwer, aber schon darum nöthig, weil es wahrscheinlich nur die Unterlassung dieser Vorfrage ist, wodurch Lambinus veranlaßt wurde den *zweiten*, Bentley aber sogar beide Verse für unächt zu halten, die kürzeste Art freilich, sich mit schwierigen Stellen abzufinden. Richtiger aufgefaßt zeigt der Zusammenhang, daß sie nicht entbehrlich sind.

Lucretius behandelt hier, wo es ihm darum zu thun ist, die sicht-

baren Mängel der Welt aufzuzeigen, das allgemeine Thema von der Vergänglichkeit oder vielmehr Zergänglichkeit der Dinge. Dieß zeigen die vorausgehenden Verse:

Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo,
Non altas turreis ruere, et putrescere saxa,
Non delubra deûm simulacraque fessa fatisci,
Nec sanctum numen fati protollere fineis
Posse, neque adversus naturae foedera niti?

Diesem folgt dann, gleichsam das Bisherige in einen allgemeinen Ausdruck zusammenfassend, der schon erwähnte:

Denique non monumenta virûm dilapsa videmus?

Dieß kann nicht etwa, nachdem vorher schon delubra deûm erwähnt sind, menschliche Grabmäler (damit würde der Dichter von dem Größeren zum Geringeren herabsinken), sondern nur überhaupt von Menschen errichtete Monumente bedeuten, nur Menschenwerke auch waren im Vorhergehenden erwähnt: altae turres, delubra deorum, welche selbst das in ihnen wohnend und gegenwärtig geglaubte Numen der Götter vor dem Zerfall nicht schützen könne. Ganz ebenso, wo er die Gewalt der Blitze zu erklären sich anschickt (VI, 238), sagt er:

Quo pacto — possint discludere *turreis*,
Disturbare domos, avellere tigna trabesque
Et monumenta virûm demoliri.

Hier zu dem Speciellen, wie Grabdenkmäler herabzugehen, wäre ganz unpaßlich gewesen.

Bis hieher also war bloß von Menschenwerken die Rede. Im Folgenden nun aber zeigt das unstreitig ächte proporro beständigem Lucrezischem Sprachgebrauch gemäß an, daß der Dichter zwar in demselben Thema fort-, aber zu einer andern Instanz übergeht. Was kann aber, soll die Rede des Dichters nicht sinken, nach Menschenwerken anders erwähnt werden als Werke der Natur, die ein ganz anderes Vorurtheil der Dauerhaftigkeit für sich haben als menschliche? Der Inhalt dieses Verses kann also kein anderer seyn, als daß selbst, was die

Natur gebaut und zusammengefügt, dem Untergang zueile, wie dieß auch das unmittelbar Folgende zeigt:

Non ruere (scilicet videmus) avolsos silices a montibus altis?

Tilgte man die beiden Verse, so hätte Lucrez, der sonst Steigerungen liebt, Menschen- und Naturwerke zusammengeworfen, gegen seine Gewohnheit die verschiedenen Instanzen nicht auseinander gehalten.

Hat man nun auf diese Weise sich des Inhalts versichert, so mag man zu den Worten fortgehen, sich in Gedanken gleichsam drei Linien ziehen, in die erste die gewissen und unzweifelhaft ächten Worte setzen, in die zweite die, welche zwar keinen Sinn geben, aber so charakteristisch sind, daß man sie für relativ ächte, d. h. für solche ansprechen muß, in denen die Spur der ächten Lesart enthalten ist. In die dritte mag man die setzen, wo der Text völlig unklar und verwischt ist.

Dieß geschehen, versuche man nicht, den Text unmittelbar aus den Handschriften zusammenzulesen oder -zustoppeln, sondern so, wie man anderwärts bei wissenschaftlichem Verfahren gewohnt ist, vom Gewissen zum Ungewissen fortzuschreiten, gehe man auch hier zu Werke; denn es müßte seltsam seyn, wenn nicht sogar im schlimmsten Fall Ein unzweifelhaft ächtes Wort auf ein zweites, beide zusammen auf ein drittes schließen ließen; und erst jetzt sehe man sich nach den Handschriften um; denn findet sich das Geforderte oder wenigstens ein Aehnliches, aus dem jenes mit leichter Mühe herauszubringen ist, so gewährt das Zusammentreffen eine Gewißheit, wie sie das oft sehr zufällige Zeugniß der Handschriften allein nicht gewähren kann.

Diese Regeln auf den vorliegenden Vers angewendet, findet sich, daß in ihm nur zwei unzweifelhaft ächte Worte, und da das eine (proporro) für den gegenwärtigen Zweck ein indifferentes ist, eigentlich nur Eines (senescere) sich findet. Das ist sehr wenig, indeß läßt sich doch vielleicht etwas daraus schließen.

Das Wort steht im Infinitiv, der abhängt von videmus im vorhergehenden Vers. Hieraus folgt wenigstens, daß zwischen jenem videmus und diesem senescere, d. h. daß im ersten Theil unseres Verses, kein verbum finitum stehen konnte, welches den Zusammenhang der

Conſtruktion unterbrochen hätte, z. B. labuntur montes, obgleich es der Sache nach gepaßt hätte. Eher wäre zu leichterer Ueberleitung der Conſtruktion auf einen zweiten oder vielmehr erſten Infinitiv zu ſchließen, der, um unmittelbar an das videmus anzuſchließen, und Nachdrucks halber vor proporro ſtand, wie man bei ähnlicher Conſtruktion etwa auch in Proſa gerathen finden wird zu ſagen: Menſchenwerke ſehen wir zuſammenfallen, weichen, ferner was die Natur aufgebaut hat. In den Handſchriften aber findet ſich, und zwar in allen, ein Infinitiv vor proporro. Deſſen ſind wir alſo im Allgemeinen gewiß, weniger, was für ein Infinitiv hier geſtanden. Nach den meiſten Handſchriften ſtand quaerere. Was ſoll dieſes Wort? Es verlangt außer einem Subjekt einen Accusativus objecti. Wo fände ſich der? Wir wiſſen nicht, quid quaerat, quidve quaeratur, denn beides müßten wir haben. Als Subjekt des Suchens die monumenta virûm im vorhergehenden Vers anzunehmen, wäre eine armſelige und doch dabei harte Metapher. Und warum ſie erſt ſuchen laſſen, was ſie ſchon ſind — dilapsa? Und als Objekt das senescere nehmen — welche Barbarei der zwei Infinitive quaerere senescere! Nicht ein verbum transitivum, ein intransitivum wie senescere bedürfen wir. Die Ausgabe von Venedig (bei der Ungenauigkeit des bisherigen kritiſchen Apparats kann ich nicht wiſſen, ob die Aldiniſche oder die älteſte) hat caedere; auch dieß unbrauchbar, aber das Sinnloſe läßt ſchließen, daß es aus einer Handſchrift genommen, und es bedarf bloß der Correktur (einer Verbeſſerung nicht der Lesart, ſondern der Schreibweiſe), um den geſuchten Infinitiv zu haben. Cedere, nachgeben, weichen, iſt das paſſende Wort, das auch längſt in den Ausgaben ſteht, nur Wakefield hat das quaerere hergeſtellt.

Jetzt hätten wir alſo zwei Infinitive; das Nächſte ſchiene zu fragen, quid cedat, quid senescat, alſo die Subſtantiva zu ſuchen, d. h. uns aufs Rathen zu legen. Aber ſicherer iſt, in der Linie des rein grammatiſchen Fortſchritts zu bleiben.

Die beiden Infinitive, von demſelben Verbum regiert, könnten zur Noth aſyndetiſch nebeneinander ſtehen, der Regel nach müßten ſie durch eine Conjunktion, ein et, atque oder ein bloßes que verbunden ſeyn.

Wir sehen uns nach den Handschriften um; da findet sich in allen vor senescere das seltsame cunque. Wir kennen dieses Wort sonst nur als Anhängsel, etwa in der bekannten Stelle des Horaz (I, 32, 15):

— — mihi cunque salve
Rite vocanti,

wo Bentley sagt: Neque tamen quisquam, quod sciam, vel ex omni Latinitate simile exemplum proferre potuit, neque quicquam de tam singulari loco habent Grammatici veteres. Dort soll es für quandocunque stehen, hier nach Wakefield für quomodocunque genommen werden. Im besten Fall wär' es ein Flickwort. Ihm hier ein ubi oder ein unde oder ein quae zu finden, geht auch nicht; man kann nicht lesen: cedere proporro quaecunque, denn das will der Dichter nicht sagen; an dieser Stelle darf kein allgemeines Wort stehen, es muß gleich ein Naturobjekt bezeichnet seyn. Unstreitig also hat das que hier copulative Bedeutung. Cumque würde einen Ablativus fordern, für den im Vers kein Raum wäre. Lucrezisch aber wäre eine Tmesis, die bekanntlich dadurch entsteht, daß bei Verbis compositis zwischen die Präposition und das Verbum etwas eingeschaltet wird, wodurch jene zum selbständigen Wort wird, z. B.

— stant flumina conque gelantur,

oder bei Lucrez — conque gregantur (VI, 455)

— conque putrescunt (III, 344).
— conque globata (II, 153).

Dieses ist freilich vorerst nur Vermuthung, aber die den Vortheil hat, bloße Correktur zu seyn, und wenn sich der entsprechende Theil des Verbi dazu findet, zur Gewißheit zu werden. Daher wir uns jetzt weiter nicht aufhalten, sondern gleich nach dem zugehörigen Wort umsehen. Als dieses könnte gleich senescere genommen werden; so hat Preigerus, der einzige, der bis jetzt an eine Tmesis gedacht, die Sache verstanden. Consenescere aber ist zwar ein gutes, wenn man will, selbst poetisches Wort. Aber Lucretius hat es nicht; ihm hieß es wahr-

ſcheinlich nur vollends alt werden. Das will aber der Dichter nicht, er will nur ſagen, daß die Dinge überhaupt alt werden. Da aber das Verbum nur nachfolgen kann, ſo bleibt nichts übrig, als es im letzten Worte zu ſuchen.

Reicht aber die Tmeſis ſo weit? Allerdings. Im VI. Buch, 396 ſteht zufolge der Verbeſſerung des Lambinus:

An con brachia suefaciunt.

Grund dazu gibt die Wiener Handſchrift, die zu den beſten gehört, und die con hat (während die Venediſche Ausgabe cum hat); in den meiſten Handſchriften ſteht allerdings: An tum brachia consuescunt, wo aber tum ein ſchwaches überflüſſiges Wort, consuescunt ungewöhnlicher Weiſe tranſitiv gebraucht iſt. Faſt in allen Stellen, wo die Tmeſis angewendet iſt, ſchwankt die Lesart, weil jene den Abſchreibern nicht mehr verſtändlich war. Aber Wakefield erhebt über das con brachia suefaciunt ein beluſtigendes Geſchrei: et demiror maximum stuporem doctorum, patienter putidum ac temerarium Lambini commentum propagantium: An con brachia suefaciunt. Quisquamne poetarum tam crudeliter dilaceratus est, tam lamentabiliter depravatus, mutilatus, truncatus, deperditus denique; ac Carus noster? Dagegen bei IV, 67, wo in allen Ausgaben ſeit Giſanius: et con formae servare figuram zu leſen iſt, führt derſelbe Wakefield dieß an mit dem Beiſatz: Quod, ut est perquam ingeniosum et sane Lucretianissimum, ita veritatis etiam affine videri potest. — Wie nun dort zwiſchen Präpoſition und Verbum Subſtantiva ſtehen, ſo kann hier ohne Anſtand die Tmeſis durch senescere bewirkt ſeyn.

Das letzte Wort nun aber in allen Handſchriften iſt credas. Aus allen Ausgaben verbannt, hat es Wakefield wieder in Schutz genommen, denn er freut ſich ſchwerverſtändlichen Stellen einen Sinn zu finden. Das Einfache iſt nicht nach ſeinem Geſchmack. Bei ihm lautet der Vers, wie erwähnt:

Quaerere proporro sibi quomque senescere credas.

Die Auslegung ist: credas propemodum, eos (tumulos defunctorum; so erklärt er, wie bemerkt, monumenta virûm) dato quasi studio ad senectutem properanter contendere, quocunque tandem modo. Deutlicher in des guten Herrn von Knebels Uebersetzung, der den ohnedieß bei uns Ueberschätzten vollends ungebührlich bewundert:

Sehen wir nicht Denkmale der Herrscher und Helden zerfallen,
Daß sie sich endlich selbst, wie es scheint, die Vergessenheit suchen?

(Warum nicht lieber vollends: nach Vergessenheit sehnen). Der gelehrte englische Herr sagt selbst: argutulus est poeta; aber diese argutia fällt nur ihm selbst zur Last. Es ist übrigens schon bemerkt, daß das Subjekt aus dem vorhergehenden Vers nicht wiederholt werden kann, und was dem Vers, wie er jetzt ist, fehlt, sind die Subjekte, es fehlt an der Hauptsache, den nöthigen Substantiven.

An der Stelle von credas kann nur ein Ausdruck stehen, der sagt, quid senescat. „Conque aber fordert ein Verbum oder den Theil eines Verbi!" Richtig, aber es gibt Participien genug, die völlig Substantiv-Bedeutung angenommen, wie tectum, delictum. Das letzte Wort wird also ein solches Participium seyn. Hier könnte man sich denn Verschiedenes einfallen lassen, es wäre ebensowohl zu vermuthen: conque senescere juncta, als: conque senescere pacta; aber hier muß nun wieder der Uebereinstimmung der Handschriften für credas Rechnung getragen werden. Sowie dieß bemerkt ist, zeigt sich das Rechte, das letzte Wort kann nur creta seyn (conque senescere creta). Dafür zeugt auch das gleich folgende Beispiel, denn die avolsi silices a montibus altis waren mit dem Berg zusammengewachsene. Concreta aber ist ein dem Lucrez überhaupt gebräuchliches, ja beliebtes Wort.

Hören wir nun den Vers, wie er sich gestaltet hat: Cedere proporro conque senescere creta, so entdeckt sich, daß er metrisch unvollständig ist, das Fehlende aber, weil von conque an nichts einzuschalten ist, nur noch nach proporro stehen konnte. Was allein läßt sich nun an dieser Stelle denken? Ein Substantiv ebenso zu cedere gehörig, wie concreta zu senescere, vorausgesetzt, daß concreta nicht auf beide

sich beziehen könne. Dagegen spricht jedoch Folgendes. 1) Bei cedere wird an eine ungetheilte Masse gedacht; concreta hat bei Lucrez nicht die spätere Bedeutung des Einzelnen überhaupt, sondern nur des Zusammengewachsenen. Der vom Berg sich ablösende Fels (im folgenden Vers) ist nach der Ablösung dem Lucrez kein concretum mehr; senescere fordert etwas, das sich auflösen, theilen, auseinandergehen kann. Also würde concreta zu cedere nicht ebenso wie zu senescere passen. 2) Die Conjunktion steht bei dem Substantiv; videmus cedere et senescere concreta wäre ganz anders als videmus cedere et concreta senescere. Hier ist ein eignes Substantiv für cedere *nothwendig*.

Wenden wir uns *nun* zu den Handschriften, so findet sich an der Stelle sibi; nur die Ausgabe des Pius von Bologna — vielleicht aus einer Handschrift — brachte subito. Daraus bildete man das cun von cunque hinwegwerfend die seit Marullus in den meisten Ausgaben stehende Lesart: cedere proporro, subitoque senescere casu (Letzteres für credas), eine Conjektur, noch dazu ohne rechten Sinn; subito senescere casu widerspricht sich. Sibi aber gibt auch keinen Sinn außer etwa in Wakefields Erklärung, und auch da nur als Flickwort. Also scheint auch uns bloßes Rathen übrig zu bleiben? Doch nicht so ganz. Denn statt des leicht zu überspringenden Zauns der Handschriften tritt hier eine viel bestimmtere Schranke ein, das Metrum. Dieses läßt nur entweder Eine Länge oder zwei Kürzen zu. Dem Versmaß wäre völlig genügt mit cedere proporro res, aber hier darf nichts so Allgemeines und Abstraktes stehen, und außer jenem findet sich kein anderer einsylbiger Accusativ, der irgendwie hieher paßte. Also es ist jetzt nicht mehr Vermuthung, es ist gewiß, daß an der Stelle zwei Kürzen gestanden haben. Plurale aber aus zwei kurzen Sylben bestehend gewähren nur Neutra der zweiten Deklination, z. B. loca, aber nicht die Oerter weichen, sondern die Körper aus ihren Oertern. Von Participien bieten sich zwei an, sata — es geschieht wohl auch, daß Saatfelder von einer abschüssigen Fläche herabrutschen, aber dieß wäre nun zu speciell; das zweite sita, und wüßte ich eine einzige Stelle bei Lucrez, wo das Participium situs nicht bloß gelegen überhaupt, sondern gelagert oder gar

festgelagert bedeutete, so könnte sich dieß empfehlen. Gewiß also stand hier ein Substantiv. Eine vollständige Induktion aber würde zeigen, daß nur ein einziges der lateinischen Sprache alle Bedingungen dieser Stelle erfüllt. Demnach würde der ganze Vers so lauten:

Cedere proporro sola, conque senescere creta.

Sola ist das einzig mögliche, also gewisse, es ist außerdem ein Lucrezisches Wort, wie II, 592:

— multis succensa locis ardent sola terrae.

Der Zusatz terrae war in unserer Stelle überflüssig. Denn sola bezeichnet hier im Gegensatz mit dem, was sich von obenher ablöst, wovon im folgenden Vers die Rede ist, und wozu das conque senescere concreta den Uebergang macht, die Ebene, das Untere, oder was unter unsern Füßen ist. Lucretius will sagen: ganze Stücke vom Untern des Erdbodens sinken ein, das Obere löst sich ab. Hieraus erhellt auch, daß bei cedere nicht an Bergstürze zu denken ist, sondern an plötzliche Einsenkungen oder Vertiefungen des Erdbodens, die in Ländern, welche Wasser oder Feuer unterwühlt, häufig genug vorkommen.

Ueber eine Stelle Platons [1].

(de Legg. IV, pag. 716.)

Der Gegenstand, den ich mir heute zum Vortrag gewählt habe, scheint ebensowohl philosophische als sprachkundliche Erläuterung zu verlangen. Es ist ein von Platon erwähnter alterthümlicher Spruch, einer von den παλαιοῖς λόγοις, die Platon hier und da beizubringen liebt, und von denen ich nicht entscheiden will, ob sie, wie man gewöhnlich annimmt, von den Orphikern, oder den Pythagoreern, oder überhaupt von einem derjenigen Philosophen sich herschreiben, welche Aristoteles die Theologen zu nennen pflegt: denn deutlich genug unterscheidet sich in der Geschichte der griechischen Philosophie vor Aristoteles eine doppelte Linie von Denkern, der einen, welche außer den Thatsachen der Natur und des allgemeinen menschlichen Verstandesgebrauchs auch die religiösen Thatsachen, die mythologischen Ueberlieferungen in Betracht ziehen, der andern, die man als reine Vernunftforscher mit einem modernen Namen die Rationalisten in der Philosophie nennen könnte, wie ich denn neuerlich auch bei Brandis in seinem Handbuch der Geschichte der griechisch-

[1] Diese Abhandlung wurde in der gegenwärtigen Gestalt zwar erst in späterer Zeit, in einer Klassensitzung der Berliner Akademie, vorgetragen, sie stammt aber schon aus dem Ende der 20ger Jahre, was ein noch vorhandenes älteres Concept, so wie die Anwendung zeigt, welche von der hier gegebenen Erklärung der platonischen Stelle im philosophischen System gemacht ist (vgl. 2te Abth., Bd. 2, S. 83, Anm. und Bd. 3, S. 275). D. H.

römiſchen Philoſophie eine ähnliche Unterſcheidung bemerkt zu haben glaube.

Ich erinnere noch, daß Platon, wenn er aus der attiſchen Myſterienlehre entlehnter Sprüche oder Redensarten ſich bedient, ſie als ſolche bezeichnet; den *παλαιοῖς λόγοις*, die er erwähnt, iſt alſo eine andere Quelle zuzuſchreiben.

Derjenige, über den ich gegenwärtig mich äußern oder vielmehr die Aufſchlüſſe und Belehrungen der verehrten Mitglieder erhalten möchte, ſteht im IV. Buch von den Geſetzen p. 716 und lautet griechiſch ſo:

Ὁ μὲν δὴ θεός (ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος) ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων, εὐθεῖαν (oder wie man jetzt lieſt *εὐθείᾳ*) *περαίνει κατὰ φύσιν περιπορευόμενος.*

Als Grundſatz für die Auslegung und Erklärung eines ſolchen in ſententiöſer Kürze ausgeſprochenen Worts, das Platon zu erwähnen nicht unwerth erachtet, hat man wohl anzunehmen, daß es überhaupt ſinn- und bedeutungsvoll ſey, daß es nichts Müßiges enthalte, und der herausgebrachte Sinn zugleich alle Theile des kleinen Ganzen zu einem harmoniſchen Einklang verbinden müſſe.

Der Zuſammenhang, in welchem Platon des Wortes erwähnt, ſcheint auf den erſten Blick nur ſehr indirekt etwas über den Sinn anzudeuten, welchen er ſelbſt in dem Wort gefunden. Der alte Spruch ſcheint faſt nur ein Juwel, das Platon zu erhalten und mit dem er ſeine Rede an einer bedeutenden Stelle zu ſchmücken die Abſicht hatte.

Bekanntlich iſt in dem IV. Buch der Geſetze der ſogenannte Athener, unter dem manche den Platon ſelbſt, Aeltere den Sokrates ſelbſt wiewohl unnöthiger Weiſe ſich gedacht haben, eben im Begriff, das Bild der Staatseinrichtung zu entwerfen, die er einer fingirten Colonie von Kretenſern zu geben oder vorzuſchreiben geneigt wäre. Hier, nachdem der wichtige Grundſatz ausgeſprochen iſt: in welchem Gemeinweſen immer das Geſetz überherrſcht werde und daher ohne Anſehn ſey, werde jenem der Untergang bereit ſeyn; wo im Gegentheil das Geſetz über die

Herrschenden herrsche und diese Sklaven des Gesetzes seyen, da werde Heil und werden alle Güter, welche die Götter Staaten verleihen können, ihm zu Theil werden — nachdem also dieser Grundsatz von dem Athener ausgesprochen und von Kleinias belobt ist, unterbricht jener die bisherige Vortragsweise und fragt, ob es den Mitunterrednern nicht passend scheine, daß er die bereits als angekommen und dort gegenwärtig anzunehmenden Colonen selbst anrede und auf diese Weise seine Ausführung vollende.

Nachdem auch dieß gebilligt, fängt die Rede mit Erwähnung des alten Spruches an: *Ἄνδρες, ὁ μὲν δὴ θεός, ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος κ. τ. λ.* Dem Spruch läßt der Athener zunächst diese Worte folgen: „Diesem aber (dem Gott) folgt stets nach die Gerechtigkeit (*δίκη*) als Bestraferin aller vom göttlichen Gesetz Abweichenden. Dieser nach ziehet jeder, der glückselig seyn wird, ohne von ihr zu lassen, mit gelassener würdiger Fassung (*ταπεινὸς καὶ κεκοσμημένος.*) Wenn aber einer entweder auf Vermögen oder auf Ehrenstellen oder auf Schönheit stolz, von Uebermuth geschwellt, und in Folge von Jugend und Unwissenheit so von Frechheit erfüllt ist, daß er weder eines Herrschers noch eines Führers (*ἡγεμόνος*) zu bedürfen, sondern wohl sich selbst fähig glaubt, andere anzuführen, ein solcher wird von dem Gott ganz bloß und verlassen (*ἔρημος θεοῦ*); in dieser Verlassenheit andere ähnliche zu sich nehmend, dadurch muthiger gemacht, bringt er alles in Verwirrung und scheint wirklich vielen etwas zu seyn; nach nicht langer Zeit aber, der Dike die gerechte Strafe bezahlend, richtet er sich selbst, sein Haus und seine Stadt gänzlich zu Grunde". Was nun hiernach der Vernünftige thun oder sich vorsetzen werde, fragt jetzt der Athener, und Kleinias antwortet: „Offenbar soll er vorzugsweise darauf bedacht seyn, wie er einer von denen seyn möge, die dem Gott nachfolgen". Welche Handlungsweise aber, fährt der Athener fort, wird die dem Gott genehme und ihm nachfolgende seyn? „Die eine, antwortet er, und die einen uralten Grund hat, nämlich, daß Gleiches, wenn es gemäßigt ist, dem Gleichen, Ungemäßigtes aber weder dem ihm Gleichen noch dem ihm Ungleichen, dem Gemäßigten, freund ist. Gott also wird uns in besonderem Sinn das Maß aller Dinge seyn, weit mehr als,

wie man zu sagen pflegt, irgend ein Mensch. Wer also diesem, in welchem das Maß aller Dinge ist, befreundet seyn will, muß, soviel er kann, streben auch ein solcher (nämlich ein Gemäßigter) zu werden, denn alsdann ist er ihm gleich, wie im Gegentheil der nicht-Besonnene und -Gemäßigte ihm ungleich, verschieden und eben dadurch ein ungerechter seyn wird".

So weit also möchte sich, daß ich mich so ausdrücke, der Wirkungskreis des vorausgeschickten Spruchs erstrecken. Denn jetzt geht die Rede darauf über zu zeigen, wie geziemend jedem Guten die Verehrung der Götter und der Umgang mit ihnen durch Gebet und Opfer sey; weiterhin wird Aehnliches gesagt von der den Eltern im Leben und nach dem Tode gebührenden Verehrung.

Es wird sich in der Folge zeigen, inwieweit dieser Verlauf der Rede sich benutzen läßt, über den philosophischen Sinn des vorausgehenden *παλαιὸς λόγος* Licht zu geben; vor der Hand haben wir uns mit dem unmittelbaren sprachlichen Sinn desselben zu beschäftigen, der, wie bei so kurzer Rede zu erwarten ist, auch seine Schwierigkeiten darbieten wird.

Vor allem nun wäre auszumachen, was der Hauptsatz bedeutet: *ὁ θεὸς ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων* — der Gott, der Anfang, Ende und Mittel aller Dinge hat — *εὐθεῖαν περαίνει;* es sind die letzten Worte, welche allein dunkel sind, zugleich aber sind sie die wichtigsten.

Wenn man die Worte, wie bisher, so versteht, daß *εὐθεῖαν* für *κατ' εὐθεῖαν*, scil. *ὁδόν*, demnach adverbialisch genommen wird, ist es für den Sinn gleichgültig, ob wie in den älteren Ausgaben, *εὐθεῖαν*, oder, wie jetzt durch Hrn. Professor Bekker aus Handschriften aufgenommen ist, *εὐθείᾳ* gelesen wird. Marsil. Ficinus, der *εὐθεῖαν* hat, übersetzt: Deus — recta peragit, der neueste lateinische Uebersetzer Platons (Ast), der *εὐθείᾳ* aufnimmt, recta perficit; Uebersetzungen, die, wenn man das Original nicht zur Hand nimmt, den falschen Sinn geben, Gott vollbringt Rechtes oder das Rechte. Was soll nun aber, *εὐθεῖαν* oder *εὐθείᾳ* adverbialisch genommen, *περαίνει* bedeuten? Wie das deutsche vollbringen, zu Stande bringen, hat auch das

griechiſche Wort ſtets den Accuſativ des zu Vollbringenden mit ſich, wie *περαίνειν τὸν λόγον*, die Rede, *τὴν κατηγορίαν*, die Anklage vollenden. Allein könnte es nur ſtehen, wenn der Accuſativ unmittelbar vorausgegangen, wie wenn einer im Geſpräch ſagte: *μέλλω περαίνειν τὸν λόγον*, und der andere ihm erwiederte: *πέραινε*. Das bekannte Orakel, das dem Krösus antwortet, lautet bei Xenophon (Cyrop. VII, 2):

Σαυτὸν γιγνώσκων εὐδαίμων Κροῖσε περάσεις.

Aber auch hier iſt der Accuſativ vorausgegangen in der Frage: *τί ἂν ποιῶν τὸν λοιπὸν βίον εὐδαιμονέστατα διατελέσαιμι*. Ob aber *περαίνω* oder *περάω* im Griechiſchen ſo abſolut geſetzt werden kann, wie im Deutſchen, wenn man von einem Verſtorbenen ſagt: er hat geendet, oder vollendet, dieſe beiden Worte geſetzt werden, zweifle ich ſo lange, bis ich Beiſpiele davon ſehe.

Sollte man etwa eine Ellipſe zu Hülfe nehmen, dergleichen ſonſt wohl vorkommen möchte, daß der vollſtändige Sinn der Rede wäre: *θεὸς εὐθεῖαν περαίνει, ὅτι* oder *ἅττα περαίνει?*

Da indeß die recipirte Lesart in *εὐθεῖαν* einen Accuſativus darbietet, da, welches numeriſche Uebergewicht der Handſchriften für das vorgezogene *εὐθείᾳ* ſprechen mag, die ſo nahe liegende adverbialiſche Deutung des *εὐθεῖαν* die Abſchreiber ganz von ſelbſt auf das gebräuchlichere *εὐθείᾳ* hinleiten mußte, ſo glaube ich nicht unrecht zu thun, wenn ich die frühere Lesart in Schutz nehme, aber die Worte überſetze: Der Gott, indem er Anfang, Ende und Mittel aller Dinge hat, vollendet den geraden Weg, oder bringt die geradlinige Bewegung zu Stande. — Dieß iſt nun freilich ein philoſophiſch dunkler Satz, deſſen näheres Verſtändniß unſtreitig in dem nachfolgenden Participialſatz: *κατὰ φύσιν περιπορευόμενος* zu ſuchen iſt; geſetzt eben dieſe Worte wären früh entſtellt worden, ſo könnte man ſich um ſo weniger wundern, daß zu der bequemeren Erklärung von *εὐθεῖαν* Zuflucht genommen, und endlich lieber gleich *εὐθείᾳ* geſchrieben worden.

Wir gehen alſo zu den letzten Worten fort, indem wir gern zugeben, daß, ſolang dieſe nicht ins Licht geſetzt ſind, unſere Erklärung der erſten ungewiß und in die Luft geſtellt ſcheint.

In den letzten Worten *κατὰ φύσιν περιπορευόμενος* nun scheint mir das *κατὰ φύσιν* schlechterdings nur auf die Gottheit bezogen werden zu können, wie auch das secundum naturam circumiens des Marsil. Ficinus, und das secundum naturam omnia lustrans von Ast nur diesen Sinn ausdrückt. Ein Philologe von Namen, den ich auf die Platonische Stelle aufmerksam machte, übersetzte nachher gelegenheitlich (in der Anmerkung zu einem andern Schriftsteller) die Worte *κατὰ φύσιν περιπορευόμενος*: indem er (der Gott) in der Schöpfung umherwandelt. Aber ich frage 1) was soll dieß heißen, daß Gott in der Natur umherwandelt — was überhaupt, und was insbesondere hier? Ich gestehe, daß ich damit weder überhaupt einen Sinn, noch einen zu dem Spruch passenden oder diesen aufklärenden verbinden könnte. 2) Müßte, wenn die Natur gemeint wäre, meines Erachtens wenigstens *κατὰ τὴν φύσιν* gesetzt seyn. Das *κατὰ φύσιν*, der Natur gemäß, ist wie das lateinische secundum naturam z. B. vivere, so gewöhnlich, daß man hier unmöglich eine andere Bedeutung annehmen kann. 3) Auch die Verbindung, in welche die beiden Partikeln *κατά* und *περί* hiebei kommen würden, schiene mir ungriechisch. Wenigstens kommt bei Aristoteles in einer Stelle der *Οἰκονομικῶν* nicht *κατά* sondern einfach *τὰ ἱερὰ περιπορεύεσθαι* (fana Deorum lustrans) vor.

Wenn nun aber *κατὰ φύσιν* nur seine (die göttliche) Natur bedeuten kann, so stößt das so verstandene das *περιπορευόμενος* zurück; denn das *κατὰ φύσιν* deutet vielmehr auf eine natürliche und daher unwillkürliche als auf eine willkürliche Bewegung, das *περιπορεύεσθαι* aber gerade auf die freieste, wie sie beim bloßen Umherwandeln oder Herumgehen stattfindet, das durch bloße Lust und Laune sich bestimmen läßt, wie so weit die oben angeführte Uebersetzung omnia circumlustrans ganz angemessen ist, obschon das willkürlich eingeschobene omnia hinlänglich zeigt, wie kahl und nichtssagend das bloße *περιπορευόμενος* seyn würde, das, um einen bestimmten Sinn zu gewähren, durchaus einen Accusativ nach sich haben müßte.

Wird nun vollends das *περιπορευόμενος* in bloßer Apposition

zu dem Vorhergehenden gedacht, wie es denn nach dem bisherigen Verstand der Stelle nicht anders gedacht werden kann, wie schickt sich alsdann dieser wie ein Lustwandelnder umhergehende Gott zu dem *εὐθείᾳ περαίνων*, von dem zugleich gesagt ist, daß er Anfang, Mittel und Ende alles Seyenden hat?

Ein Gefühl, daß die beiden Verba, das im ersten Glied gebrauchte *περαίνειν* und das im zweiten *περιπορεύεσθαι* nicht wohl sich vertragen, sich ausschließen, und also in Einen Satz oder Gedanken nicht zusammenzuziehen sind, verräth sich auch in der Uebersetzung von Mr. Gron, welche seiner Zeit die Approbation von Ruhnkenius und Valkenaer erhalten hat. Der verständige Franzose übersetzt die Stelle so: Dieu, suivant une ancienne tradition, tenant en la main le commencement, le milieu et la fin de tous les êtres, marche toujours sur une ligne droite conformément à sa nature. Das *περιπορευόμενος* ist also hier ganz eliminirt und das *κατὰ φύσιν* zu *περαίνει* gezogen. Das Letzte wäre allerdings auch noch eine Möglichkeit; ein philosophischer Sinn ließe sich auch noch mit dem Satz verbinden, daß Gottes Natur der geradlinigen Bewegung gemäß sey, wie Kepler bemerkt: Antiqui curvum creaturis, rectam lineam Deo aequipararunt; oder wie im A. T. gesagt wird: Die Wege des Herrn sind gerad ausgehend. Aber was sollte alsdann das allein stehen gebliebene *περιπορευόμενος*? Müßte man das so allein gelassene nicht vollends über Bord werfen?

Das *κατὰ φύσιν* kann also nicht zum ersten Glied, sondern nur zu *περιπορευόμενος* gezogen werden, und da führen dann die bisherigen Bemerkungen von selbst darauf, daß die Worte (*κατὰ φύσιν περιπορευόμενος*) nicht in Apposition, sondern eher in Opposition zu den früheren zu fassen sind, und da ferner in diesen, wie man sie auch übersetze, immer von einem geraden Weg oder einer geradlinigen Bewegung die Rede ist, so liegt die Vermuthung wenigstens sehr nahe, daß statt *περιπορευόμενος* — *περιφερόμενος* zu lesen seyn möchte, das eigentliche, von den Pythagoreern auch in metaphysischer Beziehung gebrauchte Wort für umdrehende, rotirende Bewegung. Ich bemerke, daß diese Vermuthung freilich überflüssig seyn würde, wenn jemand,

was ich aber nicht für möglich halte, sich zu behaupten getraute, *περιπορεύεσθαι* könne wohl dasselbe wie *περιφέρεσθαι* bedeuten [1].

So gelesen (nämlich *κατὰ φύσιν περιφερόμενος*) würden die letzten Worte den ersten für sich unverständlichen, zur wirklichen Ergänzung und damit zugleich zur Erklärung gereichen, indem der ganze Spruch nun so lauten würde:

„Der Gott, der Anfang, Ende und Mittel alles Seyenden hat, vollbringt den geraden Weg, während er seiner Natur nach umläuft, (oder wie sich ebenfalls übersetzen läßt, umlaufen würde)".

Hier stünde der nothwendigen Bewegung im zweiten Glied die geradausgehende, d. h. freie, im ersten entgegen. Man könnte dabei (die beiden Glieder nämlich so in Opposition genommen, nur in dem ersten Glied ein Wort vermissen, durch das der Gegensatz der freien Bewegung gegen die, welche *κατὰ φύσιν* geschieht, bestimmter ausgedrückt wäre.

Allein ich leugne, daß der Gegensatz im ersten Gliede nicht deutlich genug bezeichnet sey. Denn 1) ist das Wort *περαίνειν* ein Verbum eminentis actionis, wie schon aus seinen Nebenbedeutungen erhellt. Der Grieche hätte eine besondere Bezeichnung des Actus dabei so überflüssig gefunden, als wir es finden zu sagen: actu agere. Der Grieche versteht mit wenigem, und ich will nicht einmal geltend machen, daß wir hier einen Spruch vor uns haben, dessen Alter leicht noch über das der Herakleitischen hinausreichen könnte, zu denen wir, um sie für uns verständlich zu machen, so manche Bestimmungen hinzusetzen müssen, die für uns nöthig sind, für das einfache, noch nicht an so vieles Hin- und Herdenken gewöhnte Alterthum entbehrlich waren. Nur ist es bei den meisten Herakleitischen Sätzen oft sehr zweifelhaft, welche Bestimmungen hinzuzudenken sind, während hier die hinzuzudenkende Bestimmung der freien Bewegung aus dem Gesammtinhalt des ersten Gliedes sich von selbst ergibt. Denn es wurde 2) bei dem obigen Einwand übersehen, daß es nicht einfach *ὁ θεός* heißt, sondern *ὁ θεὸς ἀρχήν*

[1] Böckh meinte, in einem so alterthümlichen Spruch gehe es wohl an *περιπορεύεσθαι* = *περιφέρεσθαι* zu nehmen, was ich denn utiliter acceptirte. (Nach dem Vortrag beigesetzte Note des Verfassers.)

τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων, dieſer Beiſatz, den wir bis jetzt übergangen, verlangt jetzt nähere Betrachtung. Denn es iſt keineswegs genau, wenn Marſil. Ficinus überſetzt: Deus principium finem, et media rerum continens, oder Profeſſor Aſt: Deus initium et finem et medium rerum omnium complectens; beide Ueberſetzungen würden zulaſſen, den Satz auch von einem bloß weſentlichen, potentiellen in-ſich-Haben zu verſtehen; im Griechiſchen ſteht aber nicht συνέχων, auch nicht ἐν ἑαυτῷ ἔχων, es heißt ſchlechtweg ἔχων, und dieſes iſt, hier beſonders, in dem alterthümlichen Spruch, nach der urſprünglichen ſinnlichen Bedeutung von einem wirklichen Haben, d. h. einem im Beſitz, gleichſam in der Hand, demnach zugleich als Gegenſtand Haben zu verſtehen, wie der ſchon erwähnte Franzoſe mit richtigem Gefühl überſetzt: Dieu tenant en sa main le commencement, la fin et le milieu de tous les êtres. Dieſes ἔχων zeigt alſo, wie der Gott hier gedacht iſt. Dieß vorausgeſetzt, ſo iſt der Gott, der Anfang, Mittel und Ende d. h. die Momente der Bewegung, und zwar, wohl zu bemerken, voraus, nicht etwa erſt im Ende hat — in dem Sinne hat oder beſitzt, daß er mit ihnen machen kann, was er will (denn dieß heißt hier ἐχειν), dieſer Gott iſt nothwendig der ſelbſtbewußte, der freie Gott, wie dagegen dem Gott in der bloßen φύσις, d. h. Unbewußtheit, gedacht, der Anfang, Mittel und Ende nicht auf dieſe Art in ſeiner Gewalt hat, daß er ſie auseinanderhalten, ſie auseinanderbringen, d. h. einander ungleich machen könnte, auch nur eine rotatoriſche Bewegung zukäme. Denn die nicht fortſchreitende ſondern umdrehende Bewegung entſteht eben aus dem Unvermögen, die Momente der Bewegung auseinanderzubringen, die bloß potentiell vorhandenen Unterſchiede als aktuelle zu ſetzen. In welchem näheren Verhältniß dann übrigens der Urheber des Spruchs die zwei Beſtimmungen des Gottes, der ſeiner Natur nach nur umlaufend, aber ſeiner Wirklichkeit nach der geradausgehende iſt, gedacht habe, wäre ganz überflüſſig erforſchen zu wollen, da er ſelbſt eben nur den Gegenſatz ausgeſprochen.

Dieſen Gegenſatz aber, um zu dieſer Bemerkung jetzt fortzugehen,

in dem vorangehenden Spruch zu suchen, und also im zweiten Glied περιφερόμενος anzunehmen, nöthigt uns nun auch die nachfolgende Rede, in welcher ebenso Besinnungslosigkeit und besonnenes, dem Gott ähnliches Handeln einander entgegengesetzt werden, wie hier umdrehende und gerade fortschreitende Bewegung.

Die moralische und selbst metaphysische Anwendung dieses Gegensatzes, der schon in den ersten Phänomenen oder Daseynsformen der Natur, in der Bewegung der sich umdrehenden Weltkörper und der Bewegung des in gerader Linie sich fortpflanzenden Lichts dem Menschen sich darstellt, geht durch das ganze Alterthum, und zwar auf die Weise, daß das Krumme, sich Umwendende (τὸ περιφερές, wie die Pythagoreer die Δυάς nannten,) als das minder Gute und Unselige, das Gerade als das Bessere und Gottgemäße erscheint. Was in moralischer Beziehung krumme und gerade Wege sagen wollen, weiß man auch bei uns. Aber selbst in wissenschaftlichen Unterscheidungen ist ja dieser Gegensatz zu erkennen. Denn wenn Aristoteles von der eleatischen Philosophie sagt, daß sie dem Kenner nur Schwindel errege und keine Hülfe, nämlich keine Erklärung gewähre, so will er damit ausdrücken, daß sie nicht von der Stelle komme, sondern nur auf demselben Punkt sich herumdrehe.

In jeder Bewegung, die nicht der des Gottes ähnlich, d. h. die nicht mit einem Vorauswissen von Anfang, Mittel und Ende verbunden ist, sieht die nachfolgende Rede des Atheners nur Unwissenheit (ἄγνοια) und Besinnungslosigkeit (ἀνοησία). Der Uebermüthige, der des Führers entbehren zu können glaubt und Gottes ganz los (θεοῦ ἔρημος) ist, bringt alles untereinander (ἅμα πάντα ταράττων), daß alles drunter und drüber (ἄνω κάτω) geht, wie in einer rotatorischen Bewegung. Dagegen wer selig leben will, dieser folgt dem Gott nach ταπεινὸς καὶ κεκοσμημένος, Worte, die ebenfalls einen Gegensatz zu dem Wüsten und Wilden einer drunter und drüber gehenden Bewegung ausdrücken; derselbe nimmt den Gott zum Führer oder Vorgänger (ἡγεμών), wie in der bekannten sogenannten samothrakischen Inschrift der Verstorbene rühmt, der Gott sey ihm Führer geworden (λαχὼν θεὸν ἡγεμονῆα),

und wie in dem Pindarischen Fragment, der schlagendsten Parallelstelle unseres Spruchs, gesagt ist: Wem Gott den Anfang gezeigt in jeglichem Werk, dem sey der gerade Weg, Tugend-Gewinnung und schöneres Ende gewiß,

Θεοῦ δὲ δείξαντος ἀρχὰν ἕκαστον ἐν πρᾶγος
Εὐθεῖα δὴ κέλευθος, ἀρετὰν ἑλεῖν,
Τελευταί τε καλλίονες —

(Das Verbum fehlt, und das *ἀρετὰν ἑλεῖν* nehme ich nicht als Supinum zu *κέλευθος*, sondern selbständig als Tugend-Gewinnen).

Hier haben wir also den von dem Gott eben durch seinen eignen Vorgang gezeigten Anfang, den geraden Weg und das schönere, mit dem Anfang gegebene Ende.

Gewiß, wer die Quelle von Pindars Gedanken anzugeben wüßte, könnte auch wohl unsrem *παλαιὸς λόγος* seinen Ursprung nachweisen.

Durch die vorgetragene Erklärung, scheint es mir, sind alle Theile des kleinen Ganzen unter sich und mit der nachfolgenden Rede in Beziehung gesetzt.

Wie ein sinnreicher Künstler in dem kleinen Raum eines geschnittenen Steins eine ganze Begebenheit darstellen kann, so ist, wenn man will, in dem kurzen und einfachen Spruch eine ganze Philosophie enthalten.

Nach der gegebenen Erklärung ist in ihm jedes Wort begriffen und als zweckmäßig erkannt; man sieht, warum und in welchem Sinn von dem Gott gesagt ist, daß er Anfang, Ende und Mittel alles Seyenden besitze, und wozu die geradausgehende Bewegung erwähnt ist, da im zweiten Glied ihr die rotatorische, die umdrehende Bewegung entgegengesetzt ist.

Dennoch bin ich auf die gegebene Erklärung und die vorgetragene Vermuthung ganz willig zu verzichten, wenn meine verehrten Herren Collegen geneigt seyn und es der Mühe werth halten sollten, derselben Gründe oder eine andere haltbarere und besser begründete Erklärung entgegenzusetzen.

Ueber eine Stelle im homeriſchen Hymnus an Demeter [1].

V. 266—268.

Je wichtiger der Hymnus an Demeter, deſto mehr liegt daran, daß der Text rein und fleckenlos. Nur Eine Stelle hat bis jetzt allen Verſuchen widerſtanden. Es ſind die bekannten und vielfach behandelten drei Verſe, welche in der Handſchrift ſo lauten:

Ὥρησιν δ' ἄρα τῷ γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνήν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισι συναυξήσουσ' ἤματα πάντα.

Statt des fehlerhaften *συναυξήσουσ'* wird zwar jetzt allgemein die Lesart *συνάξουσ'* angenommen: — *πόλεμον — ἐν ἀλλήλοισι συνάξουσ'* (*παῖδες Ἐλευσινίων*); wie Il. XIV, 448: *Τρῶες καὶ Δαναοὶ σύναγον κρατερὴν ὑσμίνην.* Allein außerdem daß *ἀλλήλοισι συν . .* keinen angenehmen Zuſammenſtoß bilden, widerſtrebt der Sinn dieſer Worte dem Zuſammenhang der ganzen Stelle. Die Stelle gehört nämlich zu der Rede der Demeter, womit ſie die Voreiligkeit der Metaneira ſtraft, und dieſer verkündet, daß der Sohn, den ſie (die Göttin) — bei Tag mit Ambroſia ſalbend, bei

[1] Im Auszug mitgetheilt im dritten Jahresbericht der k. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. D. H.

Nacht in Gluthen bergend (238—240) — „unalternd ſtets und unſterblich“ zu machen die Abſicht gehabt habe, nunmehr dem Verhängniß verfallen ſey; dem fügt ſie nun den Troſt bei, himmliſcher Ruhm werde gleichwohl den begleiten, welcher einmal als Kind auf ihrem Schooße geruht und in ihren Armen geſchlummert habe. Hier aber fällt nun die Rede gänzlich aus dem Zuſammenhange, wenn die Göttin (nach der Ueberſetzung in Creuzers Symbolik und Mythologie IV, 258) fortfährt:

Drum mit den Jahreszeiten, nach rollender Jahre Vollendung
Werden ihm Krieg und entſetzliche Schlacht die eleuſiſchen Kinder
Untereinander erregen auf immerwährende Zeiten.

Weil ihm (dem Demophon, v. 235) unſterblicher Ruhm beſchieden ſey, darum ſollen, wenn er zu Jahren gekommen ſey, die Eleuſinier unaufhörlichen Krieg untereinander führen. Wäre geweiſſagt, die Eleuſinier werden unter Anführung ihres künftigen Herrſchers immerwährend ſiegreich gegen alle Feinde ſeyn, ſo wäre ein Zuſammenhang in der Rede; aber nie aufhörender Bürgerkrieg (das Gräßlichſte) dem Herrſcher vorausgeſagt, dem unſterblicher Ruhm verheißen iſt, wäre eine traurige Weiſſagung. Voß hilft nach, indem er ein „aber“ einſchaltet:

Ihm in dem Zeitmaß aber, nach rollender Jahre Vollendung;

dieß iſt jedoch willkürlich, dieſer Uebergang liegt nicht im Text. Ferner: ἄρα hat nicht adverſative Bedeutung und hebt die ohnedieß ſchwache in δέ vollends auf; ἄρα hat vielmehr explicative Bedeutung = nämlich (häufig bei Homer: wie Il. IV, 398: *Μαίον᾽ ἄρα προέηκε*, ebenſo Il. I, 308: *Ἀτρείδης δ᾽ ἄρα* — hierauf aber.)

Die Schwierigkeit (die geringſte iſt, daß man von einem Bürgerkrieg nichts weiß) — ſuchte man auf verſchiedene Art zu heben. Ilgen hat die Stelle eingeklammert, als Randgloſſe. Deſperationsmittel. Hermann ergriff ein anderes Deſperationsmittel, er nahm eine Lücke von etlichen Verſen NB. nach *ἤματα πάντα* an, worin vom Tode des Demophon die Rede ſey. Damit iſt nichts geholfen, als daß kein ewiger Krieg, was in dem *ἤματα πάντα* nicht liegt. Creuzer wollte den

Krieg als einen allegorischen erklären: ihm (dem Demophon zu Ehren) sollen in der Folge mit den Jahreszeiten Festspiele gefeiert werden, die einen allegorischen, mystischen Kampf — den Kampf des Geistes mit dem Fleische, der Vernunft mit der Materie darstellen sollen! Allein wären auch die Beweise aus Porphyr und andern Neuplatonikern bündiger als sie sind, so wäre doch hier ein solcher mystischer Sinn ganz fremd und unterbrechend. Auch ist Creuzers Auslegung durch das *ἐν ἀλλήλοισι*, untereinander, widerlegt.

Ein Gedanke ist übrig, auf welchen noch niemand gekommen. Nämlich eigentlich wäre das Gegentheil von dem zu erwarten, was der Text ausdrückt, so wie er bisher lautet; man erwartet die Verkündigung eines fortwährenden Friedens (= Glück einer Herrschaft); eine Art von messianischer Weissagung, wie bei den Propheten: „Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen" (Jes. 2, 4. Mich. 4, 3.). — „Denn aller Krieg mit Ungestüm (*πόλεμος καὶ φύλοπις αἰνή*) und blutiges Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehret werden" (Jes. 9, 5). — Im Text freilich, wie er jetzt ist, steht davon nichts. Da aber einmal der Text verbessert werden muß, warum ihn nicht vielmehr in umgekehrtem Sinn verbessern? — Demnach würde ich die Stelle so fassen:

Wenn ihm nämlich (*τῷ γε*, nicht *τοῦ γε*, und nicht zu beziehen auf *συνάξουσ'*, sondern auf *περιπλομένων*) mit den wiederkehrenden Zeiten (*ὥρῃσιν*, wie so oft bei Homer, z. B. Odyss. II, 107: *ἀλλ' ὅτε τέτρατον ἦλθεν ἔτος, καὶ ἐπήλυθον ὧραι* — und die bestimmten Zeiten wiederkehrten, die eben das vierte Jahr vollbrachten. Ebenso Hesiod. Theogon. v. 58: *ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην, περὶ δ'ἔτραπον ὧραι*) die Jahre verflossen seyn werden — (die Jahre sind ihm vollendet [Dativus commodi] heißt: er ist herangewachsen zur Herrschaft; gerade so: *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* Hesiod vom heranwachsenden Zeus) werden die Kinder der Eleusinier Krieg und Schlachtgetümmel unter sich aufheben, ruhen lassen. — Dieser Sinn ist zu erhalten durch eine, wie mir scheint, ganz einfache Verbesserung, wornach die ganze Stelle so lautet:

Ὥρησιν δ'ἄρα τῷ γε περιπλομένων ἐνιαυτῶν
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνήν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισιν ΑΝΕΞΟΥΣ' ἤματα πάντα:

Ἀνέξουσ' von *ἀνέχω*, cohibere, wie das Häufige: *ἀλλ' ἄνεχ' ἵππους* bei Homer; *ἀνοχὴ πολέμου* setzt ein *ἀνέχειν πόλεμον* voraus. Das Wort kann prosaisch erscheinen, aber überhaupt nähert sich besonders dieser Hymnus in vielen Stellen der Einfachheit der Prosa. Behaupten will ich jedoch nur, der Sinn müsse dieser seyn. Mißfällt das *ἀνέξουσ'*, so muß ich anderen überlassen, das Bessere zu finden. — Warum der Sinn gerade so ausgedrückt worden, warum nicht geradezu: sie werden Frieden halten, ist begreiflich. Denn Friede, Ruhe sind negative Begriffe, insofern unpoetisch; indem aber Krieg und Schlacht, das Positive, gesetzt und verneint werden, wird der Ausdruck poetisch.

Ich bemerke noch, daß zu der ganzen Stelle verglichen werden könnte Hesiods *Ἔργα καὶ ἡμέρ.* 118. 119, wo von dem zweiten silbernen Menschengeschlecht gesagt ist:

ὕβριν γὰρ ἀτάσθαλον οὐκ ἐδύναντο
Ἀλλήλων ἀπέχειν —

„nicht abhalten voneinander (unterlassen gegen einander) konnten sie frevelnden Trotz". Man könnte daher auch dort statt des vorgeschlagenen *ἀνέξουσ'* an *ἀπέξουσ'* denken, wenn nicht die Präposition *ἀπό* auch dort wie hier den Genitivus Personae forderte, also *ἀλλήλων* statt *ἐν ἀλλήλοισιν*. Ließe sich dieß rechtfertigen, so würde die Hesiodische Stelle freilich sehr für *ἀπέξουσ'* sprechen.

Ueber die arabischen Namen des Dionysos [1].

Die Veranlassung zu den nachfolgenden Bemerkungen gibt mir die Stelle des Herodot (III, 8), in welcher er von den Arabiern sagt: „Sie halten allein den Dionysos und die Urania für Götter. Den Dionysos nennen sie Urotal, die Urania aber Alilat". Ich glaube diese Stelle sogleich mit einer zweiten (I, 131) in Verbindung bringen zu müssen, wo Herodot zwar von den Persern spricht, aber gelegenheitlich derselben wieder der Verehrung erwähnt, welche die Arabier der Urania erweisen. Von den Persern sagt er: „Bildsäulen, Tempel und Altäre sind ihnen ungebräuchlich. Ja sie strafen die, welche solche errichten, und zwar, wie ich glaube, weil sie nicht wie die Hellenen die Götter unter menschlicher Gestalt sich vorstellen. Dem Zeus (d. h. ihrem höchsten Gott) pflegen sie auf den höchsten Berggipfeln zu opfern, indem sie den gesammten Himmelsumlauf (die gesammte himmlische Bewegung, τὸν πάντα κύκλον τοῦ οὐρανοῦ) Zeus nennen. Sie bringen ihre Opfer der Sonne, dem Mond, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Wenigstens opferten sie anfänglich nur diesen. Dazu aber lernten sie von den Assyriern und den Arabiern auch der Urania opfern, die sie (die Perser) Mitra nennen. Die Assyrier nennen sie Mylitta, und die Arabier Alitta".

Ohne jetzt auf tiefere Untersuchungen mich einzulassen, zu welchen diese beiden Stellen reichliche Veranlassung gäben, ist es bloß meine

[1] Abgedruckt im zweiten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. D. H.

Absicht, mich mit der Erklärung der Namen zu beschäftigen, welche in diesen Stellen erwähnt werden. Da diese Namen solche sind, welche die Arabier ihren zwei allein verehrten Gottheiten beilegten, so kann wenigstens die Sprache nicht zweifelhaft seyn, aus der sie genommen sind. Namen arabischer Gottheiten werden auch der arabischen Sprache angehören; ihre Etymologie ist also in dieser Sprache zu suchen.

Ich beschäftige mich zuerst mit dem Namen Alilat. Es war lange Zeit gewöhnlich, in allen Gottheiten nur Sonne und Mond zu sehen. Unstreitig hat diese beliebte Sonnen- und Mond-Hypothese Veranlassung gegeben, daß, soviel mir bekannt, zuerst Joseph Scaliger den Namen Alilat aus dem arabischen هلال erklären wollte. Allein das arabische Hilal bedeutet nicht den Mond schlechthin, sondern nur den Neumond, wie auch das Verbum هَلَّ (apparuit, splendere coepit) eben vom Neumond gebraucht wird. Wäre ferner die Alilat nur wieder der Mond, so müßte in der von den Persern handelnden Stelle auch die Mitra, welche für einerlei mit der arabischen weiblichen Gottheit ausgegeben wird, nur der Mond seyn, wie es denn freilich Erklärer gegeben hat, die in der Mitra auch nur den Mond sehen wollten. Allein welcher Sinn oder Zusammenhang wäre alsdann in der Stelle des Herodot, der von den Persern sagt: „sie haben zuerst nur den gesammten Himmel als höchsten Gott, dann Sonne und Mond verehret"; hierauf aber fortfährt: „Dazu (mithin später und als etwas neu Hinzugekommenes) haben sie aber auch die Mitra verehren lernen (ἐπιμεμαθήκασι)". Offenbar ist sowohl die Mitra, als eben darum auch die mit ihr verglichene Alilat der Arabier eine bereits mythologische Gottheit. Andere Erklärungen, die versucht wurden, übergehe ich, kann aber nicht umhin, meine Verwunderung zu äußern, daß die natürlichste und von selbst sich darbietende übersehen worden, vielleicht nur der falsch accentuirten Aussprache wegen. Spricht man Al-ilat, so ist klar, daß Al nichts anderes als der arabische Artikel ist; ilat aber ist das Femininum vom arabischen Ilah, Elah, Gott. Arabisch würde der Name Alilahat lauten, die Göttin (die Göttin schlechthin, weil die Arabier außer ihr keine andere kannten). Im Griechischen, das keine Aspiration in der

Mitte des Wortes kennt, konnte Al-ilahat nicht anders ausgedrückt werden als durch *ἀλιλάτ* — Durch diese Erklärung erhält das Wort noch eine andere Merkwürdigkeit, indem man sieht, daß Herodot das ה punctatum dieses Feminini wirklich als T hörte.

Soviel von dem arabischen Namen der Urania. Ich gehe nun zu dem Namen des Dionysos über. Nach der seit Wesseling angenommenen Lesart lautet er: *Οὐροτάλ*. Schweighäuser hat *Ὀροτάλ*, was in einigen Ausgaben früher sich fand und auch eine Handschrift hat. Wesseling, der in den beiden Gottheiten auch nur Sonne und Mond sehen will, sagt: in *Οὐροτάλ* manifesto Hebraeorum et Arabum אור, lumen, lux; allein Wesseling irrt sich, wenn er glaubt, im Arabischen habe das Wort אור die Bedeutung lux wie im Hebräischen. Die zweite Sylbe tal hat Reiske erklärt durch Umbra; der ganze Name also wäre Lux et Umbra; Reiske meint, der Name enthalte die ganze Theologie der Araber und des Orients gleichsam in nuce. „Lux illorum in disciplina boni origo, umbra mali“. Wesseling bemerkt aber schon: ex bono et malo eidem Numini cognomen impingere, incongrui quidquam habet. Auch ist jene Lehre von Licht und Finsterniß den Arabiern ganz fremd. Bochart findet ein ohngefähr gleichlautendes arabisches Wort, das pinguis bedeutet; das, meint er, passe auf Bacchus sehr gut! Von solchen Nebenvorstellungen haben aber die Völker ihre Götternamen nicht gebildet. Weit eher läßt sich Pocockes Erklärung hören; er meint, man sollte Ulotal oder Olotal lesen; dann wäre der Name das gewöhnliche اللّٰه, تعلي, Deus excelsus, supremus. Ich hätte gegen diese Erklärung nichts einzuwenden, wenn mir die Bezeichnung für eine so bestimmte Persönlichkeit als Dionysos nicht zu allgemein schiene.

Vor allem nun glaube ich, ist die richtige Lesart festzustellen. Vor Wesseling nämlich stand in den meisten Ausgaben nicht *Οὐροτάλ*, sondern *Οὐροτάλτ*. Wesseling wenigstens sagt: vulgo *Οὐροτάλτ*. Diese Lesart hat außer der Mehrzahl der Ausgaben auch noch die Mehrzahl der Handschriften für sich. Wesseling meint, das taw sey von dem folgenden *τήν* (*δὲ Οὐρανίην*) herüber gekommen. Aber weit wahr-

ſcheinlicher iſt, daß es von dem gleich folgenden τ in τήν verſchlungen worden. Eine Bodleyaniſche Ausgabe, die Pococke am Rand der hieher bezüglichen Stelle ſeines Specimen hist. arab. anführt, hat ſogar Οὐροτάλατ, und ich geſtehe, daß ich ſehr geneigt bin, dieß für die richtige Lesart zu halten. Indeß bin ich ſchon mit Οὐροτάλτ zufrieden.

Nach hergeſtellter Vollſtändigkeit des Namens glaube ich nun, es ſey nicht ſchwer in dem αλατ der Bodleyaniſchen Handſchrift, oder, geleitet durch dieſe, in dem zuſammengezogenen αλτ wieder das Femininum von Allah, Gott — Allat, die Göttin — zu erkennen. Wie im Mascul. Allah, ſtatt Al-Ilah, ſo kann auch im Femininum der Artikel mit dem Hauptwort zuſammengezogen werden. Dieſes Femininum kann griechiſch nicht anders als allat (bei ſchneller Ausſprache alt) lauten. Urotalt oder Urotalat iſt alſo ein zuſammengeſetztes Wort. Angenommen, daß der letzte Theil richtig erklärt iſt, ſo kann der erſte Theil, Urot, gemäß der Conſtruktionsweiſe der arabiſchen Sprache, mit alat nur in statu constructo ſtehen. Letzteres alſo kann nur im Genitiv gedacht werden. Wie könnten wir nun die Lücke vor . . . Deae beſſer ausfüllen als mit progenies, filius? — Wie läßt ſich dieß aber arabiſch denken? — Ich will nicht wie Pococke darauf antragen, daß man οὐλοτάλτ leſe; in dieſem Fall wäre der Sinn, progenies, soboles Deae, ganz klar; ولد von وَلَدَ, peperit, heißt partus, soboles. Ich meine aber, wer die häufige Verwechslung von R und L, ſelbſt in Eigennamen, kennt, und wie alle Völker, die Griechen beſonders, ausländiſche Namen ſich bequemer, mundgerechter machen, wird zugeben, daß auch Urot-Allat als Ulod-Allat erklärt werden dürfe.

Dieſe Erklärung gewährt den Vortheil, daß alsdann in der Bezeichnung zugleich das Verhältniß von Mutter und Sohn, in welchem ſich die Arabier ihre zwei einzig verehrten Gottheiten, die Urania und den Dionyſos, gedacht haben, ausgedrückt iſt, ein Verhältniß, das ſodann fernere, für den Begriff dieſer Gottheiten folgenreiche Schlüſſe erlaubt. Nur hört Urotalt ebenſo wie früher Alilat auf, Nomen proprium zu ſeyn, wofür beide Namen bis jetzt angeſehen wurden. Man könnte vielleicht einwenden, warum nicht auch hier das gewöhnliche Ibn

ſtatt des ſeltenen Wuld oder Wulod (das im Griechiſchen nicht wohl anders als *οὐλόδ* lauten konnte) geſetzt iſt. Es ließe ſich antworten: eben weil Ibn gemein und in menſchlichen Namen gewöhnlich iſt, wird es bei einer Gottheit nicht angewendet. Ich bemerke jedoch, daß auch für menſchliche Namen im Arabiſchen der Gebrauch dieſes Wortes wenigſtens nicht ganz ungewöhnlich iſt. Niebuhr in ſeiner arabiſchen Reiſebeſchreibung führt mehrere Familiennamen maronitiſcher Prinzen an, die mit Ulod ebenſo zuſammengeſetzt ſind wie die gewöhnlichen mit Ibn, und wie Herr Jakſon bemerkt im Journ. asiat. T. V, p. 115 und folg.: le terme Wold est invariablement employé dans les noms propres des Chelews, comme Ibn dans les noms propres des Arabes. Die Chelews ſind ein Stamm der weſtlichen Araber, arabiſch redende Einwohner der Barbarei.

Sollte es nun gelungen ſeyn, den Namen *οὐροτάλτ* auf dieſe Art richtig zu erklären, ſo gehe ich zu dem Namen fort, den Herodot der arabiſchen Urania in der andern Stelle gibt, wo von den Perſern die Rede iſt. Dieſer lautet Alitta. Vorausgeſetzt nun, daß die Göttin als Mutter des Dionyſos gedacht werde, erhält die Erklärung, welche ſchon Selden von Alitta gegeben, eine große Wahrſcheinlichkeit. Alitta wäre nach derſelben وَالِدَة, die Gebärerin.

Es iſt für die Geſchichte der Dionyſos-Idee eine große Merkwürdigkeit, daß ſie Herodot zuerſt bei den Arabiern findet, bei einem Volk, welches jenem älteſten Monotheismus, der nur Ein Princip, nämlich das große Princip der Natur (des Himmels und der Erde) verehrte, noch am nächſten, nur zwei Gottheiten ſtatt der Einen erkannte, die Urania, den weiblich gewordenen Uranos, und den Dionyſos als den im Verhältniß zu ihr geiſtigen Gott. Unſtreitig iſt dieſer Dualismus (wo ſich der Polytheismus noch auf zwei Gottheiten, eine weibliche und eine männliche beſchränkt) das eigentliche Zwiſchenglied zwiſchen jenem älteſten Monotheismus (den ich freilich nur in einem relativen Sinn ſo nennen kann) und dem ſpäteren entſchiedenen Polytheismus. — Wenn Voß den Herodot, der in dem ägyptiſchen Oſiris den griechiſchen Dionyſos erkennt, als einen von ägyptiſchen Pfaffen

beſchwatzten, hinters Licht geführten Fabler behandelt, ſo hätte er billig auch von arabiſchen Pfaffen ſprechen ſollen, die den Gott, den ſie Ulodalat nannten, dem Herodot als Dionyſos einredeten. Aber von arabiſchen Pfaffen läßt ſich freilich weniger plauſibel als von ägyptiſchen reden.

Nachdem es nun aber eine unzweifelhafte Thatſache iſt, daß der Dionyſos zuerſt den Arabiern bekannt war, ſo entſteht natürlich die Frage, ob nicht auch andere Namen deſſelben Gottes arabiſch ſeyn mögen. Von einem dieſer Namen iſt dieß ſogar hiſtoriſch bezeugt. Heſychios unter dem Worte *Δουσάρης* ſagt: dieß ſey der Name des Dionyſos bei den Arabern.

Eben dieß ſagt Stephanus Byzantinus. Schon Pococke hat den Namen aus dem Arabiſchen abzuleiten geſucht. Er hält ihn für einen zuſammengeſetzten und erklärt die erſte Sylbe aus dem arabiſchen ذو (das aber in der Bulgärſprache wie Du lautet) Dominus; in *σαρης* will er den Namen einer arabiſchen Stadt Schri ſehen. Was den erſten Theil der Erklärung betrifft, ſo iſt ſie zu natürlich und das arabiſche Du wird zu häufig in Zuſammenſetzungen gebraucht, als daß man an ihrer Richtigkeit zweifeln könnte. Ueber den zweiten Theil der Erklärung kann man zweifelhafter ſeyn. Das arabiſche Du wird nicht bloß mit Gegenſtänden des phyſiſchen Beſitzes, z. B. einem Lande, einer Stadt u. ſ. w., ſondern, ebenſo wie das hebräiſche בעל, auch mit geiſtigen und moraliſchen Gegenſtänden verbunden; z. B., Dominus consilii heißt einer, der Rath weiß, daher ein Rath (im perſönlichen Sinn), ein Rathsherr. Ich glaube alſo vorſchlagen zu dürfen, den Namen zu erklären als ذو الزّرع (ſprich: Du-Ssari), Herr, d. h. Beſitzer, und daher auch Geber des Saatkorns, des Samens. Bekanntlich wird Dionyſos überall neben Demeter als Einſetzer des Ackerbaus angeſehen. Von Oſiris, dem ägyptiſchen Dionyſos, bezeugen es die Attribute, die ihm in Bildern beigelegt werden, ebenſo wie die bekannten Verſe des Tibull:

Primus aratra manu sollerti fecit Osiris, etc.

Von den übrigen Namen des Dionyſos iſt es zwar nicht hiſtoriſch

bezeugt, daß sie unter den arabischen Völkern selbst gebräuchlich waren. Da aber einmal unwidersprechlich Arabien das Geburtsland des Dionysos ist, so darf man wenigstens für möglich halten, daß auch andere Namen, insbesondere solche, für die es in andern Sprachen, und namentlich in der griechischen, keine mögliche oder wenigstens keine befriedigende Etymologie gibt, — daß auch diese arabischen Ursprungs seyen. Schon Pococke hat dieß mit mehreren versucht. Es ist wohl kein Zweifel, daß der Name Bacchos, ebenso wie der spätere Iacchos, durch den Laut irgend eines Festrufs entstanden sey. Ein solcher, der mit dem Namen *Βάκχος* übereinkäme, findet sich aber im Griechischen nicht, wohl aber, wie Pococke gezeigt hat, im Arabischen, da باخ, Bach, eben so viel ist als Euge, Io, so daß in dem Ruf Io-Bacche beides, der arabische und der griechische Laut, beisammen wäre.

Den Namen Dionysos erklärt ebenfalls Pococke schon aus dem bereits erwähnten Du, und aus dem Namen der Stadt Nysa, als Dominus Nysae, denn im arabischen Nysa sollte der Gott geboren seyn. Schon Diodor von Sicilien leitet den Namen Dionysos von der Stadt Nysa her. Herr Dr. Paulus hat sich in einer Recension der Heidelberger Jahrbücher viele (großentheils überflüssige) Mühe gegeben, Etymologien aus dem Hebräischen, deren Urheber es an Kenntniß selbst der ersten Regeln der hebräischen Grammatik fehlte, zu widerlegen. In dieser Recension macht er den Vorschlag: Dionysos aus dem arabischen Di (Dominus) — Di lautet aber das Wort nie im Nominativ — und aus dem arabischen anison, sanft, zahm, menschlich, zu erklären. Herr Dr. Paulus trägt zwar die Vermuthung nur scherzweise vor; vielleicht hat es jedoch der gelehrte Mann im Scherz besser als sonst wohl zuweilen im Ernst getroffen; ich gestehe, daß ein Zusammenhang des Namens mit אנוש, Mensch, mir schon immer wahrscheinlich war; der Herr oder Gott des Menschen (des wahrhaft menschlichen Lebens, nach dem *θηριωδῶς ζῆν* der frühern Zeit) ist der wahre Charakter des wohlthätigen Gottes.

Ein anderer, von griechischen Schriftstellern, aber nicht als griechischer, sondern als thrakischer erwähnter Name des Gottes ist Bassareus.

Creuzer meint, der Name komme von der Baſſara, dem bunten Gewand aſiatiſcher Bacchuspriester und des Gottes ſelbſt her. Sylveſtre de Sacy, in den Anmerkungen zu Sainte-Croix Histoire des mystères du Pagan., meint: umgekehrt wäre natürlicher, den Namen des Gewandes von dem Gott herzuleiten, der es trug. Er ſelbſt wundert ſich, daß man nicht an die idumäiſche Stadt Bostra gedacht habe. Wenn aber Bassareus nichts weiter bedeutete als den Gott von Bostra, ſo war er für die Natur des Gottes ganz unbedeutend und eigentlich ein völlig inhaltloſer. Verlangte man alſo eine bezeichnendere Etymologie, ſo würde ich an das arabiſche Verbum بشر erinnern, das, mit dem Accuſativ der Perſon conſtruirt, ſo viel heißt als laeto nuncio exhilaravit; davon בְּשׂוֹרָה, fröhliche Botſchaft, was im Arabiſchen überhaupt für Evangelium geſetzt wird, ſo wie ein von demſelben Wort gebildetes Subſtantivum in den Stellen der Propheten gebraucht wird, wo von den Boten, die Friede verkündigen, Gutes predigen, „Heil verkünden", die Rede iſt. Als eine Art von Evangelium, als eine fröhliche Botſchaft wurde aber auch die Einſetzung des Dionyſos — er ſelbſt wurde als ein Σωτήρ, als ein Heiland, gedacht, der vom früheren thierähnlichen, ſtumpfen, ſinnloſen Leben die Menſchen erlöst. Daß der Zuſtand vor oder ohne Dionyſos als ein ſchlimmer, trauriger, der mit Dionyſos gekommene als ein beſſerer, ſittlicherer gedacht wurde, erhellt auch aus den Worten, die der Eingeweihte in den Myſterien ſprach: ἔφυγον κακόν, εὗρον ἄμεινον, ich bin dem Böſen entflohen, ich habe das Gute gefunden.

Doch, wie geſagt, die letzten Erklärungen, die ſich auf Namen beziehen, welche nicht hiſtoriſch als arabiſche bekannt ſind, gebe ich bloß als Möglichkeiten oder Vermuthungen, auf die ich keinen weiteren Werth lege, als den man ihnen freiwillig zugeſtehen will [1].

[1] Man vergl. zu dieſer Abhandlung die Philoſophie der Mythologie, 2te Abth., Bd. 2, S. 255—257. D. H.

Ueber das Alter kyklopischer Bauwerke in Griechenland [1].

Bekanntlich hat J. H. Voß viele Mühe sich gegeben, um manche Vorstellungen, die man in hellenische Urzeiten zurück- und schon im Homerischen Zeitalter voraus gesetzt hatte, tiefer herab zu setzen und als Erfindungen oder Erzeugnisse einer späteren Zeit darzustellen. Wie weit ihm dieses anderwärts gelungen, ist hier um so weniger der Ort zu untersuchen, als es dabei vor allem darauf ankommen möchte, ob man den Fortgang der hellenischen Bildung überhaupt als einen bloß mechanischen sich vorstellt, wobei nämlich das Spätere zu dem Früheren nur zufällig hinzukommt, oder als einen organischen, wobei von Anfang bis zu Ende alles mit einer gewissen Nothwendigkeit aus einem ersten Keim sich entwickelt, in welchem eben darum auch das später Hervortretende schon enthalten seyn mußte. Da Voß auf diesen Unterschied nicht geachtet hat, und überall nur ein atomistisches Nacheinanderentstehen voraussetzt, ein organischer Entwicklungsgang der oben bezeichneten Art aber von der andern Seite ebensowenig allgemein anerkannt ist, so kann bis zur Entscheidung jener Vorfrage der von Voß angeregte Streit füglich auf sich beruhen.

Nach Voß indeß haben Schüler und Nachtreter desselben sein Verfahren auch auf andere Gegenstände der Alterthumsforschung angewendet, die einer speciellern Entscheidung fähig sind; namentlich hat ein solcher Voßischer Schüler schon vor einigen Jahren die Behauptung aufgestellt, die sogenannten kyklopischen Bauwerke seyen durchaus nachhomerisch, der homerischen Zeit völlig unbekannt. Nicht als ob

[1] Abgedruckt im dritten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. D. H.

man den großentheils nur seichten Gründen eines solchen Kritikers, der, wie es scheint, noch nicht allzulange die Schulbänke verlassen hatte, ein Gewicht beilegte, sondern weil diese Erörterung eine Gelegenheit geben wird, über einen an sich interessanten Gegenstand der Alterthumsforschung einiges bis jetzt nicht Bemerkte hervorzuheben, bitte ich, der Klasse heute über das Alter der kyklopischen Bauwerke in Griechenland einiges vorlegen zu dürfen.

Eine nothwendige und unumgängliche Vorfrage aber scheint diese: wer die Kyklopen sind, die als Baumeister jener mit Erstaunen erwähnten Werke genannt werden? Diese Werke sind, wie bekannt, theils unterirdische: Labyrinthe, Grottenwerke, ähnlich den indischen in Felsen ausgehöhlten Tempeln; theils oberirdische, in kolossalen Massen, entweder aus unbehauenen ungeheuren Steinen ohne Cement aufgethürmte, oder aus unregelmäßigen Polygonen zusammengefügte Bauten.

In der Theogonie des Hesiodos sind die Kyklopen bekanntlich Söhne des Uranos, welche aber der Vater gleich nach der Geburt wieder in die Tiefen der Gaia einschließt, daß sie das Licht nicht sehen. Erst ein nachfolgender Gott, Zeus, befreit sie, und erhält dagegen von ihnen den Blitz und den Donner, mit denen er die Titanen bezwingt. Die Kyklopen gehören also durch ihre Geburt einer früheren, ja der ältesten Zeit an; da aber diese frühere Zeit sie nicht zum Daseyn kommen läßt, so erhalten sie die doppelte Stellung, gegen die frühere, in Opposition mit ihr, gegen die spätere, ihr behülflich und dienstlich zu seyn, aber im bloßen Verhältniß untergeordneter Werkzeuge, indem sie dem jetzt herrschenden Gott im Kampf gegen die Mächte der früheren Zeit beistehen. So in der Theogonie des Hesiodos. In der Odyssee dagegen sind die Kyklopen ein menschenähnliches, aber noch Göttern vergleichbares Geschlecht, das jedoch über die Götter der späteren, milderen Zeit sich hinaussetzt, und so als einer früheren angehörig sich verkündet. Aber eben dieses Geschlecht, dem übermenschliche Stärke beiwohnt, hat in der Odyssee bereits weitausgehöhlte Felsen oder Felsengrotten zu seinem Wohnort, nicht bloß natürliche, wie es scheint, sondern wohl zum Theil schon durch Kunst erweiterte und bearbeitete.

Das Epitheton γλαφυρός, das in der Odyssee (2, 20 und anderwärts) von der Höhle des Polyphemos gebraucht wird, bedeutet zwar nicht nothwendig künstlich Ausgehöhltes, wie in γλαφυρὴ ναῦς, und mag zuweilen auch von bloß natürlich Ausgehöhltem gebraucht werden; aber die Beschreibung der Höhle des Polyphemos und ihrer verschiedenen Abtheilungen deutet doch auf menschliche Nachhülfe.

So hätten wir denn, was meines Wissens bis jetzt nicht bemerkt ist, in der Odyssee schon Grotten und Felsenhöhlen als kyklopische Werke, und wenigstens von Kyklopen-Werken in diesem Sinn war bereits in der homerischen Zeit die Rede. Die nähere Charakteristik dieses kyklopischen Menschengeschlechts ist in dem neunten Gesang der Odyssee von V. 105 bis 115 gegeben; eine Stelle, welche Voß folgendermaßen übersetzt:

Also steurten wir fürder hinweg, schwermüthiges Herzens.
Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerst', und edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern.

Auch hier, wie anderwärts, hat Voß durch seine übertriebenen Ausdrücke zum Theil einen falschen Sinn in die Worte gebracht. Unter ungesetzlichen Frevlern, das für ὑπερφίαλοι ἀθέμιστοι gesetzt wird, könnte man auch Menschen sich vorstellen, die vorhandenen Gesetzen frevelhaft Hohn sprechen; ἀθέμιστοι sind aber solche, die noch gar nicht unter Gesetzen, die außer aller bürgerlichen Gesellschaft und Verbindung leben, wie der nachfolgende Vers hinlänglich erläutert: „Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des

Volkes", *Τοῖσιν δ' οὔτ' ἀγοραὶ βουληφόροι οὔτε θέμιστες. Ἀθέμιστοι* heißen sie, weil sie noch keinem Gesetz unterworfen sind, sondern, wie es später heißt, jeder nach Willkür Weiber und Kinder allein richtet, und niemand des anderen achtet, d. h. jeder in seinem Hause waltet, ohne durch ein gemeinschaftliches Gesetz einem andern verpflichtet oder nur überhaupt verbunden zu seyn. Das Wort *ὑπερφίαλοι* aber bedeutet ebenfalls nicht gerade Frevler, sondern nur Uebermüthige, wie auch die Freier der Penelope genannt werden, ja Odyss. 21, 289 sich selbst dieses Prädicat geben. Also überhaupt sind die homerischen Kyklopen ein wildes Geschlecht, durch bloß materielle Ueberkraft ausgezeichnet, *ὑπέρβιον ἦτορ ἔχοντες*, wie sie in der Theogonie (v. 139) genannt werden, ohne Verfassung und bürgerliches Gesetz wie ohne Ackerbau lebend, zwar kundig der Früchte des Feldes, doch ohne sie zu pflegen, und nach Patriarchenart über die Ihrigen herrschend und unbeschränkt waltend. Wir sehen in ihnen mit Einem Wort ein eben auf dem ersten Uebergang zu Ackerbau und bürgerlicher Gesellschaft begriffenes Menschengeschlecht, gleichsam einen Zwischenzustand zwischen dem völlig wilden und blind herumschweifenden, dem Ackerbau und festen Wohnsitzen völlig fremden Leben des ältesten Geschlechts, und einem schon zu festen Wohnsitzen und zum Gebrauch der Feldfrüchte sich hinneigenden Zustand.

Eine ähnliche Stellung ist den Kyklopen durch ihr Verhältniß zu den Göttern gegeben. Die glückseligen Phäaken, von denen im Anfang des sechsten Buches der Odyssee erzählt ist, daß sie einst nahe den übergewaltigen Kyklopen gewohnt haben, die als mächtiger an Stärke stets sie angefallen und endlich zur Auswanderung genöthigt haben, diese Phäaken rühmen von sich (Od. 7, 201):

Immer von Alters her erscheinen uns sichtbare Götter,
Wenn wir fromm sie ehren mit heiligen Festhekatomben,
Sitzen an unserem Mahl, und essen mit uns wie ein andrer.
Oftmals auch, wenn einsam ein Wanderer ihnen begegnet,
Offenbaren sie sich, denn wir sind ihnen so nahe
Als die Kyklopen oder das wilde Geschlecht der Giganten.

Hier werden also die Kyklopen als den Göttern noch nahe dargestellt, wie auch die Giganten seyen. Nicht ihrer Gesinnung wegen (dieß zeigt die Erwähnung der Giganten), sondern weil sie noch einer höheren Zeit, einer andern Ordnung der Dinge als der gegenwärtigen des schon schwächeren Menschengeschlechts angehören. Aus diesem Grunde heißen sie auch ἀντίθεοι, wie jene Männer, mit denen Nestor noch gelebt und in Gemeinschaft gekämpft zu haben sich rühmt, und von denen er erzählt, daß keiner der Menschen, wie sie jetzt leben, mit einem derselben zu kämpfen vermocht hätte. Das gesittigte, durch Gesetze gebeugte und gezähmte Menschengeschlecht ist dem Homer so neu, daß noch Nestor sich rühmt, ein ganz anderes Menschengeschlecht gesehen zu haben [1]. Weil in den Kyklopen, wie in den Giganten, noch die erste wilde Naturkraft ungebeugt und ungebrochen lebt, darum sind sie, im Verhältniß zu dem späteren Menschengeschlechte, noch den Göttern vergleichbar. Aber obschon jener wilden Zeit angehörig, leben sie doch in der späteren und müssen die Macht der späteren, mit Zeus entstandenen Götter erkennen, wie denn die andern Kyklopen dem von Odysseus geblendeten Polyphemos zurufen [2]: wenn Niemand — kein Mensch — ihn beleidigt habe, so sey ihm nicht zu helfen, denn Krankheit von Zeus, dem erhabenen, vermöge kein Mittel zu wenden. Aber nur mit Widerstreben erkennen sie diese Uebermacht, wie Poseidon selbst, der Vater des Polyphemos, seinen Unmuth über dieselbe ausläßt; ja sie rühmen sich, dieser Götter nicht zu achten, wie Polyphemos dem Odysseus entgegnet [3]:

Thöricht bist du, o Fremdling, wenn anders von ferne du herkommst,
Daß du die Götter zu scheu'n mich ermahnst und die Rache der Götter.
Nichts ja gilt den Kyklopen der Donnerer Zeus Kronion,
Noch die seligen Götter, denn weit vortrefflicher sind wir.

So nämlich scheinen sie sich, weil Zeus der Gott einer, nach ihrer Meinung, schon schwächer gewordenen und gleichsam herabgekommenen Zeit ist.

[1] Il. 1, 260 ff.
[2] Od. 9, 409 ff.
[3] Od. 9, 273 ff.

Beginnt nun für das helleniſche Bewußtſeyn erſt mit Zeus die eigentlich geſchichtliche Zeit, ſo wird es auch von dieſer Seite nicht unbegründet erſcheinen, wenn ich ausſpreche: die Kyklopen ſind eine Perſonification der noch in die geſchichtliche Zeit hineinragenden vorgeſchichtlichen, welche nämlich Homer überall noch in ſehr geringer Entfernung von ſich ſieht.

Nachdem nun ſo die Bedeutung der Kyklopen ſelbſt als eines relativ vorgeſchichtlichen Geſchlechts feſtgeſtellt iſt, könnte wohl nicht mehr daran gezweifelt werden, daß in den Vorſtellungen der Hellenen auch kyklopiſche Werke als vorgeſchichtliche gedacht wurden, und zwar beſtimmt als ſolche, die in den Uebergang zur geſchichtlichen Zeit gehörten. Dieſer Uebergang iſt mythologiſch der Uebergang von Kronos zu Zeus, hiſtoriſch der Uebergang von dem Vorhelleniſchen zum eigentlich Helleniſchen. Ungeſucht ſtimmt hiemit überein, daß jenes vorhelleniſche Geſchlecht der Pelasger, von welchen eben, wie Herodot[1] ſagt, die Hellenen (nämlich als ſolche) ſich losriſſen, auch Tyrrhener und Tyrſener in Griechenland wie in Etrurien genannt wird, offenbar von den Mauern, Burgen und Befeſtigungen, die ihm zugeſchrieben wurden (*τύρρις*, lat. turris, und *τύρσις* oder *τύρσος*, Burg, Thurm, nämlich Mauerthurm, alſo Zinne, überhaupt Befeſtigungswerk). Dieſe Mauern und Zinnen ſehen wir ja auch in der Mauerkrone der Kybele, welche die den Uebergang von Kronos zu Zeus vermittelnde weibliche Gottheit iſt. So ſehr war mit dem Begriff des Kronos oder des noch nicht überwundenen Kroniſchen dieſe Vorſtellung verbunden, daß Pindar in der bekannten Stelle ſelbſt den unſichtbar gewordenen, entſchwundenen Kronos in einer Burg ſich zu denken ſcheint, wohin auch die Frommen nach dem Tode wandeln. Eben hieher gehört, was Diodorus Siculus anführt: bis auf ſeine Zeit (*μέχρι τοῦ νῦν χρόνου*) werden in Sikelien und den gegen Abend liegenden Ländern (wohin auch die Kyklopen verſetzt wurden) viele der erhöhten und mit Burgen und Mauern befeſtigten Orte *κρόνια* genannt[2]. Eine Schlacht

[1] I, 56. 57. cf. Dion. Halic. I, 25. 26.
[2] L. III, c. 61.

zwiſchen den Karthagern und Dionyſios, worin nach einem unmittelbar vorhergegangnen Sieg die Sikeler eine große Niederlage erleiden [1], hatte bei einem ſolchen Kronion ſtatt. Auch in Elis übrigens wird unter den befeſtigten Städten ein Kronion genannt [2], und Dionyſios von Halic. erwähnt (I, 34) eines *Κρόνιος ὄχθος* in Italien. Doch all' dieſes bis jetzt Angeführte iſt nur überzeugend für die, welche überhaupt in dem griechiſchen Alterthum Zuſammenhang ſehen. Aber Voßiſche Schüler verlangen, daß kyklopiſche Werke in der homeriſchen Zeit genannt ſeyen, wörtlich wollen ſie dieſe vor ſich ſehen.

Verſuchen wir nun auch dieſes nachzuweiſen. Heſiodos freilich iſt ſelbſt nachhomeriſch. In dem Sinn, wie unſer College Thierſch dieß in Sprache und Wortformen nachgewieſen (Abh. in den Denkſchriften von 1809) werden wir dieß zugeben. Aber welchen Unterſchied der Zeit man auch zwiſchen Homeros und Heſiodos Gedichten ſtatuiren möge, ſelbſt ein Voßiſcher Zögling wird nicht behaupten wollen, die kyklopiſchen Bauwerke ſeyen gerade in der Zeit zwiſchen Homeros und Heſiodos entſtanden.

Nun führt Heſiodos, der die Kyklopen als Uranos-Söhne in ſeine Götter-Genealogie einführt, von ihnen als bezeichnend an [3]: Stärke und Kraft, und *μηχανὰς ἐπ' ἔργοις*.

Ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις.

Das Wort *μηχαναί* iſt in dieſer Stelle von allen Auslegern durch Ränke, liſtige Anſchläge, erklärt; demgemäß müßten dann unter den *ἔργοις* Handlungen, Thaten verſtanden werden, und zwar müßten es nach homeriſchem Sprachgebrauch Kriegsthaten ſeyn. Allein als kriegeriſch werden die Kyklopen ſonſt eben nicht vorgeſtellt; ihre einzige That in ſolchem Sinn iſt der Beiſtand, den ſie Zeus gegen die Titanen leiſten. Aber das Auszeichnende der Kyklopen in dieſem Kampf iſt nicht Liſt oder Feinheit; nicht durch Ränke oder liſtige Anſchläge, ſondern vielmehr durch blinde Stärke, maſſive Gewalt, ſind ſie dabei wirkſam. *Ἔργον* im homeriſchen und ander-

[1] L. XV, c. 16.
[2] L. XV, c. 77.
[3] v. 146.

weitigen Sprachgebrauch bedeutet aber nicht bloß die That, sondern auch das Gemachte, das Hervorgebrachte selbst, eben so wie unser deutsches „Werk" oder „Arbeit", wie das so oft vorkommende ἔργα Ἡφαίστου, Werke des Hephästos, beweist, oder die Stelle des Pausanias, wo die Mauer von Tiryns beschrieben wird[1]: τὸ δὴ τεῖχος κυκλώπων μέν ἐστιν ἔργον. Versteht man nun aber unter ἔργοις die Werke der Kyklopen in diesem Sinn, wie man denn nicht umhin kann, das Wort so zu verstehen, so enthält der Vers:

Ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις

eine so wahre und deutliche Beschreibung der kyklopischen Bauwerke, daß, wer nur einmal darauf aufmerksam geworden, wohl nicht mehr daran zweifeln kann, es sey bei Hesiodos von denselben wirklich die Rede. Die μηχαναί, die ihnen zugeschrieben werden, sind alsdann wirkliche artis commenta, mechanische, technische Geschicklichkeiten, dergleichen dieses frühere Menschengeschlecht allerdings besitzen mußte, wenn z. B. die eben erwähnte Beschreibung des Pausanias richtig ist, welche sagt: die Mauer (von Tiryns) ist aus rohen Steinen gemacht, wobei jeder Stein eine solche Größe hat, daß auch der kleinste davon mit Hülfe eines Jochs Zugthiere nicht von der Stelle gerückt werden könnte.

Der richtig verstandene Vers des Hesiodos enthält nach dieser Erklärung gleichsam eine Vorausandeutung oder Vorherverkündigung der späteren Funktion der Kyklopen, wo sie als Baumeister jener kolossalen Werke in die menschliche Geschichte eingreifen. Die scheinbare Differenz zwischen den Kyklopen des Hesiodos und Homeros würde sich nämlich überhaupt auf folgende Art wohl ausgleichen. Indem Hesiodos zwar ihre erste Erzeugung in die Uranoszeit zurücksetzt, übrigens aber sie nicht eher ans Licht und zur Wirkung kommen läßt als mit Zeus, und zwar nicht mit dem, der die Weltherrschaft schon erlangt hat, sondern der sich ihres Beistandes zur Erlangung derselben bedient, giebt ihnen Hesiodos im Grunde dieselbe Stellung zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit, die ihnen durch die Charakteristik bei Homer angewiesen ist.

[1] L. II, c. 2, 25, §. 8.

Eben darum aber, weil sie bestimmt sind, mit Zeus in die geschichtliche Zeit überzugehen, schreibt ihnen Hesiodos, der sie in der angeführten Stelle nur als erst künftige, in einer künftigen Zeit hervortreten sollende Persönlichkeiten erwähnt, auch schon Eigenschaften und Fertigkeiten für ihre künftigen Arbeiten zu. „Sie hatten (sagt er wörtlich) Stärke und Kraft und Geschicklichkeiten (*μηχαναί*) oder kunstreiche Fertigkeiten für Werke oder zu Werken (versteht sich, wegen des vorhergegangnen *μηχαναί*, zu mechanischen oder künstlichen Werken), nicht zu Werken in der Gegenwart, in der Zeit, in welcher sie Hesiodos erwähnt, in der Uranoszeit, sondern für Werke in einer künftigen Zeit, denn den von Uranos Verborgenen und unwirksam Erhaltenen können als solchen keine *ἔργα* zugeschrieben werden. Die von Hesiodos gemeinten Werke müssen also zukünftige seyn, und *ἐπ' ἔργοις* muß so, nämlich zu Werken, übersetzt werden, wie es denn dem Sprachgebrauch gemäß auch so übersetzt werden kann. Il. IX, 482 heißt ein spätgeborner Sohn *τηλύγετος πολλοῖσιν ἐπὶ κτεάτεσσι*, spät erzeugt zu vielen Reichthümern, d. h. um einst große Reichthümer zu erben; wie auch sonst häufig, selbst bei prosaischen Schriftstellern *ἐπί* mit dem Dativ eine Beziehung auf Zukünftiges ausdrückt.

Demgemäß hätten wir also eine deutliche Anspielung auf kyklopische Werke dem Zeitalter des Hesiodos vindicirt. Aber man sagt: wenigstens Homer selbst wisse nichts von ihnen, erwähne sie nicht. Wie ungereimt nun dieß ist, wird aus folgendem ganz Einfachen erhellen. Keine griechische Stadt ist durch kyklopische Mauern so berühmt als Tiryns; diese Mauern standen noch zu Pausanias Zeit, als die Stadt selbst längst in Trümmer gesunken war. Nun heißt Tiryns bei Homer[1] *τίρυνς τειχιόεσσα*, die mauerdichte Tiryns (wie *οὐρανὸς ἀστερόεις*, der sternendichte Himmel). Daß dieses Beiwort die Eigenthümlichkeit kyklopischer Mauern ausdrückt, wird man wohl zugeben. Homer bildet auch andere Epitheta von *τεῖχος*; aber *τειχιόεσσα* heißt außer Tiryns nur noch Gortyn auf Kreta[2]. Jedenfalls zeigt das Beiwort, daß

[1] Il. 2, 559.
[2] Il. 2, 646.

Tiryns schon zu Homers Zeit eine mauernberühmte Stadt war, denn Homer wählt seine Beiwörter nicht nach Willkür oder Zufall. Was werden nun die Klüglinge thun, die Herren, welche die kyklopischen Mauern unter die homerische Zeit herabsetzen? Werden sie annehmen, die Stadt habe zweimal und beidemal ausgezeichnet mächtige und dicke Mauern erhalten, einmal vor Homer, und dann noch einmal nach dessen Zeit — die kyklopischen? Gut wäre, wenn sie zugleich erklärten, wann und bei welcher Gelegenheit jene ersten, dem Homer bekannten Mauern zerstört worden. — Es ist also, ganz einfach, falsch, daß Homer keine kyklopischen Mauern gekannt habe; wahr aber ist, daß er sie eben nicht besonders und ausdrücklich hervorhebt, noch sie kyklopisch nennt. Jener Umstand läßt sich indeß aus der Eigenthümlichkeit der homerischen Poesie ganz wohl begreifen. In einem abgelebten Zeitalter, wie das des Pausanias, mochte ein solcher Archäolog wohl in das Bedauern ausbrechen, daß die Hellenen ihre einheimischen Dinge weniger bewundern als die ausländischen, wie die berühmtesten Geschichtschreiber die Pyramiden der Aegypter aufs genaueste schildern, aber von dem Schatzhaus des Minyas und den Mauern von Tiryns nur ganz kurze Erwähnung gethan haben, die beide doch keine geringeren Wunder seyen als jene.[1] Aber die homerische Poesie ist ganz der Gegenwart und der neuen Zeit zugewendet, die sich vor ihren Augen so eben aufgethan zu haben scheint. Alles glänzt in ihr gleichsam von Neuheit. Den Dichter zieht auch dieses neue Leben ganz besonders an; mit Lust gedenkt er jener schönen, wohlangelegten, volkwimmelnden und heiteren Städte, die er nicht müde wird, zwar nur im Vorbeigehn, gleichsam auf den Wellen seines Gesanges vorüberfahrend, mit den reizendsten Beiwörtern zu begrüßen (wie oft kommt nur das *εὐκτίμενον πτολίεθρον* vor, das von Ilios wie von Athenä gebraucht wird, oder das Epitheton *ἐρατεινή*, die anmuthsvolle, liebliche; z. B. von Ilios, Maionia, Emathia, Scheria und andern Städten, *εὐναιετάωσα*, von wohlbevölkerten Städten)[2].

[1] L. IX, c. 36, §. 5.

[2] Vgl. Philosophie der Offenbarung (Mysterienlehre), 2te Abth., Bd. 3, S. 428, vgl. mit 2te Abth., Bd. 2, S. 648. D. H.

Bei jenen alten, düstern, mit kyklopischem Bauwerk umgebenen und fest ummauerten Städten zu verweilen, ist aber nicht in seiner Art; diese Mauern sind für ihn bloß Alterthümer, und eben, daß er sie nicht unmittelbar erwähnt, beweiset, daß sie für seine Zeit, die ganz andere Dinge und Werke sah, wahre Alterthümer waren.

Doch hören wir nun die Gründe, mit welchen diese Nestlinge der Voßischen Schule die nachhomerische Entstehung der kyklopischen Werke haben beweisen wollen. Gewähren sie nicht eben Belehrung, so werden sie doch zu einigem Ergötzen dienen, und nebenbei zeigen, was alles Schüler- und Knabenhaftes in unserer Zeit sich vordrängt.

1) „Solche Baue verlangen wegen der mannigfachen Bedingungen, die sie voraussetzen, eine vorgeschrittene Cultur, welche im geraden Gegensatz mit den rohen Anfängen des pelasgischen Lebens steht".

Man muß annehmen (und noch deutlicher zeigt es ein folgendes Argument), dieser gelehrten Jugend fehle jede Vorstellung von kyklopischen Bauwerken. Ihr scheinen sie höchst kunstreiche Bauten zu seyn, während sie zwar eine in den Augen des späteren Menschengeschlechtes übermenschliche Kraft, nichts weniger aber als eine ausgebildete Kunst anzeigen, wie sie in Zeiten einer weit „vorgeschrittenen Cultur" gefunden wird. Aber nichts in irgend einer Art Großes soll sich „mit den dürftigen, nichtssagenden Anfängen der Menschheit" (Voßische Worte) vertragen. Richtiger wäre, zu sagen: mit den dürftigen, nichtssagenden Ansichten dieser Anfänge. Diesen Ansichten liegt nämlich stets der bloß verneinende Begriff des Anfangs zu Grunde, wonach dieser das bloße Nichtseyn dessen ist, was in der Folge hervortritt. Wenn aber der Anfang selbst nichts ist, oder nichts enthält, wie kann aus diesem Nichts Etwas werden? — Dieser Denkweise gemäß unterscheiden sich die Zeiten bloß durch ein Mehr oder Weniger der Cultur, wonach also für die erste Zeit natürlich nur ein Minimum, das als ein Nichts sich betrachten läßt, übrig bleibt. Es ist aber nicht ein bloßes Mehr oder Weniger desselben Princips, das die Zeiten unterscheidet, sondern es ist ein ganz anderes Princip, das z. B. in der vorgeschichtlichen, ein anderes, das in der geschichtlichen waltet. Die Ausbildung

des herrschenden Princips kann aber in verschiedenen Zeiten eine ganz gleiche seyn. Mit dem bloßen Begriff mehr oder weniger cultivirter Zeiten ist also gar nichts anzufangen; nach diesem müßte die Zeit des Homer eine weniger cultivirte heißen als die des Aeschylos oder Pindar, und dennoch wird jeder zugeben, daß die Ilias und die Odyssee ein Werk sind, dessen gleichen keine folgende Zeit wieder hervorgebracht hat, noch hervorbringen wird, wenigstens nicht anders als etwa im Uebergang zu einem neuen bis jetzt ungeahndeten Weltalter. Danach würde man also berechtigt seyn, ebensowohl das Zeitalter des Homer ein größeres zu nennen als das Zeitalter des Aeschylos oder Sophokles. Das Wahre ist, daß sie zwei ganz verschiedene sind, nicht eines mehr, das andere weniger groß, sondern beide gleich groß, aber jedes in seiner, völlig verschiedenen Art.

2) (Zweites Argument). „Die wirklich alten Baue, von denen wir Kenntniß haben, und die uns auch von den ältesten Schriftstellern als höchst bewundernswürdig, als Götterwerke gepriesen werden, haben nichts Kyklopisches an sich, und waren keineswegs unverwüstlich".

Man sieht wohl, was dieser Einwurf im Auge hat. Die Mauer, welche Poseidon und Apollon um Ilios gezogen haben, ist allerdings ein Götterwerk, und der Einwender meint, weil von Göttern gebaut, müsse sie in den Augen Homers auch nothwendig ein urzeitlicher Bau seyn, vor dem er sich keinen älteren denken könne. Ob dem nun so sey, wollen wir aus der Stelle im 7. Buch der Ilias[1] beurtheilen. Dort schauen sämmtliche um Zeus vereinigte Götter das große Werk der Achäer, die Mauer, welche sie zur Abwehr der gegen die Schiffe anstürmenden Troer aufführen, mit Staunen an:

Οἱ δὲ θεοὶ πὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἀστεροπητῇ
Θηεῦντο μέγα ἔργον Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων.

Poseidon aber gibt seinen Verdruß zu erkennen, daß dieses Werk der Achäer berühmt seyn werde, soweit das Tageslicht strahle, während man jener Mauer vergessen werde, die er und Phöbos Apollon einst

[1] V. 443 ff.

um die Stadt des Laomedon mit großer Arbeit gebaut haben. Hieraus erhellt wohl unwiderſprechlich, daß die von den Göttern um Ilios gezogene Mauer zwar immer ein bewundernswerthes, aber doch nur ein von Menſchen der geſchichtlichen Zeit erreichbares, ja übertreffliches Werk iſt. Man überlegt gewöhnlich nicht, daß die Götter Homers ſelbſt nur jüngere und menſchenartige Götter ſind, die eine übermenſchliche Vergangenheit hinter ſich haben. Nicht dieſer übermenſchlichen Zeit gehört die von Poſeidon und Apollon gebaute Mauer an, ſie wird von Homer ſelbſt ſchon als ein Werk der menſchlichen geſchichtlichen Zeit betrachtet, und gehört alſo nicht zu den wirklich alten Bauen in dem Sinn, daß die kyklopiſchen gegen ſie jünger ſeyn müßten. — Der kenntnißreiche Schüler ſieht die kyklopiſchen Mauern als Wunderwerke der Kunſt an, und will aus dieſem Grunde dem vorhomeriſchen und homeriſchen Zeitalter ſo Herrliches nicht zugeſtehen. Das homeriſche Zeitalter, ſagt er, baut keine andern als hinfällige, leicht erklimmbare und zerſtörbare Mauern. Die Mauer von Ilios hält Andromache für erſteiglich an Einer Stelle (Il. 6, 433); Herakles (der freilich noch anderes vermag) erſtürmt ſie wirklich (Il. 5, 638, 648); Patroklos erklimmt ſie. Drei und zwanzig Städte erſtürmt der einzige Achilleus (Il. 9, 328 seq.). Weiter werden alle die Städte, die bis zur homeriſchen Zeit in Griechenland erobert und verwüſtet worden, auf Voßiſche Art aus Homer compilirt, Thebe am Plakos (Il. 1, 366. 2, 691. 6, 416. 16, 154), Lesbos (9, 665 ff.), Pedaſos (20, 92), Tenedos (11, 625), Lyrneſos (2, 690. 19, 60. 20, 92. 191 seq.) u. ſ. w. Die Herzählung ſoll beweiſen, daß es vor der homeriſchen Zeit keine kyklopiſchen Mauern in Griechenland gab. Das Argument ſetzt voraus: wenn kyklopiſche Mauern vor Homer exiſtirt hätten, ſo müßten alle Städte Griechenlands (auch der Inſeln und Kleinaſiens) ſolche gehabt haben. Anerkannt iſt indeß, daß kyklopiſche Mauern und Bauwerke in Griechenland nichts Allgemeines, ſondern überall nur eine partielle Erſcheinung waren. Am beſten, wenn Tiryns ſelbſt unter jenen Städten ſtünde. Doch auch dieß bewieſe nichts gegen das Vorhomeriſche ſeiner Mauern, denn ohnerachtet derſelben iſt ſpäter Tiryns von den Argivern eingenommen und zerſtört

worden, so sehr, daß die Einwohner nach Argos versetzt wurden, wenn gleich die Mauern unverwüstlich, und zu Pausanias Zeiten das einzige Ueberbleibsel der Stadt (τὸ τεῖχος μόνον τῶν ἐρειπίων λείπεται [1]) waren, wie sie denn bis auf diesen Tag noch stehen. Gleiches geschah Mykene, das ebenfalls die Argiver (angeblich bald nach dem persischen Krieg) angriffen; denn da sie die kyklopischen Mauern nicht überwältigen konnten, nöthigten sie die Einwohner durch Hunger zur Uebergabe [2]. Die oben aufgehäuften Beispiele beweisen gerade, daß die spätere Befestigungsweise eine ganz andere war als die kyklopische; kyklopische Mauern führten selbst die homerischen Götter nicht mehr auf.

3) (Drittes Argument). „Würde Homer die Wunderwerke der Baukunst mit Stillschweigen übergangen haben, da er die hinfälligen Mauern Trojas, der Achäer und Thebens so laut preiset?"

Daß er die Mauern Trojas, die der Achäer und der andern von Helden der Ilias eroberten Städte erwähnt, gehört zu der Geschichte, die er erzählt. Die kyklopischen Mauern zu preisen, war in seinen Gedichten keine Veranlassung. Künstliche, für die homerische Zeit bewundernswerthe Mauern waren eben die Mauern von Troja und andern Städten; aber jene, wenn auch erstaunenswerthen, doch mehr von Kraft als von Kunst zeugenden, lagen außer der geschichtlichen Zeit, die wir überall bei Homer in ihrem vollen Entstehen erblicken, und der allein er seine ganze Theilnahme zuwendet. Eben daß er die kyklopischen Werke nirgends ausdrücklich erwähnt, beweiset, daß sie für ihn etwas völlig Veraltetes, mit der von ihm dargestellten Zeit gar nicht Zusammenhangendes, also ganz Vorgeschichtliches waren.

4) (Viertes Argument). „Bedeutende Bauwerke anderer Völker fallen nicht in die Urgeschichte. Wann wurde der jüdische Tempel gebaut? Zu Abrahams oder zu Salomons Zeiten? — Wann entstanden unsere Dome und Kaufhäuser? Zu Hermanns Zeiten oder im Mittelalter?"

[1] L. II, c. 25, §. 8. coll. c. 17, §. 5.

[2] L. VII, c. 25, §. 6. Zu Pausanias Zeit war außer andern Theilen des Umfangs auch noch der Thurm mit den Löwen übrig, der noch heutzutage steht. L. II, c. 16, §. 5.

In Bezug auf solches Gefasel kann man 1) bemerken, daß niemand die Kyklopen für ein Volk erklärt hat; daß sie insofern auch hinsichtlich ihrer Bauwerke nicht mit andern Völkern zu vergleichen sind. Sie sind eine vorübergehende Erscheinung und bezeichnen nur ein Moment, einen Uebergangszustand des noch nicht geschiedenen, aber in der Scheidung zu Völkern begriffenen Menschengeschlechts. Am deutlichsten erhellt dieß wohl aus der schon angeführten Stelle im Anfang des 6. Buchs der Odyssee. Dort[1] wird erzählt, wie die Phäaken einst in der weitgebreiteten Hypereia nahe den Kyklopen gewohnt haben, die sie immerwährend plünderten. Hierauf habe sie Nausithoos nach Scheria (damals noch) fern von Menschen verpflanzt, um die Stadt eine Mauer geführt, Häuser gebaut, Tempel den Göttern errichtet und die Felder vertheilt (ἐδάσσατ' ἀρούρας). Hier erscheinen die Kyklopen als räuberische Nomaden, aus deren Nähe die Phäaken sich entfernen, um innerhalb einer durch Mauern gesicherten Stadt ein bürgerliches, auf getheilten Besitz begründetes Leben zu führen. Kyklopen kennen weder Städte noch abgegrenzten Besitz; ihre Mauern sind ursprünglich nicht Städte-Mauern (wie eben darum die Mauern, welche die Phäaken in Scheria ziehen, nicht Kyklopen-Mauern). Letztere sind ursprünglich Befestigungen, im freien Felde gegen Incursionen anderer noch wilder Nomaden aufgeführt und als Sammelplätze den Herumschweifenden und noch unstät Lebenden dienend. In der Stelle der Odyssee sieht man gleichsam die zum geordneten bürgerlichen Leben Uebergehenden von den wild umherschweifenden Kyklopen sich ausscheiden, und wie diese den ersten Anfängen bürgerlicher Vereinigung noch sich feindselig entgegenstellen. Indessen waren ja diese kyklopischen Befestigungen, der Natur der Sache nach, selbst unvermeidlich Anfänge zu festen Wohnsitzen, und so in der Folge zu Städten.

2) Durch die angestellten Vergleiche wird die Vorstellung vollends deutlich, die sich der wohlunterrichtete Voßische Schüler von kyklopischen Werken erworben. Er hält sie für Bauten, vergleichbar a) dem prächtigen, in allen seinen Theilen höchst kunstvollen Salomonischen Tempel.

[1] V. 4 ff.

Aber eben, weil Gebäude wie der jüdische Tempel den vollkommen entwickelten Zeiten eines Volkes eigenthümlich sind, können Werke wie die kyklopischen nicht einer schon pracht- und kunstvolle Paläste kennenden Zeit wie die homerische, noch weniger aber können sie einer nachhomerischen zugeschrieben werden. Sie sind nur in einer vorgeschichtlichen Zeit möglich. Eine richtigere Vorstellung hätte Vergleiche für sie weiter zurück gesucht, etwa bei dem Thurm von Babel, oder, wie Pausanias, bei den Pyramiden Aegyptens, oder vielleicht bei den בָּמוֹת des A. T. b) Ein zweiter Vergleich sind unsere mittelalterlichen Dome und Kaufhäuser. Unter den Domen sind wohl die sogenannten gothischen gemeint. Alles an diesen verkündet die besonnenste Kunst und Geschicklichkeit; an den kyklopischen Bauwerken läßt sich nur eine blinde, als Instinkt wirkende Kunst, und eben so nur eine gleichsam instinktartige Technik erkennen. Die schweren, unbeholfenen, undurchsichtigen und undurchdringlichen Massen der kyklopischen Bauwerke stellt unser Wohlunterrichteter zusammen mit den leichten, zierlichen, vielfach durchbrochenen und gleichsam durchsichtigen Werken der gothischen Architektur, die sich zum Gesetz gemacht, zu dem kühnsten, schwungvoll gen Himmel aufsteigenden Bau so wenig als möglich Stoff zu verwenden, um das ungeheure Phantom eines gleichsam geistigen, von der Materie befreiten Gebäudes in die Luft zu stellen. In der ganzen unendlichen Masse von Vergleichungen, die bei Mangel an Kenntniß und Beurtheilungskraft etwa möglich sind, hätte sich nichts Entlegeneres, ja Entgegengesetzteres auffinden lassen als kyklopische Baue und gothische Dome.

Auf die Kaufhäuser des Mittelalters führte vielleicht, daß die Schatzhäuser des Minyas und Atreus gelegenheitlich kyklopischer Bauwerke erwähnt zu werden pflegen. Indessen hat ein Schatzhaus, das so unzugänglich als möglich gemacht wird, mit einem Kaufhaus kaum etwas gemein, das, wie schon der Name zeigt, nicht bloß zur Aufbewahrung, sondern vorzüglich auch zu Kauf und Verkauf, also auf lebhaften Verkehr, eingerichtet ist. Der Thesauros des Minyas war ein oberirdisches Gebäude, rund, in eine sehr geringe Spitze ausgehend. Pausanias nennt dieses Haus allerdings neben den Mauern von Tiryns als eines

der Wunder Griechenlands[1], von dem er außerdem bemerkt, daß es keinem der andern weder in Griechenland noch anderwärts nachstehe[2]. Ohne ausdrücklich zu sagen, es sey ein Werk kyklopischer Baumeister, zeigt doch schon jene Zusammenstellung, daß es, wie kyklopische Baue, ein durch Verbindung kolossaler Massen imponirendes Gebäude war. Die Schatzkammern des Atreus und seiner Söhne zu Mykene waren unterirdische Gemächer (*ὑπόγαια οἰκοδομήματα*)[3]. Ob sie mit den berühmten, als kyklopisch bekannten Mauern der Stadt gleichzeitig waren, ob und wie sie mit ihnen zusammenhingen, sagt Pausanias nicht. Von dem Schatzhaus des Minyas ist gesagt, es sey gebaut worden, um Schätze aufzunehmen[4]; die unterirdischen Kammern zu Mykene könnten auch bloß zu Schatzkammern verwendet worden seyn. Wie dem sey, — daß jener Thesauros dem Minyas, diese Schatzkammern dem Atreus zugeschrieben wurden, beweiset, daß Griechenland kyklopische Bauten nicht in die Zeit nach Homer versetzte.

Indem ich hier meine Bemerkungen abbreche, erlaube ich mir nur noch hinzuzufügen, daß ich mich dabei bloß an die Quellen gehalten habe, indem mir die Zeit nicht verstattet hat, weder die gelegenheitlichen Bemerkungen neuerer Schriftsteller über kyklopische Baukunst noch die Angaben der Reisebeschreiber über noch vorhandene Trümmer derselben zu vergleichen[5].

[1] L. IX, c. 36, §. 5.
[2] L. IX, c. 38, §. 2.
[3] L. II, c. 16, §. 6.
[4] L. IX, c. 36, §. 4.
[5] Man vergleiche zu dieser Abhandlung die Einleitung in die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Band I, S. 117. D. H.

Reden in den öffentlichen Sitzungen

der

Akademie der Wissenschaften in München.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Antrittsrede als Vorstand der Akademie der Wissenschaften

am 25. August 1827.[1]

Höchstzuverehrende Versammlung!

Zum erstenmal seit ihrer Wiederbegründung, am Geburtstage des Königs, dem sie ihre neue Einrichtung verdankt, ist die Akademie feierlich versammelt.

Womit sonst wohl diese öffentlichen Sitzungen am schicklichsten eröffnet werden, Berichterstattungen über die jüngsten Begebnisse und die neuesten wissenschaftlichen Leistungen, findet dießmal nicht statt, denn es ist eine gewissermaßen neue, unter neuen Formen wieder anfangende Akademie, welche heute die Freunde der Wissenschaften um sich vereiniget.

Was zunächst übrig bliebe, Auseinandersetzung des Werths einer Akademie, entweder überhaupt oder für Bayern insbesondere, käme in jeder Ausführung zu spät, in einem Lande, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das erste im südlichen Deutschland — gewiß nicht durch zufällige Anregungen oder eine unüberlegte Nachahmungssucht gereizt, sondern durch ein lebhaft gefühltes Bedürfniß bewogen, eine Akademie der Wissenschaften gegründet hat, die von drei aufeinanderfolgenden, durch milde Weisheit, menschenfreundliche Huld und hohen Geist ausgezeichnete Regenten ihres Schutzes und immer steigender Begünstigungen gewürdiget worden.

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

Nicht weniger ist anzunehmen, daß in dieser ehrwürdigen Versammlung niemand sich befinde, der nicht durch die wiederholten, bei verschiedenen Anlässen, unter uns und anderwärts stattgehabten Erörterungen über Zweck und Bedeutung einer Akademie sich hinlänglich aufgeklärt fühlte, und wenn, Gemeinplätze zu vermeiden, die erste Regel für die öffentlichen Aeußerungen einer Akademie seyn soll, so möchte sich zu einer Einleitung der heutigen Feier wohl überhaupt kein angemessenerer Inhalt finden als eben die neue Stellung der Akademie selbst, ihre großentheils glücklich veränderten Verhältnisse, die wir billig suchen sollen, zunächst uns selbst, aber auch dem Publikum deutlich zu machen, dem wohl manche Bestimmungen minder bedeutend scheinen möchten als denen, die in den früheren Verhältnissen gelebt und ihre Folgen empfunden haben.

Denn so könnte es manchem als etwas Gleichgültiges, andern sogar als eine Schmälerung des Wirkungskreises und der Vorrechte der Akademie erscheinen, daß sie — ohne in dem Gebrauch der zu ihren Arbeiten nothwendigen Sammlungen und Anstalten im mindesten eingeschränkt zu seyn — gleichwohl aufgehört hat eine Verwaltungsbehörde derselben vorzustellen.

Wenn aber außer einer ansehnlichen Bibliothek zahlreiche und wohlversehene Sammlungen anderer Art, also auch eine schon bestehende und geordnete Verwaltung derselben, zu den Voraussetzungen einer Akademie gehören, so kann sie nicht die solche Anstalten erst ordnende und erschaffende Behörde seyn, ohne den höheren Beruf, Akademie der Wissenschaften zu seyn, mit dem geringern zu vertauschen, eine Akademie der Wissenschaften möglich zu machen.

In den Verhältnissen, unter welchen die neuere Akademie entstand, war es freilich wohl ein natürlicher Gedanke, ihr die oberste Aufsicht über die theils vorhandenen theils erst zu erschaffenden Anstalten zu ertheilen, wurde sie gleich dadurch nicht sowohl eine Akademie als die Voranstalt zu einer solchen. Wenigstens aber hatte die so gestellte keine Ursache, sich als besonderer, sie über alle andern, auch die berühmtesten Akademien erhebender Auszeichnung einer Sache zu rühmen, die für sie eigentlich mehr ein Gegenstand des Bedauerns seyn mußte, nämlich

Anstalten, die sie vor sich finden sollte, theils in einem schwankenden, unvollendeten Zustand übernehmen, theils selbst erst begründen zu müssen, noch konnte sie als hochehrendes Vertrauen eine Bestimmung preisen, die ihre hauptsächliche Thätigkeit für die Hülfsmittel in Anspruch nahm.

Die Art also, wie jener Gedanke ergriffen wurde, ließ nur zu bald die Richtung ahnden, welche die Akademie nehmen mußte, indem das Mittel sich zum Zweck erhob; so wie die Spaltung, die unvermeidlich in sie selbst kam, wenn jedes mit einer Verwaltung beauftragte Mitglied sich gleichsam für etwas Besseres und Vornehmeres hielt als das einfache, nur für die Wissenschaft selbst thätige und arbeitende; vorauszusehen war ein ängstlicher Geschäftsgang, indem über den umständlichen Anstalten zum Wissen das Wissen selbst, oder, wie früher ein verehrungswerthes Mitglied sich ausgedrückt hat, über den untergeordneten Beruf, Hervorgebrachtes zu erhalten, der höhere und eigentliche vergessen wurde, selbst Erhaltungswürdiges hervorzubringen.

Wer daher nicht etwa die Würde einer Akademie der Wissenschaften nach ihrer größern oder geringern Aehnlichkeit mit einer Verwaltungsbehörde, ihre Thätigkeit nach der Anzahl von Berichten, die sie erstattete, Befehle, die sie empfing, Weisungen, die sie ertheilte, zu bemessen sich gewöhnt hatte, der wünschte längst, die Akademie von dieser — wenn auch inzwischen durch die allmählichen Fortschritte der Anstalten selbst — verminderten Last entbunden zu sehen; denn es kam nicht auf das Mehr oder Weniger des Geschäfts, so wenig als auf bloß veränderte Formen, sondern vor allem darauf an, der Akademie ihre rein wissenschaftliche Würde und Bestimmung wieder zu geben, und keine Möglichkeit übrig zu lassen, sich als Mitglied derselben durch andere als rein wissenschaftliche Leistungen geltend zu machen.

Dieß ließ sich aber nur durch eine völlige Trennung bewerkstelligen, die nun noch überdieß durch das neue Verhältniß geboten wurde, das für die wissenschaftlichen Sammlungen durch die Ankunft der Universität entstand. Denn von nun an sollten und mußten die bei weitem meisten derselben nicht mehr den Mitgliedern der Akademie allein, sondern ebensowohl denen der Universität, und diesen zwar nicht bloß als Forschungs-,

sondern zugleich als Unterrichtsmittel, demnach zur freiesten und unbeschränktesten Benutzung, dienen. Dieser Gebrauch konnte nicht eine Vergünstigung seyn, welche die hohe Schule von der Akademie zu erbitten hatte; er mußte ein Recht seyn. Also konnte die Verwaltung nicht mehr einseitig bei der Akademie, sie mußte — unabhängig von beiden, zwischen beide gestellt, und einer von beiden unabhängigen Behörde übertragen werden.

Ob nun bei dieser Einrichtung, ebenso wie die Akademie, auch die Sammlungen selbst gewinnen werden, dieß wird freilich, wie alles andere, am besten die Zeit lehren. Hoffen wir wenigstens, daß nie ein Wetteifer von Planen entstehen wird, in dem der verwickelteste den Preis davon trägt; daß nie wieder mit großen Kosten und unsäglicher Arbeit ein Plan verfolgt werde, den man nach Jahren vergeblicher Anstrengung aufzugeben sich genöthigt sieht. Rechnen wir darauf, daß die Männer, denen künftig nur das persönliche Vertrauen des Regenten die Verwaltung so kostbarer Schätze überträgt, selbständiger sich bewegen, freier der eignen Einsicht folgen werden, wenn sie nicht mehr von einer Commission abhängig sind, die nur zu oft aus sehr verschiedenartigen Mitgliedern zusammengesetzt seyn mußte, wie ich mich erinnere, daß in der für das Antiquarium vorgeschriebenen geraume Zeit ein Mann Platz genommen, dem niemand eine Kenntniß der griechischen Sprache, oder irgend eine Bildung des Urtheils oder Geschmacks, die einen vertrauten Umgang mit Werken des Alterthums voraussetzte, zuzuschreiben veranlaßt war. Zählen wir von der andern Seite darauf, daß nach anderweitigen Erfahrungen in jedem möglichen Fall die allgemeine, zur Erhaltung so herrlicher Sammlungen, auf welche die Nation mit Recht stolz ist, nöthige Ordnung sicherer durch die Aufsicht eines einzigen Mannes als durch die einer Commission verbürgt werde.

Doch, nach einmal ausgesprochener Trennung ist diese Frage kein Gegenstand unsrer Untersuchung. Uns ist die Verfügung, durch welche — nicht die Sammlungen unabhängig von der Akademie, sondern umgekehrt diese frei und unabhängig von den Sammlungen geworden, nur wichtig in dem Betracht, als durch sie zum erstenmal die Akademie für

würdig erkannt worden, bloß um ihrer selbst willen da zu seyn, da sie lange schon nur um der Sammlungen willen da zu seyn scheinen konnte, ehe sie jenen tiefsten Stand der Erniedrigung, dessen sie nach so vielen Abwechslungen fähig schien, wirklich erreicht hatte, nur noch um der Sammlungen willen Gnade zu finden, etwa wie wenn erklärt würde, daß die Archive nicht mehr des Staats wegen, sondern der Staat nur noch der Archive wegen daseyn solle, nämlich um diese fortschreitend zu vermehren und unversehrt zu erhalten.

Es wäre Unrecht sich wegen dieser — Organisation können wir nicht sagen, wohl aber — Desorganisation der Akademie als solcher an irgend eine Behörde oder überhaupt an Personen außer der Akademie halten zu wollen. Die Wahrheit erfordert zu gestehen, daß die Ansicht, aus welcher jener Plan hervorging, Gelegenheit gefunden hatte, sich in die Akademie selbst einzuschleichen, und daß der wahre Urheber jener jetzt so laut verworfenen Einrichtung ein Mitglied der Akademie selbst war. Wenn nun durch die Befreiung von fremdartigen Geschäften die Akademie zum erstenmal gleichsam das Recht erlangt hat, sie selbst zu seyn, so ist ihr durch eben diese allein auch die vollkommene Ausübung jenes Rechts gesichert, ohne das sich keine Selbständigkeit denken läßt, des Rechts, durch eigne, freie Wahl sich selbst zu ergänzen. So lange die vom Staat ausgehende Ernennung zum Vorsteher einer Sammlung die Ernennung zum Mitglied der Akademie in sich schließt, wird diese in Ansehung des größten Theils ihrer Mitglieder vom Staat abhängig, wie hinwiederum dieser, wenn er den Zwecken der Akademie einige Rücksicht schenkt, leicht in der Wahl des Mannes, dem er so wichtige Schätze anvertrauen soll, sich beengt fühlen kann; denn hier darf nicht wissenschaftliche Auszeichnung allein, so groß auch immer das Gewicht ist, das sie in die Wagschale legt, es müssen noch andere, Vertrauen einflößende Eigenschaften, strenge Ordnungsliebe, unermüdlicher, auch mechanische Arbeiten nicht scheuender Fleiß, und nicht nur über allen Zweifel erhabene, sondern bis aufs Kleinste sich erstreckende Rechtlichkeit entscheiden.

Um die Freiheit ihrer Wahl zu erhalten, muß die Akademie jedes

Zusammentreffen vermeiden, in das sie bei Gelegenheit derselben mit dem Staat gerathen könnte.

Denn wenn ihr nicht die Befugniß zusteht, welche die Natur jedem organischen Wesen ertheilt hat, Ungleichartiges und Unvereinbares abzustoßen, Gleichartiges und Uebereinstimmendes anzuziehen, so wird sie nie ein Körper werden, den Ein Geist — und darum überhaupt ein Geist beseelt. Denn nicht einmal über gewisse Grundsätze kann sie dann sich verstehen, über eine Norm ihres Verfahrens, deren beständige und in allen Fällen gleiche Beobachtung ihr die innere und äußere Haltung gewährt, ohne die es keine Achtung für sie gibt.

Denn gleichwie unter einzelnen Menschen doch am Ende nur der Mann von Charakter wahre Freunde sich erwirbt, und selbst im Fall allgemeiner Mißbilligung nicht zugleich aller Achtung verlustig geht: so ist eine völlige Charakterlosigkeit diejenige Eigenschaft, welche, einmal wahrgenommen, einer Akademie alle Theilnahme und unwiederbringlich jene Achtung entzieht, deren sie vielleicht mehr als jede andere Anstalt bedürftig ist. Denn wenn sie nicht dahin gelangt, allgemein als das höchste Ziel eines edeln und rühmlichen Ehrgeizes betrachtet zu werden, so darf sie nicht hoffen, je wahrhaft national zu werden.

Umsonst wäre, sich verbergen zu wollen, daß es der neueren Akademie nicht gelang, jene wahre und wünschenswerthe Theilnahme der Nation sich zu erwerben, nach der sie offenbar strebte; unwürdig zugleich wäre es der gegenwärtigen Stellung der Akademie, darüber nicht mit Offenheit zu reden. Nach allem, was geschehen, muß sie als erstes Recht ansprechen, über ihre Lage und ihre Verhältnisse sich mit Freiheit zu äußern, und derjenige, dem das ehrenvolle Vertrauen seiner Collegen das erste Wort in dieser Versammlung gegönnt, hat die doppelte Pflicht, diesem Rechte nichts zu vergeben, wenn er überzeugt ist, nur die ungeschminkte, ungefälschte Wahrheit in allen ihren öffentlichen Aeußerungen könne die Akademie in den Besitz der zu jedem Erfolg nothwendigen Achtung setzen und in demselben erhalten.

Wer möchte in den Forderungen, welche das Publikum an die frühere Akademie machte, gern etwas anderes als jene ausnehmende

Lernbegierde erkennen, welche das bayrische Volk vor vielen andern so ganz besonders auszeichnet? Auch war die Nation durch die alte Akademie gewöhnt, eine solche Forderung zu machen. Denn diese, oder wenigstens die ersten Urheber derselben, — Männer, deren reines, uneigennütziges Wollen in jeder zukünftigen Zeit die dankbarste Anerkennung finden wird, — diese also hatten die Nation wirklich unterrichtet, die Kunde der ersten bessern Erzeugnisse der neu aufstrebenden deutschen Literatur und eine Menge schätzbarer, nützlicher Kenntnisse in weite Kreise verbreitet.

Aber ihre Bemühungen selbst und die rastlos fortschreitende Zeit hatten die Nation über das Bedürfniß eines solchen unmittelbaren Unterrichts hinausgeführt, und wenn man in einer Zeit, wo alle für Ackerbau, Kunst und Gewerbe nützlichen Erfindungen durch landwirthschaftliche und polytechnische Vereine, Zeitschriften und öffentliche Blätter jeder Art mit ungewöhnlicher Schnelligkeit allgemein bekannt werden, wenn man in einer solchen Zeit die neue, mit viel reichern und größern Mitteln ausgestattete Akademie wieder auf das Letzte, auf Mittheilung und Verbreitung für das Leben, wie man sagt, Nutzen versprechender Erfindungen anweisen wollte: so war dieß ebenso viel als sie anweisen, das Ueberflüssige zu thun und so weit sich selbst als überflüssig darzustellen.

In der glücklich-engen Zeit, welche die erste Akademie vor sich fand, konnte sie sich auf das für Bayern unmittelbar Nützliche und Nothwendige beschränken; nachdem aber alle größeren Völker Deutschlands, und unter diesen nicht zuletzt das bayrische durch die Auflösung der alten und die Einführung neuer, großentheils dem Ausland nachgeahmter Formen und Verfassungen aus der stillen, gleichsam häuslichen Beschränktheit heraus, und durch den Lauf der Ereignisse selbst auf die allgemeine Weltbühne gestellt waren; als es nicht mehr darauf ankam, eine starre Abgeschlossenheit zu behaupten, sondern durch Theilnahme an den allgemeinen alle gebildeten Völker beschäftigenden Forschungen sich jener Stellung würdig zu zeigen: da konnte, da durfte eine neu gegründete bayrische Akademie der Wissenschaften nicht mehr Gegenstände von bloß provincieller oder beschränkt-nationaler — sie konnte nur Gegen-

ſtände von allgemein-menſchlicher und überall gleich anerkannter Wichtigkeit ihrer Forſchungen werth achten, und dieſen Standpunkt hatte ihr die erſte Verfaſſung angewieſen, an der noch Männer von überlegener Einſicht und allgemein gebildetem Geiſt Theil hatten.

Darf man nun wohl annehmen, daß es ſolche Forderungen waren, die das Publikum an die Akademie machte, daß die Nation Leiſtungen verlangte, die — nicht ihr unmittelbares, häusliches Bedürfniß, ſondern ein gewiſſes Nationalgefühl gegenüber von andern Völkern befriedigen ſollten? In dieſem Fall mußte ſie, um das rechte Maß dieſer Erwartungen zu finden, vor allem die gegebenen Mittel mit den gemachten Forderungen vergleichen. Zwar die Verfaſſungsurkunde ſetzte voraus, daß „durch vereinte Kräfte im Reich der Wahrheit und der Kenntniſſe hervorgebracht werde, was einzelne, nähme man jede derſelben auch als die möglich größte an, nicht zu leiſten vermögen würden", etwa wie ein Staat geſellig vereinter Bienen etwas erzeugt, was die einzelne zu Stande zu bringen nicht vermocht hätte. Ein ſolcher Erfolg gemeinſchaftlicher Thätigkeit läßt ſich aber ohne außerordentliche Umſtände nur für Werke des Fleißes erwarten, und da dieſe Werke der vereinten Bemühungen einer Akademie nicht in die Augen fallende, wie die ägyptiſchen Pyramiden oder unſere altdeutſchen Bauwerke, ſondern höchſtens Wörterbücher, Urkundenſammlungen oder ähnliche bloß dem Gelehrten wichtige und ſchätzbare Unternehmungen ſeyn können, ſo läßt ſich billig zweifeln, ob ſelbſt außerordentliche Leiſtungen dieſer Art die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem wünſchenswerthen Grade erregt und beſchäftigt haben würden.

Aus der Gleichgültigkeit gegen das wiſſenſchaftliche Treiben, die ihr gewöhnlicher und natürlicher Zuſtand iſt, kann die große Mehrheit nur durch Entdeckungen von höchſtem Belang oder durch Donnerſchläge des Genies geweckt werden. Aber laſſen dieſe ſich befehlen oder durch ungeſtümes Verlangen hervorlocken? Wenn mit Entdeckungen, die ſcheinbar auch der bloße Zufall gewähren konnte, gleichwohl ſtets nur ernſtes und eifriges Suchen ſich belohnt ſieht, ſo wird der größte Erfinder geſtehen, daß wie an jedem Siege, an jeder gelungenen That, ſo auch an

jeder Eroberung im Reiche des Wissens das Glück seinen Theil hat. Ehe man die Erfüllung so hoher Forderungen erwartete, mußte man sich fragen, ob die, an welche sie gemacht wurden, auch in die Lage gesetzt waren, sie erfüllen zu können? Genoßen sie, unter den schon erwähnten Umständen, während ein großer Theil der wesentlichsten Hülfsmittel erst herbeigeschafft werden mußte, unter den Beunruhigungen und Eingriffen, denen sie in einer Zeit allgemein herrschender Vielthätigkeit ausgesetzt waren, in Folge der Zufälle und von zum Theil mehr persönlichen Beweggründen als wissenschaftlichen Erwägungen, die bei der ersten Zusammensetzung der Akademie gewaltet hatten, wirklich, wie man vielleicht sich vorstellte, der ihnen zugesagten Muße, des ihnen von der Zusammenwirkung verheißenen Vortheils, oder der Sicherheit und Freiheit unabhängiger, nur ihrem Genius zu folgen berechtigter Gelehrten? War es also ihre Schuld, wenn die Akademie, ohne die eingeschränkteren Absichten der früheren verfolgen zu können, den höheren Forderungen einer späteren Zeit und ganz anderer Verhältnisse ebenso wenig vollkommen genügte, — denen in der That nur eine anders zusammengesetzte, anders verwaltete und freier gestellte genügen konnte? Gewiß, wer dieß alles wohl überlegt, wird vielleicht auch jetzt noch finden, daß, wenigstens während der ersten zehn Jahre, die neue Akademie noch immer mehr geleistet, als unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen, streng genommen, sich erwarten ließ.

Verschiedenes wurde versucht, um die so laut bezweifelte Nützlichkeit der Akademie in ein besseres Licht zu stellen. Unter andern, wie man es nannte, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, von der man sich gewöhnt hatte, in der Staatshaushaltung und der Rechtspflege alles Heil zu erwarten, und die nun gedankenlos auch auf die Beschäftigungen der Akademie angewendet wurde. Gleich als hätte diese vorher aus ihren Entdeckungen ein Geheimniß gemacht. Gleich als lebten wir noch in den Zeiten, wo sich einer oder wenige im Alleinbesitz einer Idee gefielen, während in den meisten Fächern des Wissens bei weitem mehr zu fürchten ist, daß die unreifen Gedanken zu schnell, als daß die reifen zu langsam bekannt werden. Man konnte also einer solchen Oeffentlichkeit

wohl keine andere Absicht unterlegen, als dem Publikum ein bloßes Schauspiel von Thätigkeit überhaupt zu gewähren, indem man voraussetzte, es werde so wenig von diesen als von andern öffentlichen Probeablegungen Erweiterung der Wissenschaft verlangen, sondern mit bloßen Beweisen des Fleißes zufrieden seyn. Was außerdem aufs Allgemeine zu wirken fähig ist, macht sich von selbst, ohne besondere Veranstaltung, öffentlich, so wie, was dieser Kraft entbehrt, im höchsten Licht der Oeffentlichkeit doch nicht aus seiner Dunkelheit hervortritt. Nicht über den Mangel an Mittheilung, sondern über den Mangel des Mittheilungswürdigen klagte die — richtige oder unrichtige — Meinung des Publikums. Oder sollte die anderweitige, nichtwissenschaftliche Thätigkeit dadurch außer Zweifel gesetzt werden? Aber diese war wohl niemals bezweifelt worden, niemand glaubte, daß es der Akademie an Männern fehle, die für ein richtiges Aus- und Einlaufbuch zu sorgen wissen.

Die Akademie kann es daher der neuen Einrichtung nur Dank wissen, daß sie von jener sinnlosen und störenden Oeffentlichkeit wieder befreit worden. Durch die Beschränkung auf zwei öffentlich gefeierte Tage, deren einer allen Bayern heilig, der andere der Akademie wichtig ist, werden ihr diese zu Festtagen, an welchen sie die nothwendige Stille und Zurückgezogenheit ihrer Forschungen unterbricht, um sich an ihre Verbindung mit dem öffentlichen Leben, mit Staat und Volk zu erinnern, und hinwiederum die Nation durch die Voraussetzung zu ehren, daß sie unter den Sorgen für das tägliche Leben und die Fortbewegung des Staats noch etwas in sich frei und übrig behalte, um an den Ergebnissen höherer Forschung und an den Erfolgen ihrer ersten wissenschaftlichen Anstalt Theil zu nehmen.

Ein anderes Mittel, die Akademie in der öffentlichen Schätzung höher zu stellen, war, ihre Verbindung mit dem Staats-Organismus hervorzuheben, in der sie als eine letzte Instanz in wissenschaftlichen Dingen, gleichsam (wie ein bekannter Sprachreiniger das Wort „Akademie" zu verdeutschen pflegte) als ein hoher Gelehrten-Rath der Regierung zur Seite stehen sollte. Allerdings ist dieß ein Nebenvortheil, den jede Regierung von einer wohleingerichteten Akademie, doch haupt-

sächlich nur in dem Verhältniß ziehen kann, als diese die öffentliche Meinung für sich hat.

Aber darum das Heil der Akademie selbst daran geknüpft glauben, daß sie wie eine Landesstelle geachtet und mit allen Auszeichnungen einer solchen umgeben wäre, hieße wieder die Sache am verkehrten Ende angreifen, und wäre am wenigsten der Zeit gemäß, in der wir glücklicher Weise uns befinden.

Was wäre denn auch gebessert, wenn der gelehrte Stand wieder so gestellt wäre, daß die erste wissenschaftliche Anstalt ihren Werth in der öffentlichen Meinung von einer äußern Auszeichnung, die für sie doch immer nur ein Flitterstaat seyn könnte, erborgen müßte, während er durch sich selbst so viel gelten sollte, um allen andern die Nothwendigkeit aufzulegen, durch wirkliche Achtung für Wissenschaft, die nicht in vornehmer Protektion, sondern zuerst und vorzüglich in dem Streben nach eigner Bildung sich zu erkennen gibt, sich selbst jene höhere, persönliche Würde zu erwerben, die kein äußerer Vorzug ertheilt, wenn er die innere Bildungslosigkeit nur nothdürftig verhüllt?

In der Zeit, wo es einer Regierung — aus welchem Grunde immer — Bedürfniß ist, nur willige Werkzeuge zu sehen, jeder eigenthümlich freien Thätigkeit für den Staat sich zu versichern, und daher jeden Unterschied der Beschäftigungen und ausgezeichneter Berufsarten in dem allgemeinen Prädicat „Staatsdiener" auszulöschen, wird auch der Gelehrte nicht umhin können, diesem Zuge zu folgen.

In der Zeit König Ludwigs wird jeder, dessen Beruf ein geistiger ist, frei gestehen dürfen, daß er zunächst und unmittelbar nur Gott, der Menschheit und der Wissenschaft diene, und welchen Wirkungskreis der Staat ihm anweise, sein wahrer Beruf ein solcher sey, den keine Staatsgewalt ertheile.

Ein vom Glück erhobener Herrscher, durch Umstände und Schicksal so gestellt, keine von sich unabhängige Größe zugeben zu können, zeigte wenigstens seine über alles Gemeine erhabene Denkart dadurch, daß er als die schönste Zierde seines Triumphs die hervorragenden Talente, die großen wissenschaftlichen Geister seiner Nation ansah, die er an seinen Siegeswagen zu fesseln wußte.

Der geborene König, der es in jedem Sinne des Worts ist, läßt alles Gute und Ruhmwürdige, also auch die Wissenschaft in ihrer eigenthümlichen Größe und Unabhängigkeit gewähren.

Eine Akademie der Wissenschaften, der verstattet ist dieß wirklich zu seyn, bedarf keiner andern Ehre. Bedurfte sie einer andern, so war es nur, weil sie in der That etwas anderes vorstellen sollte, und innerlich abhängig, mußte sie auch mit den äußern Zeichen dieser Abhängigkeit geschmückt werden.

Die zarteste Achtung für die innere Selbständigkeit der Akademie, der bestimmteste Wille, daß sie frei, ihrem eignen bessern Wissen gemäß, sich bewegen solle, hat sich darin ausgesprochen, daß ihre innere Einrichtung ihr völlig freigelassen, nur die Bestätigung der selbstgegebenen Form vorbehalten worden ist.

Mögen in die so rein und frei gestellte nie wieder Formen Eingang finden, die, ohne zu einer wesentlichen und nothwendigen Ordnung erforderlich zu seyn, ihr bloß den äußern Anschein einer öffentlichen Stelle geben sollen; denn unter solchen Formen ist der Schwung der früheren Akademie erlegen.

In dem Gedräng von Behörden, das unsere Hauptstädte erfüllt, konnte eine stillschweigende Akademie übersehen werden, und vielleicht eines äußeren Schutzes bedürfen gegen den Uebermuth der Aemter und die Geringschätzung, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist. Aber eben dieß hat Ein großer Entschluß verändert; der Entschluß, der die Hohe schule hieher berief, und durch die Verbindung mit dieser auch Mitgliedern der Akademie das Recht der freiesten öffentlichsten Wirksamkeit ertheilte. Ja, in dieser Verbindung hat die Akademie erst ihre wahre Begründung und, daß ich so sage, ihren lebendigen Zusammenhang mit der Nation gefunden. Lag den früheren Forderungen in der That der Drang nach Belehrung zu Grunde, so ist jetzt ein lebendiger, stets fließender Quell von Unterricht eröffnet, aus dem jeder seinen Durst stillen kann, und unmöglich ist, daß da, wo die Erfolge der Wissenschaft so unmittelbar sichtbar werden und auf die einzig denkbare Weise wirklich ins Leben übergehen, nicht auch die stillen langsam fortschreitenden

Forschungen geachtet werden, durch die jede Erkenntniß erst hindurchgehen muß, ehe sie in den Schatz allgemein anerkannter und mittheilbarer Wahrheiten aufgenommen wird.

Die Forderung unmittelbarer Nützlichkeit wird von der Hohenschule erfüllt, ohne daß jedoch auf die Akademie der Schein der Unnützlichkeit fällt, wenn es dem größeren Theile nach dieselben Männer sind, die sich dem Lehrberuf und die sich jenen Forschungen widmen; Geschäften, die anstatt sich auszuschließen oder zu hemmen, vielmehr sich gegenseitig fördern und unterstützen.

Akademien können nicht Gelehrte erschaffen, sondern Gelehrte müssen vorhanden seyn, um eine Akademie zu bilden, die dieses Namens werth ist. Aber nirgends sonst hat man Gelehrte zusammengesucht, um eine Akademie zu bilden, sondern wo eine Akademie entstand, da gab die Menge ausgezeichneter, an demselben Orte vereinigter Gelehrten den ersten Anstoß dazu. Eine solche ursprüngliche Vereinigung von Gelehrten läßt sich aber nach unsern Verhältnissen nur da erwarten, wo eine Hoheschule errichtet ist. Diejenige gelehrte Societät, deren wissenschaftliche Arbeiten noch am meisten Achtung in und außer Deutschland sich erworben, verdankte diesen Erfolg nur dem Umstande, daß sie sich aus den thätigen Mitgliedern einer Universität bilden konnte, der es zu keiner Zeit, in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, an vorzüglichen, mit besonderer Sorgfalt ausgewählten Lehrern fehlte.

In jener Stadt, die so lang als Hauptstadt der gebildeten Welt und als tonangebend besonders für die Errichtung von Akademien galt, wohin eine Bevölkerung von 30 Millionen alles, was sich an ausgezeichneten Talenten unter ihr erzeugt, beständig fort sendet, und eine Auswahl möglich macht, wie sie sonst nirgends stattfindet, wurde niemals einem Gelehrten die ausschließliche Bestimmung für die Akademie ertheilt, sondern der anderwärts, sey es im Staat, sey es an einer öffentlichen Lehranstalt beschäftigte, wenn er sich literarische Auszeichnung erworben, trat, von der Akademie erwählt, in die Reihe ihrer Mitglieder, ohne seine frühere Stellung oder Beschäftigung aufzugeben. Man erkannte also, was durch die neuesten Bestimmungen auch bei uns

jetzt anerkannt ist, daß die Eigenschaft eines Akademikers eine anderweitige Begründung voraussetze, und vorzüglich Männer als Lehrer an den Unterrichtsanstalten der Hauptstadt verdient und hochgestellt in der öffentlichen Meinung waren die Zierden des berühmten Instituts, und sind noch jetzo die Stützen der Akademien, in die es wieder zerfallen ist.

Schon zu der äußern Begründung einer Akademie also wird ein Reichthum von Gelehrten gefordert, der in der Hauptstadt nur seyn kann, sofern sie der Sitz einer hohen Schule ist.

Bayerns Ueberfluß an Gelehrten (als könnten der unterrichteten Männer in einem Staate je zu viele seyn) wurde in einer bekannten Versammlung, und zwar in Bezug auf die Akademie, — beklagt; jeder Unterrichtete mußte in derselben Beziehung vielmehr den Mangel bedauern.

Wie sollte in einer wissenschaftsöden Stadt, in der Mitte einer großen, für das, was man ihm oft als Wissenschaft geboten, vielleicht nicht mit so gar großem Unrecht, wenig empfänglichen Bevölkerung, eine kleine Zahl vereinzelter, noch dazu ungleich beurtheilter Gelehrten gegen die lange Gewöhnung einer herkömmlichen Gleichgültigkeit aufkommen! Die dünn gesäeten Reihen sind jetzt dichter geworden. Die Mitglieder der Akademie, die immer wachsende Zahl geisteskräftiger Lehrer an der Hohenschule, vereint mit einer wissenschaftsbegierigen Jugend, bilden eine Masse, der auch wirkliche Unempfänglichkeit nicht in die Länge widerstehen würde.

Doch nicht bloß zur äußern, sondern ebensosehr zur innern Begründung scheint einer Akademie der Zusammenhang mit einer Universität nothwendig. Nicht zuerst bei uns, sondern früher schon in einer andern deutschen Hauptstadt bildete sich eine isolirte, außer Verbindung mit einem Lehrkörper stehende Akademie. Wer sich die Mühe gibt, die großentheils öden Steppen, welche durch ihre Abhandlungen gebildet werden, zu durchlaufen, die Unfruchtbarkeit ihrer meist über Gegenstände, die schon damals alles Interesse verloren hatten, sich verbreitenden, nie der Zeit vorausgehenden, sondern in weiter Entfernung ihr nachfolgenden Untersuchungen durch eignen Anblick kennen zu lernen, der

ist versucht zu glauben, daß der Fluch, der dem Fleiß des Ackerbauers nur Dornen und Disteln verhieß, mit seiner ganzen Macht auf eine deutsche Akademie niedergefallen sey.

Ist aber dieser offenbare Unsegen nicht vielmehr nur das Zeichen der Verwerfung, welche über alles bloß Künstliche, nicht Natürliche ausgesprochen ist? Das Verhältniß des Gelehrten zum Gelehrten, wie es Akademien festsetzen, ist immer, oder doch mehr oder weniger, ein conventionelles, das Verhältniß des Lehrers zu dem Schüler und des Jüngers zu dem Meister allein ein natürliches. Der Gelehrte, abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr, der durch die unmittelbare Mittheilung seiner besten Einsichten und Ueberzeugungen an eine noch unbefangene, lebens-frohe und frische Jugend entsteht, wird sich in der blühendsten Akademie immer einsam und gleichsam wirkungslos fühlen.

Akademien waren es vorzüglich, durch die fast überall, aber am meisten in Frankreich, Wissenschaft und Literatur mit gewissen conventionellen Schranken umgeben wurden, die keiner ungestraft durchbrechen durfte. Wenn es bei uns nicht dahin gekommen, so haben es nur die Universitäten verhindert.

Im Allgemeinen ist der Deutsche, unter den Deutschen vielleicht der Süddeutsche am wenigsten geschickt, sich in bloß übereinkömmlichen Formen frei zu bewegen, aber vorzüglich in Wissenschaft und Kunst liebt er die unbeschränkte Freiheit und Weite, die sich am besten mit dem Geist der Universitäten verträgt, darin vielleicht noch etwas bewahrend von dem Geist der Ahnen, von denen Tacitus [1] sagt: die Götter in Wände einzuschließen oder unter beschränkten Formen anzubeten, achten sie für Frevel; aber in der Freiheit der Wälder und der Haine, im freien Wehen und Weben des Unbekannten verehren sie das Göttliche, nur heiliger Scheu Vernehmliche.

Von welcher Seite wir also das Zusammenseyn und die nahe Verbindung der Akademie mit der Universität betrachten, sehen wir ihre Verhältnisse wesentlich dadurch verändert.

[1] Germania, cap. 9.

Aber auch diese Verbindung konnte die zu hoffende Frucht nicht tragen, wenn nicht eine in gleichem Geiste unternommene Verbesserung der Hohenschulen und aller andern Unterrichtsanstalten hinzukam. Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stufen, also auch zwischen den ihnen entsprechenden Anstalten der wissenschaftlichen Bildung, ist ein so enger, daß der Staat, der keine wohleingerichteten Schulen, auch keine Akademie haben kann, wie sie seyn soll. Kein Wunder, wenn die Akademie, zum Theil sich selbst, gewiß aber dem richtigen, wenn auch dunkeln Gefühl des Volks als etwas Haltungloses, ohne Wurzel, gleichsam in der Luft Schwebendes erschien, solang unsere Universitäten Einrichtungen unterworfen waren, die sie tief unter ihre wahre Bestimmung herabsetzten, und deren gewiß nicht gewollte und berechnete, aber nothwendige Folgen kein Wohlgesinnter in der Nähe sehen konnte, ohne von ihnen tief betrübt oder empört zu werden; solang zugleich unsere niedern Schulen unter den beständigen Veränderungen, dem gleichsam regelmäßigen Wechsel gegenseitig sich bekämpfender Systeme keine feste Gestalt gewinnen konnten.

Dieß alles sehen wir mit einemmal anders werden; alle bessern, fortschreitenden, die Forderungen der Zeit erkennenden Geister haben in Bezug auf höhere geistige Entwicklung die Regierung König Ludwigs mit denselben Empfindungen und Hoffnungen begrüßt, mit denen einst in Bezug auf die ersten Bedingungen freier Entwicklung der Regierungsanfang Maximilian Josephs gefeiert wurde, in dessen väterlichen Gesinnungen, argwohnfreiem Geist und zu allem, was der Vortheil seines Volks heischte oder der nothwendige Gang der Zeit gebot, bereitwilligstem Gemüth gewiß der Grund nicht lag, daß Bayern, in so vielen nützlichen Einrichtungen auf dem Wege zur allgemeinen Verbesserung andern Staaten vorausgehend und von vielen nachgeahmt, in Ansehung eines zeitgemäßen Systems des öffentlichen Unterrichts durch ein wahrhaft unbegreifliches Verhängniß fast hinter allen zurückblieb. Schon erwarten die Universitäten, von einem unwürdigen Zwange befreit, wieder in gleiche Linie mit andern Hohenschulen Deutschlands zu treten, wie einst Ingolstadt, wie nach seiner ersten Einrichtung auch Landshut und eine Zeit lang Würzburg.

Nicht mehr wird künftig der begabtere bayrische Jüngling, fern gehalten oder nur unvollständig unterrichtet von dem, was die bedeutendsten Geister seiner Zeit beschäftigt, unbegrüßt von den Strahlen des längst angebrochenen Tags, die kostbare Jugend wie in einem wissenschaftlichen Kerker vertrauern; nicht mehr dem geistvollen Lehrer in einem mit Verdrossenheit, weil mit Zwang, gehörten und darum auch seines wesentlichen Zweckes verfehlenden Vortrag die schönste Blüthe seines Talents, die Gabe der klaren, begeisternden wissenschaftlichen Rede allmählich dahinschwinden.

Nicht mehr werden hohe und niedere Schulen als Nebensache behandelt zuletzt nur noch mit allgemeiner Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Die Nation wird sich ihrer Schulen wieder freuen, sie lieben mit der Liebe, mit welcher sie das Vaterland selbst, die Religion, die Freiheit des Gedankens und alle ihre höchsten Güter liebt; über todte Schätze diese lebendigen Werkstätten einer immer fortschreitenden, nie versiegenden Bildung achten, und wie andere bessere Völker, die Schulen — als ihre wahren Kleinode, als die Unterpfänder eines dauernden, nicht durch bloß physische Kraft, sondern durch sanftere Tugenden, die nur dem durch Unterricht überwundenen und veredelten Innern von selbst entquellen, zu erlangenden Ruhmes — mit eifersüchtigem, ja argwöhnischem Blick gegen alle beschränkenden oder herabwürdigenden Eingriffe bewachen.

Denn wo so viel Zweckgemäßes schon geschehen, dürfen wir hoffen, daß auch für die untern Schulen die rechte und wahre Mitte gefunden werde, über die unter Männern von Einsicht kein eigentlicher Streit seyn kann. Auch der bayrische Vater will, daß sein Sohn diesen Schulen den nothwendigen, für jeden künftigen gelehrten Beruf unentbehrlichen Bedarf an Sprachkenntnissen verdanke, und wird sich freuen, wenn er in dem ersten Unterricht die Schwierigkeiten der alten Sprachen so weit überwindet, daß er, wie brittische Staatsmänner, oder andere, die, ohne Philologen von Profession zu seyn, nicht aufhören ihren Geist an den Werken des Alterthums zu stärken und zu erheben, eines wahren, freien Genusses jener unvergänglichen Werke fähig ist, wenn

zuerst der Geist des Alterthums ihn anweht und ihm vernehmlich wird. Aber er will vor allem den wirklichen Erfolg; er will nicht, daß an die Stelle jener bestimmten und genauen, den künftigen Beruf im Auge haltenden Aufgabe irgend ein allgemeiner, unbestimmter, Lehrer und Schüler leicht mit falschem Dünkel erfüllender Begriff treten, noch daß jener nothwendige Unterricht, von dem so viel, ja alles abhängt, und den man nur um so mehr durch Uebertreibungen zu gefährden sich hüten sollte, auf eine Weise ertheilt werde, als sollten aus den Schulen nur wieder Grammatiker und Kritiker hervorgehen, oder durch sie vorzugsweise das Geschlecht bloßer Sprachgelehrten vermehrt werden, denen nur zu oft, wenn sie die Schulen ausschließlich einnehmen, bei dem unvermeidlichen Mangel an realen und positiven Kenntnissen nothwendige praktische Anhaltspunkte fehlen, die allein den Unterricht wahrhaft bildend machen.

Wir können uns nicht einseitig freuen über die der Akademie gewordene Verbesserung, weil es keine wahre Verbesserung derselben gibt, die sich nicht zugleich auf alle andern Anstalten der gelehrten Bildung erstreckt. Das Schicksal einer dieser Anstalten kann nicht von dem aller andern getrennt werden, in dieser Kette eines eng verbundenen Systems darf kein Glied fehlen. Unsere besondere Freude wäre daher eine unvollkommene, wenn sie nicht mit der allgemeinen über einen gleichen und übereinstimmenden Fortschritt zum Bessern in allen Anstalten wissenschaftlicher Bildung sich vermischte.

Die Einheit eines besseren Geistes, der in allen Veranstaltungen und Anordnungen für Wissenschaft fühlbar ist, hat sich auch darin gezeigt, daß der Akademie ihre frühere Klasseneintheilung und durch Voranstellung der philosophisch-philologischen Klasse der Geist allgemeiner Wissenschaftlichkeit wieder gegeben ist, durch den allein sie der Universität gleich gestellt ist, während sie durch die letzte Einrichtung, die ihr nur zwei Klassen ließ, etwa auf die Linie bloßer Specialschulen zu stehen kam. Diese Voranstellung der Philosophie in einer deutschen Akademie könnte nur jene undeutsche Beschränktheit anstößig finden, die so wenig von dem Gang der Philosophie als dem immer mächtigeren und

ahndungsvolleren Fortschreiten der Empirie einen Begriff hätte; die nicht wüßte oder nicht zu begreifen vermöchte, wie nah und immer näher jene Erkenntniß kommt, in welcher das Ergebniß des reinsten und höchsten Denkens ebensowohl als Sache der Erfahrung erscheint, und umgekehrt das lautere und gereinigte Ergebniß empirischer Forschung an sich selbst die kühnsten Gedanken einer reellen Philosophie erreicht. — Niemand ist heutzutage, wie ehemals, versucht, die Natur poetisch zu machen; die schmucklose Rede eines Cuvier, wenn er, deutsche Gedanken sich aneignend, „den mühsamen Kampf des beginnenden Lebens gegen die todte Natur und seinen nur allmählichen Sieg über diese" rein geschichtlich beschreibt, ist der Sache nach poetischer als die begeisterten Reden seines Vorgängers, des prachtvollen und nicht selten erhabenen Büffon. Die recht verstandene Natur bedarf keiner poetischen Zuthat, sondern ist an sich selbst und durch sich selbst poetisch. So bedarf sie auch der philosophischen Zuthat nicht, sondern, sowie sie nur vor dem Geschrei zudringlicher, meist ebenso prosaischer als wissenschaftlich sinnloser Hypothesen, von denen eine mißleitete Empirie noch immer nicht lassen kann, dazu kommt, sich selbst auszusprechen, zeigt sie sich als an sich selbst philosophisch, als ein wahres Gedanken-Meisterstück, wo, wie der Dichter sagt, Ein Tritt tausend Fäden regt, Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Dasselbe, was von der Naturforschung, gilt von der Geschichte; ja man könnte diesen Geist, der alle Mittel der Entwicklung und der Darstellung nur aus dem Gegenstande selbst schöpft, in vorzüglichem Sinn den geschichtlichen nennen.

Dieser geschichtliche, den abstrakten Ideen in der Philosophie nicht minder als in der Physik und Historie entgegengesetzte Geist, dessen letztes Erzeugniß eben jene Wissenschaft seyn wird, in der die beiden Wege, der Weg der Erfahrung und der des Denkens, zugleich ihre Rechtfertigung und Bestätigung erhalten, ist des Deutschen eigenthümlicher, jetzt von den Fremden selbst allmählich erkannter und gesuchter Vorzug, der ihm zu Theil ward, weil Er, den Kampf bestehen und durchführen zu können sich bewußt, alle Elemente der Bildung zusammenhielt,

indeß die andern sie nur noch in der Vereinzelung wollten, und daher die mächtigsten und am meisten auf die Einheit dringenden, in unmuthiger Uebereilung, entweder ganz ausstießen oder ihrer wahren Kraft und Würde beraubten.

Diese Vollständigkeit also der Bestrebungen des deutschen Geistes auch in der Akademie wiederherzustellen, war eines groß- und durchaus deutsch-gesinnten Königs würdig.

Unter so glücklichen Vorzeichen, in einer für die theuersten Angelegenheiten entscheidenden Zeit, zur höchsten Freiheit der Forschungen und allem was ächter Wissenschaft zukommt berechtiget, beginnt die Akademie ihren neuen Lauf. Alles wird darauf ankommen, daß sie die ihr gegebene Stellung begreife, und wie aufs besonnenste, so zugleich auf das freieste benutze —

felix, sua si bona norit.

Der Dank aber, der dem erhabenen Regenten gebührt, dessen Fest die Akademie heute mit doppelt erhöhten Empfindungen feiert — denn es ist Sein Geist, der in der neuen Einrichtung weht — dieser Dank konnte für jetzt durch bloße Anerkennung sich äußern — dessen was er mit wahrhaft königlichem Sinn für sie gethan hat.

Diese auszusprechen, war mein Beruf. Die wahre Feier dieses Tages sind die für ihn bestimmten wissenschaftlichen Vorträge.

Schlußwort [1].

Wenn das erreichte Ziel leicht zur Schranke wird, früher gewonnene Freiheit selbst in Befangenheit sich verkehrt, so müssen wir gestehen, daß die Verhältnisse, in denen wir uns befinden, von der Art sind, an sich selbst die günstigsten Bedingungen für freieste Fortschreiten

[1] Abgedruckt im ersten Jahresbericht der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften (S. 6). D. H.

und eine wahrhaft von vorn anfangende Lebensbewegung zu enthalten. Ihre wahre Bedeutung aber erhalten diese Umstände durch den Geist des Königs, der nicht den bloßen Schein der Wissenschaft oder den vorübergehenden Glanz begehrt, den auf eine wohlwollende Regierung auch die bloß äußerlich gepflegte und begünstigte wirft, der die wirkliche Frucht der Wissenschaft will, nicht ein bloßes end- und insofern zweckloses Fortschreiten des Wissens, sondern ein wirkliches Ziel desselben — nicht ein bloß mit Kenntnissen geschmücktes, sondern ein durch tiefe Bildung innerlich umgewandeltes, zum höchsten Bewußtseyn seiner selbst gebrachtes und dadurch zu allem befähigtes Volk. In dieser Absicht — stark zugleich durch eigne selbsterworbene Einsicht, keinen Gedanken fürchtend, weil jedem gewachsen, kleinlichem Argwohn fremd, der meist nur Unbedeutendem oder Verächtlichem Wichtigkeit verleiht — hat Er die freieste Bewegung aller Kräfte seines Volkes beschlossen, dessen ganzes Schicksal und jegliches Bedürfniß Er im Herzen trägt. Er hat sie beschlossen — nicht in aufwallender Begeisterung, sondern in ernster, gereifter Besonnenheit, die mit völlig gleicher Sorgfalt jedes Mittel, den äußern Wohlstand und die innere Tüchtigkeit seines Volks zu erhöhen, aufsucht und in Wirkung setzt, und darum auch keine Gefahr läuft, entweder in Geistesschwelgerei auszuarten, oder in jenen unköniglichen Sinn zu verfallen, der nur das gemein und grob Nützliche der Aufmerksamkeit und Belohnung werth achtet. Er hat sie gewollt, und will sie, nicht mit einem Vorbehalt, der sich auf die Meinung gründete, dem einmal freien Geist eines Volkes könne Widerstrebendes durch königliches Ansehn aufgenöthiget, oder einer nothwendigen Richtung des Geistes mit Gewalt entgegengewirkt werden; sondern unbedingt, im Vertrauen auf die der Wahrheit selbst inwohnende Macht und die Kraft, welche alle der Menschheit wesentlichen Ueberzeugungen im deutschen Geiste erlangt haben, so wie mit klarer Voraussicht und Erwägung der Folgen, welche zugleich die Zuversicht einflößt, daß, wie immer die Schwierigkeiten beschaffen seyn mögen, denen so edle Absichten begegnen müssen, welche harte Kämpfe der Sache noch bevorstehen mögen, welche Er als die Seinige betrachtet, Sein königliches Herz, im Einklang mit

seiner alles überlegenden Weisheit, alle Hemmungen überwinden, die königliche Gesinnung immer dieselbe bleiben, und keine der Hoffnungen täuschen werde, welche die Besten seines Volkes und seiner Zeit von ihr gefaßt hatten. — Die Vorsehung, die Ihn durch eine Zeit trostlos scheinender Verwirrung, während der nur Ein Verhängniß über Seinem Haupte und dem seines Volkes schwebte, sicher auf den Thron seiner Väter geleitet, wacht auch jetzt über Ihm und Bayern, um die eifrigen und einhelligen Gebete zu erhören, welche heute die Erhaltung des theuren Königs und den glorreichen Erfolg aller seiner Unternehmungen erflehen. — Wir, die von manchen Seiten mehr als viele, nah und fern, im Stande sind, das Zeitalter des Ruhms vorauszusehen, das Er Bayern bereitet, haben auch desto mehr Ursache, Sein edles, großes Wollen treu und liebend anzuerkennen. Dürfen wir doch annehmen, daß für die liebende und liebeheischende Seele eines durch Eigenschaften des Herzens nicht minder als des Geistes ausgezeichneten Herrschers der höchste Genuß jener einzige sey, der edle Sterbliche erfreut, den sogar die nichtsbedürfende Gottheit nicht verschmäht, in ihrem Wollen und ihren Absichten erkannt zu werden! — Möge in dem zusammenhangenden Ganzen wissenschaftfördernder Anstalten, wie es allmählich aus dem Geiste des Königs hervorgeht, die Akademie ihre Stelle mehr und mehr thätig erfüllen, und möge die unbestechliche Geschichte, die schon so vielen, der äußern Abhängigkeit der Wissenschaften abgedrungenen Huldigungen ihre Bestätigung verweigert hat, wenn sie einst das Werk König Ludwigs, anerkennend und bewundernd, erzählt, von der Akademie sagen: auch sie hat mitgewirkt zu der großen königlichen Absicht: Erhebung des bayerischen Volkes zu der ihm gebührenden, von Gott und Natur bestimmten Stelle im Reiche des Geistes!

Eröffnungsworte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 28. März 1828. [1]

Vor nicht längerer Zeit als etwa einem halben Jahr hat die Akademie der Wissenschaften die neue, ihr von des Königs Majestät vorgezeichnete Form und Verfassung angenommen. Niemand wird erwarten, daß sie nach so wenigen Monaten schon im Stande seyn werde, die Wirkungen zu verkünden, welche sie von dieser neuen Ordnung sich mit Recht versprach. Die ersten Bedingungen und die Möglichkeit eines wahren Gedeihens sind gegeben: das wirkliche Gedeihen hängt noch immer von Zeit und glücklichen Umständen ab. Die Weisheit des Königs hat nur die ersten Umrisse des Bestehens und Wirkens der Akademie gezogen, das Nähere und Bestimmtere der innern Gestaltung ihr selbst freigelassen. Fortwährend ist die Akademie noch mit dieser beschäftigt. Es reicht hin, zu versichern, daß sie ihre Aufgabe ebensowohl als die Vortheile ihrer neuen Stellung erkennt; daß sie, weniger um augenblickliche, vorübergehende Gunst, als um eine dauernde, bleibende Meinung bemüht, zuerst und vor allem sich selbst genugzuthun sucht, und anstatt den Maßstab ihres Wirkens von außen zu empfangen, diesen vielmehr in sich selbst zu haben und immer mehr zu befestigen bestrebt ist; denn ohne jenes Selbstgefühl, das nur bestimmtem, sich selbst klarem Willen zukommt, ohne Einverständniß über das, was in der Wissenschaft eigentlich Werth hat, und den Gemeingeist, der hieraus allein von selbst sich erzeugt, wird

[1] Abgedruckt im ersten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie, S. 8.

eine Anstalt solcher Art, selbst bei hervorragenden Verdiensten im Einzelnen, stets im Ganzen das Spiel der Laune und der Willkür nicht bloß der Gewalthabenden, sondern am Ende selbst einer unberufenen Menge werden. Gönne man der Akademie, nach den Zufällen, denen sie unterworfen war, und indeß alle Nachwirkungen früherer Verhältnisse nicht gleich schnell sich überwinden lassen, die Zeit, ihren Standpunkt in der Nation einzunehmen, und das zu werden, was ihr jetzt zum erstenmal wieder verstattet ist wirklich zu seyn. Berufen, alles allgemeinmenschliche Wissen zu umfassen, und in allen wissenschaftlichen Fragen, über welche ein aufklärungs- und unterrichtsbegieriges Volk Aufschluß oder Entscheidung verlangt, gleichsam eine letzte Zuflucht und Behörde zu seyn, ist sie selbst von den ihr zu Gebot gestellten Mitteln in ihrer Hauptwirkung, und besonders in größeren wissenschaftlichen Unternehmungen, abhängig. Die wunderartige, gleichzeitige Erweiterung aller Zweige des vielgetheilten menschlichen Wissens macht für jede wissenschaftliche Anstalt, welche einer solchen Zeit gleich und gewachsen sich zeigen soll, eine Ausdehnung der Mittel nothwendig, für welche die Maßstäbe der Vergangenheit nicht mehr zureichen. Möge bei den Erfordernissen der Akademie dieß stets und überall im Geiste unseres, durchaus nicht die **bloßen Namen** der Sachen, sondern **die Sachen selbst** wollenden Königs, so wie im Geiste der Nation erwogen werden, deren verfassungsmäßige Stellvertreter manches Gute, das nicht in den Kreis unserer Beurtheilung fällt, gewirkt haben mögen, aber das denkwürdigste, jedem, der die wahren Quellen des Ansehns, der Macht und des Wohlstandes einer Nation kennt, im Gedächtniß gebliebene Wort unstreitig damals gesprochen haben, als sie erklärten: „an dem öffentlichen Unterricht, an dem, was für die geistige Bildung der Nation erforderlich sey, wollen sie nicht gespart wissen". — Ist doch übrigens alles andere um uns her in Bewegung und durch den mächtigen Hauch eines alle Kräfte zugleich anregenden und belebenden Geistes wie in ein neues Werden versetzt! Eine noch im Entstehen begriffene Hoheschule, in welcher die Akademie selbst erst ihre wahre dauernde Grundlage erhalten zu haben erkennt,

fordert unsere ganze Theilnahme, nimmt vielfach selbst unsere Kräfte in Anspruch. Die Akademie darf sich, wie früher schon einmal geäußert worden, nicht abgerissen vom Ganzen wissenschaftlicher Anstalten, nicht einzeln betrachten; und nicht eher wird sie mit voller Freiheit, Unabhängigkeit und Zuversicht des Geistes ihre Bahn verfolgen, ehe sie über ihre nothwendigen Voraussetzungen, über ein System zusammenhangender Bildung beruhiget ist, durch welche, vom zartesten Keim und der Wurzel an, jener Baum des menschlichen Wissens gepflegt wird, an welchem ihre Arbeiten nicht Blüthen, sondern die letzten gereiftesten Früchte seyn sollen. Dieß alles wird uns unter der Leitung und Obhut des königlichen Geistes, dessen Wirken und Walten wir mit Ehrfurcht betrachten, die alles gewährende Zeit geben. Denn durch die Zeit ward auch Apollon, wie Pindar sagt.

Von der öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1828 liegt keine Rede vor, da Schelling an diesem Tage laut dem ersten Jahresbericht der Akademie abwesend und durch ein anderes Mitglied vertreten war. A. d. H.

Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie

am 27. März 1829 [1].

Vorbemerkung.

Des Verfassers Absicht ist, die bei verschiedenen Veranlassungen von ihm als Vorstand der Akademie gehaltenen Reden zusammendrucken zu lassen, damit erhelle, was er in diesem Amte gewollt hat. Die gegenwärtige erscheint für sich, den andern voraus, wegen vielfachen Verlangens an Ort und Stelle, zunächst für das einheimische Publikum, das an dem Inhalte derselben besondere, dankbar zu erkennende Theilnahme gezeigt hat; zugleich um unvollkommenen Relationen des Gehörten durch einen wörtlichen Abdruck des Vorgetragenen zu begegnen. Der Verfasser hat keine Ursache gefunden, im Druck eine Stelle zu unterdrücken, wohl aber hat er (S. 412) eine im Vortrag ausgelassene Stelle im Druck wiederhergestellt, auch die wenigen Anmerkungen hinzugefügt. Kenner werden diese Rede, als eine nicht ursprünglich für den Druck bestimmte, sondern nur für den mündlichen Vortrag gearbeitete von selbst diesem gemäß beurtheilen.

Oft schon, wenn die Akademie der Wissenschaften diesen Tag, an welchem sie vor nunmehr siebzig Jahren gestiftet worden, feierlich in öffentlicher Versammlung beging, mochte in der Stille gefragt werden: ob denn diese Stiftung als ein für Bayern in dem Grade wichtiges und folgereiches Ereigniß sich gezeigt habe, daß sie alljährlich auf so festliche Weise gefeiert zu werden verdiene; welche Großthaten im Reiche der Wissenschaften durch sie veranlaßt, welche entscheidende und dauerhafte Veränderung zum Bessern im Geiste des Volkes durch sie bewirkt worden

[1] Besonders im Druck erschienen. D. H.

sey. Denn, wenngleich nicht zu leugnen stehe, daß die unerwartet erscheinende Akademie im Anfang eine allgemeine freudige Bewegung der Geister hervorgebracht, vielfaches Leben angeregt und ein gewisses Gefühl für den Ruhm, welchen Einsicht und Geschicklichkeit gewähren, erweckt und allgemeiner verbreitet habe: so liege doch nicht weniger am Tage, ja es sey von dem unsterblich verdienten Geschichtschreiber der Akademie selbst eingestanden, daß im Verhältniß der hervorgebrachten Wirkung die Ursache an Bedeutung habe verlieren müssen; daß eben die Größe des ersten Beifalls den Nachkommenden schwer, ja unmöglich gemacht habe, jene hohe Meinung, welche die muthigen Vormänner auf sich gezogen hatten, in die Länge zu behaupten; daß bedeutende Zeiträume hindurch die Akademie selbst räthlich gefunden, sich so still wie möglich zu halten, jedes Aufsehn zu vermeiden, und in thatloser Verborgenheit ihren einzigen Schutz zu suchen; daß ihr auch nachher bei günstigeren Zeiten nicht möglich gewesen, eine gewisse Gleichgültigkeit, oft selbst Geringschätzung, zu überwinden, die sich unter andern auch darin gezeigt, daß die öffentlichen Sitzungen, welchen beizuwohnen einst die ersten Männer des Staates und die Inhaber der historisch berühmten Namen Bayerns sich zur Ehre gerechnet, immer öder und weniger besucht wurden. Wir wollen und können diese Thatsachen nicht widersprechen, ja beinahe müßten wir an eine völlige Unerweclichkeit dieser früheren Theilnahme an der Akademie glauben, nachdem selbst das Beispiel, mit welchem unser jetzt gnädigst herrschender König, noch als Kronprinz, vorauszugehen geruhte, so wenig Nachfolge gefunden hat. Denn Er, zum Throne bestimmt, und im vollen Besitz aller Bildung seiner Zeit, fand es weder des erhabenen Standpunktes, den Ihm die Geburt, noch des gleich erhabenen, den ihm der eigne Geist anwies, unwürdig, so oft er sich hier aufhielt, diese Versammlungen durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Allein, wenn Betrachtungen dieser Art allerdings die Freudigkeit dieser Feier einigermaßen herabstimmen könnten, sie selbst als unangemessen darzustellen vermöchten sie nicht. Denn die Hauptsache bleibt immer das Daseyn. Daß ein Individuum da ist oder nicht, kann als zufällig erscheinen; aber daß es seine vorbestimmte Größe erreicht,

dafür sorgt, wenn sie nicht durch besondere Zufälle gestört wird, die Natur und der nothwendige Gang der Entwicklung von selbst. Ebenso kann das Seyn oder Nichtseyn einer Anstalt als etwas Zufälliges erscheinen; daß sie aber, einmal vorhanden und in einem Volk gegründet, früher oder später ihren wahren Begriff erreiche, dieß läßt sich von der alles gebenden und reifenden Zeit, dem nothwendigen Gang der Dinge und jener allgemeinen, langsam aber sicher wirkenden Vernunft, der am Ende alles gehorchen muß, mit Zuverlässigkeit erwarten. In diesem Sinne ist leicht einzusehen, daß der Moment selbst, in welchem irgend ein Lebendiges seine höchste Vollendung erreicht und den ganzen Zweck seines Daseyns erfüllt, nie von gleicher Bedeutung zu erachten ist mit dem Moment, welcher ihm zuerst Daseyn ertheilt. Ebensowenig könnten Betrachtungen der angeführten Art überhaupt, und am wenigsten könnten sie jetzt noch über die geschichtliche Bedeutung des gefeierten Ereignisses uns zweifelhaft machen. Denn, abgesehen davon, daß der Werth und die Bedeutung öffentlicher Anstalten ebenso wie mancher Individuen nicht bloß nach ihren offenbaren und unmittelbar in die Augen fallenden Wirkungen, sondern oft weit mehr nach jenen stillen Einflüssen zu schätzen sind, die sie durch ihr bloßes Daseyn ausüben; und nicht zu erwähnen, daß kein Sterblicher im Stande seyn möchte, zu ermessen, was in den traurigsten Zeiten selbst einer allgemeinen Niedergeschlagenheit die bloße, wenn auch kaum bemerkte Fortdauer der Akademie zur Aufrichtung der Geister bewirkt; welche Keime, die jetzt schon Wurzel geschlagen haben und Früchte tragen, in jenen besseren Zeiten, wo auf den Wink des väterlich gesinnten Maximilian Josephs die lang vernachlässigte plötzlich in ihren Verhältnissen und Mitteln erweitert und bereichert hervortrat, unmerklich vielleicht und selbst unbeabsichtigt, ausgestreut wurden: dieses alles, und was dem noch weiter sich beifügen ließe, bei Seite gesetzt, so hat gerade diese letzte Zeit die landesgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses, welches wir heute feiern, auf die glänzendste Weise ins Licht gesetzt, und der Erfolg gezeigt, wohin die Vorsehung, welche selbst in dieser Welt der Verwirrung und des Mißverstandes nichts umsonst geschehen läßt, zielte, und was sie beabsichtete, als sie das Herz des

wohlwollenden Kurfürsten, Maximilian III., dahin lenkte, an diesem Tage die Stiftungsurkunde einer bayerischen Akademie der Wissenschaften zu unterzeichnen. Denn eben diese Akademie, welche sein zweiter, königlicher Nachfolger so reichlich ausstatten sollte, und deren große, im Verhältniß der Mittel erweiterte wissenschaftliche Schätze konnten allein in dem Geiste seines jetzt regierenden erhabenen Nachfolgers den Gedanken erzeugen und den Entschluß hervorbringen, die Hoheschule, als einen immer lebendigen Quell der Bildung und des Unterrichtes, einen mächtigen, weithin strahlenden Mittelpunkt des Lichts, in die Hauptstadt des Landes zu verlegen. Seit diesem Ereigniß, welches der Vorsehung gefallen, an die erste Stiftung einer bayerischen Akademie der Wissenschaften zu knüpfen, ist das Daseyn der Akademie geschichtlich gerechtfertigt, und nie wird diese künftig den Tag ihrer Entstehung festlich begehen, ohne zugleich diese für die Wissenschaft und für die Bildung des Landes entscheidendste und folgenreichste That König Ludwigs mitzufeiern.

Aber auch aus andern Gründen müßte die Akademie die festliche und öffentliche Feier dieses Tages stets als eine ihr werthe und theure Einrichtung betrachten. Denn es ist dieser Tag gerade, welcher ihr die natürlichste Veranlassung gibt, sich mit der Nation in ein unmittelbares Benehmen zu setzen, und über ihre Verhältnisse öffentlich sich zu äußern: eine Gelegenheit, der sie ohne den offenbarsten Nachtheil für sich selbst nicht entbehren könnte. Denn über eine Anstalt, die nicht umhin kann die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist es nach unsern Gesetzen jedem verstattet, auch öffentlich zu urtheilen. Selbst von Seiten jenes achtbaren Theils der allgemeinen Ständeversammlung des Reichs, dessen Verhandlungen öffentlich bekannt werden, hat sie sich einer regelmäßigen Beachtung zu erfreuen, wenn man gleich nicht behaupten kann, daß sie in diesen Bereich stets auf die zarteste Weise gezogen worden, und ohne daß man auch nur der Mühe werth gefunden zu haben scheint, die gegenwärtigen Verhältnisse der Akademie genauer kennen zu lernen [1].

[1] Der letzte Berichterstatter bei der Kammer der Abgeordneten fängt, in dem Vortrag über die Staatsausgaben der letzten Jahre, seine Bemerkungen über die Akademie der Wissenschaften mit den Worten an: „die Akademien der Wissen-

Denn so ist die stets wiederholte Erwähnung der großen Kosten, welche sie dem Lande verursache, vollends ganz ohne Grund, seitdem durch die letzte der Akademie ertheilte Verfassung ausgesprochen ist: „Nur jene Mitglieder der Akademie, welche zu öffentlichen regelmäßigen Vorlesungen an der Ludwig-Maximilians-Universität, an der polytechnischen Schule, oder an andern ähnlichen Staatsanstalten sich verpflichten, können in Zukunft aus dem Fond der Akademie einen ständigen Gehalt erhalten". Nie wird die Akademie zu Ausnahmen von diesem Grundsatz Anlaß geben, dessen Weisheit sie verehrt, und in dem sie eine ihr selbst wohlthätige Schranke erkennt; denn während sie durch diese Verfügung nur solche besoldete Mitglieder zählen wird, die die Probe des öffentlichen Lehramtes bestanden haben, verhindert sie von der andern Seite nichts, Männer, welche eine uneigennützige, auch in den Geschäften des Staatsdienstes bewahrte Liebe zu der Wissenschaft den akademischen Beruf als wünschenswerthe Auszeichnung ansehen läßt, mit den Gefühlen der reinsten Achtung sich zu verbinden. Im gegenwärtigen Augenblick wird ein ansehnlicher Theil der allerdings bedeutenden, obgleich darum noch keineswegs den höchsten Forderungen der Wissenschaft genügenden Summe, welche noch immer als Fundation der Akademie der Wissenschaften erwähnt zu werden scheint, auf Besoldungen öffentlicher Lehrer an der Hohenschule, der bei weitem größere Theil aber auf Erhaltung und Vermehrung der wissenschaftlichen Sammlungen verwendet, welche, unentbehrliche Hülfsmittel der Forschung und des Unterrichts in einem Zeitalter, das die Grenzen des menschlichen Wissens nach allen Seiten

schaften und Künste empfangen einen bedeutenden Theil des sauren Erwerbs der Staatsbürger" (XIV. Beilagenband, Beil. 79, S. 54). Diese Redensart war früher gewöhnlich, wenn man von dem Aufwand für die ausschweifende Jagd- oder Pferdeliebhaberei eines Fürsten sprach; sie auf Wissenschaften und Künste anzuwenden, blieb diesem Berichterstatter vorbehalten, dem übrigens ein anderer allgemein verehrter Abgeordneter, den wir noch mit Freuden unser (wiewohl jetzt auswärtiges) Mitglied nennen, in der Folge erwiederte: wenn man fordere, daß die Akademie der Wissenschaften die Nation mehr von ihren Leistungen überzeuge, so könne man vor allem fordern, daß sich die Nation mehr um die Leistungen derselben bekümmere, und mehr, als der Herr Berichterstatter gethan zu haben scheine (Verhandl. XV. Bd., S. 213).

und in den verschiedensten Zweigen zu gleicher Zeit mit beispielloser Schnelligkeit erweitert, zugleich Gegenstände eines edlen Wetteifers unter den aufgeklärten Nationen Europas geworden sind [1]. Wenn es unmöglich ist, die kostbarsten wissenschaftlichen Schätze überall gleich zu verbreiten, wenn ein Staat wie der bayerische schon froh seyn darf, die wichtigsten und unentbehrlichsten Hülfsmittel gelehrter Forschungen an Einem Orte zu vereinigen: so gehören die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, auf welche der Akademie in ihren gegenwärtigen Verhältnissen kein größeres Recht als auch der Hohenschule zusteht, der ganzen Nation an; und diese in einem solchen Grade von Vollständigkeit zu besitzen, daß jeder Eingeborene durch sie zu jeder wissenschaftlichen Unternehmung hinlänglich, wenigstens in der Hauptsache, ausgerüstet sey, dieses sollte in einer Zeit, in welcher die wissenschaftliche Auszeichnung einer Nation eines der größten Gewichte in der Wagschale ist, mit welcher Völker gewogen werden, unter die ersten Wünsche eines edeln, in allen andern Stücken für die Selbständigkeit seines Vaterlandes rühmlichst wachenden Nationalstolzes und einer aufgeklärten Vaterlandsliebe gehören, von der man sich insbesondre gern wohldenkende Volksabgeordnete beseelt denkt. Mit Freuden erkennt die Akademie jedes öffentliche Zeichen der Theilnahme der Nation, und weit entfernt, in Bezug auf sich eine Ausnahme von der allgemeinen Oeffentlichkeit zu wünschen, sieht sie in dieser vielmehr selbst ihren

[1] Im Anfang des gegenwärtigen Finanzjahres (Oct. 1828) betrugen die Kosten der Akademie als solcher, oder für rein akademische Zwecke, nicht mehr als 6710 fl., (eine kaum größere Summe als das Einkommen der Akademie unter Kurfürst Maximilian III.); nur mit Hinzurechnung aus früherer Zeit sich herschreibender unvermeidlicher Quiescenzgehalte, 12200 fl. (weniger als $^1/_6$ der ganzen unter dem Titel der Akademie vorgetragenen Summe). Die Gesammtausgaben für das Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates betrugen 71800 fl. Da sich aber hierunter 16733 fl. für Besoldungen aktiver öffentlicher Lehrer an der Universität befinden, nebst einer Ausgabe von 800 fl., die ebenfalls nur zum Vortheil der Hohenschule nothwendig ist, so betrug die für die Erhaltung und Vermehrung der Sammlungen und Anstalten (Hof- und Staatsbibliothek, Sternwarte, botanischer Garten, naturgeschichtliche Sammlungen, anatomische Anstalt, chemische Werkstätte, Münzsammlung u. s. w.) für Regie und für Besoldungen der Mitglieder des Generalconservatoriums als solcher damals bestimmte jährliche Summe nur 51307 fl.

mächtigsten Schutz. Sie zumal, deren Wirkungen nicht unmittelbar, schnell, in die Augen fallend, und großentheils nur dem Kenner verständlich sind, über die daher das Urtheil der Menge, wie einzelner Personen, leicht irre zu führen ist; sie vor allen hat jene Macht der öffentlichen Meinung zu ehren, die immer zuletzt jedes noch so künstliche Gewebe der Lüge und der Täuschung zerreißt, und noch immer die Rechtfertigung jeder an Wahrheit, Recht und den unverletzlichen Grundsätzen der Ehre festhaltenden Gesinnung übernommen hat. Die Akademie weiß am besten, was zu ihrer Vollkommenheit fehlt, und sie ist ebenso redlich als einstimmig bemüht, jenen Standpunkt zu gewinnen, der ihr zukommt, und nach dessen völliger Erreichung erst sie hoffen kann, ihren Begriff, das heißt, den wahren Zweck ihres Daseyns ganz zu erfüllen. Bereit, sich über ihre Verhältnisse jederzeit offen zu erklären, und edle Freimüthigkeit in Darlegung derselben sogar als ein Recht ansprechend, überzeugt, wie dieß schon bei dem ersten Eintritt der gegenwärtigen Ordnung erklärt worden, nur durch die ungeschminkte, unverfälschte Wahrheit aller ihrer öffentlichen Aeußerungen sich in dem Besitz der zu jedem Erfolg nothwendigen Achtung erhalten zu können, hat sie keine andere Absicht, als von der Oeffentlichkeit, die sie als eine allgemeine Wohlthat erkennt, auch für sich und ihre Angelegenheiten einen nützlichen und angemessenen Gebrauch zu machen; und so gesinnt spricht sie die Hoffnung aus, daß künftig jede öffentliche Stimme, die sich überhaupt in wohlmeinender Absicht über sie vernehmen läßt, anstatt der Akademie entgegen zu wirken oder die öffentliche Meinung, oft selbst der Machthaber, über sie zu verwirren, sich vielmehr mit ihr vereinigen möge, um ihr zur Erfüllung der gerechten und billigen Wünsche, die sie für die Wissenschaft und für ihr eignes wahres Gedeihen hegt, förderlich und behülflich zu seyn.

Stets war es vergönnt, an feierlichen Tagen Wünsche auszusprechen. Nach der aufrichtigen Begeisterung, mit welcher die neue Verfassung, in der die Akademie ganz den freien Geist und den herrlichen Willen des Königs erkannte, aufgenommen worden, können alle Wünsche nur in dem einen begriffen seyn, daß die wohlthätige Freiheit und die würdige Selbständigkeit, die der König ihr bestimmt hat, wirklich ihr zu Theil

und auch in der Ausübung stets bewahrt werde. Sie betrachtet jedes ihr ertheilte Recht als ein ihr anvertrautes Gut, das sie nur dann gehörig zu erkennen und zu achten glaubt, wenn sie es auf jede Weise zu behaupten sucht. Sey es daher vor allem erlaubt, zu wünschen, daß, den unzweifelhaft edeln, wohlwollenden und allem Gesetzlichen durchaus holden Gesinnungen des hohen Ministeriums gemäß, niemals außerordentliche, nicht in der Verfassung der Akademie gegründete und den ihr zugesicherten Freiheiten zuwiderlaufende Maßregeln ihren gesetzmäßigen Gang unterbrechen mögen. Stets wird es zweifelhaft seyn, ob der versprochene oder vorgespiegelte Vortheil durch ein solches Eingreifen wirklich erreicht werde, oder vielmehr noch immer hat die Erfahrung gezeigt, daß er nicht erreicht worden. Aber selbst einen wirklichen Uebelstand, der, wenn er ein wirklicher ist, der Akademie selbst nicht verborgen bleiben wird, und welchen aufzuheben sie in sich selbst und ihren verfassungsmäßigen Verhältnissen alle Mittel besitzt, selbst einen solchen bestehen zu lassen, wäre noch immer weniger nachtheilig, als das Vertrauen in die Unverletzlichkeit der einmal gegebenen Bestimmungen und jene Anhänglichkeit zu erschüttern, die nur für bleibende und keiner willkürlichen Abänderung unterworfene Gesetze sich erzeugt — denn welcher edle Geist möchte seine Theilnahme und die Liebe, ohne die nichts gedeiht, einer Anstalt zuwenden, die unter dem schönen Titel eines freien Vereins wissenschaftlich ausgezeichneter Männer sich als ein nach Gefallen zu behandelndes Spielwerk in der Hand der Gewalt betrachten müßte? Da, wo man mit bloß willenlosen Werkzeugen ausreicht, mag man dafür halten, daß die Sachen alles, und die Personen nichts sind; ganz anders aber verhält es sich, wo die freie Lust des Schaffens und des Hervorbringens jeden Erfolg bedingt. Denn was auch immer in den Sachen versäumt oder vernachlässigt worden, es läßt sich wieder einbringen; aber der unwiederbringlich verlorene gute Wille, die gekränkte Lust und freie Zuneigung zu einem Geschäft oder einer Anstalt lassen sich so wenig wieder erschaffen, als sich ein Individuum, wenn es einmal aufgehört hat zu seyn, mit allen seinen vielleicht unersetzlichen Eigenschaften wieder erschaffen läßt.

Von jeher hat man die Sorgfalt, welche Regierungen für Empor-

bringung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit ausüben können, unter dem Bild einer Pflege vorgestellt und unstreitig damit ausdrücken wollen, daß auf wissenschaftliche Hervorbringungen Befehle so wenig als auf das Wachsthum der Pflanzen oder organischen Wesen wirken können, denen man übrigens durch entgegenkommende, ihrer Natur gemäße, niemals gewaltsam eingreifende und hauptsächlich nur auf Entfernung von Hindernissen bedachte Fürsorge ungemein förderlich seyn könne[1]. Gelehrte Frohnarbeit: bloßen Stoff sammeln, Sand anhäufen, aus dem einmal vielleicht in der Folge beharrlicher Fleiß einige Goldkörnchen auslese, dieß liegt noch innerhalb der Grenzen des auf Geheiß Auszurichtenden; nicht aber, was in gebildeter Form als unmittelbarer Gewinn für den Geist aus eigner selbständiger Forschung hervorgeht. Aber schon für die einer Akademie nothwendige Achtung bedarf sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten der völligen Unabhängigkeit nicht bloß von dem, was sonst unter dem Namen Censur ausgeübt wurde, sondern von jeder Art der Bevormundung. Als vor heute siebzig Jahren (so erzählt der unvergeßliche Geschichtschreiber der Akademie) der höchstselige Kurfürst Maximilian schon die Feder in der Hand hielt, die Stiftungsurkunde der Akademie zu unterzeichnen, wurden die Anwesenden durch die Eröffnung überrascht, daß die Schriften der Akademie jederzeit vor dem Druck den verständigen Vätern der Universität zu Ingolstadt zur Einsicht und Gutheißung vorgelegt werden sollen. Die Folgen einer solchen Zumuthung, fährt der Erzähler fort, waren leicht vorauszusehen, und nur eine standhafte Gegenwart des Geistes konnte die Gefahr, mit einem schweren Joche belegt zu werden, entfernen. Die Anwesenden, unter denen sich ein Graf von Törring, der geheime Staatskanzler von Kreitmayr, und der künftige Sekretär der Akademie von Lori befanden, erklärten sich, daß eine Akademie der Wissenschaften, welche noch erst unter

[1] Daher Curatelen, Curatoren der Universitäten und anderer gelehrten Körperschaften; nicht um über diese in Dingen, die sie nach jeder vernünftigen Voraussetzung besser als jede Regierungsbehörde verstehen müssen, eine Vormundschaft auszuüben, sondern hauptsächlich auch zu ihrem Schutz, indem man zugleich voraussetzte, daß Gelehrte, mit höheren Dingen beschäftigt, wenig bemüht oder wenig geschickt seyen, gemeinschaftliche Rechte zu wahren, also einer fürsorgenden Behörde bedürfen, die in allen vorkommenden Fällen gegen jede Uebermacht sie vertrete.

einer fremden Aufsicht zu stehen hätte, alle Achtung vernünftiger Männer verlieren, daß sich mit einer solchen Akademie kein würdiger Gelehrter verbinden, und daß es demnach besser gethan seyn würde, das ganze Vorhaben wieder bei Seite zu legen, als etwas, das schon in seinem Entstehen den Keim des unvermeidlichen Verfalls mit sich führte, aufzustellen [1]. Ob nun aber eine Akademie in ihren wissenschaftlichen und literarischen Entwürfen oder Unternehmungen von den verständigen Vätern der Gesellschaft Jesu, oder von Referenten einer Staatsbehörde abhängig und geleitet wäre, würde, was die Wirkung und die von jenen Ehrenmännern vorausgesagten Folgen in Absicht auf die öffentliche Achtung einer solchen Akademie beträfe, im Grunde ganz dasselbe seyn.

Der erste Satz der von dem Könige gegebenen Verfassung erklärt die Akademie für einen unter dem Schutz des Königs stehenden Verein von Gelehrten. Anerkannt ist damit, daß die Akademie als eine freie Verbindung für ihre wissenschaftlichen Unternehmungen des königlichen Schutzes, nicht aber, daß sie der Leitung irgend einer außer ihr stehenden Behörde bedürfe. Aber der wahre Gedanke eines erleuchteten Regenten wird nicht immer von untergeordneten Organen, oft selbst von denen, zu deren Gunsten er gereicht, sogleich auch in seinen nothwendigen Folgen und Wirkungen begriffen; die lange Gewohnheit der früheren Ideen behauptet ihr Recht, und glaubt diese bei völlig veränderten Verhältnissen wieder ebenso geltend machen zu können. Wir bescheiden uns auch wohl, daß alles nur stufenweise geschehen kann, wie ja in Ansehung des natürlichen und von dem Begriff einer Akademie, nach dem richtigen Gefühl aller Länder, in welchen solche Vereine bestehen, unzertrennlichen Rechtes der eignen Wahl ihrer Mitglieder die gegenwärtige Akademie bis jetzt ruhig einer Einschränkung sich unterworfen hat, von der man gestehen muß, daß sie der Natur eines freien Vereines, der überdieß aller Attributionen einer Staatsbehörde ausdrücklich entkleidet worden, eigentlich und im Grunde widerspricht. Bei der ersten Stiftung der bayerischen Akademie wurde dieses Recht nicht als ein Zugeständniß, sondern als etwas sich von selbst Verstehendes angesehen, obgleich auch sie einer Unterstützung vom Staat bedurfte und eine Einnahmsquelle angewiesen er-

[1] L. v. Westenriebers Gesch. der bayer. Akad. der Wiss. Th. I, S. 192.

halten hatte, die, gehörig verwaltet, ergiebig genug gewesen seyn würde [1]. Als kurze Zeit nach der Stiftung ein Brief des kurfürstlichen Beichtvaters und Jesuiten, Pater Stadler, auf ein Dekret antrug, nach welchem der jedesmalige Professor der Mathematik zu Ingolstadt beständiger Astronom der Akademie seyn sollte, antwortete die Akademie: „Dieser Versuch, ihr ein Mitglied aufzudringen, stoße wider ihre Gesetze an, welche verletzen zu lassen, Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Willensmeinung nicht seyn werde. Das Wesen einer Akademie bestehe darin, daß sie eine freie Gesellschaft von solchen Personen sey, welche einerlei Absichten zur Verbesserung und Erweiterung der Wissenschaften führen. Diese Freiheit schließe allen Zwang aus, und das Wesen einer Akademie höre auf, sobald diese Freiheit benommen oder eingeschränkt werde; die Auswahl ihrer Mitglieder müsse daher der Akademie ohne Maß oder Einschränkung überlassen, keineswegs aber solche Mitglieder ihr aufgedrungen werden, von denen man gewiß wisse, daß deren Denkweise von der ihrigen gar weit unterschieden sey“ [2]. Diese freimüthige Erklärung der Akademie, von der Hand des bekannten von Osterwald, wurde von dem Grafen von Seinsheim sammt dem Schreiben des Beichtvaters dem trefflichen Kurfürsten vorgelegt, der sogleich einfürallemal erklärte, „daß der Akademie zu keiner Zeit jemand aufgedrungen werden, und daß sie überhaupt die ganz uneingeschränkte Macht haben solle, in Bestellung ihrer Arbeiten und ihrer Mitglieder ganz nach ihrem Gutdünken zu handeln“ [3].

Ist es zu verwundern, wenn ich heute so oft, wie unwillkürlich, an Züge aus der ältern Geschichte der Akademie erinnert werde? Meine ich vielleicht dadurch Ihnen und mir selbst das Bild jenes Mannes zurückzurufen, den seit zwei und fünfzig Jahren das Auge der Akademie zum erstenmal vergeblich auf seinem Posten sucht, den er rühmlich, standhaft, und wie es einem Manne geziemt, bis an sein Ende behauptet hat? Denn Er allein von uns gehörte durch seine ersten Erinnerungen

[1] Der Kurfürst hatte ihr in der Stiftungsurkunde (bei Westenrieder Th. I, S. 24) die Einrichtung und Verwaltung des gesammten Kalenderwesens überlassen.

[2] L. v. Westenrieders Geschichte, Th. I, S. 202.

[3] Ebend. S. 219.

noch jener Zeit der entstehenden Akademie an; er hatte ihre ersten Urheber und Häupter wenigstens noch gesehen und gehört; vielleicht waren überhaupt in seinem Charakter und in seiner Persönlichkeit die Spuren der abwechselnden Eindrücke aller der heitern und trüben, glücklichen und unglücklichen Tage aufbewahrt, die Bayern zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen gesehen hat. Ebenso wehete in ihm noch etwas von jener ersten Frische, dem Morgenhauche der erwachenden deutschen Literatur, gegen deren weitere Entwickelungen er sich gleichsam verschloß; doch nicht wie andere aus unwillkürlicher Unfähigkeit — dieß widerlegen so manche klassische Stellen seiner Schriften, deren tiefe, inhaltsvolle Gedanken über seine Zeit hinausgehen —, sondern vielleicht schon, weil er fühlte, daß doch dem ersten Eindrucke nichts mehr gleichkomme, und in Folge einer sich selbst absichtlich gesetzten Grenze. Denn überhaupt hatte er früh gelernt, auch für das Leben und den Umgang mit andern sich zu begrenzen. Nicht leicht war es, sein Vertrauen zu gewinnen, noch suchte er selbst andern zu schmeicheln und liebenswürdig zu scheinen, sondern ganz und gar gehörte er, nach seinem Aeußern wie nach seinem Innern, zu dem eben nicht sehr zahlreichen Geschlechte, welches man mit einem bekannten geistreichen Ausdruck das Geschlecht der umgekehrten Heuchler nennen könnte; denn gerade so viel Mühe als andere sich geben, ihre bessern oder annehmlicheren Seiten ins Licht zu stellen, so viel gab er sich — vielleicht in ehrenwerthem Unmuth über die allgemeine Unlauterkeit menschlicher Gesinnungen —, den guten Eindruck, den er hervorgebracht zu haben glauben konnte, wo möglich wieder zu vermindern, und ein durchaus wohlwollendes und menschenfreundliches Herz unter rauhen Aeußerungen ebenso zu verheimlichen, wie andere unter einschmeichelnden Formen die völlig entgegengesetzten Gesinnungen verbergen; sey es nun, daß er frühzeitig hierin das Geheimniß gefunden, nie der Betrogene von jemand zu seyn, sich gegen die gemeinen Künste, mit welchen Menschen über andere Menschen etwas zu gewinnen suchen, unzugänglich zu machen; oder daß ein Gefühl höherer Art ihm das Ignorari ama, das Glück etwas in sich zu haben, wovon die Welt nichts wüßte, und zu wissen vielleicht nicht werth wäre, zur Richtschnur seines Lebens gemacht

hatte. Denn das letzte Geheimniß seines Herzens und seiner ganzen Denkart hat er vielleicht niemanden vertraut. Dennoch wäre es wünschenswerth, genauer ausmitteln zu können, ob er durch besondere Eindrücke, äußere und innere Erfahrungen, ob durch Standesverhältnisse, ob zum Theil auch durch den körperlichen Schmerz, den man nach seiner Beschreibung wahrhaft einen philoktetischen nennen mußte, und den er den längsten Theil seines Lebens hindurch ertrug, aber mit heldenmüthiger Geisteskraft zu bezwingen wußte, zu dieser Charakterfestigkeit gehärtet worden, in der er bis zum letzten Hauch immer sich selbst gleich blieb, obwohl, wie seine frühesten literarischen Neigungen und Versuche beweisen, von der Natur mit einem zartfühlenden und empfindungsvollen Herzen begabt, und fröhlich ernster Geselligkeit, horazischen Mahlen nichts weniger als abgeneigt, und Ernst durch Scherz zu mäßigen gewohnt. Einen solchen Mann also und von so ausgezeichneten Eigenschaften, haben wir an Lorenz von Westenrieder verloren, einen Mann, der zugleich mit der Akademie so verwebt, so in einem langen Leben durch Verdienste und standhafte Bemühungen mit ihr gleichsam verwachsen war, daß man sie ohne ihn gewissermaßen nicht denken kann; so von allen, die der Lauf der Zeit in die Akademie geführt hatte, erkannt und verehrt, daß keiner seyn wird, der nicht Jahre lang ihn in diesem Kreise vermißt, aus dem er geschieden ist in hohem, wenigen erreichbarem Alter, doch früher als einer von uns damals gedacht hätte, als er mit jugendlicher Munterkeit der Feier seines fünfzigjährigen Wirkens in der Akademie beiwohnte; geehrt von seinem König noch bei eben dieser Gelegenheit durch die mit besonderer Auszeichnung verbundene Ertheilung des Ludwigordens: ein Mann der Nation und des Volkes, das ihn nicht anders als wie einen gemeinschaftlichen Vater zum Grabe begleitete. Nur Eine Meinung war darüber in der Akademie, daß dem Andenken eines Mannes, dessen Verhältniß zu ihr ein so vollkommenes, nicht bloß eine Seite desselben, sondern den ganzen Mann umfassendes Denkmal errichtet werde. Denn wie ein sehr verehrtes Mitglied der historischen Klasse sich ausgedrückt hat: „so groß sein Verdienst um die bayerische und deutsche Geschichte war, es war doch nicht

sein größtes; und eine Rede, die in vollem Sinn eine Gedächtnißrede seyn sollte, müßte umfassen: quidquid in eo amavimus, quidquid admirati sumus“. Ja das Wissenschaftliche läßt sich in ihm vielleicht nicht abgesondert vom Persönlichen darstellen; denn in ihm war das Talent mit der Gesinnung und wissenschaftliche Ueberzeugung mit dem Charakter wahrhaft zu einem undurchbrechlichen Ganzen vereinigt. Die Akademie erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Lobschriften auf Johann von Müller, und auf einen im Staat hochgestellten, auch um sie hochverdienten, in ihrem fortwährenden dankbaren Andenken lebenden Mann, Heinrich von Schenk. Möge der allgemeine Wunsch sich erfüllen, von derselben Hand auch eine Gedächtnißrede auf Westenrieder zu erhalten, die in einem und demselben Gemälde seine Verdienste als Geschichtsforscher und seine durch eine ganz besondere Verbindung seltener Eigenschaften in ihrer Art gewiß einzige Persönlichkeit darstelle. Ein solches Bild ist der Meister, der es entwerfen kann, nicht bloß den Empfindungen der Gegenwart, sondern fast noch mehr der Nachwelt schuldig.

Inzwischen aber, so nahe uns allen sein Tod gegangen, besteht die würdigste Feier seines Andenkens für den Augenblick gewiß darin, wenn wir, seinem Beispiel folgend, ohne über das Unvermeidliche zu klagen, uns frisch aufs neue zu dem Werk wenden, dessen Fortführung uns befohlen, und dessen Gedeihen unzweifelhaft ist, wenn, wie ich mit froher Gewißheit überzeugt bin, sein Geist unter uns fortlebt.

Möchte die Pflicht, die ersten Empfindungen der Akademie bei seinem Verlust auszusprechen, auf einen fähigeren Redner gefallen seyn! Nachdem ich indeß dieser Obliegenheit, soweit ich es vermochte, genügt, bleibt mir nichts weiter übrig, als diese erlauchte Versammlung um ihre geneigte Aufmerksamkeit für die nachfolgenden Vorlesungen zu bitten.

Aus einem Vortrag am Vorabend des Ludwigstages 1829 [1].

— — Indem aber die Akademie mehrerer, durch hohes und ruhmvolles Alter ausgezeichneter Männer aus ihrer nächsten Umgebung gedenkt, würde der Aufmerksame es ihr mit Recht zum Vorwurf machen, wenn sie unterließe, auch ihrerseits eine Theilnahme auszusprechen, die in eben diesen Tagen von allen Seiten Deutschlands dem Manne bezeugt wird, der vorzugsweise und in einem Sinne wie kein anderer der ganzen deutschen Nation angehört. Goethe, seit fünfzig Jahren Anführer der deutschen Literatur, unter den Königen vorzüglich unsrem Könige werth und von Ihm auf eine des Herrschers und des Dichters gleich würdige Weise geehrt; Goethe, auch rein wissenschaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild: dem Naturforscher — wegen des freien, gleichsam den Weg der Natur selbst verfolgenden Blickes; dem Philosophen — wegen des Ernstes und der unablässigen Bemühung, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit gesucht und hervorgehoben, die überall allein fähig ist, Geist und Gemüth dauernd zu bewegen; dem Alterthumsforscher — als lebendiges, gegenwärtiges Beispiel, an welchem er das Geheimniß der unerforschten Kunst jener großen Schriftsteller und somit den ganzen Sinn des Alterthums zu ergründen vermochte: — Goethe vollendet in diesen Tagen sein achtzigstes Lebensjahr. Möge ihm, dem wie Nestor, dem Trefflichsten der Sterblichen [2], schon zwei der redenden

[1] Dieser Vortrag war besonders im Druck erschienen. Der bloße Personal-Nachrichten ohne allgemeinere Bedeutung enthaltende Anfang desselben wurde hier weggelassen. D. H.

[2] *Φέρτατος ἡμερίων*, in einem griechischen Epigramm.

Menschengeschlechter vorübergegangen sind, und das dritte noch ehrerbietig horcht, möge ihm unter so vielen Stimmen freudiger und verehrungsvoller Theilnahme, die er in diesen Tagen vernehmen wird, auch der Glückwunsch unserer Akademie, wenn er aus der Ferne zu ihm dringt, nicht unwillkommen und ein Beweis seyn der in allen Theilen Deutschlands gleichgestimmten Empfindungen der Liebe und Anhänglichkeit für den ehrwürdigen Patriarchen deutscher Kunst und Wissenschaft!

Mit einer angemessenern Erwähnung konnte ich nicht auf den eigentlichen Gegenstand unserer Feier zurückkehren, den König, der alles, was deutscher Geist an erhebenden Gedanken oder würdigen Empfindungen in sich vereinigt, selbst durchdacht, selbst gefühlt, und aus den Schätzen seines ebenso umfassenden Geistes als reichbegabten Herzens königlich vermehrt hat. Heil dem König, welcher in einer Zeit, wo so viele Gefahren drohen und eine unsichtbare Hand wieder eines der schweren inhaltsvollen Blätter der Weltgeschichte umzuschlagen scheint, Einer der leuchtenden Sterne ist, zu denen die bessern Geister vertrauensvoll aufsehen! Heil dem König und allen seinen Unternehmungen zum Besten seines Volks, zur Förderung alles dessen, was ein Volk, was die ganze Menschheit adelt und erhebt!

Aus dem Vortrag am 71. Jahrestag der Akademie

27. März 1830. [1]

Seit der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie ist die neue von ihr selbst entworfene und von Seiner Majestät dem König genehmigte Geschäftsordnung in Wirksamkeit getreten. Alle Klassen haben vorzüglich sich beeifert diejenigen Vorschriften in Ausführung zu bringen, die zur Absicht hatten, den regelmäßigen Sitzungen derselben einen mehr gelehrten und wissenschaftlichen Gehalt zu geben. Gewiß wird die Hoffnung sich erfüllen, die der gegenwärtige Vorstand bei der ersten Einführung dieser Vorschriften ausgesprochen, daß regelmäßige gelehrte und wissenschaftliche Mittheilungen der Akademie einen entschiedeneren Charakter ertheilen und zugleich ein innigeres Verhältniß, eine größere Theilnahme und wechselseitige Achtung zwischen den wissenschaftlich thätigen und ernstlich gesinnten Mitgliedern hervorbringen werden. — —

Das erste Halbjahr brachte der Akademie keinen neuen Zuwachs an ordentlichen Mitgliedern; dagegen erhielt sie am Ende desselben die betrübende Kunde von dem erfolgten Ableben ihres vieljährigen berühmten und allgemein verehrten Mitgliedes, des königl. Geheimenraths von Sömmering. Ohnerachtet seines hohen Alters (er hatte das fünf und siebenzigste Jahr erreicht) war sein Tod, den, wie es scheint, die Nachwirkungen des ungewöhnlich heftigen Winters beschleunigt hatten, der Akademie unerwartet. Denn bis auf die letzten Zeiten wußte sie ihn wissenschaftlich regsam und selbstthätig, und noch kürzlich hatte sie von ihm Beweise fortgesetzter Forschungen und seiner auch in der Ferne nie

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß. Vgl. das Referat im zweiten Jahresbericht, S. 7.

erkalteten Theilnahme durch Beiträge zu den Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse erhalten. Bereits hat diese Klasse, der er früher angehörte und fortwährend verbunden blieb, beschlossen, das Andenken eines Mannes, dessen Name nicht bloß der Geschichte der Akademie, sondern der Geschichte der Wissenschaften angehört, durch einen besondern Akt zu feiern; von seinem Nachfolger in der Akademie [1], den er selbst als würdigen Mitforscher erkannt und hochgeachtet hat, dürfen wir uns eine ebenso treue als geistreiche Auseinandersetzung der großen Verdienste eines Mannes versprechen, der nicht bloß durch einzelne, dem vielfach erforschten, aber in seinen Tiefen unergründlichen Bau des menschlichen Körpers abgewonnene Entdeckungen, sondern durch die ihm eigne Behandlung der Wissenschaft, die er durch Vortrag und Darstellung, — daß ich so sage, menschlicher, einleuchtender, und allgemein zugänglicher zu machen wußte, Urheber einer neuen Richtung in seiner Wissenschaft geworden war. Noch leben hier mehrere ausgezeichnete Männer, die sich gewiß des Vortrags mit Vergnügen erinnern werden, den Sömmering vor einer auserlesenen Zahl von Zuhörern über den Bau des menschlichen Schädels und Gehirns in früheren Jahren mit einer bewundernswerthen Einfachheit und Deutlichkeit gehalten hat, die jeden bedauern ließ, daß ein solcher Mann durch verschiedene Umstände, zum Theil vielleicht durch zu tief empfundenen Undank mancher Schüler so früh dem öffentlichen Lehramt entzogen wurde. Konnte es der Akademie nicht anders als schmerzlich fallen, auch diesen Mann aus ihrem Kreise scheiden zu sehen, der noch ganz der Zeit des ersten freudigen ungetrübten und ungekränkten Fortschreitens der Wissenschaften angehörte, so war es ihr nur um so tröstlicher, denken zu dürfen, daß wenigstens die Tage eines ihr so werthen Mannes, unstreitig durch die Entschließung einer wohlwollenden und theilnehmenden Regierung verlängert worden, die ihm verstattete, den Abend eines arbeitsvollen Lebens nach seinem Wunsche im Frieden, im Kreise seiner Familie, im erheiternden Umgange mit einem seiner würdigen Sohn und in der Ruhe einer selbstgewählten Umgebung zu beschließen. — —

[1] Döllinger.

In der allgemeinen Vergänglichkeit menschlicher Verhältnisse ist es aufrichtend, zu bemerken, daß der tüchtige Sinn und die Weisheit der Vorfahren für bleibende Anstalten gesorgt hat, in denen bei allem Wechsel der Individuen der Geist der Wissenschaft unvergänglich fortdauert und stets verjüngt immer neue Früchte treibt.

Die Akademie begeht heute die Feier des einundsiebzigsten Jahrestages ihrer Stiftung nicht als eine bloß herkömmliche oder gebotene Förmlichkeit, sondern mit der Ueberzeugung, daß auch in ihrer Institution etwas Ewiges, alle zufälligen Verhältnisse Ueberdauerndes liege, und daß unabhängig von jeder augenblicklichen Stimmung der gesunde Theil des bayerischen Volks (noch immer ist er bei weitem der größere) nicht aufhören könne, mit Theilnahme eine Anstalt zu betrachten, die aufs Bleibende und Beständige im menschlichen Wissen, auf geistige Ergebnisse und Besitzthümer von immerdauerndem Werth gerichtet ist, eine Anstalt, die unter allen Umständen, und welches Uebergewicht auch vorübergehende Ursachen seichtem Wollen über gründliches, faden Bestrebungen über tüchtige geben mögen, den Beruf hat, die Grundsätze zu bewahren, durch welche die deutsche Literatur, deren Aufschwung erst auch den der Kunst zur Folge hatte, groß geworden ist, — eine Anstalt endlich, die schon allein durch ihr Daseyn, durch ihren Namen ein beständiger Vorwurf seyn würde gegen jeden Versuch, von welcher Seite er käme, der die Absicht oder den Erfolg hätte, Bayern in seinen geistigen Fortschritten aufzuhalten, oder die Mittel einer kräftigen, von der Zeit durchaus geforderten wissenschaftlichen Entwicklung ihm zu schmälern oder zu entziehen.

Mit dieser Ueberzeugung beginnt die Akademie ein neues Jahr ihres Daseyns, und indem sie denselben Sinn für den unschätzbaren Werth der Wissenschaft, die allein dem menschlichen Leben Haltung, allen menschlichen Verhältnissen Dauer und Beständigkeit sichert, bei dieser erlauchten Versammlung voraussetzt, bittet sie dieselbe, die zur Feier des heutigen Tages bestimmten Abhandlungen mit Huld und Wohlwollen anzuhören.

Schlußwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1830 [1].

Es sind vielleicht eben jetzt nicht wenige, welche die menschlichen Dinge dann am besten bestellt glauben möchten, wenn man dahin gelangt wäre, alles von gewissen Einrichtungen, und dagegen so wenig als möglich von den Personen zu erwarten.

In Widerspruch damit gesteht jeder, daß der eigentlich anziehende und lebendige Theil der Geschichte allein eben jene großen, mächtig wollenden und wirkenden Persönlichkeiten sind, die durch den unwiderstehlichen Zauber ihres Namens auf späte Jahrhunderte wirken, und von denen man daher sagen kann, daß sie, wie der Seher Tiresias bei Homer, allein auch nach dem Tode noch *leben*, indeß die andern in dem weiten Raum der Vergangenheit wie wesenlose Schatten schweben.

Im Ernste einen Zustand für möglich halten, durch den die Persönlichkeiten gewissermaßen gleichgültig würden, hieße für möglich halten, daß die menschlichen Dinge zu dem Stillstand und der Einförmigkeit

[1] Abgedruckt im zweiten Jahresbericht der Akademie. Ueber den Inhalt der Eröffnungsworte für die gleiche Sitzung ist ebendaselbst S. 11 referirt und insbesondere folgende Aeußerung mitgetheilt:

„Daß in Staaten, wo dem Volk verfassungsmäßig ein gewisser Antheil an der Verwaltung und Gesetzgebung zustehe, die *Bedeutung* aller Einrichtungen, aber besonders auch die der öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten sich steigern; wenn nach Willkür regierten Völkern Rohheit und Unwissenheit unschädlich, ja in gewissem Betracht vortheilhaft scheinen können, so könne eine ungründliche und ungenügende Bildung dem zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten durch selbstgewählte Stellvertreter berechtigten Volke nur gefährlich und verderblich seyn. Insofern seyen kraftvolle Institutionen des öffentlichen Unterrichts die unerläßliche Ergänzung einer freien Verfassung, ohne welche diese den öffentlichen Zustand eher bloßstellen als sichern, ja nach Umständen ihn in seinen Grundlagen bedrohen können".

der gleichgültig immer nur dasselbe hervorbringenden, nie über sich selbst hinausgehenden Natur gelangten. Einen solchen Zustand *wollen*, hieße das Leben aus der Geschichte hinwegnehmen, die Geschichte selbst aufheben wollen.

Aber einen nicht geringeren Widerspruch als in der Geschichte und in der Natur der menschlichen Dinge selbst würde eine solche Denkart in der eigentlichen Volksgesinnung finden. Denn was man auch anwende, dem Volk Begeisterung für Abstraktionen einzuflößen, seine Liebe wird sich immer ausgezeichneten Persönlichkeiten zuwenden, ja sein Bedürfniß, solche Persönlichkeiten zu bewundern und zu lieben, ist ein so großes und mächtiges, daß man es als ein Glück anzusehen hat, wenn sie ihm in einer bedeutenden Zeit wirklich gewährt sind, damit es nicht bloße Idole zu diesem Rang erhebe.

Wohl Bayern, dem in seinem Regenten eine so kräftig und entschieden wollende Persönlichkeit verliehen ist, an die es sich mit aller Begeisterung und Liebe, deren ein gesundes, für alles Rechte tief empfängliches Volk fähig ist, unter allen Umständen anzuschließen vermag, ein König, der allein schon *durch sich selbst* — auch ohne den geschriebenen Buchstaben, der hinfällig und vergänglich ist, durch die eigne innerste Gesinnung, durch das *Ihm ins Herz geschriebene* Gesetz die sicherste Bürgschaft — ruhig, ohne Erschütterung, aber im rechten Maß unaufhaltsam fortschreitender Vervollkommnung ihm gewährt! Darin — in diesem Festhalten an dem Regenten sind alle Bayern ohne Unterschied einig, wie in dem Wunsch, der heute aus so vielen Herzen hervordringt: Möge König Ludwigs Name noch lange das Losungswort seyn, bei dem sich sein Volk erkennt, Alle wie Einer, Einer wie Alle empfinden! Möge nichts im Stande seyn, das Glück des Königs und des königlichen Hauses zu stören; möge Er noch die Früchte seiner Arbeit sehen, den vollen Dank eines von Ihm beglückten und hocherhobenen Volkes erndten, um einst nach Jahrhunderten noch in der Meinung eben dieses Volkes als Schutzgeist über dem geliebten Lande Bayern zu walten.

Rede zum zweiundsiebzigsten Jahrestag der Akademie

am 28. März 1831. [1]

Königliche Hoheit!

Erlauchte Versammlung!

Die bayerische Akademie der Wissenschaften, welche heute den Tag ihrer ersten Stiftung, herkömmlicher Weise, durch eine öffentliche Sitzung feiert, hat in den zweiundsiebzig Jahren ihrer Dauer mehrere Umgestaltungen erfahren, durch welche außer ihren innern Verhältnissen jederzeit zugleich ihre Beziehung zum Staat wesentlich verändert wurde. Der erste Gedanke einer bayerischen Akademie ging bekanntlich nicht von dem Regenten oder einer Staatsbehörde aus; er entstand aus der edeln Ungeduld einiger feuriger und vor andern vaterländisch gesinnter Männer, die es übel empfanden, daß Bayern müßig, gleichgültig zurückbleibe, während im übrigen Deutschland die Vorzeichen einer eigenthümlichen Literatur zu erscheinen anfingen, und glückliche Versuche in den Naturwissenschaften einen unbestimmbar großen Gewinn neuer für das Leben nützlicher Kenntnisse und Entdeckungen ahnden ließen. Der ausgesprochene Zweck der damaligen Akademie war also vorzüglich Belehrung und Verbreitung von Kenntnissen. Schon die Ankündigung eines solchen Zweckes mußte zu jener Zeit als ein Angriff auf das Monopol des öffentlichen Unterrichts und der allgemeinen Kenntnisse erscheinen, in dessen Besitz

[1] Besonders im Druck erschienen.

bis dahin noch immer der geistliche Stand sich befunden hatte, aber eben jetzt ein mächtiger Orden sich befand, der indeß längst, selbst in den Ländern seines Ursprungs, die gute Meinung eines wahren und aufrichtigen Einverständnisses auch mit den ächten und wirklichen Fortschritten des menschlichen Geistes verscherzt hatte. Auch in andern Ländern waren Akademien der Wissenschaften zuerst gleichsam als Zufluchtsörter für solche allgemeine Forschungen entstanden, welche unter dem Druck der bevorrechteten, aber selbst unter dem vorherrschenden Einfluß der positiven Wissenschaften stehenden Körperschaften weder fröhliches Aufkommen noch freie Entwicklung finden konnten. Einen glücklichen Erfolg konnte man der ersten bayerischen Akademie schon aus dem Grunde weissagen, weil ihr Ziel ein beschränktes und eben darum zugleich ein bestimmtes war, und dessen sie durch den gefundenen Widerstand sich nur noch entschiedener bewußt werden mußte. Was sie wollte, hat sie in ihrer ersten Zeit erreicht: eine allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fortschritte der Wissenschaften wurde erregt; die Entdeckungen der damaligen Physik und Chemie und die neu erfundenen Werkzeuge wurden durch sie verbreitet und drangen zuerst in die Klöster, die um diese Zeit neben ihren Bücherssammlungen auch naturwissenschaftliche Apparate aufstellten; die lang verborgen gehaltenen Urkundenschätze der Stifter öffneten sich, die Sammlung der Monumenta Boica begann und erweckte in ziemlich weitem Kreis wenigstens die Liebe für vaterländische Geschichtsforschung. An dem edeln Kurfürsten Maximilian III. hatte die Akademie einen wohlwollenden, freudiges Wirken begünstigenden und dessen selbst sich erfreuenden Beschützer, der dem ersten Gedanken eines solchen Vereins mit Bereitwilligkeit und, nach Maßgabe damaliger Zeiten, fürstlicher Freigebigkeit entgegen gekommen war. Vorauszusehen war aber auch, daß diese erste glückliche Wirkung nur eine gewisse Zeit dauern könne; denn in dem Maß, als in Folge einer allgemeinen und unaufhaltsamen Veränderung der Dinge und Verhältnisse die Schranken, gegen welche die jugendliche Akademie hauptsächlich anzukämpfen hatte, von selbst fielen (namentlich sah sie, als wenig mehr denn zehn Jahre seit ihrer Entstehung vergangen waren, die Aufhebung

des Jesuitenordens) mußte, im Verhältniß des verminderten Widerstandes, ihre Wirkung an Bestimmtheit, Energie und Bedeutung verlieren, und schon zwanzig Jahre nach ihrer Entstehung, gleich nach dem Tode ihres ersten Beschützers, ist ein auffallender Nachlaß des früheren Wirkens zu spüren. Daran hatten freilich wohl das Mißtrauen, welches unselige Verhältnisse in dem Geist des neuen Regenten erregt hatten, und die daraus hervorgehende ebenso tiefe als allgemeine Mißstimmung ihren bestimmten Theil; doch lag darin nicht die einzige Ursache der sichtbaren Erschlaffung, denn später, gerade als mit dem Regierungsantritt Maximilian Josephs wieder ein besserer Stern über Bayern leuchtete, und die Grundsätze, unter deren Schutz die Akademie früher gewirkt hatte, in größerem Maß, als sie vielleicht selbst beabsichtet hatte, Regierungsgrundsätze wurden, zeigte sich, daß sie der Zeit nicht mehr gewachsen war; wenigstens verhielt sie sich gegen diese leidender, als ihr geziemte; und indem sie in sich selbst die Kraft nicht fand, sich zeitgemäß zu gestalten und durch ein nach den jetzigen Umständen bemessenes Wirken wieder einen neuen Halt in der Nation zu gewinnen, war für sie in der That der Augenblick vorhanden, wo sie entweder gänzlich verkommen oder eine neue Gestalt von der thätigen, alles ergreifenden und nichts unversucht lassenden Regierung erwarten mußte.

Diese aber, als sie ihre Aufmerksamkeit auf die Akademie richtete, konnte nach den inzwischen eingetretenen Verhältnissen, da Bayern zum Königreich erhoben, mehr und mehr zum selbständigen Staat ausgebildet werden sollte, nur noch eine Akademie der Wissenschaften in jenem großen Sinne wollen, in welchem sie eine vielseitig unterrichtete, durch allgemein verbreitete Bildung zur Theilnahme an wissenschaftlichen Forschungen befähigte Nation voraussetzt, und nicht sowohl den Zweck hat, ein Bedürfniß, als vielmehr eine edle Ruhmbegierde der Nation zu befriedigen. Eine unmittelbare Wirkung auf das Volk war durch die Zeitumstände ohnedieß immer unmöglicher geworden; nicht in dieser also, sondern in völlig freier, durch nichts bedingter oder beschränkter wissenschaftlicher Forschung sollte die neue Akademie ihren Zweck erkennen. Außerdem aber, daß für ein solches Ideal keine Empfänglichkeit in der Nation

vorhanden, auch deſſen Verwirklichung bei ſo manchen in die Augen fallenden Gebrechen der für den Unterricht beſtimmten Anſtalten weniger dringend erſchien, hatte ſchon die erſte Einrichtung mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn überall ſonſt, wo Akademien in dieſem Sinn entſtanden, gab eine in der Nation ſchon vorhandene Ueberzeugung von dem Werth wiſſenſchaftlicher Forſchungen, gab der Ueberfluß ausgezeichneter, an einem Ort vereinigter, und außerdem ſchon nützlich beſchäftigter Gelehrten in allen Fächern den erſten Anſtoß dazu, und nicht, wie hier, mußten, um eine Akademie zu gründen, die Gelehrten großentheils erſt geſucht werden. Ferner waren die Hülfsmittel, welche eine vollſtändige, alle allgemeinen Wiſſenſchaften umfaſſende Akademie zu ihren Forſchungen bedurfte, großentheils erſt zu erſchaffen. Die Sternwarte, der botaniſche Garten, die chemiſche Werkſtätte, das anatomiſche Theater entſtanden erſt unter Leitung und Mitwirkung der von Maximilian Joſeph errichteten Akademie. Andere Sammlungen (naturgeſchichtliche, antiquariſche) waren zwar vorhanden, aber keineswegs in einem den Forderungen einer Akademie der Wiſſenſchaften entſprechenden Zuſtande; ſelbſt die Bibliothek, die, einſt ſchon der Stolz der bayeriſchen Herzoge, früher neben der Ambrosiana zu Mailand und der Vaticana in Rom genannt wurde, und inzwiſchen durch die Bücherſchätze der Klöſter ungemeinen Zuwachs erhalten hatte, forderte zu ihrer Ordnung und Vervollſtändigung in manchen Fächern nicht bloß große Zuſchüſſe, ſondern auch außerordentliche Arbeiten. War in Folge dieſer Umſtände die Thätigkeit der Akademie mehr nach außen auf Erſchaffung der Hülfsmittel als nach innen auf die Forſchung ſelbſt gerichtet, ſo hatte ſie zugleich in ihrem Innern aufgehört ein freiwilliger Verein über ihre Zwecke und ihr Wollen übereinſtimmender Gelehrten zu ſeyn. Zur Staatsanſtalt erhoben und glänzend ausgeſtattet, konnte die Akademie am wenigſten in einer Zeit, wo es nöthig ſchien, jeder Art von Thätigkeit, auch der wiſſenſchaftlichen, für die Zwecke des Staats ſich zu verſichern, auf jene Freiheit in der Wahl ihrer Mitglieder und jene innere Unabhängigkeit Anſpruch machen, bei welcher allein ein wahrer Gemeingeiſt in ihr ſich erzeugen konnte. Während ſie nun in ſolchen Verhältniſſen

den höheren Forderungen nicht völlig genügen konnte, war es ihr von der andern Seite ebenso unmöglich, die Nützlichkeitsforderungen zu befriedigen, die man nicht aufhörte an sie zu machen, und die großentheils zwar höchst unbestimmt und undeutlich, aber jedenfalls von der Art waren, daß es nicht im Beruf der Akademie lag, sie zu erfüllen; denn weder ein landwirthschaftlicher noch ein polytechnischer Verein konnte sie ihrer Bestimmung nach seyn; und so geschah es, daß die Regierung, welche eigentlich das höchste Lob dafür verdient hatte, daß sie in einer Zeit der größten Sorgen und Anstrengungen, in der es nicht selten um Rettung und Erhaltung des Staats selbst zu thun war, Mittel gefunden hatte, die Sache der wissenschaftlichen Bildung nicht sinken zu lassen, statt des mit Recht zu erwartenden Dankes von allen Seiten nur Undank erndtete. Später, als der gegründeten oder ungegründeten Unzufriedenheit der Nation mit der Akademie der Wissenschaften Gelegenheit wurde, durch die Ständeversammlungen, wiewohl nicht immer mit der gehörigen Kenntniß der Sache, sich zu äußern, fand, neben mehreren unzulänglichen und zum Theil ungereimten Versuchen, das einzige vernünftige und wirklich ausführbare Mittel, die Akademie für den Staat und das Leben unmittelbar nützlich zu machen, keinen Eingang. Dieses Mittel hätte darin bestanden, die oberste Lehranstalt des Landes mit der Akademie zum gleichen Vortheil beider in Verbindung zu setzen, so daß die Akademie alle ihre Mittel mit der Universität getheilt, dagegen aber in den Lehrern der Hohenschule ihre thätigsten Mitglieder gefunden hätte. Diese Verbindung ins Werk zu setzen, war den tiefen Einsichten und dem kräftigen Wollen König Ludwigs vorbehalten. Gleich den Anfang seiner Regierung bezeichnete Er durch die beschlossene und ausgeführte Verlegung der altbayerischen Hohenschule in die Hauptstadt, die ich, in Erwägung der mächtigen Vorurtheile und Abneigungen, die diesem Beschluß sich entgegen stemmten, auf der einen, und der nicht zu berechnenden, auf alle Zukunft sich erstreckenden Wirkungen auf der andern Seite auch jetzt keinen Anstand nehme, König Ludwigs folgenreichste That zu nennen.

Wir sind nun in dieser Folge von Abwechslungen, welche die bayerische

Akademie durchlaufen, bis zu dem Zeitpunkt gekommen, wo meines Erachtens ihre Verhältnisse die glücklichste Veränderung erhalten haben. Nur die Gleichgültigkeit, mit der leider noch immer viele unter uns die wissenschaftlichen Angelegenheiten des Landes betrachten, kann es erklären, wenn man von dieser Veränderung so oft nicht zu wissen scheint, und den gänzlichen Unterschied der gegenwärtigen Akademie von der vorigen noch immer übersieht. Denn noch jetzt lassen sich Stimmen vernehmen, welche über die großen Kosten klagen, die sie der Nation verursache, während beinahe die ganze Summe, welche in den früheren Staatsrechnungen als Ausgabe für die Akademie der Wissenschaften erschien, jetzt theils zu Besoldungen von Lehrern der Hohenschule theils zu Erhaltung und Vervollkommnung derjenigen Sammlungen verwendet wird, die unter dem Namen: Sammlungen des Staats, vorzugsweise den Zwecken der Universität und des öffentlichen Unterrichts dienen. Wenn also über diese Summe eine Frage entstünde, so könnte es nur diese seyn, ob sie mit den großen und dringenden Bedürfnissen der Hohenschule, nicht aber, ob sie mit den Vortheilen, welche die Akademie dem Lande gewähre, im Verhältniß stehe.

Denn noch immer scheint auch die andere Frage: wozu die Akademie nütze, der so ganz veränderten Umstände unerachtet, aus bloßer langer Gewohnheit beibehalten; noch immer hält man sich berechtigt diese Frage in der Absicht aufzuwerfen, um, je nachdem die Antwort ausfalle, über Seyn oder Nichtseyn der Akademie zu entscheiden. Die Berechtigung zu einer solchen Frage könnte aber nur entweder von den Kosten hergeleitet werden, die die Akademie erfordert, oder davon, daß sie eine reine Schöpfung der Regierung, und diese gleichsam für ihre Nützlichkeit verantwortlich wäre. Was aber die Kosten betrifft, so bestehen diese nur noch in jenen unvermeidlichen Ausgaben, welche für die Geschäftsführung der Akademie nothwendig sind, und die in ungefähr gleichem Betrag schon Kurfürst Maximilian III. der ersten Akademie angewiesen hatte. Denn kein Mitglied der Akademie erhält als solches, den Satzungen gemäß, eine Besoldung aus dem Fond derselben, und was die vermeinte Verantwortlichkeit der Regierung für die nützlichen Wirkungen der Akademie

betrifft, so ist der wesentliche Unterschied der gegenwärtigen Akademie von der früheren eben dieser, daß sie nicht wie diese etwas Gemachtes, und insbesondere nicht etwas von der Regierung Erschaffenes ist, sondern, seitdem sie die Universität zur Grundlage hat, ist sie etwas natürlich und von selbst aus dieser Hervorgehendes, ein Verein, der sich zwar des königlichen Schutzes erfreut, aber auch unabhängig von dem Willen der Regierung sich selbst bilden würde, und nach unsern Gesetzen nicht gehindert werden könnte, wie er von der andern Seite nicht eigentlich durch den Willen der Regierung, sondern bloß durch den freien Willen seiner Mitglieder besteht. Denn da nach den Satzungen jedem Mitglied der Akademie der Austritt aus diesem Verein jeder Zeit freisteht, da kein Mitglied desselben als solches besoldet, oder durch irgend ein anderes als freies wissenschaftliches Interesse an ihn gebunden ist, so wird man gestehen, daß er durch nichts gehindert seyn würde, jeden Augenblick sich aufzulösen; und daß seine Existenz lediglich von dem freien Willen seiner Mitglieder abhängt. Ihre Verbindlichkeit gegen den Staat erfüllen diese entweder als Lehrer an der Hohenschule oder als Beamte des Staats; was sie als Mitglieder der Akademie thun, ist aus reiner freier Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit gethan, und gibt ihnen vielleicht einigen Anspruch auf die Anerkennung ihrer Mitbürger; keineswegs aber bringt es für ihren Verein die Verbindlichkeit mit sich, einer Beaufsichtigung seiner Nützlichkeit durch irgend eine Behörde, welchen Namen sie habe, sich unterworfen zu glauben.

Da indeß manche, wirklich und aufrichtiger Weise, sich in der Unmöglichkeit zu befinden scheinen, sich von dem Vortheil, den eine Akademie der Wissenschaften auch dem Staate gewährt, einen Begriff zu machen, so wird es wohl nicht überflüssig erscheinen, wenn ich die Veranlassung des heutigen Tages benutze, um darüber einige Erläuterungen zu geben.

Jedem ist bekannt, welchen großen Einfluß heutzutage außer den positiven Wissenschaften allgemeine Kenntnisse, insbesondere naturwissenschaftliche, auf das Wohl des Staats ausüben. Jede mit der Zeit fortschreitende Regierung befindet sich gleichsam beständig in dem Fall,

Aufschlüsse über Gegenstände der Physik, der Chemie, der Naturgeschichte, der Technologie, oder auch der Alterthumsforschung im weitesten Sinn, zu bedürfen. Eine Stelle, von der sie Antworten, Gutachten dieser Art erholen kann, ist ihr daher gewissermaßen unentbehrlich. Bei der bayerischen Akademie fehlt es nie an Anfragen dieser Art von Seiten der höchsten so wie selbst untergeordneter Behörden, aber sie ist eine solche Instanz nicht bloß für die Regierung, sondern für das ganze Land; noch ist kein Fall vorgekommen, wo sie irgend einer nützlichen Unternehmung, wenn sie darum angesprochen worden, Rath, Belehrung und, soweit sie diesen gewähren kann, Beistand versagt hätte. Es ist nur zu wünschen, daß die Akademie noch häufiger in den Stand gesetzt werde, auf solche Art sich dem Lande nützlich zu erweisen. Jedem strebenden Talent ist es schon erfreulich, für irgend eine Erfindung, die dem menschlichen Geist eine neue Einsicht oder menschlicher Geschicklichkeit ein neues Mittel gewährt, durch die Anerkennung einer solchen wissenschaftlichen Behörde belohnt zu werden, um nichts davon zu sagen, daß in dem Verhältniß, als eine Akademie ihre wahre Stelle in der öffentlichen Meinung einnimmt, die Aufnahme in dieselbe das Ziel eines rühmlichen und für die Nation heilsamen Ehrgeizes werden muß. Die Wissenschaft ist ferner nicht das Eigenthum eines Landes, sie ist das Gemeingut aller gebildeten Völker; durch die Institutionen jeder Akademie ist schon dafür gesorgt, daß sie einheimische Ideen in die Ferne verbreite, und hinwiederum, was im Ausland erfunden worden, ungesäumt in das Vaterland hereinziehe. Was die wissenschaftlichen Arbeiten einer Akademie betrifft, so wäre es sonderbar, von diesen einen unmittelbaren Nutzen für das Land zu verlangen, in dem sie errichtet ist, da ihre Aufgabe eben ist, das allgemein Wahre und allgemein Anwendbare zu entdecken, was also nicht einem einzelnen Land, sondern der Welt zu gut kommt. Ueber diesen höheren und allgemeinen Werth der gelehrten und wissenschaftlichen Arbeiten einer Akademie kann nun aber nicht jedem im Volk, sondern nur dem Kenner ein Urtheil zustehen. Denn Akademien sind nicht vorhanden, um das Bekannte mitzutheilen oder nur etwa nützlicher und anwendbarer zu machen; ist das Letzte auch nicht völlig

von ihrem Beruf ausgeschlossen, so sind sie doch eigentlich aufgefordert, der Wissenschaft ihrer Zeit voraus, Dinge zur Sprache zu bringen, die bis jetzt noch überall nicht oder nicht gehörig bemerkt und erörtert sind, Aufgaben zu entdecken, Dunkelheiten aufzuspüren, an deren Auflösung bis jetzt nicht gedacht worden. Eine Menge Untersuchungen in allen Theilen der Wissenschaft, welche später eine größere Anzahl von Gelehrten beschäftigt und zuletzt auch in einem weiteren Kreise Theilnahme gefunden haben, sind zuerst in der Stille der Akademien zu einer Zeit angeregt worden, wo im Publikum für diese Fragen noch kein Sinn vorhanden war. Es gehört mehr Geist und Erfindungsgabe dazu, eine wichtige Aufgabe zu stellen, als oft hernach erfordert wird, sie zu lösen; ja die richtige Stellung der Aufgabe ist meist schon die Hälfte der Erfindung. Manche Untersuchungen bringen freilich einen unmittelbaren und sogleich in die Augen fallenden Nutzen mit sich; aber das Mittel zu den größten Erweiterungen des Wissens besteht nicht darin, diesen zuerst und allein zu suchen; vielmehr darf man überzeugt seyn, daß derjenige, welcher sich z. B. in naturwissenschaftlichen Forschungen zu sehr in der Nähe des unmittelbar Nützlichen oder Anwendbaren halten wollte, auf diesem Wege nie zu den eigentlichen Triebfedern, zu den verborgenen Ursachen gelangen würde, mit deren Besitz oder Erkenntniß nicht ein einzelner Erfolg, sondern ein ganzer Complex von Wirkungen in unsere Gewalt kommt, mit denen eine Welt von Erscheinungen sich aufschließt. Als die Begründer der neueren Chemie, Priestley und Lavoisier, zuerst eine entzündliche Luftart aus dem Wasser entwickelten, dachten sie nicht an die Gasbeleuchtung, obgleich diese in der Folge nothwendig aus jener ersten Entdeckung hervorgehen mußte; umgekehrt würde dem, welcher nur ein neues Mittel der Straßenbeleuchtung gesucht hätte, schwerlich die Entdeckung der Zersetzbarkeit des Wassers zu Theil geworden seyn. Als jener berühmte Arzt von Bologna [1], mit Versuchen über thierische Reizbarkeit beschäftigt, zuerst die Bewegungen wahrnahm, in welche durch den Contakt verschiedener Metalle die Muskeln

[1] Galvani.

eines eben getödteten Thiers versetzt werden, ahndete er nicht, welche große Kraft, welche Quelle von nicht zu berechnenden Entdeckungen er an diesen zwei Metallen in der Hand habe; und selbst Volta, als er schon die Allgemeinheit der Ursache, welche jene Erscheinungen hervorbringe, ahndete, ja als er schon durch unabläßiges Sinnen auf das Mittel gekommen war, die Wirkung der einfachen, aus zwei Metallen und einem flüßigen Körper bestehenden Kette bis zu einem Grade zu verstärken, der jeden Zweifel über die Natur der Ursache aufhob, als schon die Säule vor ihm aufgebaut stand, welche die Säule eines unsterblichen Ruhms für ihn selbst werden sollte, auch da wußte er noch nicht, welch einen Schlüssel zu unzähligen Erscheinungen, welche Quelle der unerwartetsten Wirkungen, welches Mittel zu den erfolgreichsten Processen durch jene Säule erfunden und dem Menschengeschlecht gegeben war. Für ihn selbst, den großen Entdecker, hatte seine Erfindung rein wissenschaftlichen Werth; ihm genügte die Befriedigung, die sie seinem denkenden Verstande, die Erweiterung, die sie seiner Einsicht gewährte; ihre Folgen für das gemeine Leben zu entwickeln, konnte er füglich andern überlassen, die nicht im Stande gewesen wären, bis zu dieser Quelle von Erscheinungen vorzudringen.

Höchst erfreulich ist es, wenn die Entdeckungen der Naturwissenschaften schnell praktisch angewendet, und diese Anwendungen, dem bürgerlichen Leben zu Nutz und Frommen, soviel wie möglich gemein gemacht, ja durch besondere Unterrichtsanstalten, heutzutag polytechnische Schulen genannt, verbreitet werden. Aber zweierlei ist dabei zu wünschen: 1) daß man sich über die unumgängliche Gründlichkeit und die Erfordernisse solcher Unterrichtsanstalten nicht täusche, was um so unverzeihlicher seyn würde, als ein wahrhaft musterhaftes Institut dieser Art in der Hauptstadt eines benachbarten großen Reichs schon seit mehreren Jahren, und zwar mit dem entschiedensten Erfolg, für höhere und niedere Gewerbe aller Art besteht; und daß man 2) mit der bloßen Forderung sich nicht begnüge, sondern die Mittel, welche für wirklich nützliche Anstalten dieser Art nicht anders als ansehnlich seyn können, ebenfalls wolle, am wenigsten aber etwa darauf denke, die Mittel auf Kosten der andern, zur rein

geistigen Bildung bestimmten Anstalten zu gewinnen, wodurch nur so viel zu erreichen stände, daß man anstatt einer bis jetzt vorzugsweise unterstützten Art von Unterrichtsanstalten zwei Arten gleich schlecht unterstützter und gleich wenig nützlicher hätte.

Das bürgerliche Leben in seinen gegenwärtigen Bedrängnissen, wenn diese auch einem großen Theile nach mehr in moralischen als gewerblichen Verhältnissen ihren Grund haben sollten, hat die dringendsten Ansprüche auf Berücksichtigung. Aber das bürgerliche Leben ist selbst nur der Träger eines höhern, des menschlichen, und wenn jeder Wohlgesinnte jenem Erleichterungen wünscht, so ist es vorzüglich, damit sich das wahrhaft menschliche in ihm wieder erhebe; denn es läßt sich kein Gedeihen des bürgerlichen Lebens hoffen, wenn jenes vernachlässigt wird. Wahrhaft menschliches Leben aber entspringt nur aus der geistigen Bildung, und dieser kann nichts feindseliger, nichts entgegengesetzter seyn als jene engherzige Denkart, welche menschliches Forschen und Wissen nur auf das vor den Füßen Liegende oder in einen unmittelbaren Nutzen sich Verwandelnde beschränken will. Ist doch das Geist- und Herzerhebendste in der Natur selbst gerade das Entfernteste von uns; und wer die Vervollkommnung, welche das Fernrohr den Erfindungen unseres Fraunhofer verdankt, oder die mathematisch-genauen Beobachtungen, welche auf unserer Sternwarte regelmäßig angestellt werden, etwa aus dem Grunde für unnützlich halten wollte, weil die Bayern keine seefahrende Nation seyen, also von der Vervollkommnung der Sternkunde keinen Nutzen für sich selbst ziehen können, der würde schon dadurch allein in aller Augen sich selbst für einen völligen Barbaren erklären, ebenso wie der, welcher die Erlernung des Sanskrit oder anderer noch lebender morgenländischen Sprachen bei uns unnöthig fände, weil Bayern keine Aussicht habe, mit dem Orient je in unmittelbare Berührung zu kommen; oder der überhaupt die Alterthumsforschung verwerfen wollte, weil sie doch nur das Leben längst verschollener Völker untersuche und solcher, die wir durch unsere Einsichten und politischen Einrichtungen längst überboten. Im Gegensatz mit solchen Ansichten, die am Ende so selten nicht sind, als sie auf den ersten Blick scheinen, möchte man

an das Wort des übrigens schlichten und rauhen römischen Dichters Ennius erinnern, der, weil er drei Sprachen verstand, damit einen dreifachen Verstand zu haben sich rühmte. Denn gleichwie der, welcher mehrerer Sprachen kundig ist, nicht bloß die Denk- und Ausdrucksweise *seines* Volkes, sondern mehrerer Völker versteht, so ist es durch die uns gebliebene Kenntniß des Alterthums vermittelt, daß der Einzelne, dem für sein individuelles Daseyn nur eine Spanne Zeit vergönnt ist, dieses Leben geistig über die Jahrhunderte der Vorwelt ausdehne und sein eignes Selbst gleichsam zu dem der Menschheit erweitere. Sollte derjenige die *Menschheit* wahrhaft in sich darstellen, welcher, wie so viele, bloß der Mann Eines Zeitalters, oder gar nur eines gewissen *Zeitraums* ist, — *oder* der, welcher seine Bildung allen Zeitaltern verdankt, und aus der Quelle der Jahrhunderte geschöpft hat? Sollte dem eine *allgemein* menschliche Bildung zukommen, der nie die erquickende Morgenluft der früheren Menschheit geathmet, der nie unter den einfachen großen Formen und Verhältnissen einer ernsten und gedankenvollen Vorwelt verweilt, sondern seine Bildung nur in dem lauten, aber leeren Getöse einer vorüberrauschenden Zeit, oder auf dem Markt eines eben jetzt so genannten öffentlichen Lebens erhalten hätte? —

Philosophie in Verbindung mit Philologie und Alterthumsforschung, Mathematik in Verbindung mit allen Theilen und Zweigen der Naturwissenschaft, endlich Historie im ausgedehntesten Sinn: dieß sind die Gegenstände, in welche sich die gegenwärtigen Klassen der Akademie theilen. Wöchentlich versammelt sich eine Klasse. In jeder Sitzung finden nach einer vorgeschriebenen Ordnung wissenschaftliche Mittheilungen statt; diese werden in den Jahresberichten zusammengestellt, von denen der erste im Lauf des vorigen Jahres erschienen ist, der zweite, inhaltsreichere, so eben dem Druck übergeben wird. Die mathematisch-physikalische Klasse ist beschäftigt, den ersten, reichausgestatteten Band ihrer akademischen Abhandlungen herauszugeben. Wenn die Abhandlungen der beiden andern Klassen nicht ebenfalls in diesem Jahr erscheinen, so liegt die Ursache davon hauptsächlich darin, daß die angewiesenen Fonds nicht zureichen, mehrere Theile auf einmal erscheinen zu lassen. Die historische Klasse

endlich hat in dem letzten Jahr die erste und zweite Abtheilung einer neuen Folge der Monumenta Boica herausgegeben, über deren Werth ich mich jeder weiteren Angabe enthalte, da die Rede, welche ein Mitglied der historischen Klasse an eben diesem Tag im verflossenen Jahr über diesen Gegenstand gehalten, noch in frischem Andenken ist, und jedem Leser den vollständigen Begriff von der Wichtigkeit dieser neuen Sammlung gewähren wird.

Aufrichtiger kann die Akademie nichts wünschen, als daß der Sinn und die Theilnahme auch für rein wissenschaftliche Untersuchungen immer allgemeiner sich verbreite, und daß ihre Bemühungen, auch wenn sie nicht sogleich alle Nachwirkungen einer frühern Zeit überwinden kann, wenigstens eine billige Anerkennung finden. Wie könnte sie an einem geistigen Fortschreiten zweifeln, da alle die Güter, welche das Volk durch seine Vertreter so eifrig in Anspruch nimmt, erst durch tiefe Bildung ihren wahren und höchsten Werth erlangen können? Denn wozu sollte, um nur Eines anzuführen, unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, auf welche die gebildetsten und geistvollsten Völker einen so hohen und gerechten Werth legen, einem geistig verwahrlosten oder nur zu oberflächlichem Denken und Reden erzogenen Volke nützen? Gerade dieses lebhafte Verlangen nach Verbesserungen im Staat und Erweiterungen der staatsbürgerlichen Freiheit, es gewährt uns die sicherste Bürgschaft, daß unter den wichtigen Fragen, welche die versammelten Stände des Reichs beschäftigen, auch die Anstalten des öffentlichen Unterrichts und der gesammten geistigen Bildung der Nation deren ernsteste Erwägung auf sich ziehen werden. Was von ihnen für diese Zwecke geschieht, wird zum wahresten, bleibendsten Nutzen der Nation geschehen. Denn ein wahrhaft freies Volk ist doch nur dasjenige zu nennen, welchem die Formen der Freiheit nicht bloß äußerlich angethan sind, das durch tiefe Bildung sie zu erfüllen, mit Geist zu durchdringen versteht; und wenn die Stunde der harten Probe schlagen wird, auf welche früher oder später gesetzt zu werden zumal die deutschen Völker gefaßt seyn müssen, — wenn die Zeit des Redens vorüber und die des Thun und Handelns gekommen seyn wird, dann wird gewiß dasjenige Volk am gewissesten

seine Selbständigkeit retten und behaupten, das durch eigenthümliche Bildung am meisten ausgezeichnet ist, gleichwie in Glück und Unglück nicht jenes Land das geachtetere seyn wird, das in der Geschichte des menschlichen Geistes nur eine öde und leere Stelle bezeichnet, sondern dasjenige, welches durch welterleuchtende Wahrheiten und Erfindungen, die von ihm ausgegangen sind, sich um alle verdient, und darum allen werth gemacht hat.

Was unsere Hoffnungen steigert, ist die Ueberzeugung, daß alle edeln und großmüthigen Wünsche dieser Art einen Anklang in den Gesinnungen des Regenten finden, über dessen allgemeines Wirken uns kein Urtheil, also auch kein Lob zusteht, von dem wir aber doch das laut rühmen dürfen, daß Er den Geist *achtet*, und was ihn erhebt und kräftiget, *erkennt*.

Die Wünsche, welche ich an *diesem* Tag, und vor *dieser* Versammlung, in der wir auch zum Theil die Häupter und die ausgezeichnetsten Mitglieder der eben hier anwesenden Ständeversammlung mit erhebendem Gefühl bemerken, aussprechen zu dürfen glaubte, beziehen sich keineswegs bloß auf die Akademie der Wissenschaften, sondern auf das Ganze wissenschaftlicher Anstalten, die alle in einem unauflöslichen Zusammenhang miteinander stehen, und in deren gleichmäßiger Vervollkommnung die Akademie selbst die erste Voraussetzung ihres wahren Bestandes und ihres glücklichen und erfolgreichen Wirkens anerkennt[1].

[1] Als nachträgliche Bemerkung zu den in dieser Rede gemachten Aeußerungen über die Unterhaltungskosten der Akademie ist der Originalausgabe am Schluß noch eine Uebersicht „über die Kosten der Akademie als solcher" beigefügt. D. H.

Ueber Faraday's neueste Entdeckung.

Rede in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1832.[1]

An allen wissenschaftlichen Entdeckungen, die in irgend einer Richtung die ersten sind, und eine Folge völlig neuer Untersuchungen eröffnen, hat stets auch Glück und Zufall einen gewissen Theil; es ist daher unvermeidlich, daß ihnen zuerst etwas von diesem Ursprung anhange, wovon nur eine nachfolgende Zeit sie befreien kann; diese wird das Zufällige der ersten Erscheinung entfernen müssen, um das unter ihm verborgene Wesentliche in seiner Reinheit hervorzuheben und zuletzt völlig an den Tag zu bringen.

So lag in Galvanis erster Entdeckung, die eine so fruchtbare Mutter anderer, nicht weniger großen Entdeckungen geworden ist, das Zufällige in dem thierischen Organ, welches als der eigentliche Gegenstand des Experiments betrachtet wurde. Aber gerade in diesem als wesentlich angesehenen Theil erkannte Volta das bloß Zufällige des Versuchs. Er zuerst behauptete, daß der thierische Muskel dabei gar nicht als solcher, sondern nur als halbflüssiger Körper und als Stellvertreter eines vollkommen flüssigen in Betracht komme. Mit unermüdlichem Scharfsinn suchte er durch höchst feine und künstliche Versuche die allgemeine, nämlich die elektrische, Bedeutung des Phänomens festzustellen, bis das Entscheidende ihm gelang, was schon einige Jahre früher unser berühmter und verdienstvoller Landsmann Alexander von Humboldt, wiewohl nur in der Form eines Wunsches, geäußert

hatte, daß für die galvanische Wirkung eine ähnliche Verstärkung möchte gefunden werden, wie sie der gemein elektrischen durch die Leydener Flasche zu Theil geworden [1].

Mit der Erfindung der Voltaschen Säule war die Erscheinung, in der man zuerst eine Enthüllung des Geheimnisses der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung der Thiere, eine den thierischen Organen einwohnende und eigenthümliche Elektricität, mithin eine Thatsache der organischen Naturlehre zu sehen geglaubt hatte, entschieden auf das Gebiet der allgemeinen Naturlehre versetzt. Auf diesem Boden angekommen, konnte das Phänomen auch nicht mehr in den Schranken der bloßen Elektricität erhalten werden; schon griff es in das Gebiet des chemischen Processes über. Auch zuvor schon war die chemische Wirkung der galvanischen Kette im Kleinen bemerkt worden [2]; aber die Säule hob, gleich bei ihrer Entstehung, durch die mit ihrer Wirkung unmittelbar verbundene sichtbare Wasserzersetzung jeglichen Zweifel über diesen Zusammenhang.

Wie nun, vorzüglich von dieser Seite, ein anderer außerordentlicher Mann, Davy, sich des neu erfundenen Werkzeuges bemächtigt hat, um durch Zerlegung der Alkalien, Reduktion der Erden auf ihre metallähnlichen Grundlagen, und zumal durch die sogenannten Ueberführungsversuche die ganze Chemie nicht bloß in materieller, sondern vorzüglich auch in physikalischer Hinsicht umzugestalten, und dadurch jenes System einzuleiten, das allmählich unter dem Namen des elektrochemischen sich erhoben hat: dieß kann, der Absicht des gegenwärtigen Vortrags gemäß, hier nicht weiter verfolgt werden [3].

[1] In der Schrift: Ueber die gereizte Nerven- und Muskelfaser.

[2] Ash's, Ritter's und andere Versuche sind bekannt.

[3] Das Entscheidende bei diesem Versuch ist, daß z. B. die Säure, welche vom Silberpol nach dem Zinkpol hinübergeleitet wird, zwar auf ihrem Weg die Lakmustinktur nicht röthet, wohl aber vom Zinkpol aus, und zwar so, daß die Röthung gegen den Silberpol zu fortschreitet. — Goethe bemerkte einmal, daß Schriften, welche für die eben herrschende Meinung eine unwillkommene Ablenkung oder Berichtigung enthalten, secretirt, d. h., soviel möglich der allgemeinen Kenntniß entzogen werden. Dasselbe kann man auch von Versuchen bemerken,

Dieser Einfluß der Voltaschen Säule auf die gesammte Chemie ist als eine große und mächtige Seitenentwicklung der ursprünglichen Entdeckung anzusehen; aber über das Phänomen selbst lehrte sie im Grunde nicht mehr, als schon der erste einfache Versuch gelehrt hatte, der die beiden das Wasser erzeugenden Luftarten an den Polen der Säule erscheinen ließ. Nur Eine Bemerkung erlaube ich mir hinzuzufügen. Wer von den eben erwähnten Ueberführungsversuchen Kenntniß erlangt hatte (mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnere ich mich, in Gemeinschaft mit unserem unvergeßlichen Gehlen, der sie zuerst ungläubig bezweifelt hatte, mich von ihrer Wahrheit überzeugt zu haben); wer gesehen hatte, wie durch Wirkung der Voltaschen Säule die Stoffe irgend einer Auflösung — nicht etwa bloß Luftarten, sondern Säuren, Alkalien, Erden, Metalle selbst — von dem einen Pol zu dem entgegengesetzten hinüber geleitet wurden, und zwar so, daß auf diesem Wege selbst alle ihnen in den Weg gelegten Zwischenmittel, mit denen sie sonst aufs heftigste sich zu verbinden streben, sie nicht aufhielten, daß sie — jeder andern Neigung gleichsam vergessen, und nur dem höheren Zuge folgend — wie todt und unempfindlich für jede Anlockung, durch alle Medien hindurchgingen, um an dem ihnen gemäßen Pol der Säule rein und frei von jeder Beimischung zu erscheinen: wer dieses wahrhaft Erstaunenswerthe gesehen hatte, der konnte nicht länger zweifeln, daß für das in der Säule thätige Begeistigende alles sogenannte Ponderable nur ein Spiel sey, und seiner Wirkung nichts zu widerstehen vermögen werde.

die in die Schranken der angenommenen Theorien nicht passen wollen. Namentlich ist dieß den Davyschen Ueberführungsversuchen begegnet; mir wenigstens sind bis vor wenigen Jahren viele in den Naturwissenschaften wohlunterrichtete Personen vorgekommen, denen jene Versuche völlig unbekannt geblieben waren. Merkwürdig ist auch, daß man durch diese Versuche, soviel mir wenigstens bekannt ist, sich bis jetzt in den herkömmlichen Schlüssen aus geognostischen Thatsachen nicht im Geringsten hat stören lassen, obwohl schon Davy selbst auf diesen Bezug hingedeutet hat.

Ob man von diesen elektro-chemischen Versetzungen (Metastasen) irgend eine Anwendung auf Erklärung organischer (physiologischer) Erscheinungen gemacht hat, ist mir ebenfalls nicht bekannt.

Der galvanische Proceß war nun bereits völlig aus der Grenze herausgetreten, in die er zufällig zuerst eingeschlossen schien. Er hatte seine Herrschaft über das ganze Gebiet der Chemie mächtig ausgedehnt. Sollte man glauben, daß er sich hierauf beschränken, daß er die einmal entwickelte Macht nicht auch nach andern Seiten hinwenden werde?

Drei verschiedene Erscheinungen kannte die Physik, in denen auch die unbeseelte Materie gewisse Zeichen eines eignen inneren Lebens zu geben schien. Unter diesen Erscheinungen waren die chemischen die materiellsten und zugleich die mannichfaltigsten und ausgedehntesten; auf einen engern Kreis eingeschränkt zeigten sich schon die flüchtigeren elektrischen; aber den engsten Kreis bildeten die Erscheinungen der magnetischen Anziehung und Abstoßung, die indeß — eben ihrer geringern materiellen Ausdehnung wegen, und weil sie, weniger flüchtig, mit der Substanz mehr verwachsen schienen — das Vorurtheil für sich hatten, die ursprünglichsten und ältesten zu seyn — gleichsam die ersten Regungen eines noch ganz an die Materie gebundenen und sie selbst umzuwandeln unvermögenden Lebens.

Das Erste nun, was bei Vergleichung dieser drei Erscheinungen jedem Beobachter in die Augen fiel, war die Aehnlichkeit der magnetischen und der elektrischen Erscheinungen. Beide, nicht als einerlei, aber als verwandt anzusehen, berechtigte schon der Umstand, daß einander entgegengesetzte und sich gleichsam die Wage haltende Potenzen in beiden auftraten, in beiden das Entgegengesetzte sich suchte, das Gleiche aber vor dem Gleichen floh. Entfernter schien, an den Zusammenhang beider mit den chemischen Erscheinungen zu denken. Ueberlegte man indeß, daß ein nicht minder starker, nur mannichfaltiger gleichsam *verkleideter* Gegensatz in den Anziehungen und Abstoßungen chemischer Stoffe sich äußerte, daß auch hier Entgegengesetzte, z. B. Alkalien und Säuren, eifrig sich zu verbinden strebten und in der Verbindung, ebenso wie die beiden Elektricitäten oder die beiden Magnetismen, ihre einseitigen Eigenschaften gegeneinander aufhoben, so lag der Gedanke ganz nah, daß hier, in den chemischen Erscheinungen, nur gleichsam materialisirter und mannichfaltiger vermittelt, derselbe Gegensatz wirke, der

freier und unabhängiger in den elektrischen, und mehr an eine bestimmte Substanz gebunden in den magnetischen sich kundgebe.

Wirklich hatten, sogar schon vor Erfindung der Voltaschen Säule, einige Deutsche es auszusprechen gewagt, daß Magnetismus, Elektricität und Chemismus nur die drei Formen eines und desselben Processes seyen, der eben darum nicht mehr insbesondere magnetischer, elektrischer oder chemischer heißen konnte, sondern mit dem allgemeinen Namen des dynamischen belegt wurde: daß jene Formen, als die allgemeinen Kategorien des Naturprocesses, in dem galvanischen, als dem alle vereinigenden, wenn nicht gerade unterscheidbarer Weise, doch in der That und wirklich, enthalten seyn müssen [1].

Den Zusammenhang nun oder vielmehr die Einheit des elektrischen und des chemischen Gegensatzes hatte die Voltasche Säule zur unzweifelhaften Thatsache erhoben; und da die Verwandtschaft der elektrischen und magnetischen Erscheinungen von jeher sich dem Beobachter aufgedrungen hatte, so war, schon zufolge des Axioms, daß zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, auch sich selbst gleich sind, unvermeidlich der Schluß, daß derselbe Zusammenhang auch zwischen den magnetischen und den chemischen Erscheinungen stattfinden müsse, und um so natürlicher, nach Erfindung der Voltaschen Säule, die von vielen, zumal in Deutschland, gehegte Ueberzeugung, daß jenes große Phänomen, das bereits den Chemismus von sich abhängig gemacht hatte, nicht ermangeln werde, auch noch den Magnetismus in seinen Zauberkreis zu ziehen. Nur denjenigen, deren — weniger combinatorisches als compilatorisches Talent die begrifflos vereinzelte Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich angemessener achtete als die geistig durchdrungene, war es verstattet, eine solche Erwartung vorläufig als Schwärmerei zu verhöhnen.

Nach einer langen traurigen Zeit, in welcher man durch end- und zwecklosses, wenigstens nichts entscheidendes und zu keinem wahren

[1] Schellings Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) Seite 75 [Bd. III, S. 321], vgl. mit der (ebenfalls vor Erfindung der Voltaschen Säule geschriebenen) allgemeinen Darstellung des dynamischen Processes in der (ältern) Zeitsch. für specul. Physik. Bd. I, Heft 2, §. 56 ff. [Bd. IV, S. 65].

Ergebniß führendes Detail den Geist vollends ermüdet zu haben glauben konnte, erschien endlich Oersteds Entdeckung — die dritte große in dieser Folge —, welche nun auch die Magnetnadel der Wirkung der Voltaschen Säule gehorchen lehrte. Während diese Entdeckung von allen denkenden Naturforschern mehr oder weniger erwartet war, wurde sie von andern beinahe zuerst mit Verdruß aufgenommen und als ein bloß zufälliger Fund erklärt [1].

Um das Oerstedsche Phänomen zu verstehen, muß man zwei Zustände der Säule unterscheiden: den geschlossenen, wie man ihn nennt, d. h. wenn die entgegengesetzten Pole durch einen Leiter verbunden, und den geöffneten, wenn sie außer Verbindung gesetzt sind. Die bis dahin an der Säule beobachteten Erscheinungen waren zunächst die elektrischen, die aber, ebenso wie die in thierischen Theilen erregten Zuckungen, stets nur im Augenblick entweder des Schließens oder des Oeffnens der Säule sich zeigen. Sobald

[1] Gilbert in seinen Annalen der Physik von 1820, Stück 11, erzählt S. 294, er habe Oersteds Versuche, da er zuerst von ihnen gehört, mit Mißtrauen aufgenommen, erst durch die Namen Hauch, Jacobson u. a., die als Zeugen genannt worden, sey sein Mißtrauen so weit überwunden worden, daß er selbst die Versuche angestellt habe. Ebendaselbst S. 292 wird die erste Nachricht von der Entdeckung mit folgenden Worten eingeleitet. „Was alles Forschen und Bemühen nicht hatte geben wollen, das brachte ein Zufall Herrn Professor Oersted in Kopenhagen während seiner Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus im verflossenen Winter. Er und die würdigen Naturforscher, in Gemeinschaft mit welchen er den Fund verfolgte, haben durch ihre Versuche die folgenreiche Entdeckung völlig bewährt, daß" u. s. w. Was also für Oersted ein bloßer Fund war, wird durch die Mitwirkung der würdigen Naturforscher, Hauch, Jacobson u. s. w. zur Entdeckung, an welcher demnach diesen Herren ebenso viel Antheil gebührt als dem denkenden Oersted. In der unmittelbar hierauf (S. 295 ff.) abgedruckten ersten Nachricht Oersteds ist übrigens von einem Zufall, der während einer Vorlesung ihm den Fund in die Hände gespielt, durchaus nichts zu finden; der Zufall ist eine rein Gilbertsche Zuthat. — Im folgenden Heft S. 414 schreibt Munke aus Heidelberg: „Die höchst wichtigen Oerstedschen Entdeckungen haben auch uns hier sogleich beschäftigt; aber wie alle Erscheinungen des Magnetismus sind auch diese einfach, isolirt und räthselhaft". Wie man Abweichungen der Magnetnadel, durch die Voltasche Säule hervorgebracht, auch im ersten Augenblicke, isolirte, einfache nennen konnte, ist freilich schwer einzusehen.

die Säule geschlossen ist, hören alle äußeren Zeichen der elektrischen Spannung auf. Von den Wirkungen der Säule, die sie *während des Geschlossenseyns* ausübt, hatte man bis jetzt bloß die *chemischen* beobachtet, jene *substantiellen* Veränderungen, die sie z. B. in Metallauflösungen, in befeuchteten Alkalien oder Salzen hervorruft. Welche Veränderung aber *während des Geschlossenseyns* in den *starren*, Elektricität leitenden Körpern vorgehe, die ihrer Wirkung unterworfen sind, dieses ward bis jetzt durchaus nicht gewußt. Oersteds Versuch zeigte, daß alle Körper dieser Art, also nicht bloß die Leitungsdräthe, sondern die *Elemente* der Säule, ja *sie selbst*, während des Geschlossenseyns zu *Magneten* werden, oder in magnetische Spannung versetzt werden.

In dem Augenblick, wo ein Körper magnetische Eigenschaften annimmt, wird er, nicht nur an seiner ganzen Oberfläche, sondern, bei tiefer eindringender Wirkung, selbst durch sein ganzes Inneres und in jedem Punkte seiner Ausdehnung gleichsam ein *Doppelwesen*, in welchem, *ohne sich auszuschließen*, zwei — wie sollen wir sie nennen? wir können nicht sagen, zwei *Körper*, aber zwei Geister, oder, wenn dieß verständlicher scheinen sollte, zwei Potenzen, ohnerachtet ihrer Entgegensetzung, ja vielmehr *eben dieser Entgegensetzung wegen*, ähnlich zwei zugleich geborenen und wie zusammengewachsenen Zwillingsbrüdern, sich gegenseitig festhalten, dergestalt, daß, wenn auch nach der einen Richtung der eine zu überwiegen scheint, dieß nur durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft geschieht, vermöge welcher nach der entgegengesetzten Richtung nun ebenso der andere vorzugsweise hervortritt. In diesen Zustand also wird *innerhalb* der geschlossenen Säule jeder starre, Elektricität leitende Körper gesetzt; doch ist dieser Zustand nur ein vorübergehender, der, so wie die Säule sich öffnet, wieder verschwindet.

So hatte denn die immer größer gewordene galvanische Kette auch den Magnetismus in sich aufgenommen, und sich ganz als jenes *Centralphänomen* erklärt, das schon der sinnreiche *Baco* verlangt und erwartet hatte, und das, als alle drei Formen in sich schließend, nicht mehr nach

einer derselben zu benennen ist. Nichts schien also zu wünschen übrig; die kühnsten Hoffnungen wissenschaftlicher Divination waren nicht nur erfüllt, sondern, wie es die Natur zu thun pflegt, übertroffen [1].

Und doch war das Verhältniß zwischen Magnetismus und Elektricität, wie es der letzte Versuch gezeigt hatte, noch ein einseitiges. — Daß die geschlossene galvanische Kette starre Leiter in einen vorübergehenden Magnetismus versetze, war enthüllt. Aber die Forderungen des wissenschaftlichen Geistes sind unendlich. — Wird er nicht verlangen, nun auch das Umgekehrte zu sehen, nämlich einen unmittelbaren Uebergang vom bloßen Magnetismus zu elektrischen Erscheinungen? Vielleicht! Aber wird er bei näherer Erwägung es sich versprechen, wird er es auch nur hoffen können? Nach dem früher gezeigten verhält sich der Magnet wie die beständig geschlossene Kette, und die eigentlich elektrischen Wirkungen, Funken, Lichtbüschel, Erschütterungen thierischer Theile, zeigen sich nur im Moment entweder des Schließens oder des Oeffnens der Säule. Wer konnte nun für möglich halten, daß Mittel gefunden würden, den Magnet so zu bestimmen, daß in ihm ein Moment der Schließung oder Oeffnung, und damit eine Möglichkeit elektrischer Wirkungen entstehe?

Und dennoch ist eben dieß kürzlich vollbracht worden durch eine Entdeckung, von der so eben nur die erste, allgemeinste Kunde, zwar was die Sache selbst betrifft hinlänglich verbürgt, aber ohne alle nähere Angabe der bei dem Versuch angewendeten Mittel, zu uns gedrungen ist [2]. Dieses Experiment war dem englischen Naturforscher Faraday

[1] So hatten die Astronomen bekanntlich in dem großen Raum zwischen Mars und Jupiter einen noch unbekannten Planeten vermuthet. Die Natur gab statt des einen vier, jene höchst merkwürdigen, die frühere Einförmigkeit des Planetensystems so erfreulich unterbrechenden kleinen Planeten.

[2] Die erste, und soviel mir bekannt ist, bis jetzt einzige Nachricht von dieser Entdeckung gab ein Artikel des Oesterreichischen Beobachters vom 11. März (Nr. 71), folgenden wörtlichen Inhalts. „Der berühmte englische Naturforscher Faraday hat die Entdeckung gemacht, daß ein Magnet Wirkungen hervorbringen kann, die man bisher nur durch Elektricität zu erzeugen im Stande war, und so das Daseyn elektrischer Ströme im Magnet gleichsam faktisch dargethan. Während man an Magneten bis jetzt nur Anziehung und Abstoßung kannte, ja selbst

vorbehalten, demselben, der mit ebensoviel Beharrlichkeit und Geist den Oerstedschen Versuch als einst sein großer Vorgänger Davy die elektro-chemische Seite der Voltaschen Erfindung verfolgt hatte. Zufolge dieser Entdeckung also ist man im Stande, mit Hülfe des bloßen Magnets Zuckungen in Gliedmaßen eben getödteter Thiere, Funken und andere nur dem elektrischen Strom eigenthümliche Wirkungen hervorzubringen.

Es wäre nach der vorausgeschickten Entwicklung überflüssig, auseinanderzusetzen, daß erst mit diesem Versuch die Folge der großen Entdeckungen Galvanis, Voltas und Oersteds ganz beschlossen und eigentlich vollendet ist [1].

diese sich nur auf wenige Körper in einem leicht bemerkbaren Grad erstreckte, bringt man dieser Entdeckung gemäß durch sie Zuckungen an den Gliedmaßen jüngst verstorbener Thiere, Funken und andern nur dem elektrischen Strom eigenthümliche Wirkungen hervor. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Naturlehre daraus ungemeinen Vortheil ziehen wird. Faraday hat zwar die Resultate seiner Versuche nur im Allgemeinen bekannt gemacht, sein hierüber verfaßtes Memoire ist noch nicht im Druck erschienen, aber die italienischen Physiker L. Nobili und V. Antinori haben bloß auf die Nachricht von Faradays Entdeckung die meisten dahin gehörigen Versuche mit Glück wiederholt, und von diesen Gelehrten gelangte die nähere Kunde davon nach Wien. An der hiesigen k. k. Universität sind diese Versuche bereits mit gutem Erfolge angestellt worden".

[1] Die nächste Absicht war allerdings nur (wie in der gleich folgenden Stelle auch ausgesprochen ist), bei einer feierlichen Gelegenheit die eben bekannt gewordene Entdeckung Faradays sogleich anzukündigen. Für diejenigen, welche Berufs halber oder aus Neigung den Fortschritten seit Galvanis erster Entdeckung gefolgt sind, bedurfte es freilich, weder um ihnen die neueste Entdeckung zu erklären, noch um ihnen einen Begriff von deren Wichtigkeit zu geben, der vorausgeschickten geschichtlichen Auseinandersetzung. Es ist aber leicht einzusehen, daß Vorträge, welche bei Gelegenheit der öffentlichen Sitzungen unserer Akademie gehalten werden, sich nicht zunächst an Männer vom Fach, sondern vorzugsweise an das Publikum zu wenden haben, das zu diesen Sitzungen eingeladen wird und sich meist zahlreich bei denselben einfindet. Unter diesem aber finden sich stets Personen von allgemeiner Einsicht und lebhafter Theilnahme an allem Wissenswürdigen, denen es nicht unerwünscht ist, von dem Gang und der Aufeinanderfolge wissenschaftlicher Entdeckungen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, allgemeine Aufmerksamkeit bereits erregt haben, eine verständliche und erklärende — wenn auch übrigens für Männer vom Fach nichts Neues enthaltende — Uebersicht zu erhalten. Es sey mir erlaubt, hinzuzufügen, daß ich außerdem nachgerade zu den

Würdiger aber schien mir die heutige Feier des Stiftungstages unserer Akademie nicht eingeleitet werden zu können, als mit der ältesten jetzt Lebenden gehöre, die an den Fortschritten der Galvanischen Entdeckung eifrig, früher auch durch eignes Forschen, theilgenommen haben. Es mochte mir insofern wohl vergönnt seyn, meine Freude über die neueste, nach meiner Ueberzeugung alles entscheidende Entdeckung, bei der ersten mir gegebenen Gelegenheit, und in der Mitte der Akademie auszusprechen, die von jeher zum Wahlspruch gehabt hat, nicht die Dinge bloß, sondern die Ursachen der Dinge zu erkennen,

Rerum cognoscere causas.

Es war sodann ferner nicht eben die Absicht des Vortrages, die angeführten Entdeckungen bloß historisch aufzuzählen, oder als das Geschenk einer bloßen Folge glücklicher Zufälle darzustellen, sondern im Gegentheil ihren nothwendigen Zusammenhang zu zeigen, und damit zugleich auseinanderzusetzen, wie, nachdem zu dem ersten Anfang allerdings auch Glück und Zufall verholfen hatten, im Fortgang der Entdeckungen der Einfluß dieser blinden Mächte immer mehr beschränkt worden, indem die Entdeckungen mit einer gewissen Nothwendigkeit eine aus der andern sich entwickelten und von denkenden Naturforschern mehr oder weniger vorausgesehen wurden. Man könnte bei dem Ueberblick dieser merkwürdigen Folge vielleicht mit einem gewissen patriotischen Bedauern bemerken, daß keine der entscheidenden Entdeckungen einem deutschen Naturforscher zu Theil geworden. Von der andern Seite mag man sich freuen, in dieser Thatsache eine große Erfahrung zu sehen, durch welche auffallend bestätiget worden, daß, wenn der bloße Geist und der Gedanke allein in empirischen Wissenschaften nichts vermögen (wo vermöchten sie überhaupt etwas, ohne alle Beihülfe der Erfahrung?), dieses allerdings nicht zu Bestreitende doch von der andern Seite nicht so verstanden werden dürfe, wie es von manchen Deutschen verstanden worden, die in den letzten zwanzig Jahren auf dem Felde der Physik fast allein das Wort führten, so nämlich, als ob dagegen in einer möglichst geist- und gedankenlosen Empirie das wahre Heil zu suchen sey. Der Mann, welcher in seiner Philosophie der Chemie die kühnen allgemeinen Grundsätze aussprach, für die ein Deutscher in seinem Vaterland nur Widerspruch, ja Hohn, zu erwarten gehabt hätte; der Mann, dessen interessanter literarischer Nachlaß noch ein tiefes philosophisches Gemüth beurkundet (Davy): dieser Mann hat die Alkalien zerlegt, hat die Versetzung ponderabler Stoffe von einem Pol zum andern erfunden und die ganze Chemie umgestaltet. Dagegen dürfte man diejenigen, welche in der Folge der großen physikalischen Entdeckungen der letzten Zeit, wie am Ende in den Naturerscheinungen selbst, bloße Zufälligkeit sehen, und seit drei Jahrzehnten jede Absicht, die Erscheinungen wissenschaftlich und im Zusammenhang zu begreifen, verläumdet, ja pfäffisch verfolgt haben, nach so langer Zeit wohl fragen, welche nur irgend namhafte Erweiterung die Wissenschaft ihnen verdankte?

Ankündigung einer solchen Entdeckung, die ein Triumph der Wissenschaft, in ihren Annalen ein Ereigniß, und außerdem, wie mir wenigstens scheint, bei weitem das Erfreulichste ist, was seit langer Zeit im Gebiet der Wissenschaften sich begeben hat. Denn auch das Oerstedsche Phänomen hatte seine wahre Frucht noch nicht getragen, inwiefern eine schwer überwindliche Vorliebe für alles, was Masse, und eine gleich instinktartige Abneigung gegen alles, was Geist ist, noch immer sich weigerte, zu erkennen, was jene Erscheinung so deutlich, so offenbar aussprach. Der neuen Entdeckung wird es gelingen, auch diese letzte Stockung zu überwinden. Das große Phänomen, an dessen vollständiger Entwicklung die letzten vierzig Jahre gearbeitet, wird, aufs neue siegreich, aus jeder Verdunkelung hervortreten und als die alles erleuchtende Sonne über dem ganzen Gebiet der Naturlehre aufgehen [1].

Zwar diese Entdeckung gehört nur einer, wie man zu sagen pflegt, speciellen Wissenschaft an. Aber die engherzige Denkart, welche die Erweiterung, die Einer Wissenschaft zu Theil geworden, bloß als ein Glück für diese betrachtet, darf weder in einem Gelehrtenverein, der eben nur der gegenseitigen Anziehung aller Wissenschaften seinen Ursprung verdankt, noch darf sie in dieser hohen Versammlung vorausgesetzt werden, die eben durch ihre Anwesenheit bei dieser Feier bezeugt, daß ihr jenes Gemeinsame, alle Wissenschaften Verbindende, nicht fremd ist, das nur darum, weil es das wahrhaft Allgemeine ist, auch würdig ist, vor Männern von allseitiger Bildung ausgesprochen zu werden.

[1] Auch die Oerstedsche Entdeckung ist zum Theil wieder in ein Detail verfolgt worden, in dem sich die Spur des Gedankens allmählich verlor; neue Zweifel sind gegen allgemeine, wie es schien, schon von Davy siegreich festgestellte Bestimmungen entstanden. Diese Zweifel wird das Faradaysche Experiment völlig entscheiden, und wie im Reiche des Geistes Ein großer, lichtvoller Gedanke eine ganze Folge kleinlicher, arm- und mühseliger Gedankenverknüpfungen, die von dürftigen Köpfen bewundert worden, überflüssig macht und in eine verdiente Vergessenheit begräbt: so wird der entdeckte Magnetoelektrismus die Wissenschaft von einer großen Masse unbedeutender, nichts zur Entscheidung beitragender Experimente aufs neue befreien; zugleich, wenn ich über die Art und Weise der Bewerkstelligung des Phänomens nicht völlig mich täusche, wird dieser Versuch ganz neue, zum Theil sogar in ein höheres Gebiet führende Combinationen verstatten.

Jede Wissenschaft hat, daß ich so sage, etwas Vitales in sich (für die allgemeine Naturlehre liegt es eben in jenem Proceß, den wir, in der Verschiedenheit seiner Formen, wie in der Einheit seines Wesens, so eben darzustellen versucht haben); es ist eben dieses Lebendige jeder Wissenschaft, für welches jeder wohl organisirte Geist an sich schon Gefühl und Empfindung hat.

Wenn in irgend einer Zeit zwischen getrennten Wissenschaften eine innigere Theilnahme entsteht, so ist dieß eben ein Zeichen, daß jede in sich zum wahren Leben gelangt, d. h. daß jede in sich zu jenem Vitalen durchgedrungen ist, das gleichsam wie ein gemeinschaftliches Sensorium nicht berührt werden kann, ohne ein allgemeines Mitgefühl, ohne eine entsprechende Bewegung in allen andern zu erwecken. Ist in diesem eigentlichen Lebenspunkt einer Wissenschaft Hemmung oder Stockung eingetreten, so leiden alle andern mit; wird ihm dagegen in einer Wissenschaft eine Befreiung zu Theil, so fühlen sich alle zugleich erweitert und verherrlicht.

Es ist eine der erfreulichen Wahrnehmungen, zu welchen der Gang der Wissenschaften in dieser Zeit Veranlassung gibt, daß ohngeachtet alles Widerstrebens derjenigen, denen das Diffuse, das Auseinanderfallende genehmer ist, und die zu fürchten scheinen, die Wissenschaften, deren unförmliche Masse schon jetzt kaum noch zu handhaben ist, möchten enger sich zusammenziehen, daß, alles solchen Widerstrebens ohngeachtet, dennoch die Wissenschaften in der That einander näher gerückt sind. Von der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß in einer früheren Zeit die Theilnahme an wissenschaftlichen Entdeckungen allgemeiner war. Manche unter uns erinnern sich noch jener Zeit der ersten Bekanntwerdung des Galvanismus, und welche lebhafte Theilnahme nicht bloß der Naturforscher, sondern der Gelehrten, ja aller Stände, diese Erscheinung erregte, die gleichsam als ein allgemeines Glück empfunden, als Vorbote und Ankündigung unbestimmbarer Aufschlüsse über die tiefsten Geheimnisse des Lebens begrüßt wurde.

Was an die Stelle dieser unschuldigen Freude an den Erweiterungen des menschlichen Wissens jetzt getreten ist, wissen wir alle. Um so mehr

scheint es, müssen alle, denen die gegenwärtige Stimmung nicht eben die wünschenswerthe scheint, jeder Erweiterung menschlicher Erkenntniß sich freuen, welche die Hoffnung gewährt, in die Wissenschaften wieder eine allgemeinere und tiefere Anziehungskraft für die ihnen entfremdeten Geister zu legen.

Den Deutschen im Allgemeinen kann, je nachdem man gesinnt ist, zum Lob oder zum Tadel, nachgesagt werden, daß sie immer weit eher von Seiten des Verstandes und der Beurtheilungskraft als von Seiten des Willens und der Gesinnung fehlen. Und so dürfte man behaupten, daß, in Bezug wenigstens auf Deutschland, das wahre Unheil der Zeit weit weniger in einer tiefen sittlichen Verkehrtheit, wie man gerne voraussetzt, als in einer weit verbreiteten, leider von vielen Seiten begünstigten Phantasterei zu suchen sey, die alles ansteckt, alles verfälscht, und indem sie nichts Zuverlässiges, Festes übrig läßt, nothwendig ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit verbreitet.

Unter solchen Umständen wirken Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit des Willens schon durch ihr bloßes Daseyn befestigend und erhaltend. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule hervorragte, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete, der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist, und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben, bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innern Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange — Goethe — lebte.

Liegt, wie wohl niemand bezweifelt, dem Einsicht und Erfahrung

zur Seite steht, in ächter Wissenschaft das einzig Wiederherstellende: so verdienen um so größeren Dank die weiseren Herrscher, die einer maß- und schrankenlosen Zeit das innere Maß, das sicherer als jede äußere Schranke schützt, wiederzugeben bedacht, und das wahre Uebel erkennend, insbesondere es als heilige Pflicht gegen ihr Volk, gegen das jetzige und das künftige Geschlecht ansehen, dem leeren Phantastischen entgegen, ernste, tiefe und starke Wissenschaft zu fördern. Je schmerzlicher eine so allgemeine Beunruhigung gefühlt wird, welche, wenn sie fortdauern könnte, bald allen höheren Bestrebungen des menschlichen Geistes ein Ende machen würde, desto gefühlter ist der Dank, welchen auch die Akademie ihrem erhabenen Beschützer für die Unterstützungen und Aufmunterungen darbringt, die Seine Huld in dem verflossenen Jahr ihres Daseyns ihr hat zu Theil werden lassen; um so begründeter das Vertrauen und die Hoffnung, mit welcher sie, hinsichtlich der Mittel, deren sie bedarf, um ihren Beruf würdig und zeitgemäß zu erfüllen, sich dem königlichen Wohlwollen auch für die Zukunft empfiehlt.

Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1832. [1]

Das ganze Land feiert heute den Geburts- und Namenstag seines Königs. Niemand wird den festlichen Tag in diesem Jahre ohne besondere Empfindung begehen. Bayern wird die göttliche Fürsehung preisen, daß unter den schweren Regentensorgen der nächstvergangenen Zeit — Sorgen, die selbst von glücklichen Ereignissen nicht immer zu trennen sind — die Kraft und Gesundheit des Königs unerschüttert geblieben ist. Wohldenkende werden insbesondere sich freuen, nach trüben und augenblicklich beunruhigenden Erscheinungen die Vorzeichen eines sich aufheiternden, auch für jede ernste und nützliche Beschäftigung gedeihlicheren Zustandes wieder zu erblicken. Deutschland hat zum Theil sich wieder gefunden, und wird sich finden. Noch leben im deutschen Volk Erinnerungen an jenes frühere trauliche Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen. Noch gedenkt Bayern der milden, sanften Tage unter dem geliebten Churfürsten Maximilian III.; noch feiert Baden jährlich seinen Carl Friedrich. Vor Kurzem hat Württemberg den nach hundert Jahren wiedergekehrten Geburtstag seines Herzogs Carl gefeiert, der die letzten Jahrzehnte seiner Regierung in aufrichtiger wechselseitiger Zuneigung mit seinem Volke gelebt, die Wohlthaten eines freieren, mannichfaltigeren und bildenderen Unterrichts über sein Land verbreitet und nichts unversucht gelassen hat, was zur Erhöhung des innern und äußern Wohlstandes desselben beitragen konnte. Bald nach diesen Regenten

[1] Abgedruckt im dritten Jahresbericht der Akademie, S. 9. D. H.

erhoben ſich die Stürme, welche das frühere Verhältniß zwiſchen Fürſten und Völkern überall zu ändern drohten und in vielen deutſchen Ländern das althergebrachte wenigſtens auf einige Zeit wirklich aufhoben. Wurde es in der Folge äußerlich wiederhergeſtellt, ſo war damit nicht auch das Bewußtſeyn ſeiner eigentlichen Bedeutung ſofort allgemein wiedergebracht, wie denn der völlig verrückte Standpunkt durch die Erſcheinungen der letzten Zeit hinlänglich an den Tag gekommen. — Aber auch jetzt noch leben Fürſten von ächtdeutſcher Geſinnung, deren Stolz es ſeyn würde — wäre nicht ſo vieles Unkraut unter den Weizen geſäet — Deutſche mit Deutſchen zu ſeyn; — und unter den Fürſten, in denen das Gefühl deutſcher Geſammtheit kräftig lebt, geht gewiß keiner unſerem Könige vor, wie ſchon allein der Gedanke beweiſen würde, den der Jüngling gefaßt hat, der König, und zwar auf ſeine Koſten, herrlich und mit Kraft ausführt, der Gedanke eines Ehrentempels deutſcher Nation, in welchem, ohne Unterſchied des Landes und des Glaubensbekenntniſſes, der verdiente Staatsmann neben dem großen Dichter, der berühmte Feldherr neben dem wiſſenſchaftlichen Erfinder, an der Seite des religiöſen Reformators der ſinnvolle Künſtler verherrlicht wird; und es iſt derſelbe König, der dieſen Gedanken ausführt und der mit unermüdlicher Beharrlichkeit den andern verfolgt, die Schranken fallen zu machen, durch welche bisher in Bezug auf Handel und Gewerb deutſche Länder von deutſchen ſich abgeſchloſſen hatten. Sollten wir nicht mit vollem Herzen einem ſolchen Könige vertrauen, und an dieſem Tage nicht wünſchen, daß auch in unſerem Vaterlande über Schwindeleien und Täuſchungen aller Art, und von welcher Seite ſie kommen, die richtigen Begriffe vom Verhältniß deutſcher Fürſten zu ihren Völkern immer mehr die Oberhand gewinnen; denn nur mit Hülfe ſolcher Anſichten werden alle rühmlichen und wohlwollenden Abſichten unſeres Königs ſich vollkommen verwirklichen.

Es iſt unmöglich, vaterländiſche Wünſche dieſer Art auszuſprechen, ohne an Patrioten erinnert zu werden, die unter allen Umſtänden ſtets ein volles bayeriſches Herz behalten und bewährt haben. Unter dieſen iſt aber nicht leicht einer eines bleibenden Andenkens würdiger als der vor

einigen Jahren aus diesem Kreis geschiedene Lorenz von Westenrieder[1]. Nur Eine Stimme war in der Akademie darüber, daß ihm ein bleibendes Ehrendenkmal von diesem Verein errichtet werde, dem er länger denn fünfzig Jahre mit unermüdlicher Treue und Liebe angehört hat, — nur Ein Wunsch, daß dieses Denkmal von bewährter Hand verfaßt werde. Das edle Mitglied [2], welches hiezu ersehen wurde, hat den Wunsch der Akademie erfüllt; und die einem solchen Mann geweihte Lobschrift ist wohl würdig, am Geburtstage des Königs gelesen zu werden, der gezeigt hat, daß er Männer wie Westenrieder — könnte es nur viele solche geben — ! — als Zierden seines Thrones betrachten und in Ehren halten würde.

[1] Man vergl. die Rede zum siebzigsten Jahrestag, oben S. 415 ff. D. H.
[2] Oberconsistorialpräsident v. Roth. D. H.

Reden zu den öffentlichen Sitzungen der Akademie im Jahr 1833 sind weder gedruckte noch in der Handschrift vorhanden. D. H.

Rede zum fünfundsiebzigsten Jahrestag der Akademie

am 26. März 1834. [1]

Die Akademie, welche heute den fünfundsiebzigsten Jahrestag ihrer Stiftung feiert, hat im verflossenen Jahr ihre Arbeiten in gewohnter Weise fortgesetzt. Im Laufe dieses Jahres sind den im Druck erschienenen Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse die der historischen gefolgt. Ein Band von Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse ist schon zum Theil gedruckt. Gleichfalls ist in diesem Jahr ein dritter Jahresbericht erschienen, welcher über die Verhandlungen sämmtlicher Klassen von 1831 bis 1833, so wie über die in den Sitzungen gelesenen Abhandlungen ausführliche Rechenschaft gibt.

Die schon im vorigen Jahre geäußerte Hoffnung, daß die Akademie in den Stand gesetzt werde, von nun an jährlich auch durch Preisaufgaben ihren Wirkungskreis weiter auszudehnen, wird hoffentlich in dem gegenwärtigen in Erfüllung gehen.

Ist es verstattet an dem heutigen Tag Wünsche auszusprechen, so beschränken sich die der Akademie unter den gegenwärtigen Umständen auf den einzigen, daß ihr ferner vergönnt seyn möge, innerhalb der ihr vorgezeichneten Bahn frei und nach eigner bester Einsicht sich zu bewegen, und zumal in dem für ihr inneres Gedeihn wie für ihre äußere Würde und Wirksamkeit so wesentlichen, ja von dem Begriff eines freien Vereins unzertrennlichen Recht [2], sich in allen Fällen nur durch eigne freie Wahlen zu ergänzen, wie bisher belassen und geschützt zu werden.

[1] Besonders im Druck erschienen.

[2] Man vergleiche die Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie (München, Weberſche Buchhandlung 1829) S. 10 u. f. f. [oben S. 413 ff.].

Im verflossenen Jahre hatten wir den Verlust eines trefflichen Mathematikers und Physikers zu beklagen. Bald nachher verlor die mathematisch-physikalische Klasse und die Akademie ein anderes ordentliches Mitglied durch den Tod des auf der Sternwarte zu Bogenhausen als Conservator derselben verstorbenen Herrn Johann von Soldner: ein Verlust, der nur darum weniger schmerzlich gefühlt wurde, weil er leider lange vorhergesehen und die Thätigkeit des früher so rüstigen Mannes schon seit einigen Jahren durch eine unheilbare Krankheit gelähmt war.

Je kürzer Soldner gelebt und gewirkt hat, desto mehr ist es Pflicht, an seine Verdienste, an das Ausgezeichnete seines Entwicklungs- und Bildungsganges sowie seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu erinnern, wobei ich mich von Mittheilungen unterstützt sehe, die ich seinem mehrjährigen treuen Schüler und Gehülfen bei der Sternwarte, Herrn Dr. Lamont, verdanke, und die ich zum Theil wörtlich benutzen werde.

Johann von Soldner wurde im Jahre 1776 auf einem Bauernhofe in der Nähe von Feuchtwangen unter Umständen geboren, die seine spätere Laufbahn nicht voraussehen ließen. Der Vater hielt ihn früh zu ländlichen Arbeiten an. Die ersten nothdürftigen Kenntnisse ertheilte ihm eine höchst mangelhafte Dorfschule. Da erweckten Erzählungen benachbarter Bauern von den Operationen des Feldmessens zuerst die Aufmerksamkeit, einige Angaben, die ihm in einem alten Ansbacher Kalender, dem einzigen profanen Buche des väterlichen Hauses, zu Gesicht kamen, das schlummernde mathematische Talent des Knaben. Diese erste dürftige Anregung war für ihn hinreichend, viele geometrische Lehrsätze selbst zu erfinden, über die er um so größeres Vergnügen empfand, da er sich als den ersten Erfinder und einzigen Besitzer derselben ansah. Mehrere dieser Lehrsätze, und die Umstände, die ihn zur Erkenntniß derselben führten, hat Soldner in einer selbstverfaßten Darstellung seiner Jugendjahre aufgezeichnet. Es erregt Bewunderung, zu sehen, durch welche sinnreichen Mittel sein gewandter Geist zur Auflösung mancher verwickelten Aufgabe gelangte. Angefeuert durch den Erfolg seiner ersten Bemühungen gab er auch später, als die schweren Feldarbeiten

fast seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, das Sinnen und Nachdenken über mathematische Gegenstände nicht auf. Endlich war er so glücklich sich einige Lehrbücher verschaffen zu können. Aber erst im achtzehnten Jahr seines Alters wurden die Eltern, ganz gegen ihre Absichten, endlich vermocht, ihn zu entlassen und ihm zu erlauben, wissenschaftliche Bildung zu suchen.

Nach einigen Jahren, in Feuchtwangen und Ansbach, genossenen Unterrichts begab er sich nach Berlin, wo seine durch mehrere Arbeiten für Bodes Jahrbücher kund gewordenen Kenntnisse und die merkwürdigen Umstände seiner frühesten Bildungsgeschichte ihm bald viele Gönner und Freunde verschafften. Der König von Preußen bewilligte ihm eine jährliche Unterstützung. Später, nachdem er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf als Vorsteher der Universitäts-Sternwarte in Moskau ausgeschlagen hatte, wurde ihm die Triangulirung des Fürstenthums Ansbach übertragen. Kaum aber waren die Vorarbeiten hiezu vollendet, als die Kriegsereignisse des Jahres 1806 ihn vertrieben und nöthigten nach Berlin zurückzukehren.

Dort verweilte er, mit theoretischen Arbeiten beschäftigt, bis zum Jahr 1808, wo er auf sein Ansuchen eine Stelle bei der königlich bayerischen Vermessungscommission mit dem Auftrag erhielt, das Haupt-Dreieck-Netz herzustellen. Dieses große und nützliche Unternehmen, das nicht nur der Steuervermessung zur Grundlage diente, sondern auch wegen seiner Beziehung auf Sternkunde und Erdbeschreibung von hoher wissenschaftlicher Wichtigkeit war, erforderte mehrere Jahre hindurch Soldners ganze und unermüdete Thätigkeit. Welche Umsicht und praktische Gewandtheit er dabei entwickelte, beweist die bisher unübertroffene Genauigkeit seiner Resultate. Zugleich erwarb er sich ein wichtiges Verdienst um das Vermessungsgeschäft durch Einführung einer neuen Berechnungsweise. Bisher hatte man bei ähnlichen Vermessungen die Dreiecke berechnet und auf den Karten verzeichnet, ohne auf die Kugelgestalt der Erde Rücksicht zu nehmen. Man sah die hieraus entstehenden Fehler wohl ein, unterließ aber dennoch, der besondern Schwierigkeiten halber, die genaue sphärische Berechnung. Diese Schwierigkeiten

wußte Soldner zu beseitigen, indem er eine Berechnungsmethode angab, welche die erforderliche Genauigkeit mit allen Vortheilen der Kürze und Leichtigkeit verband.

Diese Verdienste fanden bald Anerkennung; Soldner wurde im Jahr 1811 als Rath in die Steuerkataster-Direktion versetzt, ohngefähr um dieselbe Zeit als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Die Arbeiten, die sich auf das Haupt-Dreieck-Netz bezogen, waren ihrer Vollendung nahe, als Soldner wegen einer Beschwerde im Athmen genöthigt war, sich vom Triangulirungsgeschäfte zurückzuziehen. Dagegen erhielt er nun eine höhere Bestimmung.

Zu den wissenschaftlichen Schöpfungen, welche die Regierung Maximilian Josephs auf immer verherrlichten, sollte auch eine Sternwarte hinzukommen. Soldner wurde ersehen, ihren Bau und ihre Einrichtung zu leiten, und in der Folge ihr vorzustehen. Die Wahl des Mannes zeigte, was beabsichtet wurde: eine Sternwarte für mathematisch beobachtende und berechnende Astronomie.

Unter allen Wissenschaften bedarf vielleicht keine so sehr der Unterstützung intelligenter und weiter sehender Regierungen als diese streng wissenschaftliche Astronomie. Denn weder durch einen unmittelbar in die Augen fallenden Nutzen empfiehlt sie sich, noch dient sie jener unersättlichen Neugierde, die, nicht zufrieden mit den von allen Enden der Erde täglich einlaufenden Neuigkeiten, dergleichen selbst vom Himmel verlangt. Aber auch eine edlere Wißbegierde ist sie genöthigt auf eine ferne Zukunft zu verweisen. In Ansehung des größten und erhabensten Theils ihrer Betrachtung, des Fixstern-Himmels, ist sie auf bloße Beobachtung der Oerter beschränkt. Die jährliche Ortsveränderung der meisten Fixsterne ist eine so geringe, daß sie mit unsern Werkzeugen kaum wahrzunehmen ist. Aber wenn jetzt die Oerter der Fixsterne genau bestimmt werden, und nach funfzig, — nach einem oder mehreren hundert Jahren, dieselben Sterne wieder beobachtet und mit den jetzigen Bestimmungen verglichen werden, dann wird die Ortsveränderung so bedeutend seyn, daß man mit Zuverlässigkeit auf ihre Richtung und

Bewegung schließen kann; und so können in diesem Augenblick angestellte Beobachtungen, die eine um so größere Selbstverleugnung und Gewissenhaftigkeit erfordern, als sie für jetzt im Grunde nichts lehren, nach Jahrhunderten zur Entscheidung einer großen, das menschliche Wissen ins Ungemessene erweiternden Thatsache beitragen.

Zu diesen Beobachtungen gehören nun aber Werkzeuge, welche die größtmögliche Genauigkeit gewähren, oder, da alle Fehler nicht auszuschließen sind, diesen wenigstens den geringstmöglichen Spielraum übrig lassen. Vorrichtungen und Werkzeuge aber sind nichts ohne den Beobachter, dessen Charakter, dessen Kenntnisse durch gediegene Werke erprobt, dessen ruhiger, umsichtiger und jeder Aufopferung fähiger Fleiß, auch künftigen Zeiten noch ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen im Stande sind.

Es war eine glückliche Verbindung von Umständen, daß gerade in die Zeit der Begründung unserer Sternwarte die herrlichen Erfindungen unserer unvergeßlichen Mitbürger, Reichenbachs und Fraunhofers, sowohl was die mechanischen Vorrichtungen der Werkzeuge als die Vervollkommnung der Gläser betrifft, fallen mußten; ein glücklicher Zufall, der einen Mann wie Soldner zur Ausführung dieser Unternehmung darbot. Aber es war nicht weniger das Verdienst der Regierung, die diesen Mann zu würdigen verstand, und ihn mit einem Vertrauen bekleidete, das ihn in den Stand setzte, ohne durch Einflüsterungen von Halbwissern oder ganz Unwissenden in seinem Plane gestört zu werden, mit sorgfältiger Benutzung aller früheren Erfahrungen, mit genauer Erwägung und Berücksichtigung alles dessen, was die Sicherheit der Beobachtungen begründet, dieser Anstalt eine Einrichtung zu geben, die als eine in allen ihren Theilen zweckmäßige und so durchaus musterhafte betrachtet werden kann, daß unter allen Anstalten, welche die Wissenschaft der edeln Munificenz Maximilian Josephs verdankt, die Sternwarte zu Bogenhausen, ohne eine Ungerechtigkeit gegen die andern zu begehen, leicht die vollkommenste genannt werden dürfte.

Unterem 16. August 1816 ertheilte der hochverdiente Graf von Montgelas, dessen wir nie ohne einen besondern Ausdruck der Dankbarkeit erwähnen, weil die Mittel, welche die Akademie noch jetzt allein

in den Stand setzen ihren Zweck zu erfüllen, größtentheils seiner einsichtsvollen Unterstützung verdankt werden (in der ihm der zu unserer Freude hier anwesende Herr Staatsminister Freiherr von Zentner geraume Zeit zur Seite stand), die letzten Befehle zum Anfang des Baues, der, ganz nach Soldners Angaben, im Jahr 1818 vollendet war und von dem Astronomen bezogen werden konnte, wenn schon die Hauptwerkzeuge, sämmtlich aus den Werkstätten Reichenbachs und Fraunhofers hervorgegangen, um dem neuen Gebäude Zeit zum völligen Austrocknen zu lassen, erst im Frühjahr 1819 dorthin versetzt wurden.

Von diesem Augenblick fing Soldner an sich mit unermüdetem Eifer dem Beruf eines praktischen Astronomen zu widmen. Von seiner Thätigkeit zeugt die vieljährige Reihe seiner sorgfältig angestellten Beobachtungen, welche als eine schätzbare Quelle astronomischer Bestimmungen sein Verdienst um die Wissenschaft für immer begründen. Es sind die zwei ersten Jahrgänge derselben im Druck erschienen. Zu bedauern ist, daß die folgenden Jahrgänge nicht in ununterbrochener Reihenfolge herausgegeben wurden; jedoch darf von der Theilnahme, womit unsere aufgeklärte Regierung wissenschaftliche Zwecke befördert, erwartet werden, daß sowohl Soldners Beobachtungen, als in der Folge mit gleicher Sorgfalt und Geschicklichkeit angestellte, von Jahr zu Jahr regelmäßig erscheinen, wodurch allein unsere Anstalt in der Reihe von Sternwarten, die sich jetzt über ganz Europa hinzieht und bis jenseits des Oceans fortsetzt, den Platz wirklich behaupten kann, den sie durch ihre Ausstattung und ihre Einrichtungen einzunehmen bestimmt ist. Es steht bei niemand, ihr eine andere Bestimmung zu geben; wie sie einmal ist, kann sie nur ein europäisches Institut seyn und keinen bloß örtlichen Zwecken dienen.

Soldner hat sich niemals mit populären Darstellungen befaßt. Als Astronom, dessen Pflicht es war für die Wissenschaft zu arbeiten, glaubte er eine kostbare Zeit nicht auf Dinge verwenden zu dürfen, durch welche die Wissenschaft nichts gewinnt. Bei seinem strengen wissenschaftlichen Streben hatte er sich zwar eines populären Rufs und des Beifalls

der Dilettanten nicht zu erfreuen; aber die Achtung der Gelehrten und auch sonstige Anerkennung konnten ihm nicht entgehen. Im Jahr 1825 erwählte ihn die astronomische Gesellschaft in London zu ihrem auswärtigen Mitglied, eine Ehre, die nur den anerkannt verdienten Astronomen des Continents widerfuhr. In demselben Jahr erhielt er von des verewigten Königs Maximilian Joseph Majestät das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone, und einige Zeit nachher (1826) das Ritterkreuz des Ordens der Ehrenlegion von Frankreichs König.

Nach zehnjähriger Verwaltung der Sternwarte im Jahr 1828 mußte Soldner, einer zunehmenden Kränklichkeit wegen, seinen astronomischen Arbeiten gänzlich entsagen und sich bloß mit der Leitung der Geschäfte begnügen. Bald darauf erfolgte eine schnelle Abnahme seiner Kräfte, und er beschloß sein thätiges Leben am 13. Mai 1833.

Seine Schriften sind gründlich und gediegen, aber nicht zahlreich; er wollte nur Neues geben, nicht bereits Bekanntes nur auf neue Art behandeln. Seinem Werk über die Integral-Logarithmen verdankt die höhere Analysis eine wesentliche Erweiterung. Sehr wichtig sind seine Abhandlungen über die Expansivkraft der Wasserdünste; dann seine neue Methode zur Reduktion gewisser Reihen von Beobachtungen, die er zuerst in seiner Schrift über das Azimuth von Altenmünster angewendet und später in mehreren Abhandlungen vollständig entwickelt hat.

In seinem Leben war er einfach und zurückgezogen. Er hegte aufrichtige Achtung für wissenschaftliches Verdienst, und schätzte den Umgang gründlicher Gelehrten. Dagegen war es ihm freilich unmöglich, auch nur zum Schein in gutem Einverständniß mit denjenigen zu leben, die in Ermanglung wahrer Kenntnisse durch gehaltlose Schriften oder eingebildete Entdeckungen nach Popularität streben. Er selbst bewies sich frei von aller Eitelkeit und allem Bestreben zu glänzen; er arbeitete nur für die Wissenschaft und um der Wissenschaft willen. Möge ihm ein Nachfolger werden, der in gleichem Sinn mit ihm und in seinem Geiste wirke!

Unter den auswärtigen Mitgliedern, welche die Akademie im vergangenen Jahr verlor, finden sich durch eine seltsame Fügung die

Namen zweier Männer beisammen, die beide, wiewohl auf höchst verschiedene Weise und mit sehr ungleichem Erfolg, sich mit den Schriften Platons beschäftigt hatten.

Der eine dieser Männer ist unser als geistlicher Rath, Dekan und Abgeordneter zur Ständeversammlung kürzlich verstorbener Landsmann, Dr. Joseph Socher, den wir noch vor drei Jahren bei dieser feierlichen Sitzung in unserer Mitte sahen. Ein Mann von allgemeiner, seiner Zeit vorausgehender Bildung, einst von wichtigem Einfluß auf Geistesrichtung und Denkart eines bedeutenden Theils bayerischer Jugend, hatte er in noch kräftigen Jahren sich vom öffentlichen Lehramt der Philosophie an der Landesuniversität zurückgezogen, und auch nachher jeder öffentlichen Theilnahme an den philosophischen Verhandlungen der neuern Zeit entsagt. Dieß war jedenfalls zu bedauern in einer Zeit, wo vorauszusehen war, daß er das Wort, das ihm gebührt hätte, zunächst nur wenig Gebildeten und Unterrichteten überlassen würde. Als feiner, kenntnißreicher Beurtheiler auch der neueren Systeme, wie er sich noch in seinen letzten akademischen Vorträgen zu Landshut gezeigt hatte, konnte er, in welchem Sinn er auch sich äußerte, jeder bessern Entwicklung nur förderlich seyn.

Es gibt Männer, deren Geist bis zum Ende ihrer Laufbahn nicht bloß in Thätigkeit, sondern in fortschreitender Entwicklung begriffen ist. Ein solcher war Schleiermacher, der nach vieljähriger, ebenso tief eingreifender als viel umfassender Thätigkeit, für menschliches Urtheil dennoch zu früh aus einem großen und bedeutenden Wirkungskreis geschieden ist, von allen bedauert, ja in gewissem Sinn als unersetzlich angesehen. Denn ein Mann von dieser ganz eigenthümlichen Mischung verschiedener, sonst sich auszuschließen scheinender Eigenschaften wird und kann wohl nicht wieder entstehen.

Am Ende eines so thätigen, mit größter Ausdauer wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen gewidmeten Lebens, das nun als ein abgeschlossenes und vollendetes vor uns liegt, ist es gewöhnlich, zu fragen: was denn nun durch dieses Leben zur Wissenschaft hinzugefügt, welche bestimmte Erweiterung ihr durch dasselbe zu Theil geworden. Leicht finden sich auch, die auf eine solche Frage antworten. Aber wenn wir

es nicht für Anmaßung hielten, die Summe eines so reichen Lebens, das in den verschiedensten Sphären der Wissenschaft und Literatur gleichmächtig gewirkt hat, schon jetzt ziehen und in ihren einzelnen Elementen nachweisen zu wollen, so würde die dem gegenwärtigen Vortrag zugemessene Zeit allein schon es verbieten. Doch gibt es noch einen tiefern Grund, eine solche bloß materielle Schätzung abzulehnen; denn schon darum hat sie etwas unvermeidlich Engherziges und Illiberales, weil jeder den Maßstab dazu nur aus seinen eignen, oft sogar aus fremden, von ihm selbst bloß als Stoff aufgenommenen Ideen entlehnt. Immer aber, und im besten Fall, wird eine solche Schätzung nur einen bestimmten und begrenzten Werth ausmitteln, indeß sie den eigentlich unschätzbaren, wahrhaft unendlichen Werth eines solchen Lebens übersieht.

Denkweisen und Ansichten können vorübergehen, oder, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, sogar nur die eines einzigen ausgezeichneten Individuums bleiben. Ergebnisse auch sehr tiefer Forschungen können nur vorläufige seyn, die für eine gewisse Zeit die letztmöglichen sind, aber von folgenden übertroffen werden. Nicht darauf so sehr kommt es an, was ein edler Geist erreicht, was nicht, bis wohin er fortgegangen, und wo er stehen geblieben, als darauf, wie er das Erreichte erstrebt, und warum er still gestanden. Vieles ist leicht, wenn man mit der ungereiften Frucht sich begnügt; vieles, was derjenige sich versagt, der die Wahrheit selbst nicht will, wenn er sie nur in der Form der Lüge, wenn er sie nicht zugleich auch in der Gestalt der Wahrheit, als eine wirklich und klar erkannte, besitzen kann. Leicht ist es, eine fanatisch oder phantastisch aufgeregte Menge zu bethören; schwer und langsam überzeugt sich der Verstand. Dagegen ist, was dieser, mit klarer Einsicht überwunden, nun willig annimmt und an sich zieht, erst sein wahres, ihm fortan unentreißbares Eigenthum, ein Besitzthum auf ewig.

Bei der schönen Zeit, die das Menschengeschlecht vor sich hat, kann es gleichgültig scheinen, wie weit in jeder einzelnen die Stärke oder, um einen Ausdruck von Fernröhren zu entlehnen, die Tragkraft der Wissenschaft reiche; aber nicht gleichgültig, sondern wesentlich ist, daß die Klarheit

und Reinheit des Organs selbst unverfälscht erhalten werde; daß die Wissenschaft, Trug und Schein unzugänglich, in ihrer streng abweisenden Stellung gegen alles beharre, was, und solang es nicht — und wär' es durch noch so viele Mittelglieder hindurch — besonnener, ruhiger Vernunft einleuchtend gemacht ist.

Und so möge denn unser dahin geschiedene Freund vorzüglich darum gepriesen seyn, daß er, von vielen Seiten gedrängt, sogar zum Theil den Angriffen eines blinden, zudringlichen, wiewohl selbst wissenschaftlich unvermögenden Eifers bloßgestellt, dabei, wie alle, die Vorzügliches geleistet, mit tief wirkendem Gefühl begabt, und innerlich selbst zur Gefühlsansicht sich neigend, durch Wort und That standhaft jenes Recht der Wissenschaft behauptet hat, in allen Dingen nur vollkommen klarer und überzeugender Einsicht nachzugeben und zu vertrau'n.

Schleiermachers in der Geschichte des deutschen Geistes dauernder Ruhm wird seyn, denen beigezählt zu werden, welche das Erbtheil freier Vernunftforschung, das von Leibniz und Lessing auf uns gekommen, aufrecht und nicht nur ungeschmälert erhalten, sondern erweitert und verstärkt den Nachfolgenden zurückgelassen haben. Noch lange werden wir in allem, was ächte Wissenschaft fördert, oder ihr hemmend entgegentritt, seine Mitwirkung, sein Urtheil, sein vorleuchtendes und bestärkendes Beispiel vermissen. — Schwer erreicht sich ein Ansehn wie das seinige war. Als Glück ist anzusehen, wenn ein solches sich bildet, möge es auch manchen lästig dünken. In einer zu wissenschaftlicher Anarchie sich neigenden Zeit ist der Verlust eines solchen Mannes ein allgemeiner Verlust.

Wenden wir den Blick auf unsere Akademie zurück, so darf ihr zum Ruhm nachgesagt werden, daß sie, ohne das allgemein Wissenschaftliche aus den Augen zu setzen, von ihrem Anfang an eine weit mehr und entschiedener vaterländische Richtung als die meisten ähnlichen Vereine gehabt hat. Zeugniß deß ist die früh angefangene, wenn auch unter manchen Abwechslungen mit Beharrlichkeit fortgesetzte Sammlung der Urkunden der vaterländischen Geschichte. Was in diesem Augenblick in Frankreich durch eine eigne, unter den Auspicien der ausgezeichnetsten

Staatsmänner, an deren Spitze sich der ebenso geistvolle als tiefunterrichtete Minister des öffentlichen Unterrichts befindet, neugebildete Gesellschaft unternimmt, die Originaldocumente der französischen Geschichte, nach den früheren Sammlungen der Benediktiner des heiligen Maurus, vollständiger herauszugeben und allgemeiner zugänglich zu machen, — was ebenfalls in der neuesten Zeit in Sardinien beabsichtet wird, wo auf Geheiß und mit Billigung des Königs durch eine eigne Gesellschaft die Urkunden der Landesgeschichte sollen gesammelt werden — das hat unsere Akademie in ihrem Beginn gleich als einen der wichtigsten ihrer Vorsätze betrachtet, zu dessen Ausführung sogleich geschritten und der bis jetzt festgehalten wurde; wie denn eben dieses Geschäft noch jetzt den Hauptgegenstand der Thätigkeit unserer historischen Klasse ausmacht. Eine neue Liebe hat sich in der letzten Zeit der einheimischen Geschichte zugewendet; die Einwirkung eines geschichtlich denkenden und geschichtlich gesinnten Königs konnte diese Liebe nur erhöhen. Eine Frucht derselben ist auch die Rede des Herrn Ministerialraths Freiherrn v. Freiberg, Secretärs unserer historischen Klasse, die zur Feier dieses Tages bestimmt ist, und für welche, da sie einen — im allgemeinen und besondern Sinn — deutsch- und bayerisch-vaterländischen Gegenstand betrifft, ich keine Ursache finde, erst die huldvolle und geneigte Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung zu erbitten.

Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1834. [1]

Die Akademie hat sich heute versammelt, um den Geburts- und Namenstag des Königs, ihres erhabenen Beschützers, festlich zu begehen.

Wenn alle Klassen der Gesellschaft wetteifern, ihre Theilnahme an diesem Tag auf die eine oder andere Weise auszudrücken, so haben Männer, deren Lebensberuf die wissenschaftliche Forschung ist, gewiß ganz besondere Ursache, sich desselben zu freuen. Denn diese bedürfen wohl am meisten des Zustandes friedlicher, ruhig gesetzlicher Entwicklung, den der mächtige Wille eines festgesinnten Monarchen sicherer als jede Veranstaltung gewährleistet. Sie vor andern würden sich gefährdet sehen, wenn Grundsätze, die am Ende für alles Höhere gleich verderblich sind, im Staat die Oberhand oder auch nur Einfluß gewinnen könnten. Ein Staat, aus dessen Verfassung alle höheren Elemente hinweggenommen wären, würde bald auch nur noch die seichteste Wissenschaft zulassen, Pöbelherrschaft geistige Größe, wie jede andere, mit ihrem Neid verfolgen.

Kein Volk ist so stumpf, daß es nicht eines hochbegabten, geistvollen Herrschers sich freute. Aber was kann denen, welche der Wissenschaft leben, deren Bemühungen Kurzsichtigkeit oft verkennt, gemeine Denkart schmäht und herabsetzt, erhebender seyn, als das — für alles was menschliches Wissen und Vermögen erweitert — freudig begeisterte Gemüth eines Königs, der den Maßstab des wahren Talents in sich selbst trägt, dem für Werth und Umfang wissenschaftlicher Entdeckungen ein so richtiges Gefühl gegeben ist als unserem König, von dem wir unter

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

anderem wissen, daß Champollions Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen seinen Geist aufs lebhafteste ansprach, ihm früher als selbst manchen Männern vom Fach in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit einleuchtete!

Jedes Volk darf sich glücklich preisen, dem ein Führer zu Theil geworden, der an die Nachwelt denkt, dem, mit Klopstock zu reden, die Unsterblichkeit ein großer Gedanke ist und des Schweißes selbst der Herrscher werth.

Ein solcher aber kann nicht anders als jene Bestrebungen achten und beschützen, in Folge welcher allein die Männer entstehen, durch die, wie Horaz sagt: „guten Führern der Völker auch nach dem Tode Leben und Athem wiederkehrt". Denn nicht Erz und Marmor, wie der römische Dichter hinzufügt, die nur die äußern Züge des Antlitzes und der Gestalt zurückrufen, vermögen dieß so wie die mächtige Kunst der Pieriden, wie die auch das innere Leben merkwürdiger Persönlichkeiten ergreifende Darstellung.

Was endlich die Wünsche betrifft, die an so festlichen Tagen für das Glück und Heil geliebter Fürsten ausgesprochen werden, so lassen sich die am treuesten gemeinten und am meisten verstandenen gewiß von denen erwarten, welche die Forderungen der Zeit am bestimmtesten erkennen, — nicht jene falschen und bloß vorgeblichen, zu deren Organen sich unberufene sogenannte Volksredner aufwerfen, sondern jene wahren und wirklichen, die aus einem wirklich erhöhten Selbstbewußtseyn der Völker — wozu bessere Fürsten sie selbst geführt haben —, aus einem wahrhaft sittlichen Gefühl hervorgehen, das, durch die Katastrophen der Zeit selbst nur geschärft, manches mit andern Augen betrachtet, was in gleichmäßig verlaufenden Zeiten gleichgültiger angesehen wurde.

Am Geburtsfest aber eines in allen Beziehungen das wahre Beste seines Volkes eifrig zu erkennen strebenden und dafür glühenden Königs, dem Gott ein unerschütterliches, durch nichts aufzuhebendes Gerechtigkeitsgefühl ins Herz gegeben, und der durch mehr als Eine Aeußerung gezeigt hat, daß Er das Loos der Könige fühlt, die nach einem schnell vorübergehenden glanzvollen Daseyn, während dessen sie

von einer blendenden Macht umgeben sind, die, je größer sie ist, desto größeren inneren und äußeren Täuschungen sie zugänglich macht, das ernste, unerbittliche, über ihr Andenken auf immer entscheidende Urtheil der Geschichte erwartet — an dem Tag eines solchen Königs lassen sich alle Wünsche in dem Einen zusammenfassen, daß seine edeln und hohen Absichten sich immer mehr erfüllen, daß keine noch so große Ungunst der Zeit vermögend sey, sie von ihrem Ziele abzulenken.

Es sey mir erlaubt, diese feierliche Sitzung mit dem Wunsche zu beschließen:

Möge unter dem Schutze unseres allergnädigsten Königs die Akademie der Wissenschaften nicht bloß fortdauern, sondern fortwährend an innerer Kraft gewinnen. Mögen mit dem guten Willen der Mitglieder, an dem es übrigens zu keiner Zeit gefehlt hat, Mittel und Aufmunterungen stets im Verhältniß stehen. Möge die Wissenschaft überhaupt unter uns wachsen, und in ihr das wahre Mittel erkannt werden, die Uebel der Zeit zu überwinden. Möge die Wissenschaft reich werden in ihrer materiellen Ausdehnung, stark und einfach in ihren Principien, wie bayerische Natur und bayerische Sitte!

Aus dem Jahr 1835 sind keine in der Akademie gehaltenen Reden Schellings, sondern nur ein (besonders gedruckter) Bericht über die öffentliche Sitzung am 28. März vorhanden, in welcher der Vorstand die geschehene Ergänzung der Akademie durch neue Mitglieder mittheilt und das Erscheinen der „Gelehrten Anzeigen" ankündigt. D. H.

Aus dem Schlußvortrag am 77. Jahrestag der Akademie

28. März 1836. [1]

— — Wenn die Bestimmung einer Akademie der Wissenschaften sich nicht durch die Grenzmarken eines Landes beschränken läßt, wenn sie berufen ist, in den allgemeinen Wetteifer der Geister mit einzugehen, und ihren Theil beizutragen zur Vermehrung des Gemeinguts der Wissenschaft; so hat sie dennoch zugleich einen Bezug auf das Land und das Volk, dem sie zunächst angehört, und die bayerische Akademie insbesondere hat wenigstens in ihrem Beginnen sich vorzüglich bemüht, jedes höhere und bessere Streben in der Nation hervorzurufen und soviel möglich zu fördern. Nichts aber achtet ein Volk sich mehr gemein als die Erinnerung seiner Vorzeit und die Denkmäler seiner Geschichte. Gleich im Anfang seiner ruhmvollen Regierung rief König Ludwig die historischen Kreisvereine hervor, um Sinn und Lust für Lokalforschungen zu erregen, aus welchen am Ende allein eine vollständige, ihres ganzen Inhalts versicherte Landesgeschichte sich erbauen kann. Eine einzige Monographie, wie die über den Kampf bei Göllheim zwischen dem Kaiser Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich, die von dem historischen Verein in Speyer ausgegangen ist, wäre hinreichend, die Wichtigkeit solcher örtlichen Vereine darzuthun, die der Wille des Königs geschaffen hat. Von jenseits der Alpen begegnete sein mächtiges Wort zugleich der fernern Zerstörung vorzeitlicher Denkmäler, deren viele in einer achtlosen oder stürmisch dem Neuen zustrebenden Zeit verschwunden waren. Die plastischen Monumente des Mittelalters wurden später

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

unter eine allgemeine Oberaufsicht gestellt, und diese einem Manne anvertraut, dessen Name mit allen auf mittelalterliche Kunst sich beziehenden Forschungen längst rühmlich verwebt ist, und der zugleich als thätiges Mitglied der Akademie angehört [1]. Diesen Verfügungen wurde die Krone aufgesetzt, indem durch die neuesten Anordnungen den historischen Vereinen, die großentheils bereits sich gebildet und mit löblicher Thätigkeit dem königlichen Aufruf entsprochen hatten, ein wissenschaftlicher Mittelpunkt in der historischen Klasse der Akademie gegeben wurde, mit der sie fortan in beständiger Berührung und Wechselwirkung seyn, die ihnen mit Hülfsmitteln, Aufschlüssen, und nach Befund der Sache mit Rath und That an die Hand gehen solle. Zugleich wurde der neu errichteten Behörde für die plastisch-historischen Denkmale Bayerns ihr Sitz in der historischen Klasse der Akademie angewiesen. Es fällt in die Augen, und bedarf keiner umständlichen Auseinandersetzung, wie durch diese Anordnungen der historischen Klasse nicht nur für ihre eignen Forschungen der ausgedehnteste Gebrauch aller Mittel, die das Land darbietet gesichert, sondern zugleich die Möglichkeit gegeben wurde, historischen Sinn und Liebe für die Erforschung vaterländischer Geschichte in den weitesten Räumen zu erwecken und zu fruchtbringender Thätigkeit anzufeuern und anzuleiten.

Es hätte wohl der heutigen Sitzung noch ein Wort des Andenkens geziemt an mehrere selbst historisch bedeutende Männer, die mit der Akademie in mehr oder weniger thätiger Beziehung gestanden hatten, und kürzlich aus diesem Leben geschieden sind. Die Akademie behält es sich insbesondere vor, dem kürzlich im höchsten Alter verschiedenen Staatsminister Freiherrn von Zentner den Tribut ehrenden Andenkens zu zollen, den sie ihm schuldig ist. Nahe läge ein freundlicher Nachruf an den vaterländischen Dichter, dessen frühzeitiger Tod in entferntem Lande die Theilnahme nicht nur dieses Vereins, dem er als Mitglied angehörte, sondern Bayerns, ja Deutschlands, erregt hat. Denn das ist das Vorrecht des Dichters, unmittelbarer als jeder andere von der Nation erkannt und gleichsam im Herzen getragen zu werden. Hier käme es aber

[1] Sulpiz Boisserée. D. H.

hauptsächlich darauf an, in einer tieferen Würdigung seiner Art und Kunst einzugehen, ausführlich zu sagen, was er für deutsche Poesie überhaupt und in dieser Zeit gewesen[1]. Aber theils ist die einer öffentlichen Sitzung zugemessene Zeit bereits überschritten, theils möchte es nur vortheilhaft seyn, von längerer Zeit die Milderung manches Schmerzlichen zu erwarten, das mit den ersten Empfindungen über diesen Verlust unwillkürlich verbunden ist. Nur des Erfreuenden also werde heute erwähnt, daß dem Grafen von Platen im Leben, wie er selbst rühmt, eines großgesinnten Königs Gunst zu Theil wurde. Auf seinen entfernten Wanderungen begegnete dem schwermüthigen Dichter wie eine beglückende Erscheinung mit angeborener Huld und Freundlichkeit unser verehrter Kronprinz; Ihm dichtete er den ersten Hymnus, in dem er Pindarischen Schwung und Inhalt wie den kühneren, kunstvolleren Bau großartiger lyrischer Dichtkunst mit dem Erfolg versucht hat, den im verflossenen Jahr an eben dieser Stelle ein gründlicher Kenner[2] mit gerechter Anerkennung als einen für immer bezeichnenswerthen Fortschritt hervorgehoben hat. Auch im fernen Auslande fehlte seinem letzten Schicksal edle Theilnahme nicht; der Ritter Landolina, der den berühmten von allen Reisenden des vorigen Jahrhunderts gefeierten Namen seines durch Geist und Forschungen ausgezeichneten Vaters noch jetzt durch edle Gastfreundschaft verherrlicht, hatte erst des Erkrankten sorgfältig gepflegt, und wies dem Verblichenen in einem Felsengrab seines Gartens die letzte Ruhestätte an, die der leicht erregte, manches Vorübergehende vielleicht zu unwillig empfindende Dichter am südlichsten Rande Europas auf dem Eiland finden sollte, wo auch der Athen entflohene Aeschylos sein Ziel erreichte, wo neben Griechengräbern so viele deutsche Helden ruhen, wo „Friedrich im Grabe schläft und Heinrichs früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag" (es sind die Worte des letzten und schönsten Hymnus, durch den der Dichter, vorahnend gleichsam, mit wahrhaft unsterblichen Tönen die Insel gefeiert, die das Ende seiner Wanderungen

[1] Vgl. Einleitung in die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Band I, S. 242, Anm. D. H.

[2] Thiersch in einem Vortrag über die Geschichte der griechischen Lyrik. D. H.

seyn sollte). Auch im Vaterlande geschah, was des Dichters würdig, indem die höchste Behörde es nicht unter ihrer Aufmerksamkeit achtete, durch schleunige Befehle, an auswärtige Agenten gesendet, dafür zu sorgen, daß der schriftliche Nachlaß des Verstorbenen, unter dem auch angefangene historische Forschungen und Ausführungen sich finden werden — nicht unwürdig seiner früher bekannt gewordenen Geschichten des Königreichs Neapel — sicher und ungefährdet in die Heimath gelange.

Alles Schmerzliche weiche am Schlusse dieser Sitzung freudigerem Gefühl. In diesem Augenblick vielleicht begrüßt Italiens Küste das schnell segelnde Schiff, welches den Wünschen seines Volkes den König zurückbringt, über dessen Reise durch entfernte Meere gütige Geister gewaltet. Unvergeßlich wird der Akademie stets die heutige Sitzung seyn, in welcher sie zum erstenmal unsern gnädigsten Kronprinz gegenwärtig sah, der vor Jahren schon die Huldigung der Akademie, die um Erlaubniß bat, Ihn unter ihre Ehrenmitglieder zu zählen, mit Güte aufnahm; dessen Denkart und bereits erprobte Gesinnungen Bürgschaft sind, daß es Bayern auch in der Folgezeit für die holden Musenkünste, für geisterweiternde Wissenschaft und tief eindringende Forschung nicht an dem mächtigen und großmüthigen Beschützer fehlen werde, dessen sie bedürfen.

Eröffnungsrede in der Sitzung der Akademie

am 25. August 1836. [1]

Erlauchte Versammlung!

Mitten in dem tiefen Frieden, der uns umgibt, während die alten Völkerzwiste ruhen oder beschwichtigt sind, ist unter allen der Ruhe genießenden Völkern eine lebhafte innere Bewegung wahrzunehmen. Das letzte Anregende dieser Bewegung ist der „nie ruhende Menschengeist" selbst, die immer fortschreitende Intelligenz, die unablässig sich erweiternde Wissenschaft. Ohne diese stete Beweglichkeit des Geistes würde das menschliche Leben in seinen glücklichsten Perioden bald einem stehenden Sumpf gleichen, und eher würden die Völker wieder zu dem verzweiflungsvollen Mittel greifen, sich untereinander zu zerfleischen, als in einem solchen dumpfen Stillstand verharren und auf jeden Fortschritt verzichten. Waren es nicht die Tiefen der Wissenschaft, in denen alle jene Entdeckungen sich vorbereitet haben, deren überraschende Anwendungen ganze Länder auf einmal in die lebhafteste Thätigkeit versetzen und sie eine neue Aera des physischen Wohlstandes und Glücks erwarten lassen? Und nicht genug, daß die Wissenschaft die Principien dieser neuen zuvor ungeahndeten Wirkungen entdeckt hat; auch für die Anwendung wird sie fortwährend in Anspruch genommen, und nie, dürfen wir sagen, war das Leben für seine Zwecke der Wissenschaft bedürftiger, von der Wissenschaft abhängiger.

Es gab Zeiten einer stillen Beschränktheit — man könnte sie in

[1] Besonders im Druck erschienen.

manchem Betracht allerdings eine glückliche nennen —, wo das Leben auf der Erde als bloßer Durchgangspunkt galt, und man ihm kaum einen selbständigen Zweck zugestand; wo der Mensch mit denjenigen Künsten und Erwerbsmitteln sich begnügte, die ihm durch eine unvordenkliche Ueberlieferung zu Theil geworden waren und sich eben darum, nach der gemeinschaftlichen Ueberzeugung der Völker, nur von den Göttern selbst oder einem göttlichen Unterricht herschreiben konnten. Es ist ein anderer Geist in die Welt gekommen, der auch diesem Leben einen Zweck und eine Bedeutung in sich selbst zuschreibt. Nicht nothwendig wird sein Verhältniß zu einem höheren darum aufgehoben. Denn auch in der Natur sehen wir, daß, was nur als Stufe oder Uebergang zu einem Höheren gelten kann, in der untergeordneten Stellung dennoch sich zu vollenden strebt, und durchaus sich benimmt, als ob es zugleich einen Zweck in sich zu haben sich bewußt wäre. Ist es dem einzelnen, eifrig strebenden und thätigen Menschen unverwehrt, sich noch für dieses Leben eine Zeit der Befriedigung, irgend ein letztes Ziel der Ruhe zu versprechen; sollte es nicht erlaubt seyn, auch für das Menschengeschlecht eine Zeit sich zu denken, wo es aller ihm dienstbaren, in der Natur noch schlummernden Kräfte sich zu seinem Vortheil bemächtiget hat, und nach Besiegung der Schwierigkeiten, mit denen das physische Daseyn zu ringen hatte, frei sich aufrichtet, um das arbeitsvolle Leben, im reinen Genuß aller höheren Güter, wie in einer geistigen Verklärung zu beschließen?

In den Uebergangszeiten der vorherrschenden Bestrebungen für Erhöhung des physischen Wohlseyns könnte man befürchten, daß unter denselben der höhere Bezug des Menschen allmählich verloren gehe, der geistige Aufschwung völlig gelähmt werde. Hier wäre um so größere Ursache, einen König zu preisen, der, während er den materiellen Interessen die höchste Aufmerksamkeit und Begünstigung zuwendet, von der andern Seite das, was die freiwillige Begeisterung der Völker nicht mehr hervorbringt, hohe religiöse Monumente, wie sie zum Theil nur die ersten Zeiten des Christenthums gesehen, Monumente, durch die Gemüth und Geist mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt vom

Sichtbaren zum Unsichtbaren emporgehoben werden, aus überströmender Liebe zu Religion und Kunst aus eignen Mitteln erschafft und jenen andern, bloß auf das physische Wohl sich beziehenden Schöpfungen der Zeit als mächtiges Gegengewicht an die Seite stellt. Ruhmwürdig ist, wer immer die Wirksamkeit des Göttlichen in der menschlichen Natur zu erhalten sucht; am ruhmwürdigsten, der es mit den größten Mitteln, mit tiefer Einsicht, und aus eigenster, innerster Bewegung thut.

Nicht zu verlangen noch zu erwarten ist, daß die Kunst für sich jene tiefern Uebel heile, an denen die Völker kranken. Er gilt von ihr, was Schiller vom Geheimniß sagt. Die Kunst ist für die Glücklichen; nicht für die tief Unglücklichen, die innerlich Zerrissenen. Die Umwandelung, der es hier bedürfte, ist nur von der durchgebildetsten Erkenntniß zu erwarten. Hier kann man nur hinweisen auf jenen unaufhaltsam fortschreitenden Proceß der Wissenschaft, der unter allen Schwierigkeiten, die er zu überwinden, trotz der Masse widerstrebenden Stoffes, den er zu gewältigen hat, seines Zieles sicher und gewiß ist, und die Zeit voraussehen läßt, wo der Mensch, wie er allmählich sich zum Herrn aller ihm zugänglichen Naturkräfte gemacht hat, auch die Kette findet, durch die sie an die höhere Welt geknüpft sind; wo das Tiefste und das Höchste wirklich sich vereinigt, und über die verschiedenen, disparat, ja zum Theil entgegengesetzt scheinenden Theile des menschlichen Wissens der Geist allseitiger Vermittlung wie ein Balsam sich ausgießt, der zuletzt auch die verborgensten Wunden heilt, die der menschliche Geist im eifrigen Ringen nach Wahrheit sich selbst geschlagen hat.

Mögen diese Gedanken über die ernste Bedeutung der Wissenschaft in unserer Zeit nicht unwürdig dieses Orts und dieses Tages erscheinen, an dem unsere Akademie im Namen der Wissenschaft ihre Huldigungen dem König darbringt, der so Großes unternimmt, so Großes vollbracht hat, und möge unserer, dem Geburtsfeste des Königs gewidmeten Feier auch dießmal die geneigte Aufmerksamkeit einer so hohen und erleuchteten Versammlung nicht fehlen!

Aus dem Vortrag am 78. Jahrestag der Akademie

28. März 1837. [1]

Erlauchte, hochansehnliche Versammlung!

Die Akademie hat sich heute zur Feier des 78. Jahrestages ihrer Stiftung in einer öffentlichen Sitzung versammelt; aber mit Schmerz sieht sie leere Stellen in ihren Reihen, an denen sie dieselben Personen nie wieder erblicken wird. Dieser Winter, der sich durch häufige Todesfälle bemerklich machte, hat auch die Akademie nicht verschont. — —

Am 23. Jänner starb das älteste Mitglied der historischen Klasse, Herr Georg Carl von Sutner, königlicher Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath, und Vorstand der Staatsschuldentilgungs-Commission, dem ein hohes — in ungeschwächter Rüstigkeit, unter fortdauernd reger Theilnahme nicht bloß an der Verwaltung des Staats, sondern auch an wissenschaftlichen Gegenständen, erreichtes — Alter ein längeres Leben ebenso gewiß zu versprechen schien, als es allgemein für ihn gewünscht wurde.

Reiner Bürgersinn, der schönsten Zeiten würdig, ganz auf das Wohl der Vaterstadt und des nicht weniger geliebten Vaterlandes gerichtet, führte ihn frühzeitig auf Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit beider, ohne ihn je in die fabelhafte Urzeit bayerischer Geschichten ausschweifen zu lassen; im Gegentheil hielt er sich so nah als möglich an der Gegenwart, um in der Vergangenheit zu erspähen, was in früheren Vorfällen Begebenheiten unserer Zeit ähnlich seyn und darum

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

dieser zur Lehre, zur Warnung, zum Trost, zur Verständigung und zum Beispiel gereichen konnte. Ihm selbst ward aus dieser Art, die Geschichte zu behandeln, was er als die vorzüglichste Frucht dieses Studiums rühmt, die Gabe, über nichts, was den Lauf der Dinge herbeiführe, zu erstaunen, die weise Gelassenheit, die er für die erste Grundlage der menschlichen Zufriedenheit erklärte[1], und welche ihm selbst unter vielbewegten und wechselnden Umständen jenen Gleichmuth erhielt, der ihm glücklich durch das Leben geholfen.

In diesem Sinn war seine erste, mit allgemeinem, verdientem Beifall aufgenommene akademische Rede: „München während des dreißigjährigen Krieges", verfaßt, welche nicht nur — inwiefern sie, nach Westenrieders Urtheil, manche überlieferte Erzählung berichtigt, manche bezweifelte Thatsache bestätigt — für die Kenntniß jener Zeit, sondern für alle Zeit lehrreich ist, indem sie besonders den gänzlichen, wie er bemerkt, bis zu seiner Zeit nicht wiederhergestellten Verfall des früheren bürgerlichen Wohlstandes und der einst blühenden Gewerbe seiner Vaterstadt als die Folge jenes unseligen Krieges nicht mit rednerischen Farben darstellt, sondern mit ebenso unwidersprechlichen als laut redenden Thatsachen belegt hat.

Dieser Rede folgte im nächsten Jahre eine andere über die Unruhen bei dem Regierungsantritt der Herzoge Ernst und Wilhelm von Bayern-München, deren Verdienst zu Aufhellung verworrener Zustände und Ereignisse auch durch spätere Forschungen nur in höheres Licht gesetzt worden, — später eine dritte, auf das ältere Gewerbswesen der Stadt München bezüglich.

Jene erste Rede hielt v. Sutner Ein Jahr, nachdem er von der Akademie zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse gewählt war. Volle 40 Jahre hindurch, unter Staatsgeschäften der wichtigsten und verschiedensten Art, hat v. Sutner nie aufgehört, der Akademie eine aufrichtige und warme Theilnahme zu schenken; in ihm sah sie fortwährend noch einen Mann jener Zeit, in welcher die Akademie als eine Nationalsache angesehen, ihr anzuhören selbst von hochgestellten Männern

[1] Sutners in den nächsten Zeilen angeführte Rede, S. 4.

als Auszeichnung und Ehre betrachtet wurde. In Tagen, wo alles raschen, oft unerwarteten Veränderungen unterworfen ist, kann auch eine gelehrte Gesellschaft, die von dem allgemeinen und öffentlichen Geist mehr oder weniger abhängig ist, nicht immer in gleichmäßiger glücklicher oder in die Augen fallender Wirksamkeit fortdauern. Es gab ganze Zeiten, in welchen diese Akademie aus Gründen der Klugheit oder der Nothwendigkeit darauf verzichten mußte, ins Große und Allgemeine zu wirken; aber unter den ungünstigsten Verhältnissen dieser Art haben einsichtsvolle Männer nie aufgehört, ihr Daseyn und ihre Erhaltung als Gegenstand patriotischer Wünsche zu betrachten; denn wenn sie auch durch widrige Fügungen, durch ungleiche oder unangemessene Behandlung, oder welche andere Ursachen immer, Jahre lang in ihren Wirkungen gehemmt ist, früher oder später kann die Zeit kommen, wo sie, freier sich entfaltend, die ohne ihre Schuld angewachsene Schuld gegen das Vaterland mit überreichen Zinsen zu bezahlen im Stande ist. Für die Akademie wird die Verbindung mit Männern, die auch in andern als wissenschaftlichen Kreisen Bedeutung und Auszeichnung erlangt haben, stets von besonderem Werthe seyn. Wo möglich, fehlte bis ans Ende seines Lebens v. Sutner in keiner Sitzung der historischen Klasse oder der Gesammtakademie; stets war seine Mitwirkung zu allem Guten und der Akademie Ersprießlichen gewiß; bei vielen und großen Geschäften hatte er von der Akademie dennoch nicht selten selbst besondere Berathungen und Ausarbeitungen mit der größten Bereitwilligkeit übernommen. Wenn daher seine Geschäftserfahrung, wenn die Klarheit seines Verstandes wie die Redlichkeit seines Charakters und die Sanftheit seiner Sitten seinen Verlust als einen allgemeinen empfinden lassen, so muß derselbe unserem Verein noch auf besondere Weise schmerzlich seyn. Nie wird bei denen, die ihn in diesem Kreise kennen gelernt, sein Andenken erlöschen, und gewiß geschieht es mit allgemeiner Zustimmung, wenn ich dem Abgeschiedenen bei dieser feierlichen Veranlassung im Namen der Akademie ihr Have pia et candida anima! nachrufe.

Einleitungs- und Schlußworte in der Sitzung

am 25. August 1838 [1].

Am Ende der Platonischen Bücher vom Staat findet sich die bekannte Erzählung des Armeniers Er (Ἤρ), der, auf einem Schlachtfeld für todt zurückgeblieben, wieder auflebte und berichtete, was er in der andern Welt gesehen hatte. Unter andern erzählte er auch, wie vor den Seelen, denen bestimmt sey, in dieses Leben wiederzukehren, die Muster aller möglichen Lebensarten ausgebreitet werden, damit sie unter diesen nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung wählen; denn frei sey die Wahl, aber unwiderruflich. Das Schauspiel nun aber, wie nämlich die einzelnen Seelen die Lebensarten wählen, errege bald Mitleid, bald Bewunderung. In den meisten Fällen wählen die Seelen nach Maßgabe der Erfahrungen, die sie in dem vorhergegangenen Leben gemacht haben. So habe die Seele des Agamemnon, eingedenk dessen, was er einst von Menschen erfahren, und darum unter Menschen zu leben wenig geneigt, das Leben eines Adlers gewählt. Nach vielen andern aber, von denen die meisten, weil sie zuerst wählen durften, begierig nach dem Leben von Gewaltherrschern oder ähnlichen, dem Ehrgeiz zusagenden Lebensweisen gegriffen, sey auch die Seele des Odysseus gekommen, durch den Zufall des Looses die letzte unter den wählenden. Diese nun, der Mühen und Arbeiten des vorigen Lebens sich erinnernd und daher entschlossen allem Ehrgeiz zu entsagen, habe lange nach der Lebensart eines sorgenlosen Privatmannes gesucht, die sie endlich nach vielem Suchen, von den andern übersehen, irgendwo

[1] Abgedruckt in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1838. Nr. 174.

gefunden. Sobald sie aber das Gewünschte ansichtig geworden, habe sie geäußert, sie würde dasselbe gethan haben, auch wenn sie zuerst hätte wählen dürfen, und ganz sey sie mit dem, was sie erlangt, zufrieden.

Diese Aeußerung wird nicht einem solchen zugeschrieben, der sich im Leben schwach und unfähig gezeigt hätte, oder in seinen Bestrebungen unterlegen wäre, sondern demjenigen, der alle andern Könige und Helden des trojanischen Krieges an ausdauernder Kraft, an Klugheit und besonnenem Muth übertroffen und jegliche Probe eines mühe- und wechselvollen Geschicks zuletzt siegreich bestanden hatte. Schon immer schien mir deßhalb die Erzählung trefflich erfunden, um jeden, der es bedürfe, zu einer gelassenen und gleichmüthigen Ansicht der verschiedenen Lebensverhältnisse zu stimmen. In diesen Tagen aber, da ich sie zufällig einmal wieder gelesen, wurde sie mir auf besondere Weise merkwürdig. Ich erinnerte mich, wie auch ein König unserer Zeit, ganz durchdrungen übrigens von der Größe und Hoheit seines königlichen — mit unermüdlicher Thatkraft erfüllten — Berufs mehr als einmal das Glück und die Süßigkeiten des bürgerlichen Lebens öffentlich gepriesen hatte. Dieser König war *unser König*, und es schien mir dieser Zug eines menschlich fühlenden, nichts Menschliches sich fremd achtenden Herzens insbesondere am *Geburtstage des Königs* erwähnenswerth, da er allein schon hinreichen würde, die übereinstimmenden Gefühle zu rechtfertigen, mit welchen dieser Tag von ganz Bayern gefeiert wird. Denn dem König, der für das stille, bescheidene Glück, das Er, wachend und fürsorgend, vielen Tausenden gewährt, ohne es selbst genießen zu können, eine so tiefe Empfindung zeigt, muß wohl das ganze Volk mit dem Vertrauen entgegenkommen, daß von *Seinem* Herzen nie eine Störung dieses Glücks ausgehen könne, daß Er fortwährend sein Volk weise, gerecht und milde beherrschen werde — Ihm ist die freiwillige Liebe, Ihm die aufrichtige Anhänglichkeit, die unbedingte Hingebung seines Volkes gewiß.

Unter den verschiedenen Ständen aber, aus denen sich ein Volk, das dieses Namens werth ist, zusammensetzt, ist gewiß der, welcher sich mit Wahrheitsforschung und Erweiterung der Wissenschaften beschäftigt,

vor allen bei Erhaltung jenes friedlichen Zustandes betheiligt, der nur aus der innigen Vereinigung eines Königs mit seinem Volk und eines Volks mit seinem König hervorgeht. Durch Geist und Willen ausgezeichnete Herrscher erwerben sich außerdem noch besondere Ansprüche auf die Huldigungen der Wissenschaften, wenn ihre Voraussicht und Großmuth Forschungen begünstigt, deren Wichtigkeit einem gewöhnlichen Beurtheilungsvermögen meist erst im letzten Erfolg sichtbar wird. So möge auch in dieser festlichen Versammlung, durch welche die Akademie der Wissenschaften, auf ihre Weise, den Geburtstag ihres erhabenen Beschützers feiert, vorzugsweise einer wissenschaftlichen Unternehmung gedacht werden, die nur durch die besondere Unterstützung des Königs möglich geworden ist — einer Unternehmung, die, indeß sie die Grenzen der gegenwärtigen Kenntnisse zu erweitern verspricht, von der andern Seite nicht zu berechnende Vortheile für das bürgerliche Leben wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ahnden läßt. Hr. Conservator und Professor Dr. Steinheil, ord. Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse, wird die Ehre haben, das einstweilige Ergebniß seiner auf Befehl des Königs über Telegraphie, besonders vermittelst galvanischer Kräfte, angestellten Untersuchungen dieser hohen Versammlung vorzutragen.

* * *

Vorübergegangene ereignißreiche Zeiten treten erst völlig in den Hintergrund, wenn auch die Männer, welche in denselben besonders mächtig gewirkt, allmählich den Schauplatz verlassen. Allgemeine Theilnahme in diesem Sinne erweckte vor wenigen Monaten das Ableben des Staatsmannes, dessen Name mit den wichtigsten europäischen Verhandlungen, mit den großen politischen Veränderungen seines Vaterlandes, Frankreichs, seit mehr denn vier Jahrzehnten in Verbindung gestanden hatte. Ihm folgte nach kurzem Zwischenraume der geistesverwandte bayerische Staatsmann, der ihm zwar nicht an weitgreifender Wirkung gleich-, aber wenigstens nicht an europäischem Rufe nachstand (denn auch sein Name war weit über die Grenzen seines Geburtslandes gedrungen), und der außerdem vor ihm voraus hatte, nicht

vorzugsweise nur die äußern Angelegenheiten, sondern zugleich eine geraume Zeit hindurch die innere Verwaltung seines Vaterlandes fast unbeschränkt geleitet zu haben. Die hohe Versammlung bemerkt von selbst, daß ich von dem kürzlich verewigten Grafen von Montgelas rede, dem unsere Akademie schon als vieljährigem Ehrenmitglied, und wegen des großen Einflusses, den er auf ihre Wiederherstellung im Jahre 1807 ausübte, noch mehr aber darum ein ehrendes Andenken schuldig ist, weil er selbst durch geistige, von gründlichen Kenntnissen, zumal der Geschichte, unterstützte Bildung hervorragte, und für alles, was im Gebiete der Wissenschaften ihm als bemerkenswerth und bedeutend sich darstellte, bis an sein Ende offenen Sinn und rege Theilnahme bewahrt hatte. Nicht jeder dürfte sich berufen glauben, dem Andenken eines solchen Mannes ein würdiges Denkmal zu setzen; um so erfreuter ist die Akademie, daß ein Mann aus ihrer Mitte, der dem Verewigten durch Familienverhältnisse näher gestellt war, es übernommen hat, ihm in der nächsten öffentlichen Sitzung die gebührenden letzten akademischen Ehren durch eine feierliche Gedächtnißrede zu entrichten.

Aus dem Kreis der ordentlichen Mitglieder ist ganz kürzlich ein verdienter Mann geschieden, Herr Dr. Karl von Loé, königlicher Obermedicinalrath, Leibarzt, Director des Krankenhauses, und ordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft an der hiesigen Hohenschule. Wenn die Pflichten eines vielbeschäftigten, gewissenhaften Arztes, die Arbeiten, welche andere wichtige Aemter ihm auflegten, dem Dahingeschiedenen nicht erlaubten, der Akademie sich in dem Maße, als sie wohl gewünscht hätte, zu widmen: dennoch wird die Erinnerung an das Wohlwollende, von jeglichem Parteigeist Entfernte seines Benehmens seinen Namen unter uns stets in ehrenvollem Andenken erhalten. Und wenn wir mit vielen andern seinen frühzeitigen Tod beklagenswerth finden, dürfen wir nichtsdestoweniger ihn glücklich nennen und seinem Namen ein immer bleibendes Gedächtniß verheißen, denn seiner Einsicht und Sorgfalt war es gelungen, in früherer gefahrdrohender Krankheit das Leben zu retten, für dessen Erhaltung eben heute die Segenswünsche und Gebete von ganz Bayern vereinigt sind.

Worte in der öffentlichen Sitzung

am 27. März 1839. [1]

Man rühmt Akademien der Wissenschaften vorzüglich darum als nützliche Anstalten, weil sie Männer von verschiedenem wissenschaftlichen Beruf vereinigen; denn alle Wissenschaften, sagt man, seyen durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten, und keine könne das Licht und die Hülfe der anderen entbehren.

Dieses nun ist so allgemein anerkannt und so oft gesagt, daß man fast Bedenken tragen muß, es zu wiederholen.

Heute möge es vergönnt seyn, eine andere nahe liegende Seite hervorzuheben. Ist es nicht begreiflich, wenn wir in diesem Augenblick uns erinnern, noch vor wenigen Jahren an eben diesem Tage den greisen Feldmarschall [2] in unserer Mitte gesehen zu haben, der, seit vielen Jahren Ehrenmitglied unserer Akademie, früher, und zwar im Glanzpunkt seines Ruhms und seines Einflusses, sogar regelmäßig unseren öffentlichen Sitzungen beiwohnte, immer freundlich sich erzeigend und wissenschaftliche Bemühungen mit Wohlwollen anerkennend.

Bekannt ist, wie durch römische Feldherrn zuerst griechische Geistesbildung in Rom Eingang gefunden. Dem Sieger bei Zama war noch der vaterländische Ennius werth, der in lateinischer Sprache, obwohl in rauher Weise und wunderlichem Versmaß, den zweiten punischen Krieg besungen hatte; wie man zu Ciceros Zeit glaubte, stand im Grabmal der Scipionen das Bildniß des calabresischen Dichters von Marmor.

Später, wie ihre Waffen gegen die griechische Welt sich ausbreiteten, fingen die Römer an zu ahnden, daß sie gegenüber dieser Welt von

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen von 1839. Nro. 68.

[2] Fürst Wrede.

Bildung doch nur Barbaren seyn möchten. Zugleich erschracken sie über das Mißverhältniß zwischen dem immer sich erweiternden und schon auch den Orient umfassenden Schauplatz ihrer Thaten und den engen Grenzen, in die ihre Sprache eingeschlossen war, die schon im untern Italien der griechischen als der herrschenden begegnete, im oberen der tuscischen oder gallischen. Von nun an finden wir griechische Dichter oder Logographen im Gefolge römischer Heerführer, und schon der rauhe Krieger Cajus Marius, sonst wenig den Musen befreundet, lächelte dem Griechen, der den cimbrischen Krieg besungen. Lucius Lucullus, der den römischen Waffen zuerst den Pontus eröffnete, hatte zum Begleiter im mithridatischen Feldzug den griechischen Dichter, dessen römisches Bürgerrecht Cicero so beredt vertheidigte; und als etwas Besonderes wird erwähnt, daß im ätolischen Krieg Quintus Fulvius den Theil der Kriegsbeute, der ihm als Feldherr zufiel, nicht, wie sonst gebräuchlich, dem Mars, sondern den Musen weihte; ferner daß, als Pompejus der Große seinen Geschichtschreiber Theophanes von Mitylene im Angesicht des Heeres mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte, selbst der Haufe gemeiner Krieger, der ihn umstand, wie von einer gewissen Empfindung des Ruhms ergriffen, mit lautem Zurufe dieß gebilligt habe.

Dergleichen nun mochte Cicero hervorheben; aber diese unruhige Eitelkeit, die den wahren und dauernden Nachruhm nicht erwerben konnte, bemächtigte sich der Römer vielleicht nur, weil sie fühlten, daß bald niemand mehr außer ihnen seyn werde, ihre Thaten zu bewundern. Ruhiger sahen ihrem Antheil von Ruhm Helden der neueren Zeit entgegen, weil ein welteroberndes Volk nicht mehr denkbar, weil die freie Gemeinschaft voneinander unabhängiger Völker ein unantastbar gewordener Grundsatz, die Geschichte nicht die Geschichte eines einzigen Volkes, sondern vieler Völker ist, die, in inniger Wechselbeziehung und ohngefähr auf gleicher Stufe der Bildung stehend, von allen großen Ereignissen gleichmäßig berührt werden. Die Anziehungskraft, welche die Wissenschaften über ihre unmittelbare Grenze hinaus auch auf Männer der *That* und des *Lebens* ausüben, ist die reine Folge der Achtung, welche in der öffentlichen Schätzung und in der allgemeinen Ueberzeugung

die Wissenschaften erlangt haben, ohne welche freilich weder regelmäßige Kriegführung möglich wäre, noch den immer steigenden Forderungen des gesellschaftlichen Lebens und den immer zunehmenden Verwicklungen desselben genügt werden könnte. Diese Bedeutung der Wissenschaft hat sich seit jener Zeit fortwährend erhöht, wo Prinz Eugen von Savoyen mit dem größten wissenschaftlichen Geist seiner Zeit und vieler Zeiten, mit Leibniz, wegen Gründung einer deutschen Akademie der Wissenschaften im Mittelpunkte des damaligen Reiches, in Wien, Plane und Hoffnungen theilte. Unter diesen Verhältnissen wird gefühlt, daß zwischen allen Arten des Ruhms eine gewisse Verwandtschaft ist; insbesondere dürfte kein wissenschaftlicher Verein gegen den Ruhm seines Vaterlandes so gleichgültig seyn, daß er nicht den Helden ehrte, der mächtig dazu gewirkt, dieses Vaterland groß zu machen, von dem dessen Krieger oft zu glorreichem Sieg geführt, für alle Zeiten aber dem Heer der Geist und Charakter eingehaucht worden, der es unter den bedenklichsten, ja äußersten Umständen aufrecht erhalten, und der, wenn je dem Vaterlande Gefahr drohen sollte, immer neu aufleben, stets neu kräftig sich bewähren würde.

So mögen die wenigen, leider nur flüchtigen Worte, die wir in diesem Kreise den Manen des dahingeschiedenen, von nun an der Geschichte angehörigen Feldherrn, gewidmet haben, nicht am unrechten Orte gesprochen erachtet werden, um so mehr, als in dieser Einnerung von selbst der Aufruf liegt: Möge überall, wohin bayerische Waffen und ihr Ruf gedrungen, auch der Ruf der geistigen und wissenschaftlichen Bildung Bayerns dringen, wie längst auf Rußlands entlegene Sternwarten die bewunderten Werkzeuge und die sinnreichen Erfindungen Reichenbachs und Fraunhofers ihren Weg gefunden! Bayern ist groß genug, um auf alle Arten des Ruhms Anspruch zu machen; und was wäre ihm nicht möglich unter der Leitung des mächtigen, für alles Große empfänglichen Willens, der über seine Schicksale jetzt auch in der Ferne wacht!

Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 24. August 1839. [1]

Zur Vorfeier des morgen bevorstehenden Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, ihres erhabenen Beschützers, hat sich heute die Akademie öffentlich versammelt. Wenn am Tage einer solchen Feier auch der Geringste im Volke sich als Glied der großen Familie empfindet, von welcher der König das Haupt ist, und wenn er im Freudegefühl der Bedeutung, welche auch ihm dieses Verhältniß ertheilt, alles aufbietet, den Tag zu einem Festtag zu machen, und ihn wenigstens durch stille, aufrichtig gemeinte, von Herzen kommende Gebete zu feiern bestrebt ist: so erhält eben dieser Tag für Männer wissenschaftlichen Berufes eine besondere Beziehung dadurch, daß sie in der königlichen Macht zugleich die höchste Gewährleistung und Bürgschaft aller geistigen Interessen erblicken. Denn wem könnte mehr daran gelegen seyn, daß einem Volk alle Wohlthaten geistiger Bildung in immer höherem Maß zu Theil werden, als Demjenigen, den die reichste und erhabenste Erfahrung belehrt hat, daß die menschlichen Dinge nicht durch blinde Gewalt, sondern allein durch Weisheit und hohe Intelligenz geleitet werden? Nicht wie unter barbarischen Völkern wird der christliche König durch das Schwert eingeweiht, mit dem er sich umgürtet, sondern durch die Krone, die er auf sein Haupt setzt, zum Zeichen, daß es der Geist allein ist, dem die Oberherrschaft gebührt, und der allein sie auch wirklich ausübt. Ist nun aber einem Volk ein König wie uns zu Theil geworden,

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1839. Nr. 185.

dem einweihenden Blicks — um mit dem Dichter zu reden — bei der Geburt schon die Muse gelächelt; der mit allem, was die vergangene Zeit an großen geschichtlichen Erfahrungen zurückgelassen, seine Jugend genährt; der unter dem Druck einer argen Zeit nie an dem Geist und der Größe seiner Nation verzweifelt, und jene Denkmale vorbereitet hat, die sie einst und auf ewige Zeiten an alles, was in ihr sittlich- und geistig-Großes gelebt hat, erinnern werden; der, als er zum Thron berufen ward, sein Erstes seyn ließ, der Stimme der Menschlichkeit für die letzten Reste und wenigstens für den Namen des Volkes, von dem einst alle ächt menschliche Bildung ausgegangen, Gehör und Wirkung zu verschaffen; der auch jetzt, unter den Mühen des schweren und mit Ernst erfüllten Herrscherberufes, seine Erholung in geistigen Beschäftigungen sucht; der endlich dieß alles, was ihn auszeichnet, dadurch adelt, daß er über sich einen Herrn erkennt — jenen, welcher die Macht und das Glück gibt, wem er will, dem die Reiche dieser Welt nur Gerüste sind für einen ewig bleibenden und dauernden Bau, zu dessen endlicher Verwirklichung, wollend oder nicht wollend, auch die gewaltigsten Herrscher beitragen: — ist, sage ich, einem Volk ein solcher König zu Theil geworden, ja, da dürfen alle, die dem Geiste leben, in Ihm ein Werkzeug der Vorsehung verehren, Ihm und seinem Thun ihre herzlichste Theilnahme und ihre innigsten Wünsche zuwenden, und des Tages sich freuen, der Ihn der Welt und seinem Volke gegeben.

Glücklich mögen die später Geborenen sich dünken, die in diese Zeit eines äußerlich tiefen Friedens gekommen sind nach einer von vielen unter uns erlebten Vergangenheit reich an Scenen des Kriegs und der Zerstörung, wo es fester Entschlossenheit, großer Umsicht, zum Theil selbst der schmerzlichsten Opfer bedurfte, um nur die Hauptsache zu retten, den Grund, auf dem eine künftige glücklichere Zeit sich wieder aufbauen konnte. Aber eben jene Zeit hat auch Talente entwickelt, für die in einer friedlicheren kaum Raum gewesen wäre, gleichwie vieles ihr zu verdanken ist, dessen froh zu seyn wir noch jetzt Ursache haben. Und so dürfen wir, sowohl um des gegenwärtigen Glücks mit Einsicht uns zu erfreuen, als aus der nächsten Vergangenheit für künftig

Mögliches Belehrung zu schöpfen, auch der Feier des heutigen Tages gemäß erachten, wenn ein vorzüglich dazu Berufener mit Treue und Sachkenntniß das Bild des hervorragenden und einflußreichen Mannes uns zurückruft, dessen nächste Aufgabe in jener Zeit es war, das Schiff des bayerischen Staates durch die gefahrdrohenden Klippen als weiser und erfahrener Steuermann hindurch zu leiten, der aber in dieser Arbeit dennoch Zeit und Kraft, wie in den Gesinnungen des wohlwollendsten Königs, Maximilian Josephs, die Mittel fand, zu zeigen, was er in einer Zeit des Friedens und der allgemeinen Ruhe für Bayerns inneres Wohl und Gedeihen zu leisten vermocht hätte. Die bestimmteste Aufforderung sein Andenken zu ehren, hat unsere Akademie, weil sie durch seinen Rath und unter seiner Einwirkung die Grundlagen erhalten, auf denen sie noch jetzt beruht, und weil es ihr, die, von allen Geschäften des Staates entfernt, nur der ruhigen parteilosen Betrachtung der Dinge gewidmet ist, am ehesten zusteht, ihr Zeugniß für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes abzulegen, der, in den seinem Beruf am nächsten liegenden Kenntnissen selbst als Gelehrter hochzuachten, den Werth und die Wichtigkeit aller Wissenschaften zu erkennen, ihren Geist zu ahnden, ihre Erfindungen zu würdigen, das Genie zu unterscheiden wußte; der eben darum von uns bis an sein Ende hochverehrt, auch von seiner Seite stets in einem befreundeten Verhältniß zu uns geblieben ist. Ich lade Herrn Staatsrath Baron von Freiberg, Sekretär der historischen Klasse, ein, dieser hohen Versammlung seine Gedächtnißrede auf unser vieljähriges, jetzt verewigtes Ehrenmitglied, den königlich bayerischen Staatsminister Grafen von Montgelas vorzutragen.

Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 28. März 1840. [1]

In der Geschichte der Wissenschaften wäre es anziehend zu untersuchen, nach welchem Gesetz der menschliche Forschungsgeist einen Gegenstand nach dem andern aufgenommen, hervorgehoben und ins Licht der Wissenschaft zu stellen gesucht hat. Selten, aber doch zuweilen geschieht es, namentlich im Gebiete der Naturforschung, daß für einen Zweig, der lange den Untersuchungen einzelner überlassen blieb, unversehens, obwohl niemals unvorbereitet, eine so allgemeine Theilnahme entsteht, daß man sieht: es ist dem menschlichen Geiste gleichsam unmöglich geworden, ihn länger unergründet zu lassen. Eine solche Theilnahme hat sich kürzlich auf eine ganz besondere Weise für die Untersuchung des Erdmagnetismus erklärt, die neben einer großen Anzahl merkwürdiger Thatsachen von bereits ergründetem Zusammenhang noch viele erst zu enträthselnde Erscheinungen darbietet. Zu andern Zeiten haben andere Gegenstände die Aufmerksamkeit in gleichem Maße gefesselt, nicht aber zu ihrer Erforschung jene umfassenden Anstalten, jene großen und kostspieligen Einrichtungen wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, welche ein regerer, durch glänzende Erfolge auch des Forschens kundiger gewordener Zeitgeist dem Erdmagnetismus jetzt zuwendet. Akademien der Wissenschaften sind gleichsam die Warten, die erhöhten, weite Fernen beherrschenden Standorte, von wo die Signale zu Untersuchungen erwartet werden, die durch gemeinschaftlich verabredetes und gleichzeitiges Zusammen-

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 76.

wirken vieler, voneinander entfernter Forscher erreichen sollen, was sonst vereinzeltes Bemühen niemals oder erst in sehr ferner Zeit zu erreichen vermocht hätte. Es waren gelehrte Gesellschaften, die für die zwei mächtigen europäischen Reiche, deren Besitzungen auch außer Europa über beide Halbkugeln am weitesten sich ausdehnen, die Erforschung des Erdmagnetismus zuerst als den Gegenstand bezeichneten, der die Aufmerksamkeit der Regierungen, ihre weitgreifende und mächtige Unterstützung in Anspruch nehme. Während in Folge dieser Anregungen durch die wetteifernde Liberalität der beiden Regierungen, zu Ende des verflossenen Jahres, ausschließlich dem Erdmagnetismus gewidmete Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde sich erhoben, mußte der Wunsch entstehen, daß dazwischenliegende Anstalten die Kette der über Süden und Norden sich ausbreitenden Beobachtungen vervollständigen.

Unser hochverehrter König, dessen einsichtsvolles Walten im Gebiete der Intelligenz wie in dem der materiellen Interessen seines Volkes immer Großartiges ergreifend und fördernd sich kund gibt, wollte, daß unser Vaterland auch hierin nicht bloß bewundere, was fremden Anstrengungen gelingt, sondern selbstthätig mitwirke zum Erfolg der europäischen Unternehmung. Das magnetische Observatorium, welches auf Befehl Seiner Majestät an der königlichen Sternwarte dahier errichtet wird, um sich an Englands und Rußlands Anstalten plangemäß anzuschließen, und dessen Gründung um so wichtiger ist, je mehr das Eintreten mannigfacher Hindernisse die Zahl gleich vollständiger Observatorien in einem bedeutenden Theil Europas beschränkt hat, rückt schnell seiner Vollendung entgegen, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo in den unterirdischen Räumen dieses für die örtlichen Verhältnisse wie für den vorgesetzten Zweck wohl berechneten Baues die dreijährige Periode nächtlicher und täglicher Beobachtungen beginnen wird.

Bei Erwähnung der Forschungsgegenstände, auf welche der Wirkungskreis unserer akademischen Anstalten sich ausgedehnt hat, darf auch das Fach der Meteorologie nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der stets wechselnde Zustand unseres Luftkreises, von endlos verzweigten Verhältnissen abhangend, deren Gesammtheit nicht zu erfassen ist, bietet

dennoch viele Verhältnisse, wichtig für die Wissenschaft wie für industrielle Zwecke, dar, welche ein angemessenes Zusammenwirken vieler entfernter Beobachter vollkommen zu ergründen vermag. Wie allgemein und tiefbegründet das Interesse für meteorologische Untersuchungen von jeher sich gezeigt habe, bedarf wohl kaum eines Nachweises. Keine Stadt, ja selten eine bedeutendere Ortschaft dürfte zu finden seyn, wo nicht Witterungsbeobachtungen von einzelnen Privatmännern unternommen, und oft viele Jahre hindurch mit beharrlichem Eifer fortgesetzt, die erfreulichsten Hoffnungen für das Fortschreiten der Meteorologie zu gewähren schienen. Wenn einer so ausgedehnten Thätigkeit und Mühe kein entsprechender Erfolg zu Theil wurde, so ist der Grund nicht schwer zu erkennen. Es fehlte an einem gemeinsamen Plane, es fehlte an einem Mittelpunkt, von wo aus die Untersuchung und Vergleichung der fast nirgends berichtigten und nirgends übereinstimmenden Beobachtungswerkzeuge durchgeführt wurde. Eine richtige Würdigung analoger Verhältnisse hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert die Societas meteorologica Palatina hervorgerufen, die von Mannheim, wo damals der Sitz einer Schwesteranstalt unserer hiesigen Akademie war, ausgegangen, und gefördert durch landesfürstliche Gunst, während eines eilfjährigen Bestehens sich ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Meteorologie gestiftet hat. Das Wiederaufleben eines ähnlichen Unternehmens, allgemein als Bedürfniß gefühlt und oft als sehnlicher Wunsch ausgesprochen, dürfen wir den erfreulichen Ereignissen des verflossenen Jahres beizählen. Seine Majestät der König haben einem in dem gleichen Geiste wie die Societas Palatina gebildeten und auf sichere Grundlagen gestützten meteorologischen Vereine die allerhöchste Bestätigung zu ertheilen geruht. Die königliche Sternwarte, seit Jahren bemüht, die Meteorologie, wie andere Zweige der Naturforschung, welche fortwährende Beobachtung erfordern, angemessen mit ihrem Hauptzweck zu vereinigen, und bereits durch die in Folge allerhöchster Anordnung ihr zugewendete Mitwirkung der Gerichtsärzte Bayerns ein Centralpunkt meteorologischer Beobachtungen geworden, wird auch den Mitgliedern des meteorologischen Vereins die zu Erzielung wissen-

schaftlicher und vergleichbarer Resultate erforderten Hülfsmittel darbieten, sie wird als Organ des Vereins die Beiträge der einzelnen, wie die allgemeineren Ergebnisse in geeigneter Weise veröffentlichen und so den wissenschaftlichen Erfolg der angewendeten Mühe sichern. Möge dem Verein die Dauer und die Theilnahme werden, welche der Zweck wünschen läßt und die Mittel uns zu hoffen berechtigen! — —

Eröffnungsrede zur Sitzung der Akademie

am 24. August 1840. [1]

In der letzten öffentlichen Sitzung zur Stiftungsfeier dieser Akademie haben wir einer neuen Anstalt wissenschaftlicher Forschung erwähnt, welche die Akademie der Munificenz Sr. Majestät des Königs demnächst verdanken werde. Heute dürfen wir jene Anstalt als eine nun bereits vorhandene und in voller Thätigkeit begriffene ankündigen, und an dem Tage, wo die Akademie das Namens- und Geburtsfest ihres erhabenen Beschützers feiert, ziemt ihr wohl vor allem öffentlicher Dank für diese neue Erweiterung ihrer Thätigkeit, für den Antheil, den ihr die Weisheit und das Wohlwollen des Monarchen an einer großen, weitgreifenden Untersuchung geben wollte.

Zu allgemein sind durch verschiedene Mittel und Wege naturwissenschaftliche Kenntnisse heutzutag verbreitet, als daß man sich veranlaßt finden könnte, umständlich die Wichtigkeit und den Belang jener Untersuchung über den Erdmagnetismus darzulegen, die in diesem Augenblick in den verschiedensten und voneinander entlegensten Theilen der Erde gleichzeitig nach dem größten Maßstabe begonnen hat. Denn höchstens ihre unmittelbare Wichtigkeit für Deutschland ließe sich bezweifeln.

Mit Macht strebt eben jetzt der Deutsche, seiner Ströme völlig Herr zu werden, nach Besiegung der natürlichen Hindernisse, die sich ihrer Beschiffung entgegensetzten, auch die äußeren Schranken zu überwältigen, welche einer durch sie vermittelten Verbindung mit der See

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 177. 178.

bis jetzt sich entgegenstellten. Durch den festen Willen unsers großgesinnten Königs sind die Donau, der Main und der Rhein im Begriff eine zusammenhängende Wasserstraße zu werden, durch die man aus dem Innersten Deutschlands in die Meere gelangen kann, worein seine beiden großen Ströme sich ergießen. Dennoch ist die Zeit schwer vorauszusehen, wo deutsche Flotten mit Hülfe der Magnetnadel ihren Weg durch entfernte Meere suchen werden. Der Deutsche ist schon durch seine geographische Lage darauf angewiesen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu suchen, und Deutschland, das am wenigsten durch seine Weltstellung und durch unmittelbar einleuchtenden Vortheil zur Erforschung des Himmels hingezogen schien, Deutschland ist es, dem Europa jenen Johannes Keppler verdankt, den Entdecker der Gesetze, auf denen die Wissenschaft der Astronomie noch heute beruht, von dem eigentlicher noch als von Newton Hallers prachtvolle Worte gelten dürften:

Er schlug die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott Einmal gemacht, daß er sie nie verletze.

Nur von seiner Einen Seite hat Deutschland Beziehungen zum Orient, und wie schwach sind seine Berührungen mit demselben in Vergleich mit der ausgedehnten und tiefgreifenden Macht, welche anders gestellte Völker auf Asien ausüben! Dennoch ist kein Volk in den Geist des Orients, in den Sinn seiner dunkeln und verwickelten Religionen, in die Philosophie seiner mannichfaltigen Sprachen tiefer oder so tief als das deutsche eingedrungen.

Noch vor nicht allzu langer Zeit war der Magnetismus überhaupt den meisten nur eine vereinzelte Erscheinung. Was damals denkende Männer zwar mit großer Zuversicht, aber doch nur vorausschauend erkannten, das sieht und erkennt jetzt auch der, welcher nur dem Zeugniß der fünf Sinne zu vertrauen gewohnt ist. Die Stelle, welche der Magnetismus unter jenen großen Potenzen der Natur einnimmt, die das allgemeine Leben der Erde unterhalten und bestimmen, sein Zusammenhang insbesondere mit der Elektricität, den der frühere Forscher

nur etwa in den Fällen erkennen mußte, wenn ein heftiges, über dem Scheitelpunkt seines Beobachtungsorts hinweggehendes Gewitter[1], oder ein entferntes, an Ort und Stelle vielleicht nicht einmal sichtbares Nordlicht ihm die zufällig beobachtete Magnetnadel in Unruhe oder unregelmäßige Schwankungen versetzte; dieser Zusammenhang ist jetzt durch Erfahrungen und Versuche, welche anzustellen in der Macht eines jeden steht, ebenso unzweifelhaft gewiß als die weitere Verzweigung der Elektricität mit den chemischen Erscheinungen und demnach mit den innersten Vorgängen aller materiellen Bildung und Erzeugung.

Seitdem ist es erlaubt, in den Zuckungen der — nie in Einem Zug, nur unter stetem Vor- und Zurückgehen nach einer Richtung fortschreitenden Magnetnadel wahre Pulsschläge eines inneren Lebens der Erde zu sehen, Regungen, durch die sie einen Wechsel wirklicher innerer Zustände zu erkennen gibt, dem man selbst eine Beziehung auf den verschiedenen Charakter der Jahre, auf den von Zeit zu Zeit auffallend sich verändernden Genius der Krankheiten, und so zuletzt selbst auf menschliches Leben abzugewinnen hoffen mag, inwiefern man voraussetzen darf, daß diesen periodischen Abweichungen des allgemeinen Gesundheitszustandes kosmische und tellurische Veränderungen wenigstens parallel gehen. Ja es hat von diesem Punkt aus die Ahndung sich noch weiter gewagt; denn schon hat man die, nach bis jetzt unerkannter Regel, von Zeit zu Zeit erscheinenden Weltkrankheiten, dergleichen eine auch unsere Zeit gesehen, mit den jeweiligen großen, geistigen, moralischen und geschichtlichen Vorgängen in der Menschheit in Verbindung zu setzen gesucht[2]: denn unaustilglich ruht im menschlichen Bewußtseyn der Glaube, daß das Physische mit dem Geistigen gehen müsse, und daß selbst unter dem Schein dieser äußeren Trennung der Natur und des Menschen noch immer ein innerer geheimnißvoller Bezug zwischen beiden fortdaure.

Waren doch beide füreinander geschaffen! Wohl konnte der Mensch

[1] Vergl. von früheren Beobachtern Wallot in den Commentatt. Academ. Theodor.-Palatinae. Vol. VI. Physic., p. 312.

[2] Dr. Schnurrer's bekannte Schriften.

über dieser ersten Welt und Schöpfung eine neue und zweite erheben, deren alleiniger Urheber er selbst wurde, diese Welt der Geschichte, die jetzt allein die Gegenwart erfüllt, indeß jene frühere, die nichts Neues hervorbringt, und immer in demselben Cirkel von Erscheinungen umläuft, gegen sie nur wie eine sich stets wiederholende Vergangenheit erscheint. Denn nicht ebenso gelang es dem Menschen, die Natur mit in seine Geschichte hineinzuziehen und fortzureißen; der Baum der Erkenntniß, nach dessen Frucht er gegriffen hatte, blieb ihm fortan unverwehrt, aber nach dem Baum des Lebens, dem ursprünglichen Seyn, der Natur, durfte er nicht ebenso die Hand ausstrecken; diese trat in ihr eignes, von ihm unabhängiges Leben zurück, in dem sie fortwährend gegen ihn beharrt. Seitdem achtet sie des Menschen nicht mehr, und geht unbekümmert um ihn ihren ewig gleichförmigen Gang, nur auf ihre eignen Gesetze horchend, unbeirrt durch die mächtigsten und stolzesten seiner Werke, über die sie schonungslos hinwegschreitet; und nur durch List und Kunst, auch da nicht, ohne ihren Gesetzen sich zu unterwerfen, gelingt es dem Menschen, in einem engumschriebenen, äußerst beschränkten Kreise sie seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Hat der Mensch indeß für die gegenwärtige Natur offenbar aufgehört Zweck zu seyn, so würde sie doch ein Räthsel ohne Auflösung, ein sinnloses, unbegreifliches Ganze seyn, hätte nicht am Ziel ihres ursprünglichen Werdens als höchster Zweck der Mensch gestanden. Und so fühlt sich der Mensch dennoch durch eine unauflösliche Sympathie zu der Natur gezogen, wie er mit Begierde jedes Zeichen ergreift, wodurch die sonst so gleichgültige und theilnahmlose Natur eine Art von Mitempfindung bei menschlichen, wenigstens bei außerordentlichen Ereignissen kund zu geben scheint.

Man kann es nicht behaupten, und man kann sich ebensowenig entschließen zu verneinen, daß bestimmten Perioden des Menschengeschlechts und seiner Geschichte bestimmte Perioden der Natur entsprechen. Um so anziehender sind alle Erscheinungen für den Menschen, welche auf bestimmte, große Zeiträume im Leben der Erde deuten. So lauscht er auch gern der stummen Sprache der Magnetnadel, ob sie

ihm die Räthsel der Vergangenheit und Zukunft deute. Außer der täglichen und jährlichen Abweichung der Magnetnadel, in welcher sie, wie bereits früher aus Beobachtungen geschlossen wurde, vom scheinbaren Lauf der Sonne abhängig ist, gibt es eine sich mit jener durchkreuzende, die man, weil sie zu ihrem vollständigen Verlauf Jahrhunderte fordert, die säculare nennen könnte. Durch direkte Beobachtungen und ältere Aufzeichnungen, deren Bekanntmachung wir Cassini verdanken [1], wissen wir, daß die Magnetnadel auf der Sternwarte zu Paris im Jahre 1666 keine bemerkliche Abweichung vom Pol zeigte, nachdem sie noch im Jahre 1664 0 Grad 30 Minuten gegen Osten abweichend war [2]. In welche Zeit ihre größte östliche Abweichung fiel, wissen wir nicht; denn es finden sich nur vereinzelte Aufzeichnungen, deren beglaubigtste, wie es scheint, bis ins Jahr 1580 zurückgeht, wo die mittlere Declination in Paris nach Sennertus Angabe nur 11 Grad und 30 Minuten östlich war, indeß die seitdem eingetretene und beobachtete westliche Abweichung über 22 Grad betrug. Denn derselbe Beobachter [3], der in dem genannten Jahr die Abweichung = 0 gefunden hatte, fand schon im Jahre 1673 die Nadel einen Grad 30 Minuten nach Westen abweichend, und in dieser Richtung ist sie bis vor Kurzem fortgeschritten; erst seit 1814 glaubte man eine Verminderung der westlichen Abweichung wahrzunehmen, die jedoch, inzwischen eingetretener Schwankungen wegen, noch immer keinen entschiedenen Rückgang zum Nordpol behaupten läßt.

Die neueren Methoden, die sinnreichen, von Gauß angegebenen Vorrichtungen, welche den Beobachtungen der Magnetnadel die Schärfe astronomischer Beobachtungen zu geben erlauben, mögen den künftigen Forscher in den Stand setzen, die ganze Dauer einer solchen großen magnetischen Periode noch vor dem wirklichen Ablauf einer neuen durch

[1] S. dieselben in Gren's (älterem) Journal der Physik, Band VII. und VIII.

[2] Gren VII, S. 419. Gewöhnlich wird jetzt dieses Zusammentreffen des magnetischen mit dem wahren Meridian auf 1663, drei Jahre früher, gesetzt, wahrscheinlich nach Thevenot's Beobachtung, ohne auf die Bemerkung von le Monnier (ebendas. S. 421) Rücksicht zu nehmen.

[3] Picard.

Calcul zu bestimmen, und wie der Astronom den Stand des Mondes oder eines Planeten für jeden gegebenen Zeitpunkt der Geschichte zu berechnen vermag, ihm etwa auch möglich machen, auf die Fragen zu antworten: Wo stand die Magnetnadel im Mittagspunkt römischer Macht und Herrlichkeit, zur Zeit Julius Cäsars, zur Zeit des Augustus? wo, als bis dahin vom Schauplatz der Weltgeschichte entfernte Völker plötzlich, wie von einem unsichtbaren Hauch bewegte Fluthen, die westliche Welt überströmten und das römische Reich zertrümmerten? wo zur Zeit der Kreuzzüge, wo zur Zeit der Entdeckung Amerikas?

Im Anblick der Ereignisse, die unter unsern Augen sich vorbereiten; in dem Augenblick, da selbst die Pforten des uralten, der übrigen Welt bis jetzt verschlossen gebliebenen, aus seinen eignen Katastrophen stets unverändert hervorgegangenen Reiches, dessen Beständigkeit wirklich der des Himmels zu gleichen schien, gewaltsam erbrochen werden, und ein neues breites Thor sich öffnet, durch welches europäische Sitte, Wissenschaft und Bildung, vor allem christliche Religion über eine bisher von ihnen ganz unberührte Welt sich ergießen werden, — ist es verstattet, zu denken, daß die Weltgeschichte sich aufs neue dem Orient zuwende, und die letzten Bestimmungen der Menschheit und des Christenthum dort sich zu erfüllen eilen.

In welchem Maß das christliche, durch Wissenschaft erhobene Europa zum Bewußtseyn seiner gemeinschaftlichen Mission, einer gemeinschaftlichen Aufgabe gelangt ist, — und in der That ist dieses Bewußtseyn während eines 25jährigen Friedens so erstarkt, so sehr zur allgemeinen Stimmung geworden, daß jeder im Mittelpunkt dieses Welttheils ausbrechende Krieg, wenn er je möglich wäre, nur wie ein Bürgerkrieg empfunden, wie ein Bürgerkrieg verwünscht werden könnte — davon legt unter anderem auch die Vereinigung verschiedener europäischer Länder zu gemeinschaftlichen Erforschungen von großem und allgemeinem Belang, — legt auch diese Verabredung ein Zeugniß ab zu gleichzeitigen, über einen großen Theil der Erde sich erstreckenden, Jahre lang, täglich je von zwei zu zwei Stunden, fortzusetzenden Beobachtungen des Ganges der Magnetnadel.

Eine würdige Feier des heute von uns zu begehenden Tages wird es seyn, wenn die Einrichtungen mitgetheilt werden, welche, in Folge der Freigebigkeit unseres allem Großen zugewandten Königs, die hiesige Sternwarte sich geben konnte, um jenen Beobachtungen als ergänzendes Glied einer Kette sich anzuschließen, die von Vandiemensland, durch das Himelajagebirg, Rußland hindurch bis zu den brittischen Inseln, von der Südspitze Afrikas bis in die Steppen Siberiens sich fortsetzen wird.

Ich ersuche Hrn. Dr. Lamont, Conservator der Sternwarte, über jene Einrichtungen in dieser feierlichen Versammlung Bericht zu erstatten.

Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 27. März 1841. [1]

Das eben verflossene akademische Jahr hat unsrem Verein bedeutende Mitglieder durch den Tod entzogen. Zuerst am 16. September den Professor der Sanscritsprache an der Universität, Dr. Othmar Frank, der mit einem literarischen Auftrag Sr. Majestät des Königs in Wien befindlich daselbst gestorben ist.

Der Eifer und Erfolg, mit dem er sich in schon vorgerücktem Alter jenes merkwürdigen Idioms, der Sprache der heiligen Bücher Indiens und seiner wichtigsten poetischen und philosophischen Werke bemächtigte, die Anstrengungen, mit welchen er die erworbene Kenntniß, zuerst auf höchst mühsame Weise mit Hülfe des Steindrucks, in Deutschland zu verbreiten und allgemeiner zu machen sich bestrebt hat, werden stets ein rühmliches Andenken verdienen.

Später, am 14. Jänner, verlor die Akademie einen Mann, der seit vielen Jahren in sie gleichsam eingewachsen, ein wesentlicher Bestandtheil von ihr schien, dessen Thätigkeit als Mitglied und bis vor Kurzem als Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse stets erweckend, leitend, maßgebend, zusammenhaltend auf sie gewirkt hatte, während sein großes Verdienst weit über den Kreis dieser Akademie und der hiesigen Hohenschule hinaus allgemeine Anerkennung gefunden hatte.

Die hohe Versammlung weiß, wen ich mit diesen Worten bezeichnet habe; sie weiß nicht weniger, daß der Tribut ehrenden Andenkens, den

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1841. Nro. 64. 65.

die Akademie einem solchen Manne schuldig ist, sich nicht mit wenigen, flüchtig erwähnenden Worten abtragen läßt.

Es ist dafür gesorgt worden, daß die letzte Ehre einer feierlichen Gedächtnißrede ihm nicht fehle, und damit der Würdige von dem Würdigen geehrt werde, ist ein geistes- und fachverwandter Mann sie zu übernehmen ersucht worden.

Was Döllinger für den Unterricht in der Anatomie, in welchem er an die Stelle bloß äußerer, geistloser Aufzählung genetische Entwicklung setzte und selbst über das todte Skelett wieder geistig den Hauch des Lebens zu verbreiten wußte; was er seit seinen Untersuchungen über das bebrütete Ei und die Anfänge des Blutumlaufs, bis zur Herausgabe eines leider unvollendet gebliebenen Lehrbuchs, für die Physiologie, was durch scharfsichtige und sinnreiche Anwendungen auf die menschliche für die vergleichende Anatomie geworden, kann nur ein specieller Kenner würdig auseinandersetzen. Mir sey es vergönnt, mehr zu möglichem allgemeinen Nutzen und Frommen, als zu specieller Belehrung, für welche meine geringen Kenntnisse nicht ausreichen würden, einige allgemeine Bemerkungen vorzutragen über die Umstände, durch die er zu einem wissenschaftlichen Charakter von solcher Bedeutung erhoben worden.

Dr. Ignaz Döllinger, als königl. Obermedicinalrath und Ritter des Verdienstordens vom h. Michael, als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor der Anatomie an der Universität und Conservator der anatomischen Anstalten und Sammlungen des Staats verstorben, war insofern noch der Mann einer früheren Zeit, als der Grund zu seiner Bildung durch einen tüchtigen Schulunterricht gelegt war, wie er zur Zeit seiner Jugend in dem größten Theil Deutschlands, und auch in seiner Heimath, den geistlichen Fürstenthümern Frankens, im Allgemeinen noch bestand und unter bewährten, seit langer Zeit überlieferten Formen unverrückt von neueren Bestrebungen sich erhalten hatte.

Wir heben diesen Umstand hervor, weil wir glauben, daß jeder Aufmerksame sich von selbst an Beobachtungen und Erfahrungen erinnern

wird, die ihm zeigten, welchen bestimmenden Einfluß auch auf das spätere wissenschaftliche Gebahren und Benehmen eines jeden jener erste Unterricht ausübt, den manche so gering schätzen zu dürfen glauben.

In der That nichts, selbst nicht der Unterricht in den mathematischen Wissenschaften, der zwar an ein nothwendiges, stufenweises Fortschreiten, aber nicht ebenso zugleich an freie geistige Bewegung gewöhnt, kann jene strenge, Dünkel und falsche Einbildung frühzeitig niederhaltende Zucht des Geistes, jene Gewöhnung an Stetigkeit und gleichmäßiges Fortschreiten ersetzen, welche ein gründlicher Unterricht in den alten Sprachen gewährt, und weniger würden wir oft über leichtsinniges, abspringendes, hastiges Verfahren in Wissenschaften uns verwundern, wüßten wir, wie meist schon durch verkümmerten und oberflächlich gegebenen oder oberflächlich genommenen ersten Schulunterricht der Grund dazu gelegt worden.

Wir machen für dieses Urtheil selbst keine Ausnahme für die auf Naturforschung sich beziehenden Wissenschaften.

Verbände sich uns mit dem Worte: Gelehrter, derselbe engere Sinn wie unsern feinsinnigen Nachbarn, die bekanntlich zwischen einem Savant und einem Naturaliste unterscheiden, ohne beide Prädicate je zu vermischen, so hätten wir, um unsern Gedanken auszudrücken, von Döllinger einfach sagen können: Er war ein Gelehrter im vollen Sinn des Wortes, ein Gelehrter wie Cuvier, dessen geistige Ueberlegenheit vielleicht mit von einer ähnlichen Fügung sich herschrieb, die nämlich gewollt hatte, daß er, dem einst als Mann die reichsten und wichtigsten Schätze für Naturforschung zu Gebot stehen sollten, in seiner Jugend an gründlichem altwürttembergischen Schulunterricht theilzunehmen Gelegenheit gehabt hatte.

Viele Zweige der Naturwissenschaften dürfen des Vorzugs sich freuen, daß ihre Erfindungen oder Entdeckungen unmittelbar dem Leben zu gut kommen, einer ungesäumten Anwendung auf Bedürfnisse, auf Nutzen, Annehmlichkeiten und selbst Bequemlichkeiten des Lebens fähig sind. Groß und von nicht zu berechnenden Folgen sind in dieser Hinsicht die Wirkungen einer immer tieferen Erkenntniß der allgemeinen

und besonderen Naturkräfte, und wohl mag sich die Wissenschaft solcher glänzenden und in die Augen fallenden Erfolge rühmen.

Aber die Naturkräfte selbst bieten eine äußere und innere, wir können sagen eine exoterische und eine esoterische Seite dar; mit jener sind sie dem Leben und der Technik zugewendet, hier Gegenstände uneigennütziger Betrachtung, welche sich an der Wahrheit *um ihrer selbst willen* erfreut, und jeder Spur des großen Zusammenhangs nachgeht, den wir zwar nur stückweis zu erkennen vermögen, aber in welchen wenigstens hineinzuschauen das größte Vergnügen jedes höher gestimmten Geistes ist.

Und wie verschieden nach den verschiedenen Standpunkten die Urtheile über beide Richtungen seyn mögen, zweifeln wir nicht, welche von beiden die bleibendere sey, denn alle Bedürfnisse des Menschen, die früher oder später ihre Befriedigung finden, werden von jenem höchsten Bedürfniß seines Geistes überdauert, welches nach dem Wissen nicht um eines *Zweckes* oder *Erfolges*, sondern *um seiner selbst willen* verlangend ist, und um so entschiedener dessen begehrt, je freier und unabhängiger der Mensch von untergeordneten Bedürfnissen geworden ist.

Außerdem gibt es innerhalb der Naturforschung selbst Resultate einer höheren Ordnung, die sich nicht ebenso unmittelbar auf dem Markt des täglichen Lebens und Verkehrs umsetzen oder verwerthen lassen, wo dem sinnigen Forscher die dringende Aufgabe begegnet, in der, wie oberflächlich abstrakte Betrachtung wähnt, dem Geist entfremdeten Natur selbst die Spuren und Wege zu entdecken, die in eine höhere Ordnung der Dinge hinüberleiten.

An dem Eingang zu dieser höheren Welt steht der räthselvolle Organismus, welchem in seine labyrinthischen Gänge, in die Tiefe seiner *blind* (wir können nicht anders urtheilen) und doch mit der bewußtvollsten Absichtlichkeit bildenden Kräfte zu folgen, eine höhere Weihe erfordert wird.

Diese Weihe hatte Döllinger frühzeitig ebenfalls durch ein günstiges Geschick erhalten.

Seine Jugend fiel noch in die Anfänge der großen wissenschaftlichen Bewegung, die durch Kant hervorgebracht worden, von der Goethe urtheilt, daß kein geistig strebender Mann ungestraft gleichgültig gegen sie geblieben sey, den Philologen allein etwa ausgenommen, und sehr glaublich ist, daß ihm, selbst bei dieser Ausnahme, nur die hervorragende Persönlichkeit Friedrich August Wolfs vorschwebte. Früh nämlich war jene — von Grund aus untersuchende, das menschliche Wissen einmal wieder auf seine Anfänge stellende Philosophie auch auf die Universitäten in den deutschen geistlichen Ländern gedrungen; anfängliche Verdächtigungen hatten bei dem Fürsten, dem Würzburg und Bamberg damals gehorchten, und dessen Name bei seinen ehemaligen Unterthanen noch jetzt hochgeehrt ist, dem berühmten Franz Ludwig von Erthal, keinen Eingang gefunden.

An dieser Philosophie also, welche, wie die bestimmenden Anfänge alles Wissens, so auch die obersten Gründe aller Naturwissenschaft einer aufhellenden Kritik unterworfen hatte, deren Urheber das besondere Verdienst bleiben wird, durch sein geistvollstes Werk zuerst die eigentlichen Tiefen der organischen Natur, jenes blind-zweckmäßige Bilden, kühn beleuchtet und dadurch für immer, wie auch von Goethe anerkannt worden, den wahren Weg der organischen Naturforschung bezeichnet zu haben, an dieser Philosophie entzündete sich auch für Döllinger das Licht, das ihn in die Tiefe führte, allen seinen Studien ein Ziel, dadurch allen seinen Arbeiten eine Bedeutung gab, und ihn vor dem Versinken in eine platte, zweck- aber eben darum zugleich sinnlose Empirie bewahrte.

Auch wußte Döllinger, was er der Philosophie verdankte, deren aufeinanderfolgenden Entwicklungen er bis in seine letzte Zeit mit lebendiger Theilnahme, zum Theil mit Liebe, immer mit richtigem Urtheil folgte. Ganz unähnlich manchen, aus deren Reden man fast auf die Meinung schließen sollte, als würde einer allein schon dadurch zum bedeutenden Naturforscher, daß er von der Philosophie gering zu denken sich rühmt (sich rühmt, denn vernünftigerweise kann man von dem, was man nicht kennt, weder groß noch gering denken), betrachtete

Döllinger die Philosophie fortwährend als eine Leuchte auf seinem Weg, die, wenn sie zu hoch stand, ihm jeden einzelnen Gegenstand desselben zu beleuchten, darum nicht aufhörte, ihm die Richtung und das letzte Zeil seiner Forschung zu bestimmen.

Hier möchte denn auch die Stelle zu der Bemerkung seyn, welche bedeutende Rückwirckung die Art und Weise, irgend eine Wissenschaft zu betreiben, auf den persönlichen Charakter ausübt.

Möchte man insbesondere da, wo vom ersten Unterricht die Rede ist, stets erwägen, wie es nicht darauf ankommt, daß ein Mensch vieles wisse, sondern daß er eine Sache ganz und aus dem Grund verstehe. Denn ein ganz anderes Bewußtseyn hat der, welcher es in irgend einer Sache, und wär' es auch nur im Lateinschreiben, zur Vollkommenheit, ein ganz anderes der, welcher es in keiner weiter als zum Pfuschen gebracht hat.

Charakterloses Hin- und Herschweifen in der Wissenschaft hat stets auch moralische Charakterlosigkeit, wie ein gleichmäßiger, großartiger Betrieb der Wissenschaften auch Ruhe und Ernst der moralischen Gesinnung zur Folge oder zur Begleitung.

Durch eine einzige, in allen ihren Vertiefungen und möglichen Wendungen erschöpfte Wissenschaft, wird ein Maßstab auch für Beurtheilung anderer Dinge gewonnen, der weit über die Grenzen dieser Wissenschaft hinausreicht.

Durch die Gewöhnung, das Besondere nicht als den Gegensatz des Allgemeinen zu betrachten, sondern als die Materie oder den Stoff, in dem eben dieses sich zu bewähren, sich wiederzufinden und zu erkennen hat, erhob sich Döllinger, ohne je über die Schranken seiner Wissenschaft hinauszugehen, dennoch zugleich über dieselbe zum Mann von allgemeinem Urtheil, der auch allgemein-menschliche Dinge, ganz insbesondere aber alles, was in den Kreis der Wissenschaft fällt, richtig zu schätzen, das Tiefe und Bedeutende überall zu erkennen wußte; dessen Ansicht und Beurtheilung auch über seine besondere Wissenschaft hinaus Vertrauen erweckte und verdiente.

Bedenkt man nun, wie die Natur manche von Menschen geschätzte

Gaben mit verschwenderischer Hand ausstreut, aber schon eine von Natur starke Beurtheilungskraft ein seltener Vorzug ist: so kann man ermessen, von welchem Werth ein durch große Arbeiten des Geistes, durch reiche Erfahrung zur vollen Reife des Urtheils herangebildeter Mann in jedem Kreise seyn muß, wie schmerzlich, wenn er scheidet, er in jedem, wie schmerzlich besonders in einer Akademie der Wissenschaften ein solcher vermißt werden müsse.

Ich glaube, die Lücke, die in dieser Hinsicht durch Döllingers Scheiden entstanden, wird von uns allen gleicher Weise gefühlt. Mir aber stand es nicht bloß als Organ der Akademie, auch aus persönlichen Gründen zu, ihm bei der ersten Gelegenheit, so weit ich es vermochte, öffentlich ehrende Worte zu widmen.

Denn unsere Verbindung schrieb sich nicht von gestern, sondern von einer nun schon weit entfernten Zeit her, wo wir beide zugleich, beide noch jung, an dieselbe Hohesschule als Lehrer berufen, eines freundlichen und übereinstimmenden Zusammenwirkens uns erfreuten, und ich unter andern das Glück hatte, als Mitglied des akademischen Senats meine Stimme mit dafür zu geben, daß Döllinger, zuerst in Würzburg, als Professor der Anatomie an die Stelle gesetzt wurde, von wo seine Wirkung bald auf die ausgezeichnetste Weise über ganz Deutschland sich verbreiten sollte.

Als Sömmering von Alter und Besorgnissen für seine Gesundheit gedrängt, Anstalt machte, München zu verlassen, sorgte Maximilian Josephs Weisheit dafür, daß ihm ein würdiger Nachfolger werde.

So kam Döllinger in die Akademie, und wurde, nachdem unsere herrliche anatomische Anstalt nach seinen Angaben und unter seiner Leitung gegründet worden, nach Hierherverlegung der Universität wieder auf den Lehrstuhl berufen, dessen Zierde er in Würzburg gewesen war, und auf dem er nun so schwer, so schwer wie in der Akademie, zu ersetzen seyn wird. — —

Vorrede

zu

einer philoſophiſchen Schrift

des Herrn

Victor Couſin.

1834.

Der nachfolgende Text ist eine, soviel ich beurtheilen kann, wohlgelungene Uebersetzung der Vorrede, welche V. Cousin der zweiten Ausgabe seiner Fragments philosophiques (Paris 1833) vorgesetzt hat. Schon im vorigen Jahre hatte ich eine kurze beurtheilende Anzeige des Hauptinhalts dieser Vorrede für ein hier erscheinendes Blatt (die bayerischen Annalen [1]) geschrieben, und habe jetzt mit Vergnügen eingewilligt, daß diese Anzeige als eine Art Vorrede der von meinem Freunde und ehemaligen Zuhörer, Herrn Professor Beckers, verfaßten Uebersetzung [2] vorgedruckt werde. Die Anzeige war indeß unmittelbar nach Erscheinung des Originals für Leser geschrieben, denen dieses nicht zur Hand wäre; sie enthielt deßhalb nicht einen bloßen Auszug, sondern wörtlich übersetzte Stellen der Urschrift. Dieser bedurfte es nicht für die Leser der gegenwärtigen Uebersetzung; ich mußte mich daher entschließen, die beurtheilenden Stellen zu erweitern, und von den Aeußerungen des Verfassers mehr Anlaß zu eignen, wenn auch nur flüchtigen, weil bloß gelegenheitlichen, Bemerkungen zu nehmen.

Der Verfasser hat sich durch seinen mehrmaligen Aufenthalt in Deutschland nicht nur bei Männern seines Fachs, sondern bei den deutschen Gelehrten überhaupt große persönliche Achtung und Freundschaft erworben; was ihm aber eine fortwährende Theilnahme der Deutschen an seinen Bemühungen sichert, ist, daß er, nebst dem geistvollen

[1] Nr. 135, (Blatt für Literatur) Nr. XC.

[2] Unter dem Titel: Viktor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers (jetzt ordentlichem Professor der Philosophie in München) Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834. D. H.

und tief unterrichteten Guizot und wenigen andern, der Erste war, der unmittelbar nach Beendigung der Revolutionskriege die Aufmerksamkeit seiner Landsleute für deutsche Literatur und Wissenschaft lebhaft erregte. Cousin gelang dieß insbesondere in Bezug auf deutsche Philosophie. Wer unter uns der Meinung seyn sollte, der Vortheil habe dabei bloß auf Seiten der Franzosen seyn können, würde eine ungemeine Beschränktheit verrathen. Denn daß von unsern westlichen Nachbarn, was klare, einfache und wohl überlegte Darstellung wissenschaftlicher Materien betrifft, etwas zu lernen sey, ist wohl ziemlich allgemein zugestanden. Die Darstellungsweise aber, wenn ihr einmal ein Werth beigelegt ist, wirkt immer zugleich auf die Sache und den Inhalt zurück. Die Deutschen hatten so lange Zeit bloß unter sich philosophirt, daß sie allmählich in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein (nicht bloß zur Noth in Deutschland) Verständlichen sich entfernten, und der Grad dieser Entfernung zuletzt beinahe zum Maßstab philosophischer Meisterschaft wurde. Beispiele brauchen wir kaum anzuführen. Wie Familien, die vom allgemeinen Umgang sich absondernd, bloß unter sich leben, zuletzt außer andern abstoßenden Eigenheiten auch eigne, nur ihnen verständliche Ausdrücke unter sich annehmen: so war es den Deutschen in der Philosophie ergangen, und je mehr sie nach einigen mißlungenen Versuchen, die Kantische Philosophie außer Deutschland zu verbreiten, darauf verzichteten, sich andern Völkern verständlich zu machen, desto mehr sahen sie die Philosophie als etwas für sie allein gleichsam Daseyendes an, ohne zu bedenken, daß die ursprüngliche, wenn auch oft verfehlte, doch nie aufzugebende Absicht aller Philosophie eben auf allgemeine Verständigung gehe. Es kann daraus allerdings nicht folgen, daß Gedankenwerke wie Exercitia Styli zu beurtheilen sind, wohl aber folgt, daß eine Philosophie, deren Inhalt nicht jeder gebildeten Nation begreiflich und allen Sprachen zugänglich gemacht werden kann, schon darum allein nicht die allgemeine und wahre seyn kann. Die Theilnahme, welche das Ausland für deutsche Philosophie zeigt, kann daher nicht verfehlen, auf diese selbst günstig zurückzuwirken. Der philosophische Schriftsteller, der noch vor wenigen Jahrzehnten der

einmal angenommenen Schulsprache und Form sich nicht entziehen konnte ohne Gefahr für einen weniger wissenschaftlichen Mann gehalten zu werden, wird sich von diesem Zwange leichter befreien. Er wird die Tiefe in den Gedanken suchen, und wenigstens wird eine gänzliche Unfähigkeit und Unfertigkeit sich auszudrücken nicht mehr, wie man es erlebt, als ein Kennzeichen philosophischer Inspiration gelten.

Indem wir uns nun aber anschicken, von Cousins philosophischem Standpunkt einen Begriff zu geben und denselben näher zu bezeichnen, fühlen wir gar wohl, wie viel noch immer zwischen dem deutschen und dem französischen Philosophen Unerörtertes und Unklares in der Mitte liegt, und wie beide kaum hoffen können sich sogleich zu verständigen, zumal wenn man auf den Raum einer Anzeige oder einer Vorrede beschränkt ist, die ihr bescheidenes Verhältniß zu dem Werke selbst nicht überschreiten darf.

Ehe wir Cousins Verhältniß zu der deutschen Philosophie erwägen können, müssen wir seine Stellung gegen die französische in Betracht ziehen. Um das, was er gethan, mit Gerechtigkeit zu würdigen, muß man den Punkt ins Auge fassen, von welchem allein ihm auszugehen vergönnt war. Um seinen Landsleuten verständlich zu seyn, mußte er die Philosophie da aufnehmen, wo er sie bei ihnen antraf. Konnte doch selbst in Deutschland in der Succession philosophischer Systeme kein Punkt übersprungen werden! Es liegt tief in der Eigenthümlichkeit der Philosophie, daß die Wahrheit selbst nicht eher mit Hoffnung auf Erfolg hervortreten kann, als alle ihr vorausgehenden Möglichkeiten erschöpft, zur Sprache gebracht und beseitigt sind.

Um Cousins Eigenthümlichkeit mit wenigen Worten zu bezeichnen, wollen wir sagen, daß er die Nothwendigkeit empfand, von dem Empirismus, den er vor sich fand, und den er selbst noch immer als Ausgangspunkt anerkennt, zu einer rationalen, auf allgemeine Principien gegründeten Philosophie zu gelangen. Der Empirismus, welcher die sogenannte Philosophie des 18. Jahrhunderts bildete, war reiner Sensualismus, d. h. die Lehre, daß alle höheren geistigen Funktionen, Thätigkeiten und Begriffe, daß der Syllogismus selbst,

nur eine festgehaltene, wiederholte, combinirte, oder umgewandelte Sensation sey. Diesen Empirismus erkennt nun Cousin so weit an, daß ihm die Beobachtung überhaupt, und die der menschlichen Natur insbesondere, der einzige rechtmäßige Ausgangspunkt der Philosophie, und unter den psychologischen Thatsachen die Sensation die erste und nächste ist, ohne daß er jedoch bei ihr stehen bliebe. Wenn er in Ansehung des Princips der Methode sich der französischen Philosophie anschließe, trenne er sich von ihr bei der Anwendung; eine unparteiische Beobachtung zeige im Bewußtseyn Erscheinungen, die keine Construktion auf die bloße Sensation gültiger Weise zurückführen könne. Die erste dieser Erscheinungen ist ihm das, was der bloßen Passivität im Sinneneindruck entgegengesetzt ist; er nennt es Aktivität und dann ferner Personalität und Wille; auf diese Sphäre sey das Subjekt, also auch die Subjektivität beschränkt. Dieß scheint ein starker Sprung; denn wo bleibt jene Thätigkeit, die (ohne unser Wissen) auf den Sinneneindruck angewendet wird, um ihn zur Vorstellung zu erheben? Wer die früheren Wendungen der sensualistischen Philosophie kennt, wird sich wenig wundern, daß Cousin zur Vermittlung dieses Uebergangs von der Receptivität zur Spontaneität hauptsächlich des Phänomens der Aufmerksamkeit sich bedient, die wir auf die Sinneseindrücke freiwillig anwenden, wie er dieß S. 17 f. auseinandersetzt. Eine andere Weise, zu diesem Gegensatz der Sensation, der in ihr nur noch eine der geistigen Funktionen erkennen läßt, zu gelangen, ist folgende; wir entnehmen sie einer andern kürzlich erschienenen Vorrede Cousins zu einem nachgelassenen Werke des Herrn Maine de Biran, den er S. 33 der gegenwärtigen Schrift unter seinen ersten Lehrern in Frankreich nennt[1]. Condillac, heißt es dort, und seine Schüler erklären alle unsere Facultäten durch die Sensation, d. h. durch das passive Element. Ihnen ist die Aufmerksamkeit nur die exclusiv gewordene Sensation; das Gedächtniß die verlängerte, der Begriff nur die erleuchtete oder aufgeklärte Sensation. Aber was erleuchtet die Sensation,

[1] Nouvelles considérations sur les rapports du Physique et du Moral de l'homme, ouvrage posthume de Mr. Maine de Biran. Paris 1834.

um sie in den Begriff zu verwandeln? Was hält oder ruft die Sensation zurück, wenn sie zur Erinnerung wird? Was isolirt sie, um sie ausschließlich zu machen? Eine durch ihre eigne Lebhaftigkeit ausschließlich gewordene Sensation ist nicht die Aufmerksamkeit, die sich auf sie richtet, und ohne die der Eindruck, gerade in dem Verhältniß weniger appercipirt würde, als er ausschließlich wäre.

So weit, nämlich was die Anerkennung der Spontaneität, des Wollens als einer von der Sensation unabhängigen Quelle psychologischer Erscheinungen betrifft, war ihm, wie es scheint, der obenerwähnte Hr. v. Biran vorausgegangen. Allein dieser blieb hier (bei der bloßen Aktivität) stehen, ohne zu dem dritten fortzuschreiten, was Cousin über beiden noch erkennt. Er unterscheidet (p. XXVIII) faits sensibles, faits volontaires, und eine dritte Ordnung von Thatsachen, ebenso reell als die beiden ersten, die eigentlich sogenannten rationellen Thatsachen; über Sensibilität und Aktivität steht das Erkenntniß-Vermögen, was man die Vernunft nennt. Eine Wahrheit fassen, erkennen, ist ein einfaches, unzerlegbares Faktum seiner Art, weder auf den Willen noch auf die Sensation zurückzuführen. Man denkt, wie man kann, nicht wie man will. Ich fühle nicht bloß, sondern ich weiß, daß ich fühle; ich will nicht bloß, sondern ich weiß, daß ich will, und dieses Wissen, daß ich will, ist von dem Wollen selbst gänzlich verschieden. Mit der bloßen Aktivität wäre auch bloß die einfache Notion der Ursache, aber nicht das eigentliche Princip der Causalität gegeben, ebensowenig der Begriff der Substanz (p. XXXIII); diese beiden aber setzen uns erst in den Stand, bis zum Begriff der höchsten Ursache und des höchsten Wesens fortzuschreiten. Biran, hätte er länger gelebt, hätte geendet wie Fichte, „dieser wahre Heros der Philosophie des Ichs oder des Willens, die bei ihm nur tiefere psychologische Grundlagen hatte, strenger in ihrer Verfahrungsweise, kühner in den Folgerungen war. Dieser unerschrockene Realist, dieser theoretische und praktische Stoiker, von dem man nicht sagen kann, ob das System mehr zum Charakter, oder der Charakter mehr zum System paßt, diese Natur so Eins und so fest, dieser vorzugsweise starke

Menſch, konnte nicht bis ans Ende aushalten in dem trockenen Cirkel, worin ihn Analyſe und Dialektik feſthielten; beiden zum Trotz, und was er übrigens ſagen mochte, änderte er ſeine Lehre; aus dem Ich heraus-gehend, rief er eine göttliche Dazwiſchenkunft an, eine geheimnißvolle, von oben auf den Menſchen herabſteigende Gnade. Aber ſelbſt damit dieſe Gnade uns erleuchte und überzeuge, muß ſie etwas in uns an-treffen, das ſie zu erkennen, aufzunehmen, zu verſtehen vermag". Dieſe höhere Facultät, um es nochmals zu ſagen, iſt die Vernunft, die dem Philoſophen, der nicht von einſeitigem Syſtemgeiſte befangen iſt, ebenſo wie dem Menſchengeſchlechte ſelbſt jene großen Wahrheiten offenbart, die der Skepticismus nicht erſchüttern kann und der Myſticismus nur entſtellt, nämlich ſowohl unſre eigne Exiſtenz, die an den Willen ge-knüpft iſt, als die der äußeren Natur, die ohne Zweifel eine Analogie mit dem Ich hat, aber von ihm auch verſchieden iſt, und über dem Ich und Nicht-Ich eine erſte und ſouveräne Urſache, von welcher die Urſache, die wir in der Perſonalität, und die, welche wir in der äußeren Welt erkennen, nur unvollkommene Abbildungen ſind (a. a. O. p. XL. XLI). Das Princip der Cauſalität und den Begriff der Sub-ſtanz, mit deren Hülfe allein wir zu dem dogmatiſchen, über die un-mittelbare Erfahrung hinausgehenden Theil der Philoſophie gelangen, gibt erſt die Vernunft, welche übrigens dem Verfaſſer folgerechterweiſe eben auch nur eine Thatſache ſeyn kann, eigentlich nur die Thatſache einer Nöthigung, die wir empfinden, dem Begriff der Subſtanz und dem Princip der Cauſalität zu vertrauen. Weil die Vernunft als bloße Thatſache doch am Ende auch nur ein Gefühl iſt, ſo kann man ſich nicht wundern, wenn ſie uns, dem Verfaſſer zufolge, das Wahre, Gute, Schöne einmal unter der Form des Raiſonnements und ſelbſt des durch ſie mit geſetzlichem Anſehen bekleideten Syllogismus, dann unter einer leichteren (plus degagé) und reineren Form, durch eine Art von Inſpiration oder Offenbarung (auf Jacobiſche Weiſe) er-kennen läßt. Außer dieſen zwei Formen, unter denen die Vernunft ſich äußert, gibt es aber auch noch einen Schatten der Vernunft, man geht an ihr vorbei, ohne ſie wahrzunehmen, dann verzweifelt man

an der Wissenschaft und stürzt sich in den Mysticismus, dessen ganze Wahrheit übrigens nur von dieser nämlichen Vernunft entlehnt ist, die er bloß unvollkommen reflektirt und so, daß er nicht selten beklagenswerthe Ausschweifungen mit ihr vermischt (Ebendas. p. XXXIX).

Wir haben die ganze Exposition des Verfassers absichtlich mit solcher Ausführlichkeit wiedergegeben, um zu fragen: worin ihm denn nun eigentlich die Philosophie bestehe; denn in dem bisher Ausgeführten sind zwei wesentlich verschiedene Theile wahrzunehmen, und die unmöglich zu Einer Wissenschaft verbunden seyn können. Der erste hält sich ganz im Kreise der Psychologie und insofern des Subjektiven, und findet im Bewußtseyn erst das Vermögen für jene allgemeinen Principien, mit deren Hülfe dann ein zweiter ins Objektive fortschreitender und dogmatischer Theil die Existenz der äußeren Welt, unserer eignen Persönlichkeit und Gottes beweisen soll. Ist nun der letzte erst eigentlich Wissenschaft und Metaphysik zu nennen, so kann der erste nur eine Grundlegung zu derselben seyn. Damit stimmt überein, was er S. 6 sagt: die Psychologie sey nicht die ganze Philosophie, wohl aber deren Grundlage. Jedenfalls ist dann die Philosophie des Verfassers nicht eine Philosophie aus einem Stück, wie sich Jacobi ausdrückte; ferner ist seine Metaphysik mit der vorkantischen darin ganz dieselbe, daß sie auf dem bloßen Syllogismus beruht, und überall sich mit dem bloßen Daß begnügt (z. B. daß eine höchste Ursache der Welt sey), ohne sich um das Wie zu bekümmern. So wenig sie der Form und der Grundlage nach mit der Scholastik gemein hat, geht sie doch hinsichtlich dessen, was gewollt und angeblich erreicht wird, nicht über das Maß der früheren Schulmetaphysik hinaus, und ist weit entfernt eine Real-Philosophie zu seyn, wie sie in den neueren Systemen gesucht wird. Klar ist uns auch verschiedenes Andere nicht, worüber wir uns nach den vom Verfasser S. 2 seiner Abhandlung aufgestellten Rubriken nun näher äußern wollen.

I. Methode.

Der Verfasser wendet sich hier vorzüglich gegen die neue deutsche Philosophie, die, wie er sagt, von der Ontologie zur Psychologie (nicht

umgekehrt) fortschreitet. Dasselbe ist indeß auch von der früheren Metaphysik zu sagen; die gegenwärtige deutsche Philosophie ist also dadurch nicht hinlänglich unterschieden. Näher bezeichnend ist, daß sie „die Ordnung der Dinge selbst wiederzugeben sucht". In dieser nun, gibt er zu, sey der Mensch allerdings nur Resultat, nur Resumtion alles Vorhergehenden; objektiv sey die Psychologie allerdings in der Ontologie begründet. Aber, fährt er fort, wie weiß ich das, wie habe ich dieß gelernt? Demnach nur, um eben dieß zu lernen, oder eigentlich um sich vorerst der objektiven Ordnung, und also vorzüglich des objektiven Anfangs zu versichern, glaubt er, müsse subjektiv von der Psychologie ausgegangen werden. Wäre aber dieß seine einzige Differenz von der deutschen Philosophie, so müßte er anerkennen, daß auf dem Weg dieser regressiven, zu den Anfängen und mittelbar zu dem absoluten Anfang aufsteigenden Untersuchung zuletzt ein Punkt kommen muß, wo nichts sie verhindert, von dem gefundenen Anfang aus in den umgekehrten, progressiven Weg umzulenken, und nun herabsteigend wirklich die natürliche Ordnung der Dinge herzustellen. Wir haben aber gesehen, daß seine Metaphysik nicht von dieser Art ist, und daß er eine objektive (die Ordnung der Dinge selbst wiedergebende) Wissenschaft nicht bloß ohne psychologische Begründung, sondern überhaupt nicht anerkennt, und weder auf diese noch auf eine andere Weise selbst zu ihr gelangt. Wenn daher umgekehrt wir Deutsche seiner Art die Philosophie anzufangen nicht beistimmen können, so ist dieß nicht etwa, weil wir in keinem Sinne Erfahrung voraussetzten, oder leugneten, daß alle Philosophie individuell auf der Erfahrung beruhe. Die erste Zeile Kants spricht aus, daß alle Erkenntniß von der Erfahrung ausgehe, und wenn man diesen oder irgend einen andern Vertheidiger von der Erfahrung unabhängiger, aprioriſcher Begriffe gefragt hätte, woher ihm die Existenz solcher Begriffe bekannt sey, hätte er unstreitig geantwortet: allein aus der Erfahrung; denn hätten wir keine Erfahrung von der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, mit der diese Begriffe in unserm Bewußtseyn bekleidet sind, so würden wir sie von denen, welchen dieser Charakter fehlt, nicht unterscheiden. Die Versicherung,

daß man nicht ohne vorausgegangene Erfahrung philosophiren könne, ist also gegenüber der deutschen Philosophie eine überflüssige. Es ist dieß gar nicht der Punkt, um den es sich handelt. Ebensowenig besteht unsere Differenz darin, daß wir die Nothwendigkeit, jeder Philosophie gewisse Ueberlegungen und selbst gewisse formelle Grundsätze vorausgehen zu lassen, überhaupt in Abrede stellten und so ganz, wie er es sich denkt, mit unserem Anfang vom Himmel fielen. Selbst der reinste Rationalismus, wie er z. B. im Systeme des Spinoza sich darstellt, hat wenigstens das Eine zum voraus sich gesagt, daß man von dem anfangen müsse, cujus conceptus non eget conceptu alterius rei. Dieß ist ein rein formeller Grundsatz, etwas, wovon man schon vermöge des bloßen Begriffs der Wissenschaft gewiß ist, und wozu es keiner speciellen Erfahrung bedarf. Und wenn dieß einmal feststeht, so kann man denn allerdings geradezu von dem nothwendig zu Denkenden, d. h. eigentlich von dem nur nicht nicht zu Denkenden, anfangen; dieß ist nur eine Folge jenes selbstgegebenen Grundsatzes. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, einen solchen Anfang zu rechtfertigen, sie liegt in der Möglichkeit, von einem solchen aus fortzuschreiten oder weiter zu kommen. Spinoza versichert, daß die endlichen Dinge aus dem Begriff oder der Natur der Substanz (wie er das schlechterdings nicht nicht zu Denkende bezeichnet) gerade so, d. h. mit gleich rationaler Nothwendigkeit, folgen, wie aus der Natur des Dreiecks folge, daß seine Winkel zusammengenommen zweien rechten gleich seyen; aber Spinoza zeigt das nicht, er versichert's bloß. Diejenige Philosophie, welcher man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen, hatte in ihrem unendlichen Subjekt-Objekt, d. h. in dem absoluten Subjekt, das seiner Natur nach sich objektivirt (zum Objekt wird), aber aus jeder Objektivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine höhere Potenz der Subjektivität zurücktritt, bis sie, nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objektiv zu werden), als über alles siegreiches Subjekt stehen bleibt; an diesem also hatte jene Philosophie allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens. Wenn aber das rein Rationale, nur nicht nicht zu Denkende,

reines Subjekt ist, so ist jenes Subjekt, welches auf die angenommene Weise sich steigernd von jeder Objektivität nur zu höherer Subjektivität fortschreitet, das Subjekt mit dieser Bestimmung ist nicht mehr das bloße nicht nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben diese Bestimmung war eine, durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie aufgedrungene empirische Bestimmung. Dieses Empirische, hat ein später Gekommener, den die Natur zu einem neuen Wolffianismus für unsere Zeit prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinktmäßig, dadurch hinweggeschafft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Objekt) über- und aus diesem in sich selbst zurückzugehen, den logischen Begriff setzte, dem er durch die seltsamste Fiktion oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb. Das Letzte war ganz seine, von dürftigen Köpfen, wie billig, bewunderte Erfindung, wie auch, daß eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Seyn bestimmt wurde. Das Princip der Bewegung mußte er beibehalten, denn ohne ein solches war nicht von der Stelle zu kommen, aber er veränderte das Subjekt derselben. Dieses Subjekt war, wie gesagt, der logische Begriff. Weil also dieser es war, der sich angeblich bewegte, nannte er die Bewegung eine dialektische, und weil im frühern System die Fortschreitung allerdings in diesem Sinn keine dialektische war, so hatte dieses System, dem er das Princip der Methode, d. h. die Möglichkeit ein System auf seine Weise zu machen, ganz allein verdankte, nach ihm gar keine Methode; die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben sich anzumaßen. Indeß die logische Selbstbewegung des Begriffs (und welches Begriffs!) hielt, wie vorauszusehen, so lang vor, als das System innerhalb des bloß Logischen fortging; sowie es den schweren Schritt in die Wirklichkeit zu thun hat, reißt der Faden der dialektischen Bewegung gänzlich ab; eine zweite Hypothese wird nöthig, nämlich daß es der Idee, man weiß nicht, warum? wenn es nicht ist, um die Langeweile ihres bloß logischen

Seyns zu unterbrechen, beigeht oder einfällt, sich in ihre Momente auseinanderfallen zu lassen, womit die Natur entstehen soll. Die erste Voraussetzung der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie war, daß der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft oder Natur hat, von selbst (denn die Subjektivität des Philosophirenden sollte ganz ausgeschlossen seyn) in sein Gegentheil umzuschlagen (sich gleichsam überzustürzen), um dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen; was man von einem Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriff aber weder denken noch imaginiren, sondern nur eben sagen kann. Das Abbrechen der Idee, d. h. des vollendeten Begriffs, von sich selbst war eine zweite Fiktion, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein anderer, für den es schwer seyn möchte einen Namen zu finden, für den es in einem rein rationalen System keine Kategorie gibt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Realphilosophie (an einer solchen war seit Cartesius gearbeitet worden) auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem rein rationalen, alles Empirische ausschließenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorn abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des anders- oder sich-untreu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens gedient, aufs neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen.

Also, um jetzt zu dem Verfasser zurückzukehren, wenn man unter dem ganz von vorn Anfangen der Philosophie nur das Anfangen von dem schlechterdings nicht nicht zu Denkenden versteht, so hat dieß keine Schwierigkeit und bedarf nur jener kurzen schon erwähnten vorgängigen Ueberlegung. Aber gleichwie alle jene Formen, die man als aprioriſche bezeichnet, eigentlich nur das Negative in aller Erkenntniß (das, ohne welches keine möglich ist), nicht aber das Positive (das, durch welches

sie entsteht) in sich schließen, und wie dadurch der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, den sie an sich tragen, nur als ein negativer sich darstellt: so kann man in jenem absoluten Prius, welches, als das schlechthin Allgemeine und Nothwendige (als das überall nicht und in nichts nicht zu Denkende), nur das Seyende selbst (*αὐτὸ τὸ ὄΝ*) seyn kann, so weit ebenfalls nur das negativ Allgemeine erkennen, das, ohne welches nichts ist, aber nicht das, wodurch irgend etwas ist. Verlangt man nun aber das Letzte, d. h. verlangt man die positive Ursache von allem und daher auch positive Wissenschaft, so ist leicht einzusehen, daß man zu dem positiven (aber den negativen in sich tragenden) Anfang weder auf dem Wege des Empirismus allein (denn dieser reicht nicht bis zum Begriff des allgemeinen Wesens, welcher der seiner Natur nach aprioriſche, nur im reinen Denken mögliche) Begriff ist, noch auf dem des Rationalismus (der seinerseits über die bloße Denknothwendigkeit nicht hinaus kann) zu gelangen vermag. Hier also, d. h. wenn man auf diesem Standpunkt sich befindet, oder um auf diese Weise anzufangen, wird jene einfache Ueberlegung allerdings nicht hinreichen, und die Frage an ihrer Stelle seyn: wie weiß ich das? oder vielmehr, wie komme ich dazu, dieß wissen zu wollen? Aber diese Vorbereitung hätte in keinem Fall bis zu jenen psychologischen Thatsachen hinabzusteigen, weder wie sie der Verfasser darstellt, noch wie sie sich vielleicht anders darstellen ließen; wie wir denn bei dieser Gelegenheit überhaupt gestehen wollen, daß uns, angenommen selbst, wir wären mit dem Verfasser über den ersten Satz, daß alle gesunde Philosophie von Beobachtung und Erfahrung ausgehen müsse, noch in einem andern Sinn als dem oben angedeuteten einverstanden, seine Anhänglichkeit an die Begründung durch psychologische Thatsachen darum doch nicht einleuchten würde; immer werden diese als höchst dürftige erscheinen gegen jene große Principien des Werdens, wie sie z. B. Platon im Philebos darstellt, und die durch bloße Analyse der Erfahrung überhaupt, aber nicht gerade der psychologischen, zu finden sind, wie sie denn, selbst aus der Natur der Zahlen oder den Principien der Geometrie wie

von den Pythagoreern abgeleitet, dennoch, inwiefern diese dabei bloß als ein Gegebenes vorkommen, am Ende nur aus der Erfahrung genommen sind. Wir wollen jener Psychologie einen gewissen, propädeutischen Nutzen als Vorübung für die Philosophie überhaupt nicht absprechen (einen begründenden könnten wir nie ihr zugestehen). Zur Vorbereitung auf eine bestimmte Philosophie, und insbesondere auf die, von welcher hier die Rede ist, hat sie aber kein Verhältniß. Für die subjektiv nöthige Vorbereitung zu dieser hat der philosophische Geist bereits besser gesorgt, der in den verschiednen philosophischen Systemen, wie sie aufeinander folgten, seine Lehrjahre zurückgelegt und in Rationalismus und Empirismus seinen höchsten Gegensatz hervorgebracht hat, und es möchte darum hier allerdings etwas dem von Cousin so wahr und trefflich dargestellten Eklekticismus (wenn dieß gleich vielleicht nicht das passende Wort ist) Aehnliches an seinem Platze seyn. Indeß auch diese Vorbereitung ist, wie gesagt, nur eine subjektiv nothwendige, nöthig nur für den erst zu jener Philosophie zu Erhebenden, nothwendig nur zum Verständniß der Erklärung, mit der sie rein beginnen könnte: Ich will nicht das bloße Seyende; ich will das Seyende, das Ist oder existirt'.

' An die Stelle des bloßen Seyenden (des höchsten aller rationalen, logischen Begriffe) hat die früher erwähnte Philosophie das reine Seyn, das Abstraktum eines Abstraktums gesetzt, von dem man allerdings sagen könnte, es sey ein reiner, nämlich leerer Begriff; aber eben darum noch in einem ganz andern Sinne Nichts, als in welchem sie es selbst dafür gibt, nämlich etwa so wie die Weiße ohne ein Weißes, oder die Röthe ohne ein Rothes. Das Seyn als Erstes setzen, heißt, es ohne das Seyende setzen. Aber was ist das Seyn ohne das Seyende? Das, was ist, ist das Erste, das Seyn nur das Zweite, für sich gar nicht denkbare. Auf gleiche Weise gebraucht ist das bloße Werden (zu dem von dem Seyn übergegangen wird) ein völlig leerer Gedanke, d. h. ein Gedanke, in dem nichts gedacht wird. Dergleichen Schaal- und Leerheiten haben nun für Tiefsinn gegolten. Es ist übrigens keine bloße Nachlässigkeit des Ausdrucks, oder ein Mißverstand des französischen Être, das allerdings beides bedeuten könnte, aber philosophisch gebraucht das Seyende (nicht das Seyn) bedeutet. Auch in der folgenden Uebersetzung sollte S. 17, Z. 7 la science de l'Être nicht durch: Wissenschaft des Seyns: sondern durch: Wissenschaft des Wesens oder des Seyenden (wie dieß in andern Stellen geschehen ist) übersetzt seyn.

In diesem Sinn also steht der Philosophie noch eine große, aber in der Hauptsache letzte Umänderung bevor, welche einerseits die positive Erklärung der Wirklichkeit gewähren wird, ohne daß andererseits der Vernunft das große Recht entzogen wird, im Besitz des absoluten Prius, selbst des der Gottheit, zu seyn; ein Besitz, in den sie nur spät sich setzte, der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältniß emancipirte, und ihr die Freiheit gab, die erforderlich ist, um selbst die positive Wissenschaft als Wissenschaft zu besitzen. Hierbei wird also auch der Gegensatz von Rationalismus und Empirismus in einem viel höhern Sinn als bisher, und als ihn demnach auch der Verfasser, seinem, im Ganzen der gegenwärtigen Philosophie parallelen Standpunkt gemäß, nehmen konnte, zur Sprache kommen. Empirismus wird dabei nicht, wie ihn die Franzosen und wohl der größte Theil der Deutschen bis jetzt allein verstehen, als Sensualismus und als — alles Allgemeine und Nothwendige in der menschlichen Erkenntniß leugnendes System; er wird in dem höhern Sinne genommen seyn, in welchem man sagen kann, daß der wahre Gott nicht das bloße allgemeine Wesen, sondern selbst zugleich ein besondres oder empirisches ist. Ebenso wird dann auch eine Vereinigung beider in einem Sinn, wie sie bisher nicht zu denken war, zu Stande kommen, in einem und demselben Begriff, von welchem, als gemeinschaftlicher Quelle, das höchste Gesetz des Denkens, alle secundären Denkgesetze und die Principien aller negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften ebensowohl, als von der andern Seite der positive Inhalt der höchsten, allein eigentlich (sensu proprio) so zu nennenden Wissenschaft sich herleitet.

Gern haben wir daher auf Seite der Franzosen und anderer nicht minder begabter Nationen, die sich durch den empirischen Standpunkt ihrer Philosophie so sehr von den Deutschen unterscheiden, dieses Festhalten am Empirismus schon längst als eine bloße, wenn auch zum Theil nur blinde Protestation — nicht gegen Philosophie, sondern gegen den einseitigen Rationalismus uns gedacht, von dem die Deutschen bis jetzt nicht lassen konnten; und gerade in ihrer Abneigung gegen diesen

haben wir, wenn auch in ziemlicher Ferne, ein Mittel der künftigen Verständigung mit ihnen gesehen[1]; mochten wir gleich darum ihr Beharren bei einer großentheils unfruchtbaren Psychologie, die uns bei der großen Ausdehnung des Reiches der Erfahrung nur als eine traurige Beschränkung erscheinen konnte, nicht gutheißen.

So viel also von den methodologischen Bemerkungen des Verfassers, zumal in Bezug auf deutsche Philosophie (S. 78). Wie viel Richtiges und Scharfsinniges wir in denselben gefunden, glaubten wir durch die ausführliche Exposition, zu der sie uns Anlaß gaben, am besten auszudrücken.

II. Anwendung der Methode.

Das Princip der Methode ist also dem Verfasser die Beobachtung überhaupt und die psychologische insbesondere. Ueber die Methode selbst gibt er dann folgende fernere Erklärung. Die Philosophie sey nicht eine Wissenschaft bloßer Thatsachen, sie sey auch eine Wissenschaft des Raisonnements, d. h. (denn anders wissen wir dieser Aeußerung keinen Sinn abzugewinnen, da wohl keine Philosophie, und die französische am wenigsten, das Raisonnement in einem allgemeineren Sinne von der Philosophie ausgeschlossen hat) eine Wissenschaft, die durch Schlüsse mittelst allgemeiner Principien auch auf Dinge oder Wahrheiten sich erweitere, die nicht mehr in der bloßen Beobachtung enthalten sind. Allgemeine, von der Personalität und eben darum auch über das Subjekt hinaus (objektiv) gültige Principien gibt nun aber dem Verfasser erst die Vernunft. Allein die Vernunft und die Personalität sind ihm Thatsachen, zu deren Eruirung er nicht umhin kann schon selbst des Raisonnements sich zu bedienen, und sich desselben wirklich bedient. Wir wollen sehen, wie der Verfasser diesen Cirkel in dem folgenden Abschnitte zu erklären sucht, unstreitig dem wichtigsten der Abhandlung, weil er den Uebergang von der bloßen Erfahrung zum rationellen Wissen, oder, wie der Verfasser sagt, zur Ontologie erklärt.

[1] Cousin besitzt darüber einen schon im Jahre 1827 oder 28 geschriebenen Brief des Verfassers dieser Vorrede.

III. Uebergang von der Psychologie zur Ontologie.

Wenn der geneigte Leser den Anfang dieses Abschnittes mit Aufmerksamkeit gelesen, hat er leicht wahrnehmen können, daß schon bei dem Uebergang von der Passivität (Sensibilität) zur Aktivität der Begriff: *Ursache*, vorkommt. Zur Erklärung davon dient, was schon früher aus der Vorrede zu der nachgelassenen Schrift des Herrn v. Biran erwähnt worden. Dort heißt es (p. XIII): „Der fruchtbarste von allen Begriffen, der, auf welchem die ganze Metaphysik beruht, ist gewiß der der Ursache. Dieser aber ist durch die Beobachtung unserer Aktivität unmittelbar gegeben. Hier ist er nicht mehr eine Hypothese, sondern der gewisseste, in einer primitiven und durch sich selbst evidenten Thatsache, *im Akt des Wollens* (gleichsam auf der That) erfaßte Begriff." Dagegen ebendaselbst S. XXXV sagt er: „Unwidersprechlich ist das *Princip* der Causalität mit dem Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit bekleidet, unmöglich aber und widersprechend ist, daß die bloße Wahrnehmung einer individuellen und zufälligen Ursache (nämlich unserer force causatrice) zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit führe. Dieses also supplirt die Vernunft. Unstreitig würde das *Princip* der Causalität sich nicht entwickeln, wenn nicht vorläufig die positive Notion einer *individuellen Ursache* uns, in dem Willen, gegeben wäre, aber eine zufällige Notion, geht sie einem nothwendigen Princip auch voraus, erklärt es nicht und kann noch weniger es selbst seyn." Zuerst also (so verstehen wir den Verfasser) entdeckt sich uns in der Thatsache unserer eignen Aktivität (im Actus der Volition) die *einfache Notion* der Ursache (wir lassen den Sinn dieses Satzes unerörtert); die *Application* des auf diese Weise in einer unmittelbaren Erfahrung gegegebenen Begriffes auf den Sinneneindruck, daß ich nämlich auch für diesen eine Ursache voraussetze, die nicht ich seyn kann, geschieht bloß *analogisch* und somit nur im Denken; aber die Berechtigung, diesen Zusammenhang (mit der Ursache) als einen *objektiven* auszusprechen, d. h. auszusprechen, daß die gedachte Ursache außer mir wirklich *existirt*, diese gibt mir nur erst die Vernunft. Diese (so drückt sich der

Verfasser S. 15 der nachfolgenden Schrift aus) offenbart uns, was nicht wir ist, Objekte, die außer der Sphäre des Subjekts liegen, die Existenz einer äußeren Welt. Die Wirkung der Vernunft ist also, vermittelst des meinem Bewußtseyn auferlegten Gesetzes der Causalität mich der Existenz der äußeren Ursache, und somit einer äußeren Welt, gewiß zu machen.

Was gibt mir aber, wäre hier zu fragen, den Begriff der Existenz, der offenbar ein höherer seyn muß, da ich ihn auf die Ursache selbst anwende, wie ich nicht werde umhin können, ihn auch auf die Substanz anzuwenden, zu welcher der Verfasser in Folgendem fortgeht? Wir müssen dahingestellt seyn lassen, ob er uns zugestehen wird, den Zusammenhang seiner Entwicklung richtig aufgefaßt zu haben; jedenfalls wird er aus unserer Darstellung sehen, was wenigstens uns in derselben unklar geblieben ist. Die Schwierigkeit, die wir in ihr fanden, war, daß es uns schien, er könne, auf dem Wege seiner psychologischen Entwicklung, zu der Vernunft, die ihm erst allgemeine Begriffe und Principien gibt, selbst nur mit Hülfe solcher Begriffe oder Principien gelangen. In Ansehung des Begriffs: Ursache, scheint dieser Cirkel dadurch beseitigt, daß er ihn als unmittelbare Notion schon in dem Gefühl von unserer eigenen Thätigkeit gegeben seyn läßt. Aber wie verhält es sich mit dem Begriff: Substanz? Dieser kommt, nach ihm, durchaus erst mit der Vernunft. Der Begriff der Substanz nämlich ist von dem Begriffe der Ursache im Grunde nicht verschieden. Die Substanz ist nur die cause en soi, die Ursache an sich, in ihrem Wesen, in der Potenz, als nichtwirkend betrachtet, so wie die eigentliche von uns so genannte Ursache nur die Ursache im Actus (die in der Wirkung betrachtete) ist. Nun gibt uns die unmittelbare Erfahrung (im eignen Wollen) nur die Ursache im Actus, nicht aber das unergreifliche und unsichtbare Princip dieser Ursache, welches wir nothwendig denken, und das erst die Substanz ist. Die Vernunft allein also kann jenes, und daher die Substanz geben (a. a. O. p. XXXIII). Wird nun aber nicht schon auf dem Wege zur Vernunft der Begriff der Substanz angewendet? Allerdings, so scheint uns,

und nicht bloß dieser, sondern sogar der Grundsatz der Substanz von dem Cousin nicht spricht, obwohl ein solcher wohl ebenso gut anzuerkennen ist als ein Grundsatz der Causalität. Er braucht aber den Grundsatz und also noch vielmehr den Begriff schon eben, indem er von Fakultäten spricht (Sinnlichkeit, Aktivität, Vernunft). Denn in der reinen Thatsache kommt nichts von einem Vermögen vor, sondern immer nur Actus; der Schluß von der reinen Thatsache auf ein Vermögen setzt den Grundsatz und also den Begriff der Substanz voraus; denn was ist ein Vermögen anders als eine cause en soi, eine ruhende Ursache, eine Ursache in der Potenz, und was führt ihn auf den Begriff des Vermögens als der Grundsatz, daß den accidentellen Aeußerungen und Erscheinungen, die er im Bewußtseyn findet, ein Beharrendes, Wesentliches zum Grunde liege, das zu ihnen sich als Substanz (id quod substat) verhält?

Betrachten wir den versuchten Uebergang von der Psychologie zur Ontologie im Allgemeinen, so unterscheidet sich Cousin von den Sensualisten der französischen Schule allerdings dadurch, daß er die Quelle der ontologischen Begriffe nicht in der Sinnlichkeit sucht; daß er ihre Quelle in die Vernunft, ein von der Sinnlichkeit wie von der Personalität unabhängiges Vermögen, setzt. Aber diese Vernunft ist ihm selbst etwas ebenso rein Thatsächliches, Empirisches, nur Angenommenes und Unaufgeklärtes, wie die Sinnlichkeit; etwas, das er nur braucht, um jedes Weiterdringen abzuschneiden, ein selbst Grundloses, das durch die gebrauchten Ausdrücke, worin einiger Einfluß Jacobischer Phrasen wahrzunehmen ist, nur mysteriöser wird; z. B. wenn er wiederholt: die Vernunft offenbare; eine Redensart, in der man die Absicht erkennt, demjenigen eine positive Bedeutung zu geben, was an sich nur eine negative hat, die in andern Ausdrücken anerkannt ist; z. B. wenn gesagt wird, daß die Vernunft uns verwehrt, nicht erlaubt (bei den limitirten Ursachen stehen zu bleiben), uns nöthigt u. s. f. Eine solche Nöthigung, die wir als etwas uns Eingepflanztes in uns finden, hat aber nicht das Ansehen eines nicht weiter Erklärbaren oder Abzuleitenden. Das bloße Gefühl der Nöthigung

(z. B. jedem Ereigniß eine Urſache vorauszuſetzen) hat auch Dav. Hume nicht geleugnet, und nur, mit Recht, eine Erklärung deſſelben geſucht; dafür hätte er die qualitas occulta eines bloß ſupponirten, ſelbſt keine weitere Erklärung zulaſſenden Vermögens nicht gelten laſſen. Das bloße Nicht-abhängig-ſeyn der Vernunft von Sinnlichkeit und Perſönlichkeit (damit glaubt Couſin alles gewonnen) gibt ihr noch lange nicht die Objektivität, die er ihr ſelbſt zuſchreibt; Kant läßt ſie weder von dem Willen noch von der Sinnlichkeit abhängig ſeyn, und doch hat ſie ihm, wie der Verfaſſer (S. 13) bemerkt, keine über das Subjekt hinausgehende Gültigkeit. Die Vernunft iſt dem Verfaſſer nichts Subjektives (nämlich aus der Perſönlichkeit Stammendes), aber ſie iſt ihm doch nur im Subjekt (in uns); als ſolche eben bedarf ſie der Erklärung, wenn ihr zugleich wahre Objektivität (nicht bloß im Kantiſchen Sinne) zugeſtanden wird. Dieſe Erklärung kann, wie leicht zu ſehen, nur darin gefunden werden, daß ſie ſelbſt vom Objekt abſtammt, freilich nicht durch Vermittlung der Sinnlichkeit, die einzige Art, wie man dieß bis jetzt zu denken gewußt hat, ſondern, daß ſie nur das ſubjektiv geſetzte, aus der Objektivität in die urſprüngliche Priorität und Subjektivität wiederhergeſtellte Prius ſelbſt iſt. Jedenfalls ſetzt dieſe Erklärung einen Proceß voraus, mit dem ſich der Verfaſſer noch immer nicht einlaſſen zu wollen ſcheint. Darin möchte ebenſowohl die Mangelhaftigkeit ſeiner eignen als ſeiner Darſtellung der deutſchen Philoſophie liegen. Denn gerade der Begriff des Proceſſes iſt das, was der eigentliche Fortſchritt war in der neuern Philoſophie, und nicht in dem Materiellen der Sätze, die z. B. S. 39 f. aufgeſtellt ſind, ſondern in ihrer Methode iſt das wahre Weſen der deutſchen Philoſophie. Wir meinen natürlich nicht den Begriff des Proceſſes in der uneigentlichen und mißbräuchlichen Anwendung, worin er dem Verfaſſer vielleicht allein bekannt geworden, auf den logiſchen Begriff; wir meinen den realen Proceß jener Philoſophie, die den Begriff des Proceſſes überhaupt zuerſt einführte.

Der letzte metaphyſiſche Gipfel wird erreicht durch die von der Vernunft dem Bewußtſeyn aufgelegte Nothwendigkeit, von den beiden

imitirten Ursachen (dem Ich und Nicht-Ich), die, soweit limitirt, so weit nicht Ursachen sind, zu der illimitirten, zu der eigentlichen, zu der wahren Ursache fortzugehen, die jenen das Seyn gibt und sie darin erhält. Auf diese allgemeinen Bestimmungen aber, mit denen, wie jeder sieht, nicht das Geringste von einem eigentlichen Wissen verbunden ist, beschränkt sich alles; bemerkenswerth ist indeß, wie der Verfasser schon einfach damit, daß ihm Gott nur unter dem Titel der Ursache gegeben sey (denn Substanz sey er nur, sofern Ursache), seine Philosophie vom Pantheismus völlig geschieden glaubt. Der Gott des Spinoza nämlich sey nur eine Substanz und nicht eine Ursache; allein nur nicht eine transitive und accidentelle (freiwollende) ist er, allerdings aber eine immanente, nothwendige. Der Gott seines Systems dagegen sey wesentliche Ursache und könne daher gar nicht nicht-schaffen (produire); aber, wenn dem so ist, so ist er eine Ursache, gerade wie die des Spinoza. Wenigstens gestehen wir, uns den Unterschied nicht völlig deutlich machen zu können.

IV. Allgemeine Ansichten über die Geschichte der Philosophie.

Alles, was Cousin über Geschichte der Philosophie und ihre Behandlung hier und anderwärts im Allgemeinen gesagt hat, ist durchaus trefflich und trägt das Gepräge tiefer Kenntniß, wie es sich von dem geistvollen Uebersetzer Platons, dem Herausgeber des Proklos nicht anders erwarten läßt. Ein Theil dieses Abschnittes indeß enthält mehr exoterische, wiewohl höchst interessante Aeußerungen, gewissermaßen Confessions des Verfassers über den Gang seiner philosophischen Bildung, sein Verhältniß zu Lehrern und Vorgängern. In Ansehung Jacobis wäre zu bemerken, daß dieser die S. 36 angegebene Auskunft, die Quelle des Enthusiasmus, des Glaubens, des Gefühls, des Schauens, von dem er früher sprach, in die Vernunft selbst zu setzen, in späterer Zeit selbst schon gefunden und benutzt hat. Das Wort: Mysologie, das Tennemann auf ihn angewendet hatte, erregte ihm einen solchen Schrecken, und andere Einflüsse wirkten so auf ihn, daß er in der letzten Ausgabe seiner Werke den Leser bat, überall, wo Vernunft

mit herabsetzenden Ausdrücken sich fand, statt derselben Verstand zu setzen, und umgekehrt, wo von einem schauenden Verstand die Rede war, eine schauende Vernunft zu substituiren, so wenig dieß nun auch paßte, da anderes stehen blieb; überhaupt bestrebte er sich, seine frühere Lehre, so gut es nur gehen wollte, zu rationalisiren, seinen Frieden mit der Vernunft zu machen. Sein Glaube war, wie einer seiner eifrigsten Anhänger, nach Jacobis Tode und nicht lange vor seinem eignen, bezeugen zu können versicherte, ein reiner Vernunftglaube. Weiterhin spricht der Verfasser von seinen persönlichen Verhältnissen zu den spätern deutschen Philosophen. Man wird dabei nicht vermeiden können, die jugendliche Zuversicht zu bewundern, mit welcher der Verfasser, der S. 38 selbst zu verstehen gibt, daß er von Hegel wenig oder nichts verstanden, nach seinem eignen Ausdruck hingeht, den großen Mann zu prophezeien! Welcher Dank ihm dafür geworden, kann man zum Theil aus gegenwärtiger Schrift, zum Theil anderwärts sehen. Von den Deutschen indeß, denen, die einen wirklichen Verstand von ihrer Philosophie haben, kann er wenigstens gewiß seyn, daß sie seine weise Zurückhaltung nur gebilligt, und nie darum ihn getadelt haben, weil er nicht den Parteigänger irgend einer deutschen Philosophie in Frankreich gemacht hat. Er fühlte unstreitig, daß die deutsche Philosophie selbst noch in einem Proceß begriffen sey, dessen wahre, ihn erst erklärende Krisis noch bevorstehe. Ihm konnte es nie gemäß seyn, von jener Erschöpfung und Abstumpfung der Geister, für die das Widrigste und Abstoßendste zum Anziehendsten wird (man denke nur an das plumpe Skandal des St. Simonismus!), für einen augenblicklichen und vorübergehenden Effekt Gebrauch zu machen. Willkommen sind uns die lebhafteren Geister, wenn sie mit uns forschen und untersuchen, nicht aber wenn sie urtheilen wollen, ehe sie gelernt haben, oder wenn sie an der bloßen Küste deutscher Wissenschaft wie Freibeuter umherschwärmend, und bald an diesem, bald an jenem Punkt ans Land steigend, sich schon Herren des Landes wähnen. Betrübend freilich, wenn der Ton und die Manieren politischer Parteiungen auch in die Literatur übergetragen werden, aber selbst dadurch kann der wahre wissenschaftliche Genius

Frankreichs nicht untergehen, wo unter allen Erschütterungen noch immer die tiefsten und gründlichsten Studien ihren Werth behalten, und — um aus einem der Philosophie fremden, obwohl für philosophische Forschung nicht unwichtigen Gebiete Ein Beispiel anzuführen, noch immer Männer, wie Eugen Burnouf, aufstehen. — Cousin wurde die Liebe zur deutschen Philosophie als eine antinationale Tendenz vorgeworfen; aber im Gegentheil hat er jenen nationalen Charakter treu bewahrt, von dem er sagt, daß Reinheit, Präcision und Klarheit des Zusammenhangs ihm Bedürfniß ist. Ist irgend jemand berufen, Frankreich in der Folge einen wahren Begriff von dem Gange und der genetischen Entwicklung der neueren Philosophie zu geben, so ist es Cousin, der unverdrossenes Forschen, Scharfsinn, Gleichmuth, würdige Unparteilichkeit, kurz alle Eigenschaften, die einen selbstphilosophischen Geschichtschreiber der Philosophie bilden, in eminentem Grade in sich vereinigt und durch seine ganze wissenschaftliche Laufbahn bewährt hat.

Was der Verfasser besonders über sein Verhältniß zur theologischen Schule in Frankreich gesagt hat, verdiente auch in Deutschland von manchen Seiten Beherzigung.

München, im Mai 1834.

Worte zum Andenken

des

Freiherrn von Moll und Sylveſtre de Sacys

in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften in München
am 28. März 1838.

— — Karl Ehrenbert Freiherr von Moll, königl. Geheimerath, kürzlich in hohem Alter gestorben, war seit Erneuerung der Akademie im Jahre 1807 anwesendes Mitglied und zugleich Secretär der mathematisch-physikalischen Classe: ein Amt, das er zwanzig Jahre hindurch mit unermüdeter Thätigkeit und großer Einsicht versehen hatte, als er sich im Jahre 1827 in die Stille, wonach er lang sich gesehnt, freiwillig zurückzog, den Sommer auf seinem unweit Dachau gelegenen Landgut, den Winter in dem benachbarten Augsburg verlebend. Ich werde mir nicht herausnehmen zu schildern, was Moll für diejenigen Wissenschaften gewesen, denen seine erste und entschiedenste Neigung angehörte, der Oryktognosie und Geognosie, dem Bergbau, der Hüttenkunde; und was er diesen Fächern theils durch unmittelbare Bearbeitung, theils durch Herausgabe periodischer Schriften und Bekanntmachung neuentdeckter Thatsachen oder Gegenstände, wobei ihm die ausgedehnteste Kenntniß der Literatur zu Statten kam, theils durch angelegte Sammlungen, theils und besonders auch durch Unterstützungen genutzt hat, welche er, mit ansehnlichen Verwaltungsstellen im ehemaligen Erzbisthum Salzburg betraut, anderen Forschern bereitwillig zu gewähren im Stande war. Nur zu erwähnen habe ich, daß seine wissenschaftliche Thätigkeit, ohne an die eben genannten Fächer gebunden zu seyn, sich über das ganze weite Gebiet der Naturgeschichte verbreitete, so wie, daß kein irgendwie bemerkenswerther Gegenstand aus der Chemie, der allgemeinen Physik, oder der Witterungskunde ihm fremd blieb. Aber selbst nicht auf das große Reich der Naturwissenschaften beschränkte sich seine Theilnahme; nichts, was im ganzen Umfange des Wissenswerthen, sey es durch innern Gehalt oder auch nur durch zufällige äußere Umstände

[1] Münchner Gelehrte Anzeigen 1838, Nro. 69.

Wichtigkeit oder Bedeutung erlangt hatte, entging seinem Forschungsgeist; und, Liebhaber alles Seltenen und Besonderen in der Literatur, war der große Mineralog, Bergmann und Hüttenkundige zugleich in einem weiten Umfang Deutschlands vielleicht der größte Bücherkenner, der mehr als einmal bedeutende Bibliotheken gesammelt und geordnet, und an ausländische Institute, wie das brittische Museum, oder an auswärtige Staaten überlassen hatte, während er zugleich im Stande war und sich vorbehalten hatte, auch die reichsten und ansehnlichsten unserer einheimischen Büchersammlungen noch mit kostbaren freiwilligen Geschenken zu bereichern.

Meine Absicht kann vorzüglich nur seyn, bei dieser Gelegenheit seines Antheils an der Akademie zu gedenken, für die er immer als wesentlichen Grundsatz aufstellte, daß sie von allen wissenschaftlichen Anstalten am meisten Ursache habe, jeden Parteigeist sich fern zu halten; welcher sein Ansehen, wie seine Geschäftskunde, seine gründlichen Einsichten und ausgebreiteten Kenntnisse, ebenso wie seine billige Denkart, oft genug in schwierigen Zeiten sich nützlich zu erweisen Gelegenheit hatten; welcher fortwährend von seiner Seite eine nicht bloß amtlich gebotene, sondern herzliche Theilnahme gewidmet war, erprobt in zahlreichen Berathungen der damals bestehenden Verwaltungs-Commissionen, besonders der über die königliche Bibliothek gesetzten, deren Seele er war, erprobt selbst in Berathungen über eine veränderte Einrichtung der gesammten Akademie, die, von der Regierung selbst hervorgerufen, freilich unter den gegebenen Umständen nicht zum erwünschten Ziele führen konnten; denn das wahre Mittel zu dem Zweck, der Akademie eine angemessene Stellung zu geben, sollte der Weisheit unseres jetzt regierenden allergnädigsten Königes vorbehalten seyn, durch dessen Beschlüsse die Akademie wenigstens in die Möglichkeit gesetzt wurde, unter Hinzukunft anderer günstiger Umstände, das zu seyn, was sie zu seyn wünschen muß und allein wünschen kann.

In allen diesen Verhandlungen hatte sich Molls Einsicht und Charakter so bewährt, daß keiner, ohne Ausnahme, von allen, denen er näher bekannt war, ohne lebhaftes Bedauern, ihn gerade beim Anfang dieser neuen Epoche aus der Akademie scheiden sah, deren Leitung

ihm schon früher gebührt hätte. Ich sagte: keiner von allen, denen er bekannt war, denn Moll gehörte zu den Menschen, welche nicht allen, die von ihnen wissen, auch bekannt sind. Kein Mann aller Menschen und aller Zeiten, galt er vielen für menschenscheu und ungesellig, während er, innerlich voll wohlwollender Gesinnungen, denen, welche sich ihm erprobt hatten und auf deren Freundschaft er einen hohen Werth legte, selbst ein treu anhänglicher und ergebener Freund war. Es gab sogar eine Zeit, wo man ein freigebig vertheiltes Prädicat von gewissen Seiten auch auf ihn ausdehnte; denn, weil er mit Männern aller Stände in Verkehr und in freundlicher Verbindung stand und nicht in die unbedingte Verwerfung gewisser Institute einstimmte, von deren Wohlthätigkeit für die Welt unter gegebenen Umständen er nach seinen Erfahrungen überzeugt war, wurde ein Mann zum Theil unter die Lichtscheuen gesetzt, der zu allgemein unterrichtet, zu gründlich gebildet und erfahren war, um je wirklich dumpfen, feindselig-beschränkten Gesinnungen Gehör zu geben oder gar zu huldigen. Zum Ersatz dafür war derselbe Mann vielleicht in andern Zeiten und andern Umgebungen zu freier Gesinnungen verdächtig geworden. Wir, denen die Unparteilichkeit seines Geistes, das Gleichmaß seines Urtheils bekannt war, werden ihn oft zurückwünschen und seiner Denkweise, seiner Art zu seyn, ebenso wie seinen Verdiensten um die Wissenschaft fortwährend den gebührenden Tribut anerkennender Erinnerung zollen.

Wenige Wochen vor der heutigen Sitzung wurde auch uns ein Mann entzogen, dessen Namen die Akademie unter denen ihrer auswärtigen Mitglieder stets als eine der ersten Zierden betrachtet hat. Könnte man menschlichem Leben unvergängliche Dauer wünschen, wer hätte diese nicht für Sylvestre de Sacy gewünscht? Denn wem, der mit orientalischer Literatur oder Geschichte und selbst Alterthumsforschung überhaupt, oder Philosophie der Sprache, je sich ernsthaft beschäftigt, wäre dieser Mann nicht durch seine Schriften Lehrer geworden? Wo ist ein Land, in dem nicht dankbare Schüler mit Ehrfurcht und Liebe seines mündlichen Unterrichtes gedächten? (auch Bayern zählt deren mehr als Einen). Oder wer hätte je sich an den trefflichen Mann um

Belehrung oder für irgend eine wissenschaftliche Forschung um Hülfe und Aufschluß gewendet, dem der vielbeschäftigte nicht auf die zuvorkommendste und freigebigste Weise die Schätze seines Wissens eröffnet hätte? Zumal aber dringt sich die Frage auf, wer für einen so bedeutenden Theil menschlichen Wissens die Stelle des Mannes ersetzen wird, der ebenso sehr durch die unbestrittene, in einem langen Leben erprobte Redlichkeit seines Forschens als durch die Tiefe seines Wissens und die Universalität seines Geistes verdient hatte, in allem, was Sprachkunde betrifft, selbst über den nächsten Umkreis seiner besondern Studien hinaus, als Orakel verehrt zu werden, wie ich mich denn erinnere, daß Champollions erste Entdeckungen über die phonetische Bedeutung eines Theils der ägyptischen Hieroglyphen zuerst allgemeines Vertrauen erweckten, als bekannt wurde, daß Sylvestre de Sacy's Anerkennung ihnen zu Theil geworden. Auch für die sittliche Welt ist es als ein Verlust zu erachten, wenn ein solches Vorbild nur noch in der Erinnerung lebt; wenn ein Mann nicht mehr als ein lebendes Beispiel vor Augen steht, der mit den einfachsten und anspruchlosesten Sitten nicht nur eine sehr hohe Stufe in der allgemeinen Achtung erlangt hatte, sondern auch in seinem Vaterlande, ohne Künste irgend einer Art angewendet, ohne je seine Grundsätze verleugnet oder irgend eine seiner Ueberzeugungen zum Opfer gebracht zu haben, zu den höchsten äußeren Ehren gelangt war, die ihm sein Vaterland gewähren konnte. Und gewiß, diesem inneren Maß, dieser leidenschaftslos reinen Stimmung seines Innern, hatte er vorzugsweise das günstige Geschick, den glücklichen Stern zu danken, der auch über seinem äußeren Leben waltete. Das tief religiöse Gefühl, von dem sein ganzes Leben getragen und beruhigt war, hielt ihn bis zum höchsten Alter aufrecht, und eine gütige Vorsehung vergönnte ihm, noch vor seinem Hinscheiden das Werk zu vollenden, dem er viele Jahre gewidmet, das von der ganzen gelehrten Welt mit Sehnsucht erwartet war, sein Werk über die Religion der Drusen, eine der merkwürdigsten, aber zugleich räthselhaftesten Verirrungen des religiösen Bewußtseyns.

Vorwort

zu

H. Steffens nachgelassenen Schriften.

Aus einem öffentlichen Vortrag zu H. Steffens Andenken,

gehalten am 24. April 1845.

(Mit einigen Erweiterungen.)

— — Man ist heutzutag ziemlich allgemein geneigt zuzugeben, daß in jener Zeit, wo der Name Steffens zuerst in der Literatur genannt wurde, die Philosophie einen bedeutenden Ruck gethan habe, welcher der natürlichen Sympathie zufolge, die zwischen allen menschlichen Erkenntnissen stattfindet, mehr oder weniger, schneller oder langsamer auch andern Wissenschaften eine neue Bewegung mitgetheilt hätte. Herabstimmend freilich wirkt, wenn man bemerkt, worein zum Theil der damalige Fortschritt gesetzt werde. Wahr indeß bleibt und nur parteiische Verblendung könnte übersehen, daß seit jener Zeit Standpunkte verschwunden, auf die man nicht mehr zurück-, andere entstanden sind, von denen man nicht mehr hinwegkommen kann. Freilich hört man mitunter auch wohl, es sey zu jener Zeit viel leichter gewesen, mit neuen Ansichten aufzukommen als gegenwärtig. Liegt aber nicht eben darin die Anerkenntniß eines bedeutenden Fortschrittes, daß man gesteht, es sey jetzt schwerer, zu dem Gefundenen etwas hinzuzuthun, als es einst gewesen, dasselbe zu finden, und ist nicht eben dieß das Zeichen eines glücklich Gefundenen, daß es hintennach als das Einfachste und Müheloseste erscheint? Nachkommende mögen dadurch verleitet werden, ein Verdienst darin zu suchen, daß sie den Zugang mühevoller und schwieriger machen, leicht möglich aber, daß sie darüber vielmehr

in etwas ganz anderes gerathen, und den Gedanken, deſſen ſie ſich gründlicher und methodiſcher bemächtigen wollten, vielmehr völlig verlieren.

Steffens war dadurch ungemein begünſtigt, daß ſeiner Hinneigung zur Philoſophie ein reiches Studium der Natur vorausgegangen war. Mineralog, Geognoſt, Geolog, hatte er in der Geſchichte der Erde die Anſchauung einer unergründlichen Vergangenheit, einer ganzen Folge von Zeiten gewonnen, in der je die eine die andere zudeckte, eins dem andern zu Grunde gelegt wurde, nicht ohne in dieſer Unterordnung ſelbſt verändert zu werden. Unſtreitig war es dieſe Grundanſchauung, welche von der erſten Bekanntſchaft an die gegenſeitige Anziehung zwiſchen uns vermittelte. Und auch von Seiten der Naturforſchung wurde ſein Eingehen auf philoſophiſche Speculation in jener Zeit weniger ungern geſehen als in ſpäterer. Es war damals ein Bedürfniß vorhanden, ſich auch des in der Natur Gegebenen philoſophiſch bewußt zu werden. Kants Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft hatten gewirkt. Man ſetzte etwas darein, die Natur der räthſelhaften Materie zu begreifen, an welche nunmehr die neue Molecülen-Theorie, die das Reich des Palpabeln auf Koſten des Denkens erweitert hat, nicht wohl mehr denken läßt. Damals hätte nicht leicht jemand ausgeſprochen, was man heutzutag ſo zu ſagen täglich hören kann, daß die Naturforſchung ihr Geſchäft um ſo beſſer betreibe, je ferner ſie ſich von aller Philoſophie halte; ein Satz, der ebenſo wahr iſt wie der, daß die Kochkunſt nicht gerade dem am beſten von Statten gehe, der dabei alles auf chemiſche Principien zurückführen wolle.

Aber allerdings iſt zwiſchen Philoſophie und Naturforſchung bei gleichſam zufälligem Zuſammentreffen im Gegenſtand eine trennende formelle Verſchiedenheit. Dem Philoſophen zählen die Formen und Erſcheinungen der Natur nicht für ſich, ſondern als Momente eines Zuſammenhangs, der über die Natur hinausgeht und ebenſowohl auf die geiſtige Welt ſich erſtreckt. Im Zweck der empiriſchen Naturforſchung

liegt es aber, sie vielmehr abstrakt, d. h. in ihrem für-sich-Seyn, zu betrachten. Die Gegenstände sind also in der Philosophie von anderer Bedeutung als in der abstrakten Naturforschung, wie man diejenige nennen sollte, welche sich unbedingt die empirische nennt, als brächte nicht ihr Verfahren mit sich, es stets nur auf partielle Weise zu seyn. In den allgemeinen Zusammenhang, den nur die Vernunft darzustellen vermag, gehören die Dinge der Natur nicht nach dem Zufälligen ihrer Existenz, sondern nach dem, was in ihnen ein Nothwendiges, was ihr Wesen, ihre Natur ist. Dieses Nothwendige einzusehen, wird man über die Dinge hinausgehen müssen; aber dieses „Jenseits der Dinge" ist noch in der Natur selbst; oder finden sich in dieser wirklich, wie man es zuweilen gern vorstellen möchte, bloße Einzelheiten, und nicht vielmehr als die ersten Wirklichkeiten, von denen sich erst alle andern ableiten, allgemeine Principien? Ist die allgemeine Schwere ein Ding, oder ist sie von der andern Seite ein Begriff, und nicht vielmehr dem Ding gegenüber ein Allgemeines, dem Begriff gegenüber eine Wirklichkeit? Und sind — Einzelheiten der Wirklichkeit, ist nicht vielmehr dieses Durchgängige, das wir auch in andern Formen, in Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. erkennen müssen, ist nicht dieses erst der eigentliche Gegenstand der Natur-Wissenschaft, der sich die abstrakte Naturforschung freilich immer nur bis zu einem gewissen unüberschreitbaren Punkte nähern kann? Niemand wird ihr diese Schranke zum Vorwurf machen, sie ist keine zufällige für sie, sondern eine von ihrem Verfahren unzertrennliche. Tadle sie es aber nicht, wenn eben darum für die Erkenntniß der Principien ein anderer Weg eingeschlagen wird. Sie mag sich befriedigt finden, wenn sie die Lichterscheinungen durch Schwingungen eines unsichtbaren Mediums begreifen zu können glaubt; aber lasse sie neben sich den andern gelten, der sich aus einer solchen Erklärung nichts oder wenig macht, solang ihm jene schwingende Materie selbst nicht begriffen oder etwas rein Zufälliges ist. Die Philosophie wird keinem entgegen seyn, der bei der allgemeinen Attraktion stehen bleibt, weil er doch ruhig damit fortrechnen und im äußersten Fall sagen kann: die Anziehung sey als bloßer

Ausdruck des Phänomens zu nehmen, und solle nicht erklären. Verstatte er dagegen dem Philosophen, es seinerseits für nichts Geringes zu achten, wenn er auf seinem Wege ausmitteln und wenn man so wissen könnte, ob die allgemeine Schwere auf Anziehung beruht, oder ob sie durch Druck bewirkt ist. Durch Beobachtung und Experiment, oder überhaupt anders als in einem über abstrakte Naturforschung hinaus gehenden Zusammenhang wird man das freilich nicht wissen. Allein es scheint auch nicht schwer zu begreifen und einzusehen, daß Erscheinungen von solcher Allgemeinheit wie Licht und Schwere nicht selbst wieder in einer Einzelheit, z. B. einer zufällig existirenden Materie, daß sie nur in den vorgängigen Bedingungen aller äußern Existenz ihren Grund haben, und in diesem Sinn nur a priori begriffen werden können [1].

Die Naturphilosophie, womit noch heutzutag manche die ganze damalige Philosophie bezeichnen, war nur ein Theil, nur der erste Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem sie bestimmenden und

[1] Deutschlands erste naturwissenschaftliche Autorität, der Verfasser des Kosmos, erklärt es (I, 71. 72.) für eine die Intelligenz entehrende Ansicht, „wenn unter den edeln Anlagen, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet hat, die nach einem Causalzusammenhang grübelnde Vernunft verdammt werde", selbst auf „die regsame, zu allem Schaffen und Entdecken nothwendige Einbildungskraft" wird dieß ausgedehnt. Es kann nicht in der Absicht des berühmten Mannes gelegen haben, das der Vernunft für Forschungen, die über den unmittelbaren Eindruck hinausgehen, gemachte Zugeständniß, durch das Prädicat der grübelnden zurückzunehmen, welches also hier nicht im nachtheiligen Sinn zu verstehen ist, wo mühsame, aber unnütze und vergebliche Untersuchungen damit gemeint sind. — Der Ausdruck: grübelnde Vernunft, hat übrigens durch unsern großen Lehrer Kant allerdings eine Art von klassischem Ansehen erhalten. Kant nennt die grübelnde Vernunft jene, welche aus dem bloßen Begriff (z. B. des vollkommensten Wesens) die Existenz „herausklauben" will; für den umgekehrten Fall, wo die Existenz das Gegebene ist, wozu der Begriff (d. h. das, wodurch die Existenz begreiflich wird) gesucht wird, z. B. für seine eignen Untersuchungen über das Wesen der Materie, hätte er sich des Ausdrucks nicht bedient.

leitenden Gesetz über die Natur hinausgehen mußte. Aber worin immer dieser vom Höchsten bis zum Tiefsten reichende Zusammenhang seinen Abschluß fand, nie konnte die erste Beziehung auf die Natur abgerissen werden, ein früh gehörtes Wort mußte sich erfüllen:

Der Tempel, der zum Thron der Gottheit steiget,
Ruht dennoch sanft auf der Natur.

Worauf sich niemals wieder zurückkommen ließ, war der unnatürliche Supernaturalismus, von dem sich damals für immer alle bessern Geister abwandten.

Einer von unten aufsteigenden Philosophie konnte Gott nur das Ende seyn, aber er war ihr das nothwendige Ende, und darum zugleich die End-Ursache. Auf diesem höchsten Punkt erscheinen die Dinge als aufgenommen in die Gottheit. Immanenz der Dinge in Gott ist der letzte Ausdruck dieser Philosophie. Insoweit ist sie Pantheismus, aber ein unanstößiger und unschuldiger, wenn er rein contemplativ bleibt, d. h., wenn er sich als Darstellung — bloß des idealen und logischen Werdens der Dinge erkennt. Im entgegengesetzten Fall entsteht jener monströse Pantheismus, mit einem anfänglich „austernhaften Absoluten", einem Gott, der nöthig hat durch die Natur hindurch zu gehen, um sich bewußt zu werden. Der zufällige Ausgang in einen solchen Pantheismus beweist nichts gegen jene Philosophie, die in der angegebenen Beschränkung (auf die bloß rationale Bedeutung) der Wissenschaft des wirklichen Herganges stets die Mittel bereiten, und vorausgehen muß, um sie vor dem Abgleiten in unwissenschaftliche und vernunftlose Mystik, dem sie in allen früheren Versuchen unterworfen war, zu bewahren. Daß übrigens ein so plumper Pantheismus so allgemeinen Eingang finden konnte, als geschehen, kann nur zum Beweis dienen, daß weder jene reine Vernunftwissenschaft die ganze Forderung der Philosophie erfüllt, noch der schwache Theismus etwas vermag, den man ihm allein entgegen zu setzen wußte, und

den ich schwach nenne, weil er nur in absoluter — nicht Ueber- sondern Außerweltlichkeit (denn das ist ein großer Unterschied) eine der Gottheit würdige Stellung zu finden weiß.

Ich erinnere mich lebhaft der Verwunderung, die bei vielen entstand, als Steffens, den man ausschließlich mit weltlicher, ja der weltlichsten Wissenschaft beschäftigt glaubte, gleichsam unmittelbar von „Kalk, Baryt und Strontian“ [1] hinweg, theologischer Schriftsteller wurde. Gegenwärtig würde dieß niemand auffallen, da unversehens die ganze Zeit theologisch geworden, alles ohne Unterschied nach diesen Fragen sich drängt, taub gegen die Stimme Gutmeinender, die an die frühere Zeit erinnern, wo alles der Art abgethan schien, selbst jede Polemik gegen das Christenthum von schlechtem Geschmack war; wiewohl gegen die Gründlichkeit dieser Aufklärung einigen Verdacht die panische Furcht einflößen durfte, als könnte die ganze alte Rechtgläubigkeit mit allen ihren betrübenden Folgen dem jetzigen Geschlecht gleichsam über Nacht wieder als ein Joch auferlegt werden. Allein die Verhältnisse sind ernst genug; aus wissenschaftlichen Fragen sind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politische geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der Fall des bekannten Solonischen Gesetzes eingetreten und es keinem gegen seine Mitbürger Wohlgesinnten, der mit seiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt ist gleichgültig zu bleiben, wo er zwar nicht gerade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen außer allen Parteien zu bleiben) aber doch seinen Standpunkt nehmen und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß.

Es ist auffallend, oder vielmehr, je nachdem man die Menschen kennt, auch nicht auffallend, wie man der Philosophie alle Freiheit gestattet, von ihrem Ausgangspunkt durch folgerechtes Fortschreiten wohin

[1] Man s. was er selbst über diesen Anfang seiner Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde erzählt.

immer zu gelangen; nur wenn sie ganz absichtslos, durch bloße Nothwendigkeit der Sache, in Berührung mit der positiven Religion kommt, da soll jene Freiheit nicht mehr gelten, da soll die Philosophie wie ein scheu gewordenes Pferd sich bäumen und entsetzt sich zurückwenden: das wäre aber, wie jeder sieht, die schmählichste Beschränkung einer Wissenschaft, die vielmehr vor nichts erschrecken soll. Nicht wohin sie gelangen darf, läßt sich ihr vorschreiben. Nur daß sie, um Philosophie zu seyn, in ihrem Anfang schon mit jeder Autorität, welchen Namen sie trage, gebrochen habe, muß vorausgesetzt werden, daß sie also selbst den Namen christliche Philosophie ablehne, nicht nur im Sinne formeller Abhängigkeit, sondern auch im Sinn materieller Uebereinstimmung, da diese für sie als Philosophie keine Bedeutung hat. Namentlich wird sie die Folgen der Reformation, in ihrer ganzen Ausdehnung, und bis zu dem Extrem voraussetzen, zu welchem es nur stufenweise gekommen ist, wenn auch scharfsinnige Geister den nothwendigen Gang längst vorausgesehen hatten. Ich nenne einen Mann von so anerkannt unabhängigem Geist, daß man auch in den nachfolgenden Worten nicht den Anhänger der römischen Kirche, sondern nur den Philosophen hören wird. „Beklagen wir, sagt D'Alembert, in der von ihm als Secretär der französischen Akademie gehaltenen Lobrede auf Bossuet, beklagen wir, wie es unsere Schuldigkeit ist, die Theologen des Protestantismus, daß sie alle Autorität in Glaubenssachen verwerfen, so hegen wir wenigstens eine hinlänglich gute Meinung von ihrer Logik, um uns überzeugt zu halten, daß sie die Consequenzen ihres Princips so weit treiben werden, als sie sich ausdehnen lassen, und daß der Socinianismus, zu dem heutzutag die meisten unter ihnen, offen oder insgeheim, sich bekennen, früher oder später einem offenen und unverstellten Deismus Platz machen werde". „Ich hatte, fährt er fort, die gedruckte Dogmatik eines Genfer Theologen in Händen, da war das erste Kapitel überschrieben: Von der Nothwendigkeit einer Offenbarung; in der zweiten Ausgabe lautete die Aufschrift nur noch: Von der Nützlichkeit einer Offenbarung; ich wette, setzt er hinzu, in einer dritten Ausgabe wird der Titel nur noch sprechen: Von der

Bequemlichkeit einer Offenbarung (de la commodité d'une révelation)“ [1]. Schade, daß D'Alembert die Vorausſagung nicht bis auf die vierte Ausgabe erſtreckt hat; da hätte vermuthlich die Aufſchrift gelautet: Von der Unſchädlichkeit einer Offenbarung. Wo nicht der Titel, die Sache wird in Lehrbüchern deutſcher Theologen anzutreffen ſeyn, die noch den Schein eines gewiſſen Zuſammenhangs mit der Offenbarung und der heiligen Schrift beizubehalten für gut finden. Auch D'Alemberts Vertrauen in die Logik der proteſtantiſchen Theologen iſt glänzend gerechtfertigt; der déisme franc et sans alliage iſt öffentlich bekannt und die ausgeſprochene Weisheit des Tages.

Dieſe Folgen alſo wird der Philoſoph vorausſetzen, und während viele noch immer daran arbeiten ſie herbeizuführen, ſie als vorhandene Thatſache annehmen. Er geht ſogar einen Schritt weiter und ſagt: So mußte es kommen, dieſer Fortgang war ein nothwendiger. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig eingeebnet werden, wenn das Chriſtenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wiſſenſchaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachſenes, dauerhaftes Syſtem treten ſollte, ein Syſtem, das die im Chriſtenthum von Anfang enthaltenen, ſo viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verſchloſſenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte. Es dürfte von dieſem Standpunkt ſogar der Wunſch gerechtfertigt ſeyn, daß der öffentliche Abfall von dem Chriſtenthum durch kein äußeres Mittel verhindert, überall ohne Gefahr geſchehen könnte. Es ſelbſt will, ja es leidet keinen Zwang mehr, ſtark und mächtig will es ſeyn nur durch ſich ſelbſt, jede äußere Hülfe verſchmähend — und welche könnte es noch annehmen, nachdem es, in der Reformation ſich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndſten Macht, die die Erde je geſehen, zurückgeſtoßen hat?

[1] Oeuvres de d'Alembert Tom. VII, (Éloge de Bossuet) p. 320 ss.

Ein Mann, den bis jetzt an politischem Scharfsinn kein deutscher Geschichtsforscher übertroffen, von gleicher Uebersicht der weltlichen wie der Kirchengeschichte, macht gelegentlich der Socinianischen Gemeinde im ehemaligen Polen, die übrigens, wie er bemerkt, unter allen akatholischen jenes Landes weit die blühendste und geordnetste war — die schätzbare Bemerkung: „sie machte das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu sehr vom Positiven entkleidet, zuletzt fast bloß Philosophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirksamkeit zur Nationalkultur verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophie geben will“ [1]. Enthält das Christenthum unter bloßer geschichtlicher und bildlicher Einkleidung nichts anderes, als was die Philosophie unabhängig von ihm schon hat, so hat die Philosophie nichts an ihm, und es ist ihr nur im Weg und müßte so bald als möglich abgethan werden. Es wäre eben, als wenn man in der Natur nur eine Allegorie allgemeiner sittlicher Wahrheiten sehen wollte, durch die sich niemand in seinem Wissen erweitert und bereichert fühlen würde, indeß zugleich der Natur alle selbständige Wahrheit genommen wäre. Ist aber der Fall der, daß die Verhältnisse, auf welchen das Christenthum nach seiner eignen Angabe beruht, wirkliche, aber als allgemeine noch nicht erkannte Verhältnisse sind, — da ist eine große Erweiternng der menschlichen Erkenntniß gegeben. Mit der Offenbarung sich beschäftigen, um sie nur wieder in Philosophie, d. h. in das, was unabhängig von ihr schon gewußt ist, aufzulösen, wäre ein der Philosophie unwürdiges Treiben, da sie vielmehr immer auf Erweiterung des menschlichen Wissens bedacht seyn soll. Kennt man die „Wahrheiten“, für welche viele Theologen die „in Christo verborgenen Schätze der Weisheit und der Erkenntniß“ hinzugeben bereit sind, so wird man unwillkürlich an den König erinnert, von dem Sancho Pansa erzählt, der nämlich sein Königreich verkaufte, um sich eine Gänseheerde dafür anzuschaffen und mit dieser im Land

[1] Spittler's Geschichte der europäischen Staaten, II, 485. — Das sind also ganz andere, uns unerreichbare Ansichten, nach welchen dem deutschen Volk der Deismus, d. h. die vollkommene Abolition alles Christlichen, als der sichere Weg zur politischen Größe gezeigt wird.

umherzuziehen [1]. Gegen einen so unschuldigen Geschmack kann man sich unmöglich ereifern. Die sogenannten Rationalisten irren sich, wenn sie meinen, es zürne jemand über den Gebrauch, den sie von ihrer Denkfreiheit machen. Eher könnte man geneigt seyn, ihnen vorzuwerfen, daß sie unter Denkfreiheit die Freiheit nicht zu denken verstehen, und daß sie von dieser einen ungebührlichen Gebrauch machen. Freilich, was man nicht begreift und ebensowenig erfahren hat, kann man auch nicht annehmen. Aber lohnt es darum der Mühe, auf die Kanzel zu steigen und zu verkündigen, daß man dieß oder jenes nicht begreife, zumal wenn man wahrscheinlich gar vieles andere nicht begreift. Ankündigenswerth wäre vielmehr, wenn man etwas begriffen hätte, namentlich eine Lehre, welche Geister wie Leibniz, wie Lessing aufs ernstlichste beschäftigt hat. Indeß darin, daß sie zu begreifen verlangen, geben wir ihnen ja eben hiemit recht, man kann sie nur ermuntern auf dem Wege fortzugehen, und möchte ihnen wie Mephistopheles zurufen:

Da seyd ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Der Protestantismus trat zuerst als Gegensatz gegen eine bestehende Kirche, und darum in der Form eines Bekenntnisses auf.

[1] Aehnliches sagt die bekannte: Neologen überschriebene Parabel von Goethe:

Ich begegnete einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt: ich sorge wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe.
Ich sagte, das ist sehr wohl gedacht,
Und wünschte: er hätt' es so weit gebracht.
Da hörte ich, er habe vom Papa,
Und ebenso von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.

Das nenn' ich originale Gemüther.

Von nun an galt es bloß, die Richtigkeit des Bekenntnisses, nämlich seine Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift, nicht die Wahrheit der Sache selbst zu beweisen. Die Sache selbst trat für die erste Zeit (und diese Zeit dauerte ziemlich lang) in den Hintergrund, um nicht zu sagen, daß an sie nicht mehr gedacht wurde. Die Theologie wurde wesentlich eine philologisch-exegetische Wissenschaft, die sich vorzüglich in Behandlung der dogmatischen Stellen des Alten und Neuen Testaments erging; später trat ein anderer Theil hinzu, der sich mit dem historischen Beweis der Aechtheit und der Glaubwürdigkeit der Bücher, aus welchen die heilige Schrift zusammengesetzt ist, beschäftigte. Heutzutag will man die Bekenntnisse los seyn; und allerdings ist ihre Zeit vorüber. Aber die meisten, welche sie abgethan wollen, meinen mit ihnen zugleich die Sache. Die Sache selbst aber ist älter als alle Bekenntnisse, selbst als das älteste des heiligen Petrus [1], und in der That tritt vielmehr eben, wenn man von den Bekenntnissen nicht mehr wissen will, erst eigentlich die Sache hervor. Man erläßt den Theologen die dicta probantia, die Aechtheitsuntersuchungen und Beweise, und wenn der christliche Glaubensinhalt von einigen bezweifelt, von den meisten verworfen wird, so ist es rein der Sache wegen, die man undenkbar und unmöglich findet. Verlangt man (wie billig) von denen, welche sich christliche Lehrer nennen, daß sie das Christenthum aufrichtig, d. h. mit eigner Ueberzeugung lehren, so entgegnen sie: aber das können wir nicht (und das sind die ehrlichen, die so sagen), und wer dürfte ihnen zurufen: Ihr sollt können? Sie würden antworten: Gebt uns die Möglichkeit! Sie fordern diese Möglichkeit von der Kirche.

Der Arten, wie man früher über diesen Punkt hinwegkam, waren zwei. Die eine, in den Schulen am meisten geltende, die gewaltthätige, da man durch die äußerlich (vermeintlich) bewiesene Göttlichkeit des Ursprungs der heiligen Schrift allen Zweifel und alles Widerstreben gegen die Göttlichkeit des Inhalts kurzweg niederschlug.

[1] Matth. XVI.

Hiemit war die völlige Barbarei und, ganz gegen die Absicht der großen Reformatoren, ein dem frühern an Blindheit nichts nachgebender, ja ihn übertreffender Autoritätsglauben eingeführt, mit welchem der Vernunft nicht nur, wie man sich heutzutag ausdrückt, das oberste Richteramt in Glaubenssachen, sondern jede Einsprache, jedes auch noch so billige Begehren ja Bitten um Verständigung zum voraus abgeschlagen war. Dieß ging so weit, daß die unentbehrlichen wissenschaftlichen Bestimmungen, durch welche die frühere scholastische Theologie wenigstens für die formelle Denkbarkeit gewisser Dogmen gesorgt hatte, und über die schon zu Lessings Zeiten die seichte Aufklärung sich hinweggesetzt hatte, jetzt von der orthodox seyn wollenden Theologie als unnöthig und für den blinden Buchstabenglauben überflüssig beseitigt wurden [1]. Wie es aber mit dem obersten Richteramt der Vernunft in Glaubenssachen beschaffen seyn mag, so wird nie eine, den menschlichen Geist wirklich befriedigende und zur Ruhe bringende Darstellung des Christenthums erreicht werden, ehe — wir wollen nicht mit Lessing [2] sagen: „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten" geschehen ist; denn dieser Ausdruck möchte großen Mißverständnissen unterworfen seyn — aber ehe wenigstens der Vernunft die Möglichkeit

[1] „Darin sind wir einig", schreibt Lessing an seinen Bruder, „daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möcht' ich mit dir nicht sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr geübt und gestärkt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie setzen will, als das alte sich anmaßte". — Nachweisungen für anderes oben Berührte waren ebensowohl zu geben, wenn man nicht Weitläufigkeit vermeiden wollte. — Gegen „das oberste Richteramt der Vernunft" spricht neuerlich die Erklärung der k. sächsischen Herrn Minister in Evangelicis, ebendieselben erwähnen unter den Dingen, die sie nicht dulden wollen, auch die Herabsetzung der heiligen Schrift zu dem Range einer bloß historischen Autorität. Man könnte wünschen zu wissen, wie überhaupt, und wie gerade bei dem bloß äußerlichen Erweis der Wahrheit des Christenthums die erste Stellung der Schrift eine andere als die bezeichnete seyn könnte.

[2] Erziehung des Menschengeschlechts §. 76.

der Verhältnisse einleuchtend gemacht ist, auf denen die christlichen Hauptlehren beruhen. Denn die Vernunft, wenn sie vieles nicht unmittelbar begreift, ist um so mehr berechtigt zu verlangen, daß ihr alles begreiflich gemacht werde, wie ja ein großer Theil der anerkanntesten wissenschaftlichen Bestrebungen darauf gerichtet ist, ihr auch die Natur erst begreiflich zu machen.

Ein Abstehen von dieser Forderung ist nur so weit möglich, als der Inhalt des christlichen Glaubens Gegenstand der unmittelbaren innern Erfahrung werden kann; denn an das, was man erfahren, kann man glauben, wenn man es auch nicht begreift, und in der That noch die letzten unter den einsichtsvolleren Theologen einer früheren Zeit erklärten ohne Rückhalt das sogenannte Testimonium Spiritus Sancti, d. h. die gefühlte und erfahrene Göttlichkeit des Inhalts, als den einzigen überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit des Ursprungs der heiligen Schrift; allen andern, äußern oder historischen Beweisen schrieben sie nur eine pädagogische Bedeutung zu. Dieses also ist dann die zweite allein zulässige Art über den Punkt der Möglichkeit hinwegzukommen, die wir im Gegensatz mit jener ersten die fromme nennen wollen.

Auf der Erfahrung aber kann der Einzelne stehen, nicht so die Kirche. Die Erfahrung muß eines jeden eigne seyn; was jeder erfährt, muß er an sich selbst, er kann es nicht an andern, also auch nicht an einer Gesammtheit anderer erfahren, wenn schon die gleiche Erfahrung vieler andern ihn in der eignen bestärken kann. Und so wenig als die Kirche kann die Theologie auf der bloßen Erfahrung stehen, die Theologie soll eben das allgemeine, über den bloß individuellen Ueberzeugungen schwebende, und sie kann darum nur das wissenschaftliche Bewußtseyn der Kirche seyn.

Der Unterschied unserer von der früheren scholastischen Zeit ist eben, daß es um die Sache selbst geht (de capite dimicatur) und alles andere dagegen zurückgetreten ist, daß es sich also auch nicht mehr um die bloß formale, daß es sich um die reale Denkbarkeit handelt. Dieß ist der wahre Fortschritt, der nicht wieder zurückgenommen werden

kann, die Forderung, die sich nicht abweisen läßt, welchen Vorwand man nehme, auch nicht mit dem gewöhnlichen, die Unbegreiflichkeit, oder wenigstens das Nichtbegreifen sey nothwendig zum Glauben; denn darin ist nur Mißverstand. Denn alles Glauben ist nur Glauben an die Wirklichkeit, blindes, wenn die Einsicht in die Möglichkeit fehlt (wie wir im gemeinen Leben blindlings an die Wirklichkeit der äußeren Dinge glauben); erleuchtetes, wenn die Möglichkeit eingesehen ist. Denn diese Einsicht hebt den Glauben nicht auf, es ist nicht so, daß aus der Möglichkeit nothwendig die Wirklichkeit folgt; man könnte die Möglichkeit einsehen und doch an die Wirklichkeit nicht glauben. Was Gott möglich, das thut er darum nicht nothwendig; daß er es wirklich gethan, muß immer geglaubt werden. Der Glaube bleibt so etwas ganz für sich, unabhängig von aller Wissenschaft, frei sogar von jeder Berührung mit derselben, weil rein von allem Allgemeinen, das Persönlichste, in das als innerstes Heiligthum menschlicher Freiheit nichts von außen, auch nicht die Wissenschaft, eingreift. Das ist der Sinn der unverstandenen, darum so viel mißbrauchten Glaubensfreiheit. Hierin (im Glauben) ist jeder dem andern gleich und der Wissende wie der Unwissende. Daher auch der, welcher die Möglichkeit einsieht (und ein solcher sollte jeder Lehrer seyn) an die Wirklichkeit in keinem andern Sinne glaubt, als in welchem das Volk, d. h. derjenige größere Theil an sie glaubt, der für sich bloß an die Erfahrung gewiesen ist. Denn auch jener glaubt an die Wirklichkeit, der Erlösung z. B., nicht weil er die Möglichkeit einsieht, sondern wegen der ihm gewordenen Erfahrung. Die Erfahrung, auf welcher der Glaube beruht, kann der Lehrende dem Lernenden nicht geben; diese zu erlangen, wird nach altkirchlicher Erziehungsweise der in den Hauptlehren Unterrichtete in eine andere Schule geschickt, worin — mittelst der dem Volk in dieser Absicht zugänglich gemachten und in die Hände gegebenen Bibel — der heilige Geist selbst Lehrmeister ist. Wohl aber dazu bedarf er des menschlichen Lehrers, nicht nur, daß er ihn beständig in diese Schule weise, sondern, daß er ihm das innerlich Erfahrene auch auslege, ja es ihm in den Zusammenhang erhebe, in

welchem es ihm zugleich ein Denkbares ja sogar ein wirklich Gedachtes wird. Ein solcher Unterricht wird möglich gemacht durch eine Theologie, in welcher nicht scholastisch die bloß formale, in welcher vielmehr die reale Denkbarkeit gezeigt ist. Man könnte einwenden, es sey von dem christlichen Volksunterricht hiemit zu viel gefordert. Allein, wenn man Geistliche über unkirchlichen Sinn, d. h. vorzüglich über geringe Theilnahme an ihren Predigten, klagen hört, so liegt ein Hauptgrund wohl darin, daß zu wenig in diesen gelernt wird, kaum einer durch sie seine Erkenntniß erweitert fühlt, der doktrinelle Inhalt zu mager ist, an ein wirkliches Erbauen, d. h. Aufbauen eines Systems christlicher Einsichten, nicht gedacht wird, der bloßen moralischen Salbadereien nicht zu gedenken.

Wir danken den gotterweckten Männern, welche, den frommen Ph. Spener an ihrer Spitze, gegen die scholastische, in die dürrste Verstandeswissenschaft ausgeartete Theologie die Rechte des Herzens und der Erfahrung geltend machten. Wenn indeß in Folge ihrer Wirkung die formale Theologie ihre Geltung verlor, so war damit zunächst nur dem Rationalismus der Weg gebahnt. Denn für eine reale Theologie, welche an die Stelle der bloß formalen nun kommen sollte, bot die Philosophie keine Mittel dar. Eine bloße sogenannte Herzenstheologie war der Zeit, wie sie damals schon bevorstand, nicht gewachsen. Könnte man mit der bloßen Erfahrung die Frage nach der Möglichkeit, d. h. die Philosophie zurückweisen, so bedürfte es keiner Theologie, und jeder wäre gleichberechtigt, aus seiner innern Erfahrung heraus vor der Gemeinde zu reden, wie dieß ja bei einigen Abzweigungen der protestantischen Kirche der Fall ist. Nicht fragt sich daher, ob Theologie seyn soll, sondern nur, welche seyn soll.

Inzwischen nun aber haben einige, die es zu keiner Theologie gebracht zu haben und es auch zu keiner bringen zu können sich bewußt sind, einer bekannten Taktik gemäß, die einen hoffnungslos gewordenen Kampf gern von einem Gebiet auf ein anderes spielt, statt der Frage um die Theologie die Frage um die Verfassung der Kirche auf die Bahn zu bringen gesucht und damit einen weit verbreiteten

zustimmenden Wiederhall gefunden. Wenn sie dabei alle ihre Hoffnung darein setzen, es werde eine ins Leben zu rufende Kirchenverfassung der Kirche dazu helfen, sich selber neukräftig zu gestalten, so ist die natürlich erste Frage: woher der so beschaffenen Kirche die Verfassung kommen soll. Von ihr selbst? Ja, wenn in ihr nur irgend ein Selbst, ein gemeinschaftliches Bewußtseyn anzutreffen wäre, statt dessen man nichts als Individuen, Parteien und Meinungen sieht, die sich über eine Verfassung so wenig einigen würden als über die Theologie, welcher man auf diese Weise aus dem Wege gehen wollte. Was bliebe daher übrig, als daß die einzige bis jetzt vorhandene allgemeine Macht, die politische, sich ins Mittel schlüge und dazu hergäbe, eine Kirchenverfassung zu diktiren, in der Hoffnung: das religiöse Verständniß, in welchem erst die eigentliche Kirche ist, also die Kirche selbst würde dann schon nachkommen. Ohne das doppelt Widersinnige, das hierin liegt, weiter hervorzuheben, ist es bemerkenswerth, daß freisinnig seyn wollende Theologen, in vollkommener Rathlosigkeit, gegen Skandale und Verwirrungen, in die sie übrigens selbst mit die Kirche haben gerathen lassen, ebenso, wie man sonst nur den Anhängern einer veralteten Dogmatik vorzuwerfen pflegt, die Hülfe des Staats herbeirufen.

Das Bekenntniß, mit welchem der Protestantismus auftrat, hatte zunächst nur seine Bedeutung gegen die Kirche, von der er sich trennte, und mit der, eben weil mit ihr einst vereinigt, er sich auseinanderzusetzen hatte. Aber mit Aufstellung der Lehren, durch die er sich von ihr schied, war seine Mission nicht vollendet. Es bleibt immer die Frage: warum legte er denn auf jene Lehren ein so großes Gewicht? Sie konnten wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung seyn. Er suchte mit ihnen selbst noch etwas Höheres und Allgemeineres. Er suchte die unsichtbare Kirche, an deren Stelle, sie verdrängend, die äußere und sichtbare sich gesetzt hatte. Wir können auch sagen: er suchte die wahre Kirche, deren wesentliches Attribut die

Einheit und Allgemeinheit ist [1]. Die Allgemeinheit als bloß äußere würde immer nur eine zufällige und daher nicht die wahre seyn können. Die wahre Allgemeinheit kann nur die innere und wesentliche seyn, die beruht auf der absoluten Allgemeinheit der christlichen Principien selbst, und erreicht ist, wenn eben diese Allgemeinheit erkannt, wenn erkannt ist, daß das Christenthum zu seiner Voraussetzung keine andern Verhältnisse hat, als durch welche auch die Welt besteht, daß der Grund des Christenthums gelegt ist, ehe der Welt Grund gelegt war, daß Christus in diesem Sinne der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte ist [2].

Alles aber, was auf Erkenntniß beruht, hat der Natur des menschlichen Geistes zufolge nur einen stufenmäßigen Fortgang, eine allmähliche Entstehung. Die Reformation war daher von Anfang unvollendet, nur der Beginn dessen was werden sollte, nicht es selbst. Solang er nun jene wahre Allgemeinheit nicht erreicht hatte, war der Protestantismus zwar — auch Kirche, aber nur eine Art von Kirche. War die Kirche

[1] Er hat das una et catholica nicht aufgegeben, sondern für die ecclesia invisibilis festgehalten.

[2] Es gibt noch immer viele, die sich bemühen, ja sich plagen, das ewig Wahre im Christenthum zu entdecken; ihr Unglück ist, daß sie unter dem ewig Wahren alles das meinen, was keines Nachdenkens bedarf, was jeder von selbst weiß, wie ihnen Vernunft der Verstand ist, den jeder hat. Es geht ihnen mit dem Ewigen wie mit dem Allgemeinen, das sie mit dem Richtigen verwechseln, wonach das allgemeinste Bekenntniß das ist, das nichts bekennt. — Eine andere mögliche Anwendung des oben Gesagten wäre auf die etwa vorhandene Meinung, mit den Resultaten einer gelehrten und in dieser Hinsicht anerkennenswerthen Kritik, durch welche Verfasser und Abfassungszeit neutestamentlicher Schriften zweifelhaft werden sollen, das Christenthum selbst erreichen zu können. Das wäre die Einbildung derer zu Babel, die sich auch einbildeten, einen Thurm zu bauen, deß Spitze an den Himmel reiche. Das Christenthum ist selbst älter als das Christenthum, nämlich als das jener Bücher, deren Inhalt außerdem nach seiner wahren Bedeutung verstanden seyn müßte, ehe man über ihren Ursprung mit Sicherheit urtheilen könnte. Ist es eine platte Philosophie, welche ein solches Verständniß hindert, so hat sie solche gelehrte Umstände nicht nöthig, ihr muß es sich a priori und von selbst verstehen, daß eine Lehre wie das Christenthum nur ein Gewebe successiver menschlicher Erfindungen, ohne alle objektive Wahrheit seyn kann.

in ihm verwirklicht — so, wie sie allein verwirklicht seyn kann, im Geist und in der Erkenntniß, so ergab sich die äußere und sichtbare Gestalt von selbst. Solang die Kirche in ihm nur im Werden ist, kann auch die Verfassung nur eine vorläufige, einstweilige seyn, und anders haben es die Reformatoren selbst nicht gemeint mit den Einrichtungen, die sie im Drang der Umstände ihrer Kirche gaben. Nicht zufällig war es, nicht bloße Dankbarkeit gegen die Fürsten, welche die Anfänge der Reformation geschützt und beschirmt hatten, war Ursache, daß diesen die oberste Aufsicht über eine Kirche belassen wurde, welche außer dem Gegensatz, den sie in der römischen außer sich gelassen hatte, in ihr selbst auftauchende, bei weitem drohendere zu erwarten hatte, Gegensätze, die sie weder wie die bloß äußere Kirche mit eiserner Faust unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, auseinander weichende Meinungen zu beherrschen vermögenden Erkenntniß niederhalten konnte. Nicht die Kirche, sondern nur eine Kirche, und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr selbst als bloße Partei angesehen, war sie in der Lage, wo nur das Dazwischentreten einer unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteien stehenden Macht das Aeußerste verhindern konnte. Es ist baarer Undank, wenn man nicht einsieht, daß eine Kirche, wie die protestantische noch jetzt ist, ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht bestehen könnte, und thöricht, zu glauben, daß selbst diese ihr eine Verfassung zu geben vermöchte, bei der sie dann sich selber regieren und aller weiteren Dazwischenkunft entrathen könnte. Von der andern Seite dürfen wir zu der Gesinnung unserer Fürsten, und am gewissesten zu der des mächtigsten unter ihnen, vertrauen, daß sie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß ansehen und sie nicht aus den Händen lassen werden, solang das Ziel unerreicht ist, am wenigsten sie irgend einer selbst hervorgerufenen Gewalt übergeben, von der vorauszusehen wäre, daß sie dem Fortgang zu jenem Ziel, d. h. der fortschreitenden Wissenschaft, nur feindlich oder hemmend entgegentreten würde.

Wir hoffen dieß, obgleich wir einsehen, daß der Staat, wenn er jener Oberaufsicht sich annimmt, nur eine peinliche Pflicht erfüllt,

wobei, da er selbst nicht Partei seyn darf, nur seine überlegene Welterfahrung oder ein allgemeines Rechtsgefühl ihm zur Richtschnur dienen kann. Oder wäre ihm, der das menschliche Leben von allen Seiten und in den mannichfaltigsten Beziehungen ganz anders kennt als an Geist und Herz vertrocknete Büchergelehrte, wohl zuzumuthen, dem Werk der Zerstörung gleichgültig zuzusehen, die Kirche im wilden Zusammenstoß der Meinungen sich vollends aufreiben zu lassen, wenn er fühlte, welche trostlose Oede und Langeweile der völlige Untergang des Christenthums über alle menschlichen Verhältnisse verbreiten müßte, welche moralische Wüste, in der kein Mensch und am Ende selbst die nicht leben möchten, die sie herbeigewünscht hatten? Zuzumuthen, sich des Christenthums so weit anzunehmen, daß es, als etwas einmal Eingeführtes, Scheines halber, der Form nach, oder als bloße Einkleidung fortbestände, innerlich aber aufgegeben wäre; als müßte er nicht in allen Verhältnissen auf Ernst und Wahrheit halten, zumal aber in allen öffentlichen der Lüge feind seyn; denn die in dem einen geduldete würde bald über alle sich verbreiten und zuletzt das Innerste des Staates selbst verfälschen? Zuzumuthen, daß er die von frommen Vorfahren in der Absicht, gewisse Wahrheiten, die ihnen heilbringende und seligmachende waren, nicht untergehen zu lassen und auch für die nachkommenden Geschlechter zu erhalten, mit der Verkündigung derselben verbundenen Ehren, Vortheile und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benutzen würden, eben diese Wahrheiten zu untergraben, oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der bestehenden Ordnung, oder Aufreizungen, die keine andere Absicht haben können, als die wichtigsten und innerlichsten Fragen zur Entscheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen (wovon zur Entscheidung durch die Fäuste nicht mehr weit ist), nicht mit aller ihm zustehenden Kraft entgegentrete? Zuzumuthen, daß er des armen Volks sich nicht annehme, wenn es durch schmeichelnde Worte und gleißende Reden, in denen übrigens der Name Christi gepriesen wird, um das schlechte und rechte Christenthum

gebracht werden [1], oder wenn ihm zwar das geschichtliche Christenthum gelassen werden soll, aber als bloße schlechte Vorstellung und nur uneigentliche Wahrheit, indeß der denkende Lehrer die wahre, die eigentliche Wahrheit für sich behalte (nebenbei ein trefflich Fündlein, den dünkelhaftesten geistlichen Hochmuth einzuführen)? Wäre endlich der Staat selbst dann so sehr im Unrecht, als manche es vorstellen, wenn er — ohne auch der kühnsten Forschung und Lehrweise, solang sie nur wissenschaftlich ist und den nothwendigen öffentlichen Anstand nicht verletzt, etwas in den Weg zu legen; ohne irgendwie sogenannte Rechtgläubigkeit vorschreiben, begünstigen oder hervorrufen zu wollen [2], ohne dem Christenthum den Fortgang zu derjenigen Freiheit, welche erst die vollkommene seyn wird, zu verkümmern, ohne es in den Particularismus zurückstoßen zu wollen, aus dem es herausstrebt, und in dem es nur wieder zu Grunde gehen könnte — wenn er dennoch, unbesehen gleichsam und ohne Untersuchung, aber eben darum auch keiner solchen vorgreifend oder vorschreibend, nicht der zufälligen Form sondern der Sache nach und im Allgemeinen, die Lehre lieber hätte, welche die Stimme der Jahrhunderte für sich hat, als Meinungen, die von gestern sind? Das alles wäre nur menschlich, billig, gerecht, und jeder müßte sich schämen, der es anders fände.

[1] „Wie der Wind Cäcias so fein sanft, weich und warm wehet, damit die Blüthe herauslocket zu ihrem Verderben, also thut der Teufel auch, welcher gedenkt, Christum zu vertilgen eben indem er ihn lehret; denn das kann der Teufel wohl leiden und nachgeben, daß Christus über die Zunge gehet, und er dieweil darunter liegt, daß den Leuten die Ohren gekitzelt und sie angesteckt werden mit dem, was sie gern hören". Dr. Martin Luthers Tischreden, K. XXXII.

[2] Davon wäre auch unter Verhältnissen wie die jetzigen — nicht eine ächte und lautere, sondern nur eine gemachte, verschrobene und verfälschte Orthodoxie zu erwarten, der man den gemeinsten Rationalismus, wenn er nur übrigens ehrlich ist, weit vorziehen müßte. Für eine ganz vertrackte Theologie dieser Art kann ein einziges, angeblich bei der Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Stuttgart gesprochenes Wort gelten: „Die persönlich gewordene Gemeindewahrheit ist der Gottmensch, als das Wort, welches Fleisch ward" (s. Berl. Allg. Kirchenzeitung von 1845. Nr. 76).

Dennoch ist das letzte und auf alle Weise begehrenswerthe Ziel ohne Frage, daß die Kirche von dem Staat frei werde, denn dieses Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eignen inneren Vollendung seyn. Der Staat, in dem allein bis jetzt die allgemeine Intelligenz ihre äußere Darstellung gefunden, hält der Kirche beständig das Maß vor, bis zu welchem sie ihr Bewußtseyn zu erweitern, ihr Wissen zu steigern hat, um der in ihm wirkenden Vernunft auf gleicher Höhe und würdig gegenüber zu stehen, um zugleich ihm zur Ergänzung — zu seinem Bewußtseyn zu werden, durch das er sich über sich selbst erhebt, von seiner Einseitigkeit frei wird. Der Staat kann die Kirche nur sich gleich achten, d. h. sie als frei von sich erkennen, wenn sie innerlich dieselbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich ist. Er hat Recht, die Kirche unter sich zu halten und demgemäß zu behandeln, die sich nur in der Abschließung vom allgemeinen Bewußtseyn und im Widerspruch mit demselben behauptet. Und nicht der Staat kann die Kirche frei machen, sie selbst muß sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erringen der inneren Selbständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt. Und auch nicht frei lassen wird sie der Staat, sondern sie wird frei seyn von dem Augenblick, wo sie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen besondern, sondern als den wahrhaft und durch sich selbst allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dieß ist die wahre Strömung der Zeit, von der selbst die Thorheit Zeugniß ablegt, welche dieselbe wohl fühlt, aber nicht versteht.

Möglich, daß durch wiederhergestellte alte oder improvisirte neue Einrichtungen der deutschen protestantischen Kirche etwas mehr Stabilität gegeben, gewisse Ausschreitungen in ihr leichter in Schranken gehalten werden (wiewohl, was die vorhandenen Formen betrifft, manche so eng mit der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volksstammes, bei dem sie sich finden, zusammenhangen, daß es schwer, ja unmöglich seyn wird, sie allgemein zu machen). Wenn man aber die Frage aufwirft, wo der Protestantismus das vorgesteckte Ziel am ehesten erreichen werde,

so antworten wir ohne Bedenken: eben da, wo er am längsten gezaudert, sich eine feste äußere Gestalt zu geben, wo er sich am meisten alles frei erhalten hat. Besser immer dieses Precäre seiner Existenzformen, dieses Schwankende seines Kirchenrechts, solang er nur eine Kirche, und nicht die Kirche geworden ist (denn diese erst hat das unbedingte und unzweifelhafte Recht zu existiren), aber immer besser dieses Unklare seines Rechts, als eine vollkommen befestigte äußere Existenz, die nicht ohne einen Rückfall zu erlangen gewesen wäre und nur eine Bastarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus hätte seyn können, wie in England. Wenn die deutsche protestantische Kirche die Umstände, in denen sie sich befindet, und an denen jetzt so viele sich ärgern, im Zusammenhang mit dem Ziel betrachtet, so wird sie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Christi selbst „höher achten denn die Schätze Egypti", als die glänzendste äußere Verfassung, welche sie an Erreichung jenes Ziels verhindert hätte. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark, wird sie mit dem Apostel, ihrem Vorbild, sagen; schwach der äußern sichtbaren Gestalt nach, ist sie stark inwendig, als die ganze Kraft des ersten Princips noch unverschwendet in sich bewahrend, und im Bewußtseyn des unverlierbaren Ziels. Und denen, welche ihr die gegenwärtigen Zustände vorhalten, wird sie antworten, daß diese Leiden nicht werth sind der künftigen Herrlichkeit des ohne jede äußere Macht allein durch sich selbst siegreichen Christenthums.

Kirche und Staat — das sind die zwei Gebiete, in denen allein sich die Philosophie mit dem öffentlichen Leben berührt, und beide sind ihr so nahe gelegt, daß, wie mißtrauisch ihr Einfluß auf beide von manchen Seiten noch betrachtet wird, sie durch nichts abgehalten werden kann, sich angelegentlichst mit ihnen zu beschäftigen. Steffens trat vor keiner der großen Aufgaben zurück, und mit derselben Freimüthigkeit, wie er sich über religiöse und kirchliche Verhältnisse geäußert, hatte er auch bei gegebener Veranlassung über Zustände und Principien des Staats sich erklärt. Es gibt Individuen, bei denen der Werth ihrer

literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte insofern, als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagen mußte als seine geistigen Hervorbringungen. Zu einer Analyse seiner naturphilosophischen Werke, z. B. der großen Anthropologie, seiner Religionsphilosophie u. a. mangelten Zeit und Kräfte, aber überhaupt den Lobredner so wenig als den Beurtheiler seiner wissenschaftlichen und andern Werke zu machen, konnte bei der Nähe unseres Verhältnisses und der Uebereinstimmung unserer Bestrebungen als schicklich erscheinen. Mir stand nur zu, Zeugniß abzulegen für sein hohes und durchaus reines Wollen: wie ich mehr gewiß als irgend einer unter den hier Anwesenden Ursache hatte, ihm das Wort des römischen Dichters nachzurufen:

Vielen Guten starb er beweint,
Niemand beweinter als mir selbst.

Aber nicht geziemte, unmännlichen Schmerz zu äußern oder zu erregen; vielmehr wofern ich im Stande war den vollendeten Freund mit Worten zu ehren, so konnte dieß auf die würdigste und seinem Sinn gemäßeste Weise nur geschehen, wenn ich an seinen Namen ein frei, vom Herzen weg gesprochenes Wort knüpfte, das in einer Zeit großer Verwirrung über die wichtigsten Fragen ernstlich Strebenden zu einiger Verständigung und Weisung dienen konnte. In diesem Sinne wurde der gegenwärtige Vortrag gehalten.

Es ist ein weiter Weg von den ersten Anfängen aller Speculation durch alle nothwendigen Zwischenglieder bis zu den letzten Resultaten, in welchen das höchste Menschliche sich zusammenfaßt. Steffens erlag nicht der Länge des Weges, wie überhaupt das Ausgezeichnete seines Wesens eine unverwüstliche Jugend des Geistes war. Sahen wir in der letzten Zeit mit Schmerzen seinen körperlichen Zustand dem Verfall sich nähern, der Geist hielt sich aufrecht, und wer noch in den letzten Jahren ihn hörte und sah, wie er in freier, überströmender Rede, mit herzgewinnender Freundlichkeit, noch immer tief ergriffen, von den höchsten Dingen redend, sein Inneres aufschloß, der wird mir darin

beistimmen, daß man von ihm sagen könne: Er ist in seiner Jugend gestorben.

Zwar ein langes und reiches Leben hatte er zurückgelegt; durch besondere Fügung mit auf den Schauplatz der denkwürdigen Ereignisse geführt, durch welche des deutschen Vaterlandes Freiheit und Selbständigkeit, wenn nicht so weit, als kühnere Wünsche für möglich gehalten, aber denn doch errungen und erkämpft worden, wußte er wieder in die bescheidene Stille des akademischen Lehrers zurückzutreten, auch hier übrigens stets bereit, von dem deutschen Volke die inneren Gefahren abzuwehren, die ihm nur zu oft und gerade in Zeiten großer Wendepunkte durch vordringliche Unfähigkeit oder Unbedachtheit bereitet worden. Er hat treu ausgehalten mit dem Vaterlande seiner Wahl, Glück und Unglück der Zeit redlich mitgetragen. Anerkannt von seinem edeln, aufs höchste verehrten Könige, hat er neben dem Dank auch den Undank der Welt erfahren, aber aus allen Stürmen eines geistig bewegten und äußerlich wechselvollen Lebens die erquickende Frische seines Geistes und seine gegen alle Menschen liebevolle Gesinnung davongetragen, der wir zuletzt gedenken, um mit der Erinnerung an diese schönste, höher als jede geistige Begabung anzuschlagende Eigenschaft diesen dem Andenken des theuern Freundes gewidmeten Vortrag zu schließen.

* * *

Der letzte geistige Nachlaß eines so allgemein gelesenen und von so vielen geliebten Schriftstellers wie H. Steffens sollte eigentlich keiner Bevorwortung bedürfen, zumal wenn sich unter demselben so werth- und belangvolle Arbeiten befinden, wie (um diejenigen zu nennen, die in den Kreis meiner Beurtheilung fallen) die über Pascal und die über die Lebensumstände des Jordanus Brunus, dann der Aufsatz über die wissenschaftliche Behandlung der Psychologie, leider Bruchstück geblieben, aber dennoch anziehend, weil aus ihm zu ersehen ist, mit welcher Wissenschaft der Verewigte sich zuletzt beschäftigte, und welche Richtung er eben derselben zu geben dachte.

Da indeß irgend ein Vorwort dennoch unerläßlich schien, so habe ich, die Abneigung gegen jede partielle Aeußerung über Philosophie für dieß Mal überwindend, angenommen, daß der bei Eröffnung meiner Vorlesungen im vergangenen Sommerhalbjahr zu Steffens Andenken gehaltene Vortrag statt eines solchen wohl würde gelten können, wenn es auch manchen vorkommen möchte, als ob der Charakter von Improvisation, den eine Gelegenheitsarbeit unter allen Umständen an sich trägt, und der auch diesem Vortrag durch einige Erweiterungen nicht genommen werden konnte, wenig stimme zu dem Ernst und der Wichtigkeit der Gegenstände, die in ihm zur Sprache kommen. Ich überzeugte mich inzwischen, daß dieses Fragmentarische doch mehr nur ein äußerliches und scheinbares, und übrigens der Zusammenhang der zu Grunde liegenden Denkweise gar wohl einzusehen sey, wenn man nur den guten Willen und so viel Combination, als zum Verständniß jeder Art von philosophischer Darstellung erforderlich ist, dazu mitbringe, und nicht etwa überhaupt nur das verstehe, worauf sich irgend eine der gangbaren, zu beliebigem Gebrauch bereit stehenden Bezeichnungen anwenden lasse.

Mein Antheil an der Publication dieses Nachlasses hat sich übrigens weder auf die letzte Redaktion, deren einige Aufsätze bedurften, und noch weniger auf die Correktur der Druckbogen erstrecken können, bei welcher, ohnerachtet der Sorgfalt, mit der des Verewigten vieljähriger Freund, Herr Professor von der Hagen sie beaufsichtigte, dennoch nicht zu verhüten war, daß durch hartnäckiges Besserwissenwollen eines Correktors in dem ersten Aufsatze als Herausgeber von Pascals Pensées Bossuet stehen blieb. Gesorgt indeß wurde, daß solche Druckverstöße durch ein vollständiges Verzeichniß, so weit dieß überhaupt geschehen kann, gut gemacht wurden.

Um einem möglichen Mißverständniß zu begegnen, sey noch bemerkt, daß der S. 43 unter den Schriftstellern über Jordanus Brunus genannte Jordanus der 1700 in Berlin geborene — späterhin durch Friedrichs d. G. Freundschaft und Briefwechsel berühmt gewordene Franzose Jordan ist, wie dieß aus dem Titel seiner kleinen Schrift:

Caroli Stephani Jordani, V. D. apud Potzlovienses Ministri Gallicani, Disquisitio historico-literaria de Jordano Bruno, Nolano. (eine Jahrszahl hat weder der Titel noch die Zueignungsschrift) sich abnehmen läßt.

Möge nun diese Sammlung als das Letzte, was von einem lebensvollen und höchst liebenswerthen Geiste uns übrig geblieben, überall, wohin sie dringt, freudige Theilnahme erwecken!

Berlin, Ende Aprils 1846.

Vorbemerkungen zu der Frage über den Ursprung der Sprache.

(Gelesen in der Klassensitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin 25. November 1850).

Meine Absicht ist, einige Vorbemerkungen zu der Untersuchung über den Ursprung der Sprache mitzutheilen. Vorbemerkungen. Denn eine in die Frage selbst eingehende Abhandlung, und die eine Entscheidung herbeizuführen auch nur beabsichtete, möchte sich schwerlich in die engen Grenzen eines akademischen Vortrags einschließen lassen. Man könnte auffallend finden, daß gerade in der Zeit, wo die sprachvergleichenden Forschungen einen so erstaunenswerthen Umfang erhalten und so glänzende Ergebnisse theils erzeugt theils in Aussicht gestellt haben, die Philosophie von jener allgemeinen Frage zurückgetreten scheint, die seit Platon bis in die spätere Römerzeit (Zeugnisse davon finden sich bei Sextus Empiricus und Aulus Gellius u. a.) vielfach erörtert worden, die sodann in neuerer Zeit, nachdem bereits Engländer, Franzosen, Deutsche damit wetteifernd sich mit ihr beschäftigt, vor nunmehr achtzig Jahren von unsern Vorgängern in der Akademie sogar zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht worden. Mit welchem Erfolg dieß geschehen, dürfte wohl kurz erörtert werden. Gekrönt wurde bekanntlich die Schrift von Herder, von welcher indeß ein dem Verfasser nicht übelwollender, ja ihm verwandter Geist, alsbald, nachdem sie im Druck erschienen war, sich wenig erbaut äußerte. J. G. Hamann hat sich nicht weniger als dreimal über die Herdersche Preisschrift vernehmen

lassen. Zuerst durch eine in die Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen eingerückte Recension, dann durch eine fingirte Abfertigung dieser Recension, die bald nachher in denselben Zeitungen erschien. Beide vom Jahr 1772 finden sich im IV. Band der Münchener Gesammtausgabe wieder abgedruckt, wo jedoch bei Redaktion des ersten Aufsatzes ein arger Verstoß begangen worden. Herder ist für den rein menschlichen Ursprung der Sprache und sagt: „Ein höherer Ursprung hat nichts für sich, selbst nicht das Zeugniß der morgenländischen Schrift" (unter dieser ist, wie das Folgende zeigt, die Bibel oder speciell die Genesis gemeint, es ist, als ob vor der damaligen Berliner Akademie die Bibel zu nennen nicht schicklich geschienen hätte). Denn diese, fährt Herder fort, gibt offenbar der Sprache einen menschlichen Ursprung durch Namengebung der Thiere. Hiezu (zu den Worten: Namengebung der Thiere) hatte Hamann in einem Exemplar, das ich gesehen, als Anmerkung unter dem Text beigeschrieben: „am ersten April S. Syncellus apud Fabricium in Cod. Pseudepigr. V. T. T. I, p. 13". Der Münchener Abdruck ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus demselben Exemplar gemacht, aber die Anmerkung (mit Auslassung des Citat) in den Text gekommen, als stünde der 1. April als Datum der Namengebung auch in der Schrift, oder als wär' es von Herder selbst beigefügt, der doch sonst nicht eben geneigt war, Ironie gegen sich selbst zu üben.

Eine Sammlung von ersten Abdrücken Hamannscher Aufsätze, denen nicht selten Randanmerkungen von der Hand des Verfassers beigeschrieben sind, befindet sich unstreitig jetzt auf der hiesigen Königl. Bibliothek, wohin sie mit der Jacobischen Büchersammlung gekommen ist. Vielleicht würde dort noch anderes in die Münchener Ausgabe nicht oder unrecht Aufgenommenes sich finden.

Ein dritter auf die Herdersche Preisschrift sich beziehender Aufsatz Hamanns unter dem Titel: Philologische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift, war auf Herders Wunsch ungedruckt geblieben und ist zuerst in der Münchener Ausgabe ans Licht gekommen. Hier sagt Hamann u. a. (es ist nicht die stärkste Stelle): „Mußte nicht mein

Freund Herder (er nennt ihn nachher sogar den würdigsten seiner Freunde), um in den akademischen Schranken dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod des verkündigten Preises nachzujagen, mußte er nicht laufen als aufs Ungewisse, fechten als der in die Luft streicht? — Als ein kluger Haushalter eines ungerechten Mammons hat er nichts anderes als die Offenbarungen und Ueberlieferungen seines Jahrhunderts zum Grunde seiner Abhandlung legen, und seinen Beweis auf Sand, Stückwerk, Holz, Heu und Stoppeln bauen können — — aber freilich alles nach der neuesten Bauart seines Jahrhunderts". (Werke, Band IV, S. 66.).

Noch ganz anders freilich hatte Hamann über eine zweite vollkommen gleichzeitig erschienene Schrift über denselben Gegenstand, auf jeden Fall veranlaßt durch die Berliner Preisaufgabe (sollte diese Abhandlung vielleicht gar das Accessit erhalten haben?) sich ausgelassen. Der Verfasser dieser Schrift, ein in der Folge mehr durch Arbeiten über Geschichte der Philosophie als durch eignes Philosophiren bekannt gewordener Mann hatte seine Abhandlung: Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache betitelt, aber sich mit Erklärung des Ursprungs der Redetheile begnügt, war also an die eigentliche Frage nicht einmal gekommen. Denn, wie Hamann sagt, der Ursprung der menschlichen Sprache und die Erfindung der partium orationis sind so weit voneinander unterschieden als Vernunft, Logik und Barbara Celarent. „Wir überlassen es, fährt die Hamannsche Recension fort, Lesern, die etwas mehr als Primaner, aber auch keine bestochenen Zeitungsschreiber sind, selbst zu erfahren, wie schal und seicht des Verfassers Philosophie sey. Welche gähnenden und schielenden Beispiele, ohne Witz noch Wahl, und seine gelehrte supellex — quam curta! Ohngeachtet er eigentlich die Sprache nur aus dem Gesichtspunkt der Grammatik anzusehen im Stand gewesen, so scheint er doch auch letzterer nicht einmal recht in seiner Muttersprache gewachsen zu seyn". (Ebendaselbst S. 5.).

So wenig harmonische Töne waren der erste Erfolg der Berliner Preisfrage und der auf sie eingegangenen Antworten. Wenn unsere Zeit in Bezug auf die Frage zurückhaltender geworden, oder wenigstens in die eigentliche Tiefe derselben noch nicht eingegangen ist, so darf man

dieß vielleicht als Folge des Umstandes betrachten, den wir als die erfreulichste Folge der neueren Philosophie ansehen, daß die großen Gegenstände fernerhin nicht mehr wie ehemals capitelweis, abgeschnitten vom allgemeinen Zusammenhang abgehandelt werden können — und die Philosophie entweder sich selbst aufgeben oder sich bestreben muß, in der That jenes Webermeisterstück zu seyn, von dem Goethe spricht, wo ein Tritt tausend Verbindungen schlägt. Wirklich hängt das Problem, wie man schon bei den ersten ernstlichen Versuchen es zu lösen bemerken kann, vor- und rückwärts so mit den höchsten Fragen aller Speculation zusammen, daß jeder, der es angreift, bald davon zurücktreten wird, wenn er sich nicht bewußt ist, über jene zu einem befriedigenden Abschluß gekommen zu seyn.

Was dessen ohngeachtet vorläufig für das Problem geschehen könnte, würde darin bestehen, daß versuchsweise (πειραστικῶς) alle Möglichkeiten, die sich unmittelbar darbieten, erschöpfend aufgestellt, einige nach Erfund schlechthin, andere beziehungsweise verneint, die eine durch die andere berichtigt, beschränkt oder erweitert, und so der Weg zu dem Wahren und Wirklichen in der Sache gebahnt würde. Diese nächsten Möglichkeiten sind um so weniger schwer zu erkennen, als natürlich schon alle wirklich versucht worden sind. Die Alten kannten nur Einen Gegensatz, die Frage war: φύσει ἢ θέσει τὰ ὀνόματα; dagegen schon J. G. Hamann in der zweiten Recension der Herderschen Preisschrift sagt: allen möglichen Kundschaften nach, die ich über diesen Punkt habe einziehen können, gibt es hier höchstens drei Scheidewege: den Weg des Instinkts, den Weg der Erfindung und den Weg des Unterrichts. In jeder dieser Möglichkeiten zeigen sich aber wieder untergeordnete Möglichkeiten, so in Ansehung des Unterrichts, über den sich Hamann mit folgenden Worten äußert, die man freilich mit Vorsicht oder cum grano salis nehmen muß, da sie in der zweiten Recension stehen, die sich für eine Abfertigung der ersten gibt und vermuthlich zur Begütigung Herders geschrieben ist. Ueber die Hypothese des Unterrichts also sind Hamanns Worte: „Der menschliche fällt von selbst weg (da nämlich jeder Unterricht schon Sprache voraussetzt; dasselbe wäre zu sagen, wenn man

die gemeinsame Sprache durch Uebereinkunft, Festsetzung (θέσει) oder Verabredung entstehen ließe). Der mystische ist zweideutig, unphilosophisch, unästhetisch (hier scheint die Parodie Herderscher Aussprüche ziemlich greifbar). Es bleibt nur der thierische Unterricht übrig". Wollte man dieses Letzte wörtlich nehmen, so etwa, daß die menschliche Sprache durch eine Nachahmung und allmähliche Vermenschlichung thierischer Laute entstanden seyn sollte, so wäre diese Meinung so dem Genius Hamanns widerstrebend, daß man noch einen andern als den an der Oberfläche liegenden Sinn hinter den Worten vermuthen müßte. Allein der Königsberger Einsiedler, oder wie er sich selbst gern nennen hörte, der Magus aus Norden will vielleicht nur dem Freund zu Gefallen reden, seiner Denkart soviel möglich sich anbequemen; denn in der unmittelbar, wie es scheint, nach seinen Recensionen der Tiedemannschen und Herderschen Abhandlungen, nämlich ebenfalls 1772, unter dem Titel: des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache erschienenen Schrift, also in einem vierten durch die Berliner Preisfrage veranlaßten Aufsatz, in dem er sich nun wieder nach einer andern Seite hin wegen einzelner Aeußerungen der sogenannten Abfertigung rechtfertigen zu wollen scheint, in diesem vierten Aufsatz also geht Hamann in alia omnia und scheint, freilich in seiner wenig entwickelten und verständigender Auseinandersetzung schnurstracks zuwiderlaufenden Weise, einen zugleich göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache behaupten zu wollen.

Ich müßte nun, um es nicht bei diesen bloßen literarischen Vorbemerkungen bewenden zu lassen, die drei Hypothesen, die einzigen unstreitig, die sich auch jetzt, d. h. nach den bis jetzt geltenden Standpunkten, im Ganzen erwarten lassen, auf die bezeichnete Weise durchgehen und sie nach Platonischer Anweisung als Stufen- und Aufsteigmittel zur wahren Theorie benutzen. Hier habe ich aber das Bekenntniß abzulegen, daß eine Ausarbeitung in diesem Sinn eben jetzt durch verschiedene Umstände rein unmöglich gewesen. Es mußte denn beim Rückblick auf die vorgetragenen literarischen Bemerkungen der lebhafte Wunsch entstehen, den Werth derselben doch irgendwie und von irgend einer

Seite her erhöhen zu können. Da kam mir zur rechten Zeit die Erinnerung, daß für diese Klasse Vorträge nicht bloß eigner Ausarbeitungen der Mitglieder zulässig erachtet sind, sondern wohl auch die Mittheilung einer fremden, wenn nur bis jetzt unbekannten Produktion gestattet ist, der freilich um so willkommener höherer Werth zugestanden wird, wenn das Ineditum einem früheren Jahrhundert und einem berühmten oder gar einem großen Namen angehört, z. B. dem eines Leibniz. Ein solches ist, was sich mir zur Mittheilung anbot, nun freilich nicht; wenn jedoch für keine Merkwürdigkeit, kann es aber heutzutage immerhin wenigstens als eine Seltenheit oder als ein Curiosum gelten, denn offenbar gehört es nicht der jüngsten Zeit an, welche mit so leichter Mühe, als eine frühere Generation die äußern Abzeichen des gelehrten Standes aus dem Weg geräumt, auch die wesentliche Zierde desselben, die Kenntniß der alten classischen Sprachen beseitigen zu können wähnte, im Gegentheil gehört es vielmehr einer Zeit an, in der auch Männer noch in lateinischer Poesie sich zu üben nicht verschmähten. Denn es ist ein lateinisches Poëm — eben über den Ursprung der Sprache, dem man freilich wird zu gut halten müssen, daß es dem einzigen einer didaktischen und philosophischen Poesie aus altrömischer Zeit, dem Gedicht des Lucretius, das außerdem auch die Frage vom Ursprung der Sprache berührt hat, daß es diesem Ausdrücke und Wendungen entlehnte, aber mit dem ich gegen eine eigne Arbeit jedenfalls im Vortheil mich zu befinden hoffe, indem für diejenigen, welchen der Inhalt nicht genügen sollte, vielleicht die sprachliche Darstellung einigen Reiz hat, und auf die, welchen diese gleichgültiger ist, der Inhalt immer wenigstens einige Beziehung ausüben wird. Ich begnüge mich von sprachlicher Darstellung zu reden, denn von poetischer könnte wohl erst dann die Rede seyn, wenn das Poëm ins Positive einginge und den Streit entschiede, anstatt sich mit Aufzählung der möglichen Meinungen zu begnügen. Eine Tugend des Mitzutheilenden darf ich noch erwähnen, seine Kürze. Und so sey denn nach einem geziemenden Favete linguis die Vorlesung des kleinen Anecdoti der Beschluß meines dießmaligen Vortrags.

De humani sermonis origine diversae opiniones[1].

Quis varias labris vocum efformare figuras
Mortaleis docuit, suavem quis ab ore loquelam
Fundere, quis rapidis animos percellere dictis?
Cetera cuncta Deus muta esse animantia jussit,
Addita soli homini verborum daedala lingua,
Naturae munus, sed munere quis docet uti?
Namque nec infantes primo sub tempore vitae
Utuntur lingua, pendent sed ab ore parentum
Auriculis avidis, ut discant verba profari,
Et claras lingua formata emittere voces.
Ast homini primum facto et majoribus orbo
Nemo erat, alloquio blando verbisque benignis
Qui daret exemplum. Sunt, qui venerabile Numen
Aeternumque patrem matris mortalis ad instar
Os homini formasse putent et verba praeisse,
Disceret ut vocis linguaeque volubilis usum.
Sed quoniam nemo est hominum, qui talia fari
Non modo, sed mente atque animo comprendere possit,
Sunt, qui nullius impulsu nulloque magistro
Verba reperta homini dicant, sed sicuti capta
Mature et caris erepta parentibus ultro
Discit avis patrii modulamina suavia cantus,
Aut veluti modo nata et luminis edita in auras
Sponte sua doctas pertexit aranea telas:
Sic neque consilio ductos, autore nec ullo
Primigenos homines hominum neque sanguine cretos
Instinctu solo naturae atque ingenita vi
Perpulsos laetae commercia inisse loquelae.

[1] In einer früheren Abſchrift dieſes von dem Vorleſenden ſelbſt im Jahr 1825 oder 1826 verfaßten Gedichts iſt der Ueberſchrift beigeſetzt: „nach einem [ſeinen Söhnen] zur Ueberſetzung ins Lateiniſche gegebenen Thema". D. H.

In partes abeunt alias, neque Numine divo
Nec natura ipsa qui dicunt esse magistra
Usum hominem, verbis cum disceret addere verba,
Naufragio at veluti projectum ad littora vitae
Nudum hominem multo studio longoque labore
Tentandoque vias demum invenisse loquendi,
Atque rudes primum voces nilque artis habentes
Adituque truces et nulla lege coactas
Paullatim inflexas mitescere, sumere formam,
Leneque ferre jugum docuisse et vincula amare,
Continuo sermone ut deinde expromere posset
Sensa animi et nil non aptis proponere verbis.
Quarum quae sit vera et possit opinio stare,
Docti disceptant et adhuc sine judice lis est.

Epigrammata.[1]

1825.

Die alten Burgen.

Culmina culminibus, nativis arcibus arces
Impositas prisci temporis ausa stupes.

Streitberg.

Eversas arces atque alto culmine culmen
Dejectum nostri temporis ausa vides.

Die Wiesent.

Dulce sonans per prata virentia labitur amnis,
A pratis vere nomen et omen habens.

Neideck.

Nomen ab invidia tulit angulus iste, placeret,
Quo fugerem invidias, angulus iste mihi.

Muggendorf.

Occulta arboribus densis, sed prodita fumo
Valle vides ima tecta humilesque domos,
Quae si te excipiant aegrum, neque pectora curis
Exsolvant, nullo rure beatus eris.

[1] Diese lateinischen Epigramme sind wie das vorhergehende Poëm zur Zeit des Erlanger Aufenthalts verfaßt und schienen am besten neben diesem, mit welchem sie auch im Original zusammengestellt sind, ihre Stelle zu finden. D. H.

Die Muggendorfer Höhlen.

Antra petant alii, coecas sub monte cavernas,
Ursino infectos osse situque specus.
Me coeli facies, me diae luminis aurae,
Me viridis rivus, mollia prata juvant;
Securi colles, optata silentia toto
Sejunctae mundo vallis et alta quies
Exesos inter montes jugaque horrida dumis,
Quercubus umbrosis ilicibusque nigris.

Die Riesenburg.

Has olim moles dicunt posuisse Gigantas,
Hoc certum est, hominum non posuisse manus.

Rabeneck.

Quod pullis aquilae nidum Natura creavit,
Tristis corvorum turba cacumen habet.

Gößweinstein.

(Ortschaft mit Wallfahrtskirche.)

Elatum montem nisi summo in vertice templum
Nec te relligio fecit adire loci,
Huc ades, expansas vallis super abdita pennas
Quo libres, curvos despiciasque sinus.
Est ubi praerupti montis pendentia saxa
Saltibus immineant, hunc tibi quaere locum.
Hic tibi subjectas cautes et claustra profunda
Contractumque datur cernere flumen aquae,
Quae vallis mirum sinuosae anfractibus errans
Obliquum dulci murmure fallit iter.

Gedichte und metrische Uebersetzungen.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland [1].

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dieß Schweigen nicht mehr brechen;
Es sieht mich an mit flehender Geberde
Das stumme Bild, und dringt mich noch zu sprechen.
Warum, o Erde, hatt'st du keinen Mund,
Und warst so träg die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
Ist das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Mensch, was er gesehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?
Laß mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden,
Nimm diese Last von der gedrückten Seele,
Und laß dieß Blatt den rechten Leser finden,
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich gesehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Gräuelthat verhehle.
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke sich entzündet;
Als einsam ich beim Wort des Herrn gewacht,

[1] Dieses Gedicht, so wie die zwei folgenden, stand im Musenalmanach für das Jahr 1802, herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck, mit dem Namen Bonaventura unterzeichnet.

Auf daß am nächsten Morgen ichs verkündet',
Daß unversehns zwo dräuende Gestalten
(Wie es geschehn, hab ich noch nie ergründet),
Indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
Wo war't ihr da, ihr schirmenden Gewalten?
War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Dem Frommen eine feste Burg und Mauer
Vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
Die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löste kalter Schauer.
Doch während so das Härtste ich erdichte,
Das Aeußerste zu dulden schon mich rüste,
Geschah es mir, wie ich wahrhaft berichte.
Es ist ein Ort, nicht fern der Meeresküste,
Verwittwet steht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer sand'ger Wüste,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
Befahl der eine. „Willst die Glieder laben,
So folge mir zu spätem Hochzeitschmaus.
Du kannst das wohl nicht alle Tage haben".
Der andre sprach: „Nimm dieses Gold und eile;
Wo nicht, so bist du morgen schon begraben".
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräun ich fortgezogen;
Der Weg ist wohl von einer halben Meile.
Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
Sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fernher tosten dumpf die Meereswogen.

Doch unſres Weges einz'ger ſichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn ſchnell durchs Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reiſe, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie ſprachen miteinander durch Geberden,
Drauf gaben ſie den Augen eine Hülle,
Wodurch ſie nur die innre Nacht vermehrten.
Ich wurde nun in meiner Seele ſtille,
Und wiederholte gläubig ſtets die Worte
Voll Troſt und Kraft: Herr, es geſcheh' dein Wille!
Und bald gelangt' ich zu dem ſtillen Orte,
Wohin ſo oft voll Andacht ich gegangen,
Und auf ein Zeichen öffnet ſich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet kenn' ich alle Schritte,
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.
Ich hört' Geräuſch, als wären's Menſchentritte,
Und leiſe Laute durch die Stille ſchweben,
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber ſchien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meiſter,
Und dachte: nun wird ſichs zum Ende geben.
So machte Furcht und Schrecken ſelbſt mich dreiſter,
Daß ich die Stimme herzhaft ſo erhoben:
„Seyd abgeſchiedne ihr, doch gute Geiſter,
Die Gott den Herrn und Jeſum Chriſtum loben,
So ſprecht, was treibt euch noch zurückzukehren
In dieſe Welt von jener Welt dort oben?
Doch ſeyd ihr nicht aus jenen ſel'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch alſo zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieſes Orts zu ſtören?"

Doch hört' ich, kaum war dieß vergönnt zu sprechen,
Ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.
Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den priesterlichen Segen;
Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
Zwar schön, doch bleich, als käm' sie aus dem Grab,
Der Jüngling in der ersten Blüth' der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen.
Es waren eigne seltsame Gesichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.
Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als sonderbare Klänge,
Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.
Und als verstummten Orgel und Gesänge,
An Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen sich die Menge,
Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn immer schauen —
Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.
Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblasse Hand,
Um sie dem schönen Jüngling anzutrauen.

Wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand,
Als ihre Hand zu seiner sich gewendet?
Und warum knüpft' ich solch unselig Band?
Kaum war der letzte Segensspruch vollendet
(In griech'scher Zunge, wie man mir befohlen),
So wurden mir die Augen neu verblendet,
Woraus sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
So schied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen sie ein Crucifix sich holen,
Auf das ich mußt' mit heller Stimm' und laut
Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dieß war mir noch die härteste der Proben,
Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.
Nun frei, löst' ich sogleich mich von den Banden,
So mir die Augen starr und fest umzogen,
Die sich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
Sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
Und näher brausten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch schwacher Flimmer,
Doch bald drauf sah ichs dunkel drinnen werden,
Und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.
So legt', ermüdet von der Nacht Beschwerden,
Kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schaur und kaltes Fieber,
In allen Gliedern schien es mich zu packen,
Ich sah noch einmal in die Nacht hinüber,

Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als säße Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder,
Doch früh am Morgen riß es mich empor.
Nicht Ruh noch Rast für die zerschlagnen Glieder!
Noch eh' die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.
Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel,
Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume.
Es legte sich der Sinne wild Getümmel.
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume.
War es des heitern Morgens frische Kühle,
Die alte Still' in diesem heil'gen Raume,
War es der Trost der himmlischen Gefühle,
Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
In mancher Leiden schwerer banger Schwüle?
Mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen.
Aufs neue war das Herz dem Glauben offen,
Und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.
Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es stark im Hoffen,
So tief ist mir das Zutraun eingedrückt.
Ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —
Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden. —
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran so viele Qualen saugen,
Was hinderte dich damals abzusterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,

Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählich mich zerstören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?
Und so viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren!
Indeß der Tod schon meine Stunden zählet,
Und vor mich stellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.
O selig jeder, welchem sanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
In innrer Brust der Friede Gottes quillt!
Und diesen Frieden mußt' ich lange missen.
O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn,
Laß schlafen endlich, laß sich endlich brechen
Des Herzens Noth und des Gewissens Dorn.
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
Und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß diese Schrift zur fernen Zukunft sprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

Lied.

In meines Herzens Grunde,
Du heller Edelstein,
Funkelt all' Zeit und Stunde
Nur deines Namens Schein.

Erfreueſt mich im Bilde
Mit Spiel und leichtem Scherz,
Rührend ſo ſüß als milde
Mir an das wilde Herz.

Ueber Berge ſeh' ich ziehen
Dein' jugendlich' Geſtalt,
Doch, wie die Wolken fliehen,
Das Bild vorüberwallt;
Es führt mich fort durch Wieſen
Weit ab in Thales Grund,
Doch wenn ichs will genießen,
Zerfließet es zur Stund.

Ich will dich nicht umfaſſen,
Nur fliehe nicht von mir.
Das Bild kann ich nicht laſſen,
Noch läßt es auch von mir.
Bei dir nur iſt gut wohnen,
Drum ziehe mich zu dir.
Endlich muß ſich doch lohnen
Schmerz, Sehnſucht und Begier.

Bringt jeder Tagesſchimmer
Doch neuer Hoffnung Schein,
Und ſchreibt uns beid' noch immer
Ins Buch des Lebens ein.
Drum laß mich vor dir grünen,
Und leben froh und frei.
Gerne will ich dir dienen,
Daß treu dein Herze ſey.

Thier und Pflanze.

Kurz nur iſt das Verweilen des Frühlinges, Himmel und Erde,
Eurer Vermählung Zeit, kurz die Berührung des Lichts.
Pflanze, du Erd'entſproßne, warum ſo ſtrebſt du mit deinen
Faden und Blüthen empor? Pflanze, dir iſt es bewußt.
Dich verknüpfet der Sonn' und dem Reiche des Lichts das Geſchlecht nur;
Anders verhält ſich das Thier, anders verhält ſich der Menſch,
Welcher, Sonnengeboren, nur durch das Geſchlecht in der Erde
Wurzelnd, den Himmel dadurch zaubert zur Erde herab.
Durch die ganze Natur wohnt zeugende Kraft nur im Manne.
Dir, du zärtlich Geſchlecht, gab ſie das Pflanzengeſchäft,
Auszubilden durch Sproſſen den Sonnenſchößling von innen,
Welchen mit Liebe der Mann impft auf den herrlichen Grund.
Pflanzennatur auch gab ſie dem Weib: ich nenn' es die Pflanze
Unter den Thieren, den Mann unter den Thieren das Thier.
Zarter iſt Liebe des Weibs, nothwendiger, ſtiller, auch kürzer;
Thieriſcher, freier, allein daurender liebt auch der Mann.

Lebenskunſt.

1802.

Die goldnen Lehren hört aus treuem Munde;
Wie ſie ein Gott mir ſelbſt hat eingegeben,
Empfangt von mir des Lebens ſichre Kunde.
Zum Leben ward uns ſelber nur das Leben:
Drum muß der Menſch, will er ſich was erwerben,
Vom Leben ſelbſt zu leben ſich beſtreben.

Das Leben nur schützt uns vor Hungersterben,
Vom Leben nährt sich Leben parasitisch,
Und Leben ohne Leben müßt' verderben.
Ist's leider gleich nicht immer sybaritisch,
So ist es doch, um sich das Maul zu stopfen,
Und wächst und sproßt so leidlich fort dendritisch.
Auf Leben muß man neues Leben pfropfen,
Wer Leben nicht aus Leben weiß zu pressen,
Verliert durchs Leben selbst nur Malz und Hopfen.
Das Leben soll im Leben sich vergessen,
Die Dummen nur bekümmern sich mit Sorgen:
Was werd' ich trinken, und was werd' ich essen?
Die Schuld von Gestern zahlt das Heut' an Morgen,
Heut' lebt von Gestern, Morgen lebt von Heute,
Sich von sich selbst muß Leben Leben borgen . .
Versteht es nicht im Sinn gemeiner Leute;
Arbeitend heut', um morgen nicht zu darben,
Verlieren sie des Lebens wahre Beute.
Umsonst daß in den allerschönsten Farben
Des Müssigganges edle Blume blühet,
Sie binden nur im Schweiß des Lebens Garben,
Indeß die Frucht vor ihrem Mund entfliehet,
Der Duft verhaucht vom edlen Lebensmoste,
Der rings herum in vollen Bechern glühet.
Vom Leben lebt das Leben, nicht vom Roste
Der Arbeit, der das Leben selbst erstickt:
Die solches lehren, sind nicht wohl bei Troste.

An Dante. [1]

1802.

Erst stiegst du furchtsam in die ew'gen Tiefen,
Ins Land der Nacht, die nie gesehnen Orte,
Zu schauen, wo die alten Geister schliefen.
Das Herz erbebte zwar dem furchtbar'n Worte:
Die ihr hier eingeht, laßt die Hoffnung sterben,
Doch gingst du vorwärts durch die grause Pforte.
Dann durch den Zwang der Höll' und das Verderben
Der Seelen und die schrecklichen Gesichte
Drangst du, den höchsten Sieg dir zu erwerben,
Nicht durch das Thor der göttlichen Gerichte,
Das ewig ist und keinem überwunden,
Durchs Herz der Erde selbst zum ew'gen Lichte [2].

Metrische Uebersetzung aus Dantes göttlicher Komödie.

1802.

Inschrift am Eingang der Hölle.

Ich bin der Weg zur wehevollen Stadt,
Ich bin der Weg ins Reich der ew'gen Schmerzen,
Ich bin der Weg zu den verlornen Seelen;
Gerechtigkeit bewog den, der mich schuf,

[1] Dieses Sonett stand im Manuscript der Philosophie der Kunst am Ende des Abschnittes über Dantes Divina Comedia. Unter demselben war beigeschrieben: Reliqua desiderantur, woraus zu schließen ist, daß es der Anfang eines größeren Gedichts oder einer Reihe von Sonetten war, von denen übrigens nichts vorhanden ist. D. H.

[2] Vgl. zu der letzten Zeile den Aufsatz über Dante in dem Kritischen Journal der Philosophie (Band V, S. 152 ff.).

Es machte mich die Kraft des ew'gen Willens,
Die höchste Weisheit und die erste Liebe.
Vor mir war nichts von den erschaffnen Dingen,
Nur ew'ge waren, und ich selbst bin ewig,
Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht.

Paradiso II.

Ihr, die auf leichter Barke schwankend zoget,
Voll von des Hörens lockenden Gelüsten
Dem Kiele nach, der singend vor euch woget,
O kehrt zurück, zu suchen eure Küsten,
Vertraut dem Meere nicht, daß meine Spuren
Verlierend, ihr verirrt in seinen Wüsten.
Nie schnitt ein Schiff durch dieses Wassers Fluren,
Minerva weht, es leitet mich Apoll,
Und neue Musen zeigen mir Arkturen,
Ihr andern wen'gen, die zu Zeiten wohl
Das Haupt erhoben zu der Engel Speise,
Wovon man lebt, doch nimmer dessen voll,
Wagt euer Schifflein folgend meinem Gleise
Durchs tiefe Salz, und hinter jenen Wogen,
Die wiederkehren stets auf gleiche Weise.
Die Ruhmbedeckten, die nach Kolchos flogen,
Erstaunten so nicht, als sie sich verkehren
Zum Pflüger sah'n, den, dem sie nachgezogen.
Das anerschaffne stete Grundbegehren
Des gottgestalten Reiches trug uns schier
Empor so schnell, als ist der Lauf der Sphären.
Beatrix sah nach oben, ich nach ihr;
Vielleicht in so viel Zeit, als los sich schläget
Ein Pfeil vom Bogen, kam ich hin, wo mir

Ein wunderbares Ding den Sinn erreget.
Worauf gewandt zu mir aus naher Ferne
Sie, die nichts flieht was mir den Geist beweget,
So schön als froh: „Willig erheb' und gerne",
Mir zuruft, „dankbar'n Sinn zur ew'gen Güte,
Die uns verbunden hat dem ersten Sterne".
Mir war es, als ob eine Wolke glühte,
Glanzvoll, dicht, fest und glatt um uns ergossen,
Dem Demant ähnlich, den das Licht durchsprühte.
Die ew'ge Perle hat sich uns erschlossen
Und nahm uns auf, so wie man sieht das Licht
Durch ungetrenntes Wasser gehn und sprossen.
War ich ein Körper, und begreift sich nicht,
Wie eine Dimension die andre trägt,
Wenn Körper sich durch Körper drängt und bricht:
So werde nur uns höh'rer Durst erregt,
Zu schaun das Zeichen, welches uns belehret,
Wie menschliche Natur Gott in sich hegt.
Hier wird man *sehn*, was *Glauben* sonst gewähret,
Nicht durch Beweis, nein gleich dem ersten Wahren
Des Menschen, einzig durch sich selbst bewähret.
Den Dank will ich andächtiglich bewahren,
Sprach ich, o selig Bild, dem, dessen Willen
Mich zog von Dingen, welche sterblich waren.
Doch sage, welche dunkle Flecken hüllen
Sich um den Körper, wegen deren viele
Mit Fabeln sich von Kain die Neugier stillen.
Drauf lächelnd sie: Wenn von dem rechten Ziele
Abirren jene, wo der Wahrheit Siegel
Die Sinne nicht eröffnen, lern' und fühle;
Daß, weil Vernunft hat kurzbeschnittne Flügel,
Den Sinnen nachzufliegen, du mit nichten
Dir schießen lässest der Verwundrung Zügel,

Doch was du selber denkst, wollst mir berichten.
Drauf ich: Was unten so verschieden blinket
Machen die Körper so die dünn als dichten.
Dann jene: Was dir jetzund so bedünket,
Will ich dir zeigen alsbald dergestalten,
Daß es vor dir ins Meer des Irrthums sinket.
Ihr sehet in der achten Sphäre walten
Der Lichter viele, die durch Größ' und Art
Verschieden sich und mannichfach entfalten,
Wär' aller Unterschied nur Dünn und Hart,
So wär' es Eine Kraft nur, die sich spaltet,
Hier stark, dort schwach, hier grob, dort wieder zart.
Allein Natur, die mit den Kräften schaltet,
Nimmt sie als Früchte von verschiednen Bäumen
Formaler Gründe, die sie nie entstaltet.
Wär' des verschiednen Lichts in jenen Räumen
Ursache, wie du meinst, das Dünn und Dichte,
So müßtest du von zweien eins mir räumen,
Entweder, daß sich Dünn und Dichtes schichte
Abwechselnd, oder daß an jenen Stellen
Gleichförmig sich die ganze Masse lichte.
Wär' wahr das Zweite, müßte es erhellen
Bei Finsterniß der Sonne, wie wir sehn
Das Licht auch sonst durch andres Dünnes quellen.
Nun siehest du doch dieses nie geschehn,
Drum, kann ich dir das Erste widerlegen,
So siehst du deine Meinung ganz zergehn.
Wär' jenes wahr, so fänd' auf seinen Wegen
Das Licht ein Ziel und käm' aufs neu zurücke
Von dem, was seinem Laufe steht entgegen,
So wie die Farbe widerstrahlt dem Blicke
Das Glas, dem Blei den Rücken überziehet;
Allein schon lahm hast du noch eine Krücke.

Denn daß man doch die Stelle dunkel siehet
Hat, wirst du sagen, seinen Grund darinnen,
Daß weit zurück der Strahl erst rückwärts fliehet.
Allein nun richte einmal deine Sinnen
Auf die Erfahrung, jene einz'ge Quelle,
Von welcher eurer Künste Bäche rinnen.
Drei Spiegel nimm, und zwei derselben stelle
Gleich weit von dir, doch ferner noch, ich bitte
Finde der dritte deiner Augen Helle,
Und hinter dir, in aller dreier Mitte,
Steh' dir ein Licht, so jene Spiegel zünde,
Das widerstrahlt der erste, zweite, dritte,
Setz', daß das fern're Bild sich engerründe,
So wirst du nie doch sehn, was du geschlossen,
Daß es den Weg zu deinem Aug' nicht fünde.
Doch jetzt, wie von des Sonnenlichts Geschossen
Die Erd' nicht ändert Frischheit noch Gesicht,
Befreit des Schnees, der über ihr zerflossen,
Soll solch ein mächt'ger Strahl und Strom von Licht
Den irrthumfreien Geist in dir entzünden,
Daß er sich dir im Auge zitternd bricht.
Drin in des ew'gen Friedens stillen Gründen
Wälzt sich ein Körper, worin alle Macht
Der Ding' und ihre Kräfte sich verbünden.
Der zweite Himmel nach ihm, welcher lacht
Aus so viel Augen, theilt, aufs neu genesen
Von vielen Dingen, jenes Himmels Pracht.
Die weitern Kreise haben auserlesen
Ein jeder sich die Kräfte, die ihm frommen,
Und theilen sie nach Zwecken aus und Wesen.
Du siehst der Welt Organe gehn und kommen
Von Grad zu Grad, wie sie nach unten wirken
Mit dem, was sie von oben sich genommen.

Im Schwung von jenen heiligen Bezirken
Muß, wie des Künstlers Feu'r in seinen Werken,
Noch wehen der Beweger selig Wirken.
Der hohe Sinn, deß unerforschte Stärke
Den Himmel lenkt, prägt in ihm aus sein Bild
Und drückt's ihm auf, daß man sein Siegel merke,
Und wie die Seel' in euerm Staube quillt,
Absondernd sich in vielgestalte Glieder,
In die verschiedne Kräfte sie gehüllt,
So die Intelligenz, die auf und nieder
Durch Sterne streut die Gunst, die sie regieret,
Doch immer kreißt in ihre Einheit wieder.
Verschiedne Kraft verschiedentlich formiret
Die kostbare Materie, die sie wählet
Und die sie, wie das Leben euch, legiret.
Kraft der Natur, von welcher sie beseelet,
Strahlt, wie die Freude durch belebtes Auge,
Die Kraft durch Körper, denen sie vermählet.
Nicht, daß das Licht in Dünn und Dichtes tauche
Abwechselnd, macht das Helle oder Dunkle,
Nur von des bildenden Principes Hauche
Kommt's, daß der Körper trüb sey oder funkle.

Sonett.

(Uebersetzung aus Petrarca II, 62)

1803.

Es kommt mir ins Gemüth — vielmehr vergehen
Kann nie, was Lethe selbst nicht tilgt; — ihr Bilde,
Wie ich sie sah auf blüh'ndem Lenzgefilde
In ihres Sternes Strahlen leuchtend stehen.

So ganz erſchien ſie mir beim erſten Sehen,
Schön, ſtill, in ſich gekehrt, ſo gleicher Milde,
Daß ich, „ſie iſt es ſelbſt“, ganz ein mir bilde
„Sie lebt noch“, und um Rede ſie muß flehen.

Bald gibt und bald verweigert ſie mir Kunde,
Ich, wie ein Menſch, der irrt, ſich dann verwundert,
Spreche zum Herzen: „Herz, du biſt im Fehle:

Du weißt, vierzig und acht nach dreizehnhundert,
Am ſechsten Tag Aprils zur erſten Stunde
Schied aus dem Leibe dieſe ſel'ge Seele“.

Das himmliſche Bild [1].

Die ſtarre Bruſt der Erde liegt verſchloſſen,
Erſtorben ſcheint uns jedes äußre Glück,
Der Zauber nur, der aus uns ſelbſt gefloſſen,
Kehrt kräft'ger jetzt in ſeinen Quell zurück,
So manche Blüth', die unſrer Lieb' entſproſſen,
Verklärt ſich vor der innren Sonne Blick,
So, daß getäuſcht von ihrem heitern Bilde
Uns ſanft umfließt des ſchönren Himmels Milde,

Nach der ein jedes liebend Herz ſich reget;
Gar wen'gen zwar iſt dieſes Glück beſcheert,
Denn in das Herz, wo Liebe ſich beweget,
Das dieſes Feu'r in heil'ger Stille nährt,

[1] Dieſe Ueberſchrift wurde dem Gedicht erſt gegeben, im Original hat es keine; die Zeit der Abfaſſung fällt vermuthlich in die Jahre 1807—1811. D. H.

Ist jede Gabe der Natur geleget,
Der kühnste Wunsch ist ihm gewährt,
Das Herrlichste, was viele nie empfunden,
Ist ihm voraus zum Lebenskranz gewunden.

Denn herrlich ist nur, was mit uns geboren,
Aus freier Hand wird Göttliches verliehn,
Die meisten sind von Anbeginn verloren
Und müssen unbegabt der Erd' entfliehn.
Doch wen das Schicksal Einmal auserkoren,
Ihn aus der Nacht ans ew'ge Licht zu ziehn,
Den hebt es früh empor aus dem Getümmel
Und öffnet über seinem Haupt den Himmel.

Herab vom Sitz der ungebornen Liebe
Trifft ihn ein Strahl und öffnet seine Brust
Dem heil'gen Feuer und dem ew'gen Triebe,
Den höchsten Schmerzen und der höchsten Lust;
Daß nichts vom Himmel ungeschenkt ihm bliebe,
Läßt auf den Glücklichen, ihm unbewußt,
Auf goldner Wolken thauigem Gefieder
Die Kraft der Dichtung segnend sich hernieder.

Denn wie das Feu'r nur stark ist zum Entzünden
Und nicht aus eigner innrer Kraft sich nährt,
Muß Liebe sich mit Schöpferkraft verbünden,
Eh' sie in eigner Flamme sich verzehrt.
Die ew'ge Liebe kann nur der verkünden,
Dem sie aus sich die Dichtungskraft gewährt,
Denn sie, die ewig schaffet und vernichtet,
Hat auch die Welt von Ewigkeit gedichtet.

Darum vernimm, du Leben meines Lebens,
Was ich im innern Heiligthum vernommen:
„Umsonst hat mit der ersten Kraft des Strebens
Der Funke nicht in deiner Brust geglommen,
Noch ist der Liebe heil'ges Glück vergebens
Vom Himmel selbst auf dich herabgekommen.
Zu solchem Gipfel hat die Kraft von oben
Aus freier Huld, Unwürd'ger, dich erhoben,

„Damit zu Höherem sich sollte schwingen
Die Kraft, die sie in deiner Brust genährt;
Dem Menschen, welchem Großes soll gelingen,
Wird Großes schon als frei Geschenk beschеert;
Gar viele Stufen muß er überspringen,
Damit er das Unmögliche begehrt,
Zum Himmel dringt von Sonnendurst beflügelt,
Herabsteigt, und die ew'ge Nacht entsiegelt.

„Des unbegriffnen Zaubers Kraft zu lösen,
Der uns gebannt hier und gefesselt hält,
Verlangt' wohl manches der gebornen Wesen,
Doch keines ist, dem dieses Wort gefällt:
„„Den letzten Grund des anfanglosen Bösen
Erkennt nur, wer zum Abgrund sich gesellt,
Den Grund des Guten mag nur der erreichen,
Der es gewagt, zum Quell des Lichts zu steigen"".

„Drum ziemt es dir, daß du mit Kraft dich stählest,
Daß in Gefahr das Herz dir nicht erbangt,
Da du zum Ziel das Höchste dir erwählest,
Wonach vergebens Tausende verlangt.

Damit du nicht des rechten Wegs verfehlest,
Schau auf den Stern, der dir in Osten prangt,
Was du durch eigne Kraft nicht magst erringen,
Soll durch die Kraft der Liebe dir gelingen".

So eile dann auf nie gebahnten Stegen,
Du himmlisch Bild, dem Zagenden voran,
Bezeichnend ihm auf goldnen Sonnenwegen
Zur ew'gen Wahrheit die gewagte Bahn.
Ein Bote komm' ihm in der Nacht entgegen
Mit Glorie des Himmels angethan.
Und wenn du siehst, daß ihm die Kräfte fallen,
So laß das feur'ge Zeichen niederwallen,

Das ihm voll Hoffnung damals schon gewunken,
Als hoffnungslos und fern er Dich geliebt.
Siehst du die Kraft noch tiefer ihm gesunken,
So ruf' ins Herz ihm: Du hast mich geliebt;
Erstirbt in ihm des Muthes letzter Funken,
So sprich zu ihm: ich habe Dich geliebt.
In diesen Worten liegt das höchste Leben,
Zur letzten Höh' den Flug emporzuheben.

Als in der ersten, frühen Weihestunde
Aus freiem Trieb das Heil'gre ich erwählt,
Hat auch ein Gott zu ewigschönem Bunde
Auf ewig dich mit meinem Geist vermählt;
Wenn auch von unsrer Lieb' die süße Kunde
Kein weiches Lied der künft'gen Welt erzählt,
Doch wird aus des Gedichtes dunklen Chiffern
Sie das Geheimniß unsrer Lieb' entziffern.

Was sorgsam wir dem Aug' der Welt verborgen,
Das Glück, das nur die Unsichtbaren sehn,
Wird an des künft'gen Tages schönem Morgen
Aus dem Geheimniß glorreich auferstehn.
Begierig seh' ich späte Zeiten horchen
Der Melodie, die nimmer kann vergehn,
Denn mit des Weltalls ew'gen Harmonien
Wird dieses Lied zur fernen Nachwelt ziehen.

An die Geliebte. [1]

24. Dec. 1812.

Lange lag die verschwiegene Sphinx vor den traulichen Briefen,
Ruhig gestreckt, wie sie einst lag vor dem Tempelgebäu.
Jetzt sind eröffnet die Briefe, und jedermann liest das Geheimniß,
Jedermann weiß, daß wir innig und ewig vereint.
Glückliche Zeiten der Liebe; das schön entflohne Geheimniß
Deute nun weniger ernst dir die geflügelte Sphinx.
Doch erblickst du das Rad, das unter der Tatze sich wendet,
Deut' es mir schalkheitsvoll nicht auf Veränderlichkeit,
Deut' es auf innerer Liebe Beständigkeit, selige Ruhe
In der Bewegung der Welt, unter dem Wechsel der Zeit.

[1] Das Petschaft, dessen sich Schelling bediente, stellte eine Sphinx vor, die ein Rad unter der rechten Tatze hält. D. H.

Auf die Kapelle an der Stelle des Wittelsbacher Schlosses.

1831.

Schau her, o Volk! nach diesem Hort,
Es steht dieß Mal am selben Ort,
Wo deines Königs Haus entsproß
Aus altem Wittelsbacher Schloß.
Fürsten kühn, weise, tapfer und auch milde
Gingen hervor aus dieser Wilde,
Seit Baiern ward, die schöne Braut,
Otto dem Großen angetraut.
Doch drauf an die sechshundert Jahr
Des Berges Schloß verödet war;
Nun schaut, erbaut von Königshand,
Die Kirche weit hinaus ins Land
Und ruft den fernen Wandrer an:
Wandl' immer fort so deine Bahn,
Wohin du gehst, herrscht weit und breit
Der Wittelsbacher Herrlichkeit;
Allstets ist Gottes Auge wach
Ueber dem Stamm von Wittelsbach.

Karlsbad.

Aus der Erde Jugendgluthen
Stammen Sprudels heiße Fluthen,
Wen sie wieder ausgebrütet,
Ist an Leib und Seel' behütet.

In ein Album.

1840.

Unendlich's, das man gerne wüßt',
Nur wenig, das man wissen müßt',
Doch um das Wen'ge recht zu wissen,
Ist man des Vielen auch beflissen,
Verliert am Ende gar die Spur [1]
Im sinnlos Weiten der Natur.
Wie groß wird einst die Freude seyn,
Ist alles wieder eng und klein!

[1] Andere Lesart:

Sey man des Allen auch beflissen,
Verlierst du nur nicht gar die Spur.

In ein Stammbuch.

Die Sängerin, die mit der Seele singt,
In jedes Tiefste der Empfindung dringt,
Des Dichters Wort mit geist'gem Hauch beseelt,
Aufschließend selber, was er uns verhehlt,
Die niemand, welcher sie gehört, vergißt,
Gedenke meiner, wenn sie dieses liest.

Aus dem Tagebuch.

Der ist beglückt, der seyn darf was er ist,
Der Bahn und Ziel nach eignem Auge mißt.

GTU Library
3 2400 00265 3776

45306

B
2853
A2
1927
Suppl.
v.4

Schellings Werke / F. W. Schelling

DATE	ISSUED TO
	CBBD
NOV 1 2 1992	FEB 1 1 1993

GAYLORD 40

B2853
A2
1927
Suppl.
v.4

45306